This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

III, 39 y

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

WILHELM GRAF VON REDERN

Königl. P. Kammerherr, Gener. Intendant der Königl. Schauspiele und Ritter mehrerer hohen Orden.

160

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Frühe~~r fortgesetzt~~
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Flörke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und sechzigster Theil,
welcher die Artikel Sprache bis Sprache (poetische) enthält.
Mit einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1834.
In der Paulischen Buchhandlung.
(L. W. Krause.)
(Pränumerations-Preis 3 Rthlr. Ladenpreis 4½ Rthlr.)

AE27
K8
v.160
dfnb

S. S.

Sprache und Sprachkunſt (Fortſetzung des im vorigen Bande abgebrochenen Artikels). Wenn man über die Aehnlichkeit, die in der Wortfügung faſt aller Sprachen herrſcht, und jene tiefe und feine Logik, worauf ſie ſich gründen, nachdenkt, ſo ſtößt man hier überall auf ſo große Schwierigkeiten, daß Einem gleichſam der Glauben gegeben wird, der Stamm aller Sprachen ſey göttlichen Urſprungs, und in der Bibel, im erſten Buche Moſes, Kap. 11, wird auch von einer Stammſprache geredet, woraus bei Unterbrechung des Stadt- und Thurmbaues Babel durch die Sprachverwirrung die verſchiedenen Sprachen entſtanden ſind. Hier würde alſo, nach Moſe, nicht nur die Stammſprache, ſondern auch die davon abſtammenden göttlichen Urſprungs ſeyn. Geſetzt auch, die Sprache ſey göttlichen Urſprungs, ſo läßt ſich doch nicht annehmen, daß dem Menſchen auf einmal ein vollſtändiges Sprachſyſtem mitgetheilt ſey, weit natürlicher iſt es zu glauben, daß Gott die Stammeltern des geſammten Menſchengeſchlechtes bloß eine ſolche Sprache ge-

lehrt habe, als ſich für ihre damalige Umſtände ſchickte, und er es ihnen hier, wie in andern Stücken, überlaſſen habe, ſie nach Erforderniß ihrer nachherigen Bedürfniſſe zu verbeſſern und zu erweitern. Die erſten Elemente der Stammſprache müſſen daher dürftig und eingeſchränkt geweſen ſeyn, und ſo bleibt dem Forſcher hier eine völlige Freiheit zu unterſuchen, auf welche Art und mit welchen Fortſchritten die Sprache zu dem Grade der Vollkommenheit bei kultivirten Nationen gelangt iſt, worin wir ſie jetzt antreffen. Die Geſchichte dieſes Fortganges ſoll nun hier vorzüglich nach dem Dr. Blair*) und nach der Unterſuchung von andern ſcharfſinnigen Gelehrten kurz entworfen werden. — In der erſten Zeitperiode der Sprache, die hier angenommen werden ſoll, gab es noch keine Wörter, noch keine Bezeichnung der Gegenſtände durch Worte; die einzigen Hülfsmittel, die dem Menſchen übrig blieben, um ſich verſtändlich zu machen, um ſeine Gefühle einem Andern mitzutheilen, war wohl ein leidenſchaftliches Geſchrei, eine Art Thierſprache, begleitet durch Geberden und Bewegungen, alſo eine Tonſprache mit der Geberden- und einer Art Zeichenſprache vereiniget, wie es in Hinſicht der Letztern mit den Taubſtummen der Fall iſt, um die Bedürfniſſe, Gefahren und Leidenſchaften auszudrücken; denn dieſes ſind die einzigen, welche die Natur alle Menſchen lehrt, und die auch von allen verſtanden werden. Wenn z. B. Einer den Andern an einen Ort gehen ſah, wo er ſelbſt erſchreckt oder in Gefahr geweſen war, und ihn vor dieſer Gefahr warnen wollte, ſo hatte er dazu kein anderes Mittel, als ein Geſchrei zu erheben, und dabei die Geberden zu machen, welche Zeichen der Furcht ſind, gerade ſo, wie ſich noch jetzt zwei Menſchen einander verſtändlich zu machen ſuchen, die zwei verſchie-

*) Lectures on Rhetoric and belles Lettres. London.

dene Sprachen reden, alſo ſich einander durch die Sprache nicht verſtändigen können, ſondern nur durch einzelne Töne und Geberden, wie bei den ſchon oben erwähnten Taubſtummen. Die erſten Sprachtöne waren daher bloße Ausrufungen, Exclamationen, welche bei den Sprachlehrern Interjectionen heißen; es waren ſtarke und mit Leidenſchaftlichkeit herausgeſtoßene Töne, wie: ah! ha! ach! o! weh! juch! pfui! he! ꝛc. Dieſe erſten Elemente oder Verſuche der Sprache wurden nun dadurch vervollkommnet, daß man die Interjectionen zuſammenſetzte, verband, wie z. B. juchhe oder juchhey! ahha! auweh! holla! ꝛc. Dieſes waren nun die erſten Verſuche Sylben zu bilden und zuſammenzuſetzen. Als man nun anfing den Gegenſtänden gewiſſe Benennungen zu geben, ſo ahmte man wahrſcheinlich den Schall oder Klang, oder überhaupt ſonſt die Eigenſchaft des zu bezeichnenden, oder vielmehr zu benennenden Gegenſtandes nach. So brauchte man z. B. beim erſten Anfange der Sprache zur Benennung desjenigen, was hart oder rauſchend war, auch einen harten oder rauſchenden Ton, um in dem Zuhörer die Vorſtellung von der zu bezeichnenden Sache zu erregen; denn man kann nicht annehmen, daß man auf eine völlig willkührliche Art Wörter erfunden, oder Gegenſtände ohne allen Grund und Urſache benannt habe; denn dieſes hieße eine Wirkung ohne Urſache annehmen. Es muß daher allemal ein Bewegungsgrund dageweſen ſeyn, der die Wahl des einen Wortes mehr als des andern anrieth, und es läßt ſich kein Bewegungsgrund denken, der allgemeiner auf die Menſchen bei den erſten Sprachbeſtrebungen wirken konnte, als das Beſtreben, durch Hülfe der Sprache die Gegenſtände, die man kannte, zu malen, ſie charakteriſch darzuſtellen, jedoch mehr oder minder vollkommen, nachdem die Sprachwerkzeuge im Stande waren, dieſe Nachahmungen hervorzubringen. So oft

man Gegegenſtände zu benennen hatte, bei welchen Schall, Geräuſch oder Bewegung im Spiele waren, ſo oft war auch die Nachahmung durch Worte ſehr leicht. Nichts war natürlicher, als durch den Ton der Stimme die Art des Tons oder Schalls nachzuahmen, welche irgend ein äußerer Gegenſtand von ſich gab, um ſeine Benennung darnach zu bilden. So finden wir in allen Sprachen eine Menge von Wörtern, die offenbar auf dieſe Art gebildet worden ſind. So z. B. haben in der Deutſchen Sprache der Kukuk oder Guckguck und der Fink ihre Namen von den Tönen, die ſie hören laſſen, eben ſo die Krähe und der Rabe. So ſagt man ferner: der Wind pfeift, heult, brauſt; die Schlange ziſcht; die Fliege ſummt; fallendes Bauholz kracht; der Strom fließt, rauſcht; der Hagel raſſelt; hier iſt die Aehnlichkeit zwiſchen dem Worte und der bezeichneten Sache leicht zu entdecken; es iſt eine Nachahmung, nach den Geſetzen der Verwandſchaft, durch die ſchaffende Einbildungskraft erzeugt. Durch die öftere Uebung in ſolchem Bezeichnen überzeugte ſich der Menſch, daß er durch Laute, vermöge ſeiner vollendet ausgebildeten Sprachwerkzeuge, bezeichnen könne, und ſo fing er an auch nicht hörbare Gegenſtände zu bezeichnen; eben ſo leiteten ihn die natürlichen Töne der Dinge zur Unterſuchung von Gegenſtänden und deren Eigenſchaften, welche Letzteren er nun auch zu bezeichnen anfing. In den Benennungen der Gegenſtände, die bloß ins Auge fallen, und weder durch Geräuſch, noch Bewegung ſich bemerkbar machen; eben ſo in den Benennungen moraliſcher Begriffe, ſcheint die Aehnlichkeit zu fehlen, die man bei den eben angeführten Gegenſtänden zwiſchen der Bezeichnung und dem Bezeichneten findet. Viele Gelehrte glauben indeß, daß ſie zwar in ſolchen Fällen minder auffallend, aber doch nicht ganz verloren gegangen ſey, und daß man in den

Wurzelwörtern aller Sprachen noch Spuren eines gewissen Grades von Uebereinstimmung mit der bezeichneten Sache finde. In Ansehung der moralischen und intellektuellen Begriffe bemerken sie, daß in jeder Sprache die sie bezeichnenden Ausdrücke von den Benennungen sinnlicher Objekte hergenommen sind, denen man sie sich ähnlich denkt; und in Ansehung der bloß sichtbaren sinnlichen Gegenstände, bemerken sie, daß ihre hervorstechendsten Eigenschaften gewisse Wurzeltöne haben, die in vielen Sprachen ihrer Bezeichnung eigenthümlich sind. Nach ihrer Meinung sollen z. B. Flüssigkeit, Aushöhlung, Glätte, Weichheit, Heftigkeit ꝛc. durch den Schall gewisser Buchstaben oder Sylben gezeichnet werden, die eine gewisse Beziehung auf diese verschiedenen Beschaffenheiten sichtbarer Gegenstände haben; in Rücksicht auf eine gewisse dunkle Gleichheit, welche die Sprachwerkzeuge mit solchen äußeren Beschaffenheiten anzunehmen fähig sind. Durch diesen natürlichen Mechanismus sollen, nach ihrer Meinung, anfangs alle Sprachen gebildet und die Wurzeln ihrer Hauptwörter entstanden seyn. In so weit nun diese Hypothese auf Wahrheit gegründet ist, scheint die Sprache in ihrem ersten Ursprunge nicht gänzlich willkührlich zu seyn. Unter den alten stoischen und platonischen Weltweisen war es eine sehr gewöhnliche Streitfrage: Utrum nomina rerum sint natura, an impositione? Φύσει ἢ θέσει, das ist, ob die Wörter bloß verabredete Zeichen wären, von deren Ursprung sich weiter kein Grund angeben ließe, außer dem Gutdünken der ersten Spracherfinder? oder ob es in der Natur eine gewisse Grundursache gebe? Die Anhänger des Plato oder die Platonischen Schüler behaupteten diese letztere Meinung *). Dieser

*) Plato, in Cratylo. — — „Nomina verbaque non posita fortuito, sed quadam vi et ratione naturae facta esse. P. Nigidius in grammaticis commentariis docet; rem sane in philo-

Grundſatz läßt ſich indeſſen von einer natürlichen Verwandſchaft zwiſchen Wörtern und Gegenſtänden bloß auf die Sprache in ihrem einfachſten und urſprünglichſten Zuſtande anwenden; denn wenn ſich gleich in jeder Sprache einige Spuren davon, wie oben in unſerer, der Deutſchen, Sprache, gezeigt worden, auffinden laſſen, ſo würde es doch eine vergebliche Mühe ſeyn, ſolche durchgehends in dem ganzen Baue irgend einer neuern Sprache aufſuchen zu wollen; denn längſt ſind die meiſten Grundzüge einer Sprache aus ihrer Entſtehungsperiode verwiſcht; denn ſo wie die Wörter an Zahl bei jeder Nation zunehmen, und das unermeßliche Feld der Sprache angebauet wird, ſo gehen auch die Wörter durch tauſend willkührliche und regelloſe Wege der Ableitung und Zuſammenſetzung ſehr weit von der urſprünglichen Beſchaffenheit ihrer Wurzeln ab, und verlieren alle Analogie oder Aehnlichkeit des Schalls mit den bezeichneten Gegenſtänden. Es ſind nicht mehr die Originaltöne, ſondern künſtlich nachgeahmte, die an ſich nichts ſagend; es ſind nicht mehr Bilder oder Zeichen der Natur, ſondern willkührliche Sinnbilder, die ſich bei aller Mühe, irgend eine Deutung auf die Natur herauszufinden, in nichts ihre Bezeichnung Betreffendes auflöſen. So viel iſt indeſſen

---

sophiae dissertationibus celebrem. In eam rem multa argumenta dicit, cur videri possint verba esse naturalia, magis, quam arbitraria. Vos, inquit, cum dicimus, motu quodam oris conveniente cum ipsius verbi demonstratione utimur, et labias sensim primores emovemus, ac spiritum atque animam porro versum, et ad eos, quibus cum sermocinamur, intendimus. At contra cum dicimus, Nos, neque profuso intentoque flatu vocis, neque projectis labiis pronunciamus; sed et spiritum et labias quasi intra nosmet ipsos coërcemus. Hoc fit idem et in eo quod dicimus, tu, et ego, et mihi, et tibi. Nam sicuti cum adnuimus et abnuimus, motus quidem ille vel capitis, vel oculorum, a natura rei, quam significat; non abhorret; ita in his vocibus quasi gestus quidam oris et spiritus naturalis est. Eadem ratio est in graecis, quoque vocibus, quam esse in nostris animadvertibus i. A. Gellius N. a. L. X. c. 4.

gewiß, daß die Sprache, je weiter wir bis zu ihrem Urſprunge unter den Menſchen hinaufſteigen, immer mehr von dem natürlichen Ausdrucke an ſich habe, und da ſie ſich anfangs nur durch Nachahmung bilden konnte, ſo war ſie auch in ihrem erſten Zuſtande weit maleriſcher, weit mehr den Gegenſtand bezeichnend durch den Ton, dem ſie einen Namen gegeben; allein auch eben ſo unfruchtbar und, dem Umfange ihrer Wörter nach, weit eingeſchränkter als jetzt. Kieſewetter ſagt in ſeinem kurzen Abriſſe der Erfahrungsſeelenlehre*), S. 118. „Es iſt bemerkenswerth, daß die Menſchen Namen für nicht tönende Dinge erfunden haben, deren Laute eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den Eigenſchaften dieſer Dinge haben, dahin gehört im Deutſchen das weiche, ſanfte, aufſchwellende, rauhe, zackigte, glatte, holprigte für den Sinn des Taſtens; die grellen, brennenden, lieblichen, ſchmelzenden, ſchillernden Farben für das Auge; das herbe, ſaure, ſüße, pikante für den Geſchmack, und ſo auch in andern Sprachen; der Grund dieſer Erſcheinungen liegt wohl darin, daß die Empfindungen, wodurch uns die Anſchauung der ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge gegeben werden, wenn ſie einen gewiſſen Grad von Stärke erlangen, mit einem eigenthümlichen Gefühle verbunden ſind, welches ſich nun in der hörbaren Bezeichnung darſtellt, ſo daß der Laut mit dieſem Gefühle, und dadurch mit der Empfindung, wodurch die Anſchauung gegeben wurde, Aehnlichkeit erhält.“ — Dieſe Bezeichnung der Gegenſtände durch den Ton oder Schall und durch die Auffindung von Aehnlichkeiten im Gefühle, der Empfindung, kann man nun als den erſten Charakter einer ſich bildenden Grundſprache bei jedem unkultivirten Volke anſehen.

*) 2te Auflage. Berlin, 1814.

Der zweite Charakter der Sprache in ihrem urſprünglichen oder Urzuſtande, geht aus der Art hervor, wie die Menſchen anfangs die Worte ausſprachen oder hervorbrachten, die Aushauchung der Sprachtöne. Wie ſchon oben, S 3, angeführt worden, waren die Interjectionen die erſten Elemente der Sprache, wodurch ſich die Menſchen gegenſeitig ihre Empfindungen mittheilten; es war eine rohe oder unausgebildete Naturſprache, die ſelbſt dann noch blieb, als man Wörter oder Namen, um die Gegenſtände der Natur und Kunſt zu bezeichnen, erfand, und die auch noch bis auf die neueſte Zeit in allen kultivirten Sprachen geblieben ſind, wenn gleich nicht mehr in der Anzahl, als es beim Urſprunge der Sprache der Fall geweſen iſt, weil viele Bezeichnungen durch Interjectionen ſpäterhin eigene Benennungen erhielten. Die bloßen Töne der Angſt, der Freude, der Verwunderung, des Hohnes oder Spottes, des Scherzes, des Antreibens und Aufmerkens ꝛc. waren alſo der Anfang oder das Beginnen der Sprache, es war eine Sprache der rohen ungekünſtelten Natur, ein bloßes Aushauchen von Tönen durch die Mundwerkzeuge, welche durch die Gemüthsbewegung modulirt wurden, oder denen die Leidenſchaft den Nachdruck gab, ähnlich der Thierſprache; denn der junge Vogel lernt bald an dem ängſtlichen Laute der Mutter die Gefahr, die ihm drohet, kennen, ſo wie ihre Zärtlichkeit an den Schmeicheltönen, dem ſanften Pfeifen im Neſte; ſo lockt die Sie das Männchen oder Hähnchen durch ihre Liebestöne aus der Ferne heran ꝛc. — Der kleine Vorrath an Wörtern muß anfangs die Sprache ſehr ſchwierig gemacht haben, nur durch die Geberdenſprache, die hier zu Hülfe genommen werden mußte, war eine gewiſſe Verſtändlichkeit möglich. Dieſe Letztere war gleichſam der Stützpunkt der Erſtern; denn wo dieſe nicht ausreichte, da lehnte ſie ſich auf die Geberden-

ſprache, und dieſes findet man ſelbſt noch jetzt bei Leuten, die ſich in einer ihnen nicht geläufigen Sprache ausdrükken wollen, daß ſie zur Geberdenſprache ihre Zuflucht nahmen, um ſich dadurch verſtändlicher zu machen. Auch ſelbſt der Plan, nach welchem die Sprache urſprünglich gebildet wurde, das heißt, nach möglichſter Aehnlichkeit mit den bezeichneten Gegenſtänden, mußte die Menſchen veranlaſſen, ihre Wörter mit mehr Emphaſe oder Nachdruck auszuſprechen, ſo lange nämlich die Sprache eine Art von Gemälde vermittelſt der Töne war. Hieraus kann man es als Grundſatz annehmen, daß die Ausſprache in den üblichen Sprachen mit mehr Geberden und mehreren und größeren Abänderungen der Stimme begleitet geweſen ſey, als die jetzt gebräuchliche. Sie hatte mehr Handlung, und man ſprach beinahe in einem ſchreienden oder ſingenden Tone. Dieſe Art zu ſprechen verdankte ihr Entſtehen dem Bedürfniß, es war eine Sprache der Nothwendigkeit, die durch das Bedürfniß ſich Andern mitzutheilen hervorgerufen ward, und die ſich auch noch bei vielen Völkern in ihrer erſten Eigenthümlichkeit erhielt, als ſie längſt ſchon wortreicher und ausgebreiteter geworden; man brauchte aber jene ältere Sprache nicht nur im Umgange, im Verkehr des Lebens, ſondern als Schönheit des Vortrages wichtiger Handlungen, z. B. bei Reden an das Volk, bei wichtigen Lehren der Religion, bei Erzählungen der Kriegesthaten, Heldenthaten, und bei allen Handlungen zur Ergötzung und Beluſtigung des Volkes. So wie überhaupt eine glühende Einbildungskraft genialer Menſchen auch noch jetzt ihr Geſpräch mit vieler Aktion und mit vieler Modulation der Töne belebt. Hieraus erklärt Dr. Warburton die häufige Geberdenſprache, die wir bei den Propheten des alten Teſtaments antreffen, wie z. B. Jeremias das Töpfergefäß vor den Augen des Volkes zerbricht, ein Buch in den Euphrat wirft, Joch und Feſ-

sein anlegt, und sein Hausgeräthe wegwirft, welches alles, nach der Meinung des oben erwähnten Schriftstellers, bedeutungsvolle Arten des Ausdrucks gewesen seyn sollen, welche in den damaligen Zeiten sehr natürlich waren, da die Menschen sehr gewohnt seyn mußten, sich durch Handlung, durch die Geberdensprache zu erklären. Auf ähnliche Weise fand man bei den Nordamerikanern gewisse Benennungen und Handlungen angeführt, um ihre Gedanken bei allen wichtigen Vorfällen an den Tag zu legen, und sie pflegten durch die Gürtel und Schnüre von Bast, die sie einander gaben und von einander nahmen, ihre Gedanken eben so deutlich, als durch ihre Reden zu erklären. Und was ist die Blumensprache in den Harems der Morgenländer anders, als eine Zeichensprache, die die Gefühle und Empfindungen der Liebenden ausdrückt, und gewiß auf eine so zarte und sinnige Weise, wie es durch Worte kaum möglich ist. – Die Zeichen und Geberdensprache, Mimik, der Alten auf der Bühne, hat sich daher auch auf die unsrige verpflanzt, und macht hier einen der wichtigsten Gegenstände jeder theatralischen Handlung aus. Engel schrieb eine Theorie der Mimik, und nach Bartel's Reisebeschreibung giebt der Calabrese noch jetzt vieles in seiner Rede durch Mienen zu erkennen, so wie überhaupt noch hin und wieder bei den Italienern die Mimik immer noch eine Aushülfe in der Sprache bildet. Auch bei Leichenbegängnissen, Trauerceremonien einiger Orientalischer Völker herrscht noch die Geberdensprache, indem sie ihren Schmerz über den Hingeschiedenen nur durch allerlei Geberden, durch Geheul, Ausraufung der Haare ꝛc. zu erkennen geben, und so bei mehreren andern feierlichen Gelegenheiten, wo die Sprache nur größtentheils in Geberden besteht. Auch ist die Geberdensprache gewiß die natürlichste von allen Sprachen um seine Bedürfnisse, Empfindungen, und Gefühle aus-

zudrücken, weil ſie ſchon von jungen Kindern ausgeübt wird. — Was die verſchiedenen Modulationen oder Abänderungen der Stimmen betrift, ſo ſind ſolche ſo natürlich, daß einige Völker durch Abwechſelung des Tons, womit ſie das nämliche Wort ausſprechen, verſchiedene Begriffe ausdrücken, wodurch ſie alſo die Wörter dafür entbehren, wie es bei den Chineſen der Fall iſt, deren Sprache nicht ſo reich an Wörtern iſt, als dieſe ſelbſt vielfältige Bedeutung haben, und ſich auch beim Sprechen jedes Wort mit fünferlei Arten von Tönen verändert, wodurch ein und daſſelbe Wort fünf verſchiedene Bedeutungen erhält. Hiernach zu urtheilen muß ihre Sprache ſehr melodiſch oder muſikaliſch lauten; denn jene Abänderungen der Stimme, die in der Kindheit der Sprache nichts weiter waren, als ein rauhes und mißtönendes Geſchrei, müſſen bei der allmähligen Verfeinerung der Sprache in ſanftere und muſikaliſchere Töne übergehen, woraus denn die Proſodie der Sprache entſtanden iſt. So hat Jakob Pantoja die fünf Zeichen, die in der Muſick unter ut, re, mi, fa, sol, bekannt ſind, erfunden, welche er die Chineſiſchen Akzente nennt, mit welchen er die Stimme, und wie der Ton gegeben werden muß, anzeigt. — Es verdient als etwas Merkwürdiges unſere Aufmerkſamkeit, daß ſowohl in der Griechiſchen, als auch in der Römiſchen Sprache, dieſe muſikaliſche und mit Geberden begleitete Sprechart in einem ſehr hohen Grade beibehalten worden iſt; hieraus erklärt ſich auch der Sinn mehrerer Stellen der klaſſiſchen Autoren, welche ſich auf die öffentliche Beredſamkeit und auf die Schauſpielkunſt der Alten beziehen. Es geht aus mancherlei Umſtänden hervor, daß ſowohl die Proſodie der Griechen, als auch der Römer viel weiter als die unſrige getrieben wurde, oder daß ſie mit mehreren und ſtärkeren Abänderungen der Stimme ſprachen, als wir. Die Quantität ihrer Sylben war

weit bestimmter, als in irgend einer neuen Sprache, und wurde beim Hersagen dem Ohre weit merklicher gemacht. Außerdem wurden die Quantitäten, oder der Unterschied der langen und kurzen Akzente oder Tonzeichen, des Akutus, Gravis und Circumflex, über ihre meisten Sylben gesetzt. Der Gebrauch dieser Tonzeichen ist für uns zwar völlig verloren gegangen, allein wir wissen doch so viel, daß sie die Hebung und Senkung der Stimme beim Sprechen andeuteten. Unsere Sprechart müßte ihnen eine sehr leblose Monotonie gedünkt haben. Die Deklamation ihrer Redner, und der Vortrag ihrer Schauspieler auf der Bühne hatte viele Aehnlichkeit mit unserm musikalischen Recitativ, ließ sich in Noten bringen, und mit Instrumenten begleiten, wie verschiedene Gelehrte umständlich erwiesen haben; und wenn dieses, wie sie gezeigt haben, bei den Römern der Fall war, so weiß man von den Griechen, daß sie noch weit musikalischer wären, und auf Ton und Ausrede bei jeder Art des öffentlichen Vortrags noch weit mehr sahen; so betrachtete Aristoteles in seiner Poetik die Musik des Trauerspiels als einen der vornehmsten und wesentlichsten Bestandtheile desselben. Mit der Mimik verhielt es sich eben so; denn man weiß, daß starke Töne und belebte Geberden allemal beisammen sind. Die Aktion wird von allen Kunstrichtern des Alterthums als die vornehmste Eigenschaft des öffentlichen Redners empfohlen. Sowohl die Handlung der Redner, als die der Schauspieler in Griechenland und Rom war weit stärker und heftiger, als die unsrige. Roscius würde uns als ein Wahnsiniger vorgekommen seyn. Auf der Schaubühne der Alten waren die Geberden so wichtig, daß man Ursache hat zu glauben, man habe oftmals die Rolle des Redenden und desjenigen, der die Geberden dazu macht, getheilt, welches nach unsern Begriffen etwas seltsam erscheinen würde. Der eine Schauspieler

ſprach nämlich die Worte, den Text, mit der nöthigen Abänderung der Stimme, während der andere die dazu nöthigen Stellungen und Geberden machte. Cicero ſagt, er habe mit dem Roſcius gewetteifert, ob er einen Gedanken mit mehr Abwechſelung von Redensarten, oder ob ihn Roſcius mit mannigfaltigern verſtändlichen und bedeutenden Geberden ausdrücken konnte. Zuletzt blieb die Mimik und Pantomime das einzige Schauſpiel bei den Römern; denn unter der Regierung Auguſts und Tibers war die Pantomime das Lieblingsſchauſpiel des Volkes, die aus bloßer Geberdenſprache beſtand. Das Volk wurde dadurch eben ſo gerührt, weinte eben ſo dabei, wie beim Trauerſpiele. Man war ſo ſehr für dieſe Art Schauſpiele eingenommen, daß man zuletzt Geſetze geben mußte, um die Senatoren abzuhalten, ſich auf die pantomimiſche Kunſt zu legen. So viel iſt gewiß, daß wenn gleich in der Deklamation und in den theatraliſchen Vorſtellungen Ton- und Geberdenſpiel weiter getrieben wurden, als im gewöhnlichen Geſpräche des Umganges oder der Converſation, ſo muß doch die öffentliche Beredſamkeit jeder Art in einem Lande mit der Converſationsſprache und den gewöhnlichen Geberden in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen, und dieſes ſcheint auch bei den Römern der Fall geweſen zu ſeyn; denn ſonſt hätte die Pantomime nicht ſo viel Beifall bei einer Nation finden können, wenn ihre gewöhnliche oder Converſationsſprache und ihre Geberden nur unberedet und maſt waren. — Als ſich die ſogenannten barbariſchen Nationen über das Römiſche Reich ausbreiteten, behielten dieſelben bei ihrer natürlichen Gravität und ihrem Phlegma die Tonzeichen, Töne und Geberden nicht mehr bei; denn ſo wie ſich auch das Eigenthümliche der Lateiniſchen Sprache immer mehr verlor, ſo fing auch der Charakter der Rede und Ausſprache ſich in ganz Europa zu

verändern an; man ſah nun nicht mehr ſo ſehr auf das Muſikaliſche der Sprache, noch auf den Pomp der Deklamation und theatraliſchen Aktion. Sowohl die Converſations- oder Umgangsſprache, als auch die öffentliche Beredſamkeit wurden einfacher und kunſtloſer, wie ſie es jetzt noch ſind; ſie beſaßen nicht mehr jene enthuſiaſtiſche Miſchung von Tönen und Geberden, wodurch ſich die Völker des Alterthums auszeichneten. Bei der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, bei der Wiederhervorſuchung der alten Klaſſiker des goldenen Zeitalters, war der Grund der Sprache ſo ſehr verändert und die Sitten der Völker ſo verſchieden, daß ſich dasjenige nicht mehr ſo leicht verſtehen und erklären ließ, was die Alten über ihre Deklamation und öffentliche Schauſpiele geſagt hatten. Unſere gewöhnliche, nur einfache Sprechart in unſern nördlichen Gegenden drückt die Leidenſchaften noch deutlich genug aus, zeichnet die Charaktere richtig und klar, um diejenigen zu rühren, die an keine lebhaftere und heftigere Art des Vortrags gewöhnt ſind; indeſſen iſt es auch gewiß, daß man durch abwechſelnde Töne und lebhaftere Bewegungen weit mehr im Stande iſt, warmes Gefühl natürlicher auszudrücken; dieſerhalb hat auch die Proſodie der Rede in mehreren neueren Sprachen mehr Muſikaliſches an ſich, und dieſes in einem weit höheren Grade, je lebhafter und empfindlicher die Nation ſelbſt iſt. Der Franzoſe verändert den Ton und die Geberden beim Reden mehr, als der Engländer, und der Italiener noch mehr, als Beide; der Deutſche hält die Mitte. Die muſikaliſche Sprechart und die ausdrucksvollen Geberden ſind bis auf den heutigen Tag ein Unterſcheidungsmerkmal der Italiener. —

Der dritte Charakter der Sprache iſt der Styl oder die Einkleidung der Sprache in ihrem Urſprunge und Fortgange. Wenn die Art, auf welche die erſten

Menschen ihre Worte hervorbrachten und das Gespräch fortführten, stark und ausdrucksvoll war, indem sie ihren unvollkommenen Begriffen durch Geschrei und Geberden zu Hülfe kamen, so konnte auch die Sprache, deren sie sich bedienten, nicht anders als voll von Figuren und Metaphern seyn, die, wenn nicht correkt, doch nachdrücklich und malerisch waren. Man sollte glauben, daß diejenigen Arten des Ausdrucks, die man Redefiguren nennt, zu der höhern Ausbildung der Sprache gehören, also nicht eher erfunden worden sind, als bis die Sprache ihre letzten Perioden erreicht hatte, und die menschliche Gesellschaft schon sehr verfeinert war; allein dieses ist nicht der Fall, denn gerade zu der Zeit, als die Sprache nur noch wenig Worte zählte, hat man sich der meisten Redefiguren bedient. Denn erstlich nöthigete schon der Mangel eigenthümlicher Benennungen für jeden Gegenstand die Menschen, eine Benennung für viele zu brauchen, und sich daher zu Vergleichungen Metaphern, Anspielungen und alle diejenigen Redeformen zu bedienen, welche die Sprache figürlich machen. Zuerst hat man wohl den sinnlichen und materiellen Gegenständen Namen gegeben, ehe man Wörter erfand, die Gemüthsbewegungen oder irgend eine Art von moralischen und intellectuellen Begriffen zu bezeichnen; es konnte daher nicht fehlen, da die Sprache der ersten Menschen nur aus Bezeichnungen sinnlicher Gegenstände bestand, daß sie sehr bildlich werden mußte; denn um irgend ein Verlangen oder eine Neigung, oder eine Art der Gemüthsbewegung anzudeuten, hatte man keinen besondern eigenthümlichen Ausdruck, sondern man ward genöthiget, die Reizung oder Leidenschaft, die man fühlte, durch Anspielung auf diejenigen sinnlichen Gegenstände zu schildern, die damit am nächsten verwandt waren, und sie gewissermaßen Andern sichtbar machen konnten. Es war indessen nicht das Bedürfniß allein, was [illegible] si-

gürlichen Art des Ausdrucks Veranlassung gab, sondern auch andere Umstände trugen bei der ersten Entstehung der Sprache bei. In der Neuheit der Gesellschaft oder des geselligen Lebens ist die Einbildungskraft nur zu sehr Beherrscherin der Menschen, wie auch die Leidenschaft, denn sie leben nomadisch, sind daher mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, der Weltzustände sehr wenig oder gar nicht bekannt; es stoßen ihnen daher täglich neue und fremde Gegenstände auf, die ihre Einbildungskraft in Anspruch nehmen. Furcht, Entsetzen, Verwunderung und Erstaunen ergreift sie fast jeden Augenblick, sie sind daher ihre gewöhnlichsten Gemüthsbewegungen, und von diesem Charakter mußte auch ihre Sprache etwas annehmen. Vergrößerung und Uebertreibung, und der Hang alles mit den stärksten Farben und mit den heftigsten Ausdrücken zu beschreiben, ist Eigenthum der nomadisirenden Bewohner der Erde in einer früheren Zeit. Alle Sagen und Erzählungen dieser Vorzeit sind mit übertriebenen Bildern angefüllt, welche die Wirklichkeit nicht giebt; alle Heldenthaten, alle ausgezeichneten Handlungen werden bis ins Unendliche vergrößert, sind Kolosse gegen die Wirklichkeit, oder sie erscheinen in Farben, die an Pracht und Schönheit Alles übertreffen, sich aber nur auf wirklich vorhandene Gegenstände beziehen, wenn auch diese in den Bildern weit über die Wirklichkeit hinausreichen. Bei den Menschen, die in den spätern und aufgeklärteren Zeiten der menschlichen Gesellschaft lebten, wo die Einbildungskraft schon beschränkter, die Leidenschaften schon gezähmter waren, und wo ihnen eine vielfachere Erfahrung die Gegenstände des Lebens schon viel geläufiger gemacht hatte, findet man dergleichen Uebertreibungen nicht mehr, die Natürlichkeit und Wahrheit findet da schon immer mehr und mehr Platz, man gewahrt die Gegenstände schon klarer aus dem Nimbus der Fabel, der sie früher

umhüllte, hervortreten, und die üppigen Bilder des Feenreichs verschwinden. Selbst die Art, auf welche die ersten Völkerschaften, wie schon oben angeführt worden, ihre Worte hervorbrachten, mußte auf ihre Einkleidung der Rede beträchtlichen Einfluß haben. Ueberall, wo starke Ausrufungen, Töne und Geberden sich in die Unterredung mischen, wird die Einbildungskraft stärker angeregt, eben so die Leidenschaft, und dadurch wirkt auch die durch diese Art des Vortrages belebte Phantasie auf dessen Einkleidung, und macht sie um so lebhafter. Bestimmte Thatsachen bestätigen diese Bemerkung. Die Einkleidung oder Einhüllung aller früheren Sprachen bei Völkern, die noch in dem ersten und rohen Zeitalter der menschlichen Gesellschaft lebten, geschah in Bilder, sie waren hyperbolisch und malerisch. In neuerer Zeit liefern uns hiervon die Amerikanischen Sprachen einen auffallenden Beweis, welche nach den glaubwürdigsten Nachrichten ein Uebermaaß von Redefiguren enthalten. Die Irokesen und Illinesen bedienen sich bei ihren Vorträgen und öffentlichen Unterhandlungen kühnerer Metaphern und einer pomphafteren Einkleidung, als wir uns in unsern poetischen Aufsätzen bedienen. So drückten sich, um von diesem figurirten Style ein Beispiel zu geben, die fünf Völkerschaften von Kanada, als sie mit den Engländern einen Vergleich schlossen, durch ihre Anführer auf folgende Weise aus:

Wir sind glücklich, die rothe Art verscharrt zu haben, die so oft mit dem Blute unserer Brüder gefärbt ist. Jetzt vergraben wir diese Art in dieser Festung und pflanzen den Baum des Friedens. Wir pflanzen einen Baum, dessen Wipfel bis zur Sonne reichen wird, und dessen Zweige sich weit ausbreiten und fernhin werden gesehen werden. Nie müsse sein Wuchs gekränkt und gehemmt werden; sondern er müsse beides, euer und unser Land mit seinen Blättern beschatten! Laßt uns seine Wurzeln befestigen und sie bis

Elemente der Poesie sind. Also haben diejenigen Gelehrten wohl nicht unrecht, die behaupten, daß man eher in gebundener, als in ungebundener Schreibart geschrieben habe. Die Dichter waren bei den Griechen und Römern auch weit älter, als die Geschichtschreiber und berühmtesten Redner. Man kann die Zeit, sagt ein Schriftsteller, ziemlich genau angeben, zu welcher die Griechen angefangen haben in Prosa zu schreiben, aber es ist fast unmöglich, das Alter ihrer Gedichte zu bestimmen, das weit höher hinaufgeht, als Troja's Belagerung und die Olympischen Spiele. Eben so kennt man bei den Römern keine ältere in Prosa verfaßte Schrift, als Appii Caegi Rede an den Rath und das Römische Volk in der 125sten Olympiade, worin er ihnen anräth, die vom Pyrrhus angebotene Friedensbedingungen nicht anzunehmen, da doch bekannt ist, daß die Poesie bei ihnen lange vorher bekannt gewesen und betrieben worden ist. Derselbe Fall ist es mit der Poesie der nordischen Völker, der Schweden, Norweger und Isländer; s. auch unt. Skalde, Th. 154, S. 572 u. f. Durch die viele Interjectionen, die vielen kurzen oder einsylbigen, höchstens zweisylbigen Worte wird die Sprache musikalisch, und da man viele Begriffe aus Mangel an Wörtern umschreiben mußte, so ward sie bilderreich und kam dadurch der Poesie zu Hülfe, weil Bilder, Malerey, das Wesen der Poesie sind. — Uebrigens kann man wohl mit Gewißheit annehmen, daß sowohl das Morgenland, wegen der üppigen Natur, der reichen Fülle an Naturschönheiten aller Art, als auch der Norden, wegen seiner gigantischen Eismassen und seiner schauerlichen, aber doch erhabenen Natur, die Phantasie am meisten beschäftigen, und dieserhalb ist es wohl nicht zu verwundern, wenn man gerade in diesen Ländertheilen eine reichere Bildersprache antrifft, weil der Zauber der Natur sich dem noch von vielen Leidenschaften unge-

trübten, offenen, freien Sinne jener Nomaden-, jener Hirtenvölker mittheilen mußte, indem ihr Element nur die Natur, nicht das Haus, das Zimmer war. — Je wortreicher die Sprache in der Folge ward, deſto mehr verlor ſich in derſelben ihr frühzeitiger Charakter, jene figürliche Schreibart; denn ſobald man eigene und bekannte Namen für jeden ſinnlichen und moraliſchen Gegenſtand hatte, ſo gebrauchte man auch nicht mehr ſo viele Umſchreibungen. Die Schreibart wurde beſtimmter und daher auch einfacher, weil die Verzierungen, um ſich verſtändlicher auszudrücken, und den unkörperlichen Gegenſtand deutlich zu bezeichnen, fortblieben. Auch hatte die Einbildungskraft beim Fortgange der Kultur nicht mehr ſo viel Einfluß auf die Menſchen; denn dieſe Stelle nahm jetzt der Verſtand ein. Die heftige oder belebte Sprechart durch Töne und Geberden war nicht mehr ſo allgemein; denn der Verſtand wurde jetzt mehr beſchäftiget, mehr geübt, weil ein neu geſtaltetes Leben in den Gewerben begann, und Jagd, Fiſcherey und Viehzucht nicht mehr ausſchließlich die Menſchen beſchäftigete. Der Verkehr mit Menſchen wurde reger, und das iſolirte Nomaden- und Schäferleben nahm eine andere Geſtalt an, indem man feſte Wohnplätze bezog, die Einbildungskraft alſo immer mehr und mehr auf gewiſſe Räume beſchränkt wurde, wo ihr durch das alltägliche Leben und durch den Geſchäftskreis, den Verkehr, die Natur nicht mehr dieſen Zauber bot, als bei dem Herumwandern in unumgrenzten Fluren. Der vornehmſte Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit war jetzt Deutlichkeit des Vortrags, um einander ihre Meinung zu erklären, beſonders da der Handel anfing ſich geltend zu machen, und man Produkte gegen Produkte austauſchte, wodurch ſich auch die Wörter in der Sprache mehrten; denn der Handlung gebührt wohl ein bedeutender Antheil an der Ausbildung der Sprache, wenigſtens doch des

in dieſe Folge gebracht ſind, und wir finden daher auch wirklich, daß die Wörter in den meiſten alten Sprachen ſo aufeinander folgen, z. B. in der Griechiſchen und Lateiniſchen, und ſo auch in der Ruſſiſchen, Slavoniſchen, Galliſchen und verſchiedenen Amerikaniſchen Sprachen. In der Lateiniſchen Sprache iſt die gewöhnliche Wortfolge die, daß man zu Anfange der Periode dasjenige Wort ſetzt, welches den Hauptgegenſtand der Rede ausdrückt, nebſt den dazu gehörigen Umſtänden, und hernach die Perſon oder die Sache, die damit zu thun hat. So ſagt Salluſt, wenn er die Seele und den Körper mit einander vergleicht: Animi imperio, corporis servitio, magis utimur. Nach dieſer Wortfolge wird der Satz weit lebhafter und auffallender, als wenn man ſagt: Wir bedienen uns am meiſten der Herrſchaft der Seele und des Dienſtes des Körpers. Die Lateiniſche Wortfolge kommt der Geſchwindigkeit der Einbildungskraft mehr zu Statten, die zuerſt zum Hauptgegenſtande hineilt, und, wenn dieſer einmal genannt iſt, ihn bis zu Ende des Satzes immer im Auge behält. Eben ſo in der Poeſie:

Justum et tenacem propositi virum,
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni,
Mente quatit solida, — —

Der Geſchmack beſitzende Leſer wird hier bald gewahren, daß hier die Worte weit mehr den Eindrücken der Gegenſtände auf die Phantaſie gemäß geordnet ſind, als in einer Sprache, wo die Worte: Justum et tenacem propositi virum, die doch den Hauptgegenſtand der Rede ausmachen, erſt zuletzt kommen würden, wie ſolches in der Wortfolge der Engliſchen Sprache der Fall iſt. Man muß aber nicht annehmen, daß in den beiden vorher genannten Sprachen dieſes immer geſchehen müſſe, dasjenige zuerſt zu ſetzen, was auf die Einbildungskraft der redenden Perſon den meiſten

Eindruck macht; denn auch hier finden manche Ausnahmen Statt. Es fordert zuweilen die Rückſicht auf den Wohlklang der Periode eine andere Wortfolge, und in Sprachen, die ſo vieler muſikaliſchen Schönheiten fähig ſind, und mit ſo vielen Ausdrücken und ſo vieler Modulation ausgeſprochen werden, wie bei dieſen Nationen üblich war, befleißigete man ſich des Wohlklanges der Perioden mit der größten Sorgfalt. Zuweilen kann auch die Sorge für die Deutlichkeit, für den Nachdruck, oder die abſichtliche Zurückhaltung des vollſtändigen Sinnes, dieſe Ordnung verändern, und in derſelben ſo mancherlei Abwechſelungen hervorbringen, daß es nicht leicht iſt, ſolche auf eine einzige Regel zurückzuführen. Ueberhaupt aber war dies der Genius und der Charakter der meiſten alten Sprachen, der Wortfolge ſo viele Freiheit zu laſſen, daß ſie jede Anordnung wählen konnte, die ſich für die Einbildungskraft der redenden Perſon am beſten ſchickte. Das Hebräiſche iſt hiervon eine Ausnahme, und wenn es auch nicht ganz ohne Inverſionen iſt, ſo kommen ſie doch nicht häufig vor, ſie kommt daher dem Griechiſchen und Lateiniſchen nicht ſo nahe, als andere Sprachen. Alle neueren Europäiſchen Sprachen haben eine ganz andere Wortfolge, als die alten. In ihren proſaiſchen Aufſätzen findet wenig Abänderung in der Stellung der Wörter Statt; ſie beobachten meiſtentheils einerlei Ordnung. Sie ſetzen in jedem Satze zuerſt die Perſon oder die Sache, welche redet und handelt; dann ihre Handlung, und zuletzt den Gegenſtand ihrer Handlung. Und ſo folgen die Ideen einander, nicht nach dem Grade der Wichtigkeit, welche die verſchiedenen Gegenſtände für die Vorſtellungskraft haben, ſondern nach der Ordnung der Natur und Zeit. Unſere Wortfolge ſcheint nach allem die Frucht einer großen Verfeinerung der Sprachkunſt zu ſeyn, in ſo fern Klarheit und Deutlichkeit in der Mittei-

lung der Begriffe als Zweck der Sprache anzuſehen iſt. Die Poeſie macht hierin eine Ausnahme; in derſelben iſt unſere Wortfolge nicht ſo eingeſchränkt; dieſer kommt daher, weil die Sprache aus dem gewöhnlichen Leben heraustritt und mehr der Einbildungskraft und den Empfindungen folgt, ſich den Ergüſſen der Phantaſie hingiebt. Allein auch hier iſt bei den neuern Sprachen in Vergleichung mit den alten keine ſo große Freiheit, als bei dieſen; denn wenn hier gleich Umkehrungen und Verſetzungen eben ſo gut Statt finden, als bei den alten, ſo ſind ſie doch in engere Grenzen eingeſchränkt. Die neueren Sprachen gehen in der Wortfolge ſehr weit von einander ab. Die Franzöſiſche iſt hierin von allen die beſtimmteſte, und erlaubt die wenigſten Inverſionen, ſowohl in der Proſa, als in der Poeſie, in Verſen. Die Engliſche und Deutſche Sprache erlauben ſie ſchon weit mehr; die Italieniſche hat aber von der Verſetzungsart der alten Sprachen am meiſten beibehalten, obgleich auf Koſten einiger Dunkelheit in der Schreibart ihrer Schriftſteller, die ſich dieſer Freiheiten am meiſten bedienen. Dann giebt es noch einen Umſtand in dem Baue aller neueren Sprachen, mit Ausnahme der Deutſchen, die ihre Wortfolge größtentheils auf einen feſtgeſetzten und beſtimmten Gang einſchränkt. Es ſind nämlich bei den neueren, mit der eben angeführten Ausnahme der Deutſchen Sprache, jene Unterſchiede der Endungen nicht mehr gebräuchlich, wodurch man in der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache die verſchiedenen Fälle oder Caſus der Nennwörter, und die Tempora der Zeitwörter unterſchied, und wodurch das gegenſeitige Verhältniß der Wörter eines Satzes zu einander ſichtbar wurden, wenn gleich die ſich auf einander beziehenden Wörter nicht beiſammen ſtanden, ſondern in der Wortfolge von einander getrennt waren; daher kommt es, daß wir jetzt meiſtentheils kein anderes Mittel übrig haben, die ge-

naue Beziehung zweier Wörter auf einander anzudeuten, als daß wir ſie in der Periode unmittelbar neben einander ſtellen. Die Römer konnten ſich z. B. ganz gut ſo ausdrücken:

Extinctum nymphae crudeli funere Daphnim
Flabant. — — — — — —,

Da nun hier extinctum und Daphnim beide der Accuſativ ſind, ſo gewährt man bald, daß hier das Eigenſchafts- und Hauptwort zuſammen gehören, wenn ſie gleich an beiden Enden der Zeile ſtehen, und beide durch das Zeitwort flabant regiert werden, wozu der Nennfall (Nominativ) nymphae gehört. Die verſchiedenen Endungen bringen hier alles in Ordnung, und machen den Zuſammenhang der verſchiedenen Wörter vollkommen deutlich. Man überſetze aber einmal dieſe Worte buchſtäblich nach der Lateiniſchen Wortfolge: „Den Todten die Nymphen durch ein grauſames Schickſal Daphnis beweinten;“ ſo werden ſie ein vollkommenes Räthſel, deſſen Sinn ſich nicht errathen läßt. Durch Hülfe dieſes Verfahrens, die Nenn- und Zeitworte zu beugen und abzuwandeln, welches faſt in allen alten Sprachen üblich war, um dadurch den Zuſammenhang und die Beziehung der Rede anzudeuten, hatten ſie ſo viele Freiheit in Verſetzung der Wörter, und konnten ſolche auf jede Art ſtellen und vertheilen, die ihrer Phantaſie oder ihrem Ohre gefiel. Als die Sprache durch die nördlichen Völker, die überall einbrachen, abgeändert wurde, ſo verloren ſich die Caſus der Nennwörter und die verſchiedenen Endungen der Zeitwörter um ſo viel leichter, weil man auf die aus einer ſolchen Wortſtellung entſtehenden Vortheile keinen großen Werth legte. Man ſah bloß auf Deutlichkeit und Reichthum des Ausdrucks. Den Wohlklang achtete man wenig, und ſuchte nicht durch Anordnung der Wörter der Einbildungskraft zu willfahren; man ſuchte ſich vielmehr

nur so auszudrücken, daß man Andern seine Vorstellungen auf die deutlichste und verständlichste Art mittheilte. Und wenn daher mehrere neuere Sprachen in diesem Stücke weniger Wohlklang, weniger Schönheit und Nachdruck haben, als die Griechische und Lateinische, so sind sie doch in Hinsicht des Wortverstandes deutlicher und leichter.

Aus dieser kurzen geschichtlichen Uebersicht von dem Genius und Fortgange der Sprache lassen sich nun manche denkwürdige und nützliche Bemerkungen herleiten. Man gewahrt hieraus, daß die Sprache ursprünglich arm an Wörtern, aber ausdrucksvoll durch den Schall derselben, und in der Art ihrer Aussprache durch Hülfe bedeutender Töne und Geberden war; die Schreibart war figürlich und poetisch; die Wortfolge phantasiereich und lebhaft. Man gewahrt ferner, daß bei allen den Veränderungen der Sprache in den verschiedenen Zeiträumen der Verstand in der Folgezeit immer mehr die Einbildungskraft in ihrem Einflusse behindert und sich an deren Stelle gesetzt hat, das heißt, in der Umgangssprache, in der Sprache des Geschäfts- und Gewerbelebens. Der Fortgang der Sprache gleicht hier dem Fortgange des menschlichen Alters. In der Jugend ist die Einbildungskraft am stärksten und herrschendsten, in späteren Jahren erkaltet sie immer mehr, je reifer der Verstand wird. So ist auch die Sprache bei ihrem Uebergange von Armuth zum Reichthum, auch zugleich von Lebhaftigkeit zur Genauigkeit übergegangen; vom Feuer und Enthusiasmus zur Kälte und Bestimmtheit. Jene Charaktere der früheren Sprache, beschreibender Schall, heftige, jedoch melodische Töne und Geberden, figürlicher Ausdruck und umgekehrte Wortfolge hängen alle zusammen, haben einen gegenseitigen Einfluß aufeinander, und haben stufenweise willkührlichen Tönen, ruhiger Ausrede, einfacher Schreibart und Wortfolge Platz gemacht, wodurch die

Sprache in neueren Zeiten korrekter und genauer, dagegen aber minder auffallend und belebt geworden ist. In ihrem vormaligen Zustande war sie für Poesie und Beredsamkeit vortheilhafter, in ihrem jetzigen ist sie brauchbarer für die Vernunft und Philosophie. In den früheren Zeiten war die Sprache Natur, also ohne Regeln, in den folgenden Kunst, also mit Regeln; man unterwarf sie gewissen Gesetzen. Allein trotz der verschiedenen Sprachen, und der Menge von Ausnahmen in Hinsicht ihrer Gesetze, so findet man doch im Ganzen Aehnlichkeit oder Analogie, worauf sich die grammatikalischen Regeln gründen. Die Entstehung dieser Aehnlichkeiten läßt sich wohl dadurch erklären, daß bei der Bezeichnung der Verhältnisse durch die Ableitung und Beugung der Wörter, um Vorstellungen zu geben, der Verstand mit ins Spiel kam, und in diese Bezeichnung Analogie oder Aehnlichkeit und Regelmäßigkeit brachte. Hierzu kam nun noch, daß zur Bezeichnung der gedachten Verhältnisse keine neuen Zeichen, sondern nur Veränderung der Zeichen der in Verhältniß gesetzten Vorstellungen erfunden werden mußten. Die Ausnahmen von den Regeln entspringen entweder daher, weil der Verstand zuweilen bloß dunkle Begriffe gab, die nicht hinreichend waren, die schaffende Einbildungskraft sicher zu leiten, oder weil der Erfinder oder der Nachfolger die angenommene Regel vergaß, oder weil mehrere zugleich die Bezeichnung erfanden.

Nach dieser geschichtlichen Uebersicht des Entstehens und Fortganges der Sprache im Allgemeinen, ist es nun wichtig, dieselbe in ihrem Kulturzustande als eine Kunst oder vielmehr als ein durch Schriftzeichen künstliches, und nach Regeln bestimmtes Gebäude zu betrachten. (Linguistik, Grammatik). — Die Sprache war bis zur Erfindung der Schriftzeichen oder Buchstaben nur eine mündliche Fortpflanzung der erfundenen, betonten Worte; alle Verbesserungen,

die darin geſchahen, bezogen ſich nur auf die Veränderung der Stimme, um dadurch den Worten, wie auch ſchon oben angeführt worden, eine vielfältige Bedeutung zu geben, das heißt, mit einem Worte durch die Ton- oder Stimmveränderungen mehrere Gegenſtände zu bezeichnen. Unter dieſen Umſtänden war an Aufführung eines künſtlichen Gebäudes in der Sprache nicht zu denken; denn nicht nur die Erfindung der Wörter, als die Menſchen in Geſellſchaften zuſammentraten, um ſich verſtändlich zu machen, machte ihnen Schwierigkeiten, ſondern auch der beginnende Verkehr beſchäftigete ſie ganz, und ließ ihnen keine Zeit, auf künſtlichere Verbeſſerungsmittel in der Sprache zu denken; ſie waren nur zu ſehr beſchäftiget, um das darin zu erfinden, was ihren Verkehr erleichtern konnte. Nur erſt als die Handlung zu blühen anfing, als dieſe Reichthum und Wohlleben verbreitete, fing man auch an ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften zu legen, dieſe zu betreiben, und ſo wirkten dieſe im Verein mit den Handeltreibenden auf Vervollkommnung der Sprache, wie ſie das Bedürfniß anfangs hervorgerufen hatte; man ſann nun auf Mittel, die Sprache, ſo weit ſie nun durch die Tradition fortgepflanzt worden war, auch durch ſichere Zeichen den kommenden Geſchlechtern aufzubewahren. Hauptſächlich aber wohl durch dergleichen Merkzeichen oder Charaktere den Verkehr zu erleichtern, auch abweſend ſich einander die Geſchäfts-Angelegenheiten mitzutheilen, ſeine Gedanken zu erkennen zu geben; die Erfindung der Schrift lag daher hier wieder im Bedürfniß, wie die Erfindung der Ausbildung der Sprache, der Redetöne. Das Bedürfniß ſchuf die Sprache und auch die Schrift oder die Schrift- oder Sprachzeichen. Dieſe Zeichen oder Charaktere ſind von zweifacher Art: Zeichen oder Charaktere für Sachen, oder Zeichen für Worte. Von der erſten Art ſind die Abbildungen, Hieroglyphen

und Symbole, deren sich die ältesten Völker bedienten; von der letztern Art die Alphabetischen Zeichen oder Charaktere, welche gegenwärtig bei allen Europäern gebräuchlich sind. Diese beide Arten der Charaktere oder Schrift, seine Gedanken ꝛc. mitzutheilen, sind daher wesentlich von einander verschieden. Wer der Erfinder dieser Schriftzeichen oder Charaktere gewesen, ist schon unter Schrift (Buchstaben-), Th. 148, S. 481 u. f. angeführt worden; so wie man überhaupt, was diesen Gegenstand anbetrifft, die Artikel: Schreibekunst, in dem oben erwähnten Theile, S. 278 u. f.; Schrift, daselbst, S. 421 u. f.; Schrift (Bilder-), daselbst, S. 474 u. f., und den schon oben erwähnten Artikel Schrift (Buchstaben-) nachsehen kann. Die Bilderschrift ging der Zeichenschrift voraus, und dieses war auch sehr natürlich, da wohl nichts dem Menschen mehr in die Augen fallen mußte, um seine Gedanken Andern in sichtbaren oder sinnlichen Gegenständen mitzutheilen, als diese Gegenstände selbst durch Kohle oder durch irgend ein anderes Mittel, wie Farbenerde, auf Fellen, Holz ꝛc. zu versinnlichen, sie abzuzeichnen. Daß diese natürliche Art, Gegenstände ohne Sprache zu versinnlichen, wirklich der Anfang der Bilderschrift war, beweisen uns, Europäern, die historischen Bilder, welche man bei der Entdeckung von Amerika, im Königreiche Mexico vorfand, durch welche die Mexikaner das Andenken der wichtigsten Begebenheiten ihres Reiches aufbehalten haben. Nach dem Vorgeben einiger Schriftsteller sollen dieses nur sehr mangelhafte Geschichts-Erzählungen gewesen seyn, und die Völker, die keine andern hatten, waren nach ihnen sehr roh und ungebildet, weil man durch Gemälde nur äußere Veränderungen und Vorfälle darstellen konnte, nicht aber solche Gegenstände, die dem Auge nicht sichtbar sind, noch viel weniger sey es möglich, von den Gesin-

mungen oder den Werken eines Menschen irgend einen Begriff zu geben. Diese Schriftsteller, welche solches behaupten, haben aber nicht in Erwägung gezogen, daß Völker, welche die Zeichenkunst und Malerey, wenn auch noch so schlecht, üben, nicht mehr ganz roh und ungebildet sind, und daß sich auf keine andere Weise, beim Mangel an Schrift- oder Sprachzeichen, Begebenheiten besser der Nachwelt aufbewahren lassen, als durch die Zeichenkunst und Malerey; was diesen daher an der Sprache, der Beredung abgeht, daß ersetzt die Einbildungskraft, welche, wie schon oben bemerkt worden ist, um so lebhafter, glühender ist, als bei denjenigen Völkern, wo die Sprache Gegenstand des Verstandes geworden ist, und die eine Schrift besitzen. Jene bedürfen nur der Andeutungen, nur der Grundzüge einer Begebenheit, um sich das Uebrige lebhaft zu denken, weil ihre Phantasie frischer, reger und kräftiger den Gegenstand in Anspruch nimmt; diese dagegen haben zu sehr mit den Umgebungen zu thun, sind zu sehr durch die mannigfaltigen, zum Theil auf sie einwirkenden Begebenheiten abgezogen, so daß sie sich immer sammeln müssen, um einen Gegenstand zu überschauen, um ihn nach seinem wahren Gehalte zu überdenken, und haben sie ihn gefaßt, so erwägt erst der Verstand das ihm Dargebotene, verwirft, setzt zu, und sichtet mehrere Male das ihm in der Schrift Vorliegende, ehe er sein Urtheil fällt, ehe es reif ist. — Um nun die Mängel, welche jene Bilder als Schrift nicht in der Geschichte, denn diese ließe sich dadurch mit Hülfe der Einbildungskraft gut entziffern, sondern im Verkehr des Lebens, der Gesellschaft hatten, einigermaßen abzuhelfen, entstand in der Folge die Erfindung der Hieroglyphen, die man als den ersten weitern Fortschritt der Schreibekunst ansehen kann. Die hieroglyphischen Caraktere waren gewisse Symbole, die man statt der sichtbaren Gegenstände setzte, denen man also

die Bedeutung dieſer Gegenſtände beilegte; allein nicht bloß ſichtbare, ſondern auch Gegenſtände, die bloß idealiſch ſind, wurden durch ſichtbare Zeichen verſinnlichet, z. B. alle moraliſchen, alle Gemüths-Gegenſtände, von welchen ſich nur die Seele eine Vorſtellung macht, die aber nicht in der Wirklichkeit ſo exiſtiren, daß ſie ein Sinn faſſen kann die ſich daher wohl beſchreiben, aber nicht ſinnlich daſtellen laſſen, ſondern nur ſinnbildlich oder ſymboliſch. So z. B. war ein Auge das hieroglyphiſche Zeichen der Erkenntniß; ein Zirkel bedeutete die Ewigkeit, die weder Anfang, noch Ende hat, die man daher auch durch eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, darſtellt. Die Hieroglyphen waren alſo eine feinere und ſinnreichere Art von Gemälden oder Bildern. Die Gemälde gaben bloß die Aehnlichkeit äußerer ſichtbarer Gegenſtände; die Hieroglyphen zeichneten unſichtbare Gegenſtände, vermöge ihrer Aehnlichkeit mit Gegenſtänden aus der ſichtbaren Welt. Auch bei den Mexikanern fand man einige Spuren hieroglyphiſcher Charaktere unter ihre hiſtoriſchen Gemälde gemiſcht; das eigentliche Land der Hieroglyphen war aber Aegypten, wo man dieſe Schriftart in eine regelmäßige Kunſt brachte, die den Prieſtern angehörte. Alle Eigenſchaften, welche ſie den Thieren beilegten; alle Kräfte, die ſie den natürlichen Gegenſtänden zuſchrieben, wählten ſie auch zu Bildern oder Hieroglyphen moraliſcher Dinge in ihrer Schrift. So z. B bezeichneten ſie den Undank, durch eine Otter, die Unvorſichtigkeit, durch eine Fliege, die Klugheit, durch eine Ameiſe, den Sieg, durch einen Falken, ein dankbares Kind, durch einen Storch, einen nicht geachteten Menſchen, durch einen Aal, weil man glaubte, dieſer Fiſch finde ſich nie bei den andern Fiſchgattungen. Man verband auch zwei oder mehrere ſolche hieroglyphiſche Charaktere mit einander, z. B. eine Schlange mit einem Falkenkopfe, um dadurch die von

Gott regierte Natur anzudeuten. Der Glaube, worin viele Gelehrte geſtanden, daß die Hieroglyphen eine Erfindung der Aegyptiſchen Prieſter geweſen ſeien, um ihre Gelehrſamkeit dem gemeinen Manne zu verhüllen, ſie darunter geheim zu halten, weshalb ſie ſolche der Buchſtabenſchrift vorgezogen hätten, iſt wohl ein Irrthum; ſie ſind bloß eine Schrift, welche die Noth, um ſich verſtändlich zu machen, erfand; denn hätte man damals ſchon eine Buchſtabenſchrift gekannt, ſo würde man auf dieſes verworrene, räthſelhafte und mangelhafte Hülfsmittel, wie die Hieroglyphen, nicht gefallen ſeyn, da dieſe Schrift nur bloß eine Erweiterung der Abbildungen ſichtbarer Gegenſtände war, und nur durch die Vieldeutigkeit, welche die Zuſammenſtellung mehrerer Hieroglyphen bei moraliſchen Dingen geben, wurde ſie verworren und räthſelhaft, ſo daß ſie nur ſehr unvollkommen eine Fortſetzung der Darſtellungsſchrift durch Gemälde ward; denn wenn dieſe den Gegenſtand nach der Natur ſo deutlich, als es die damalige Zeichenkunſt und Malerei geben konnte, darſtellte, ſo hüllte jene die unkörperlichen Gegenſtände in ein myſtiſches Dunkel, ſo daß man oft Mühe hatte den Sinn zu errathen. So viel weiß man, daß in der Folge, da die Buchſtabenſchrift in Aegypten eingeführt und die Hieroglyphiſche abgekommen war, die Prieſter ſich noch der Letztern, als einer heilige Schrift, bedienten, um dadurch das Volk zu täuſchen, es etwas Geheimnißvolles in ihrer Gelehrſamkeit und Religion ahnen zu laſſen. In dieſem Zuſtande fanden die Griechen die hieroglyphiſche Schrift, als ſie mit den Aegyptern verkehrten, und Einige von ihren Schriftſtellern nahmen den Gebrauch, welchen man damals von derſelben machte, für den Anlaß ihrer erſten Erfindung. So wie die Schreibekunſt von der Abbildung ſichtbarer Gegenſtände zu den Hieroglyphen oder Zeichen unſichtbarer Gegenſtände überging, ſo ging ſie bei einigen Völkern zu bloßen

willkührlichen Zeichen über, die man ſtatt der Gegenſtände ſetzte, wenn ſie gleich gar keine Gleichheit oder Aehnlichkeit mit denſelben hatten. Von dieſer Art war die bei den Peruanern übliche Schreibart, die in kleinen Schnüren beſtand, wie auch ſchon unter Schrift, (Bilder-), oben, S. 31. angeführt worden iſt. Die Hieroglyphen der Chineſen ſind etwas Aehnliches; dieſes Volk hat kein Alphabet von Buchſtaben oder einzelnen Tönen, woraus ihre Worte beſtehen, ſondern jeder einzelne Schriftzug bezeichnet bei ihnen einen Begriff; er iſt das Merkzeichen irgend einer einzelnen Sache. Die Menge dieſer Charaktere geht daher ins Unendliche, da ſie mit der ganzen Menge von Gegenſtänden zuſammenſtimmt, die ſie auszudrücken hat, das iſt, mit der ganzen Anzahl von Wörtern, deren man ſich beim Sprechen bedient, ja ſie muß ſelbſt noch größer ſeyn, als die Zahl der Wörter, weil ein und daſſelbe Wort durch Abänderung des Tons, womit es ausgeſprochen wird, mancherlei bedeuten kann. Sie ſollen ſiebzig- bis achtzig tauſend ſolcher Schriftzüge haben, welche, vollkommen zu ſchreiben und zu leſen, das Studium eines ganzen Lebens ausmachen ſollen. Dieſes macht bei dieſem Volke die gelehrten Kenntniſſe nicht nur höchſt mühſam, ſondern hemmt auch den Fortgang aller Wiſſenſchaften. Ueber den Urſprung der Chineſiſchen Schriftzüge iſt man verſchiedener Meinung geweſen, und hat ſich bis jetzt darüber nicht vereinigen können. Nach den wahrſcheinlichſten Nachrichten fing die Schreibekunſt bei dieſem Volke, wie bei den Aegyptern, mit Abbildungen und hieroglyphiſchen Figuren an. Da man dieſe in der Folge abkürzte, um ſie leichter ſchreiben zu können, und ihre Anzahl ſehr vermehrte, ſo gingen ſie zuletzt in diejenigen Züge oder Charaktere über, deren ſie ſich jetzt bedienen, und die ſich unter verſchiedene Morgenländiſche Völkerſchaften verbreitet haben. So ſollen ſich die Japaner, Tunkineſer und andere

Asiatische Nationen, die ganz verschiedene Sprachen reden, und hierin auch ganz von der Chinesischen Sprache abgehen, doch der nämlichen Schriftzeichen bedienen, und auf diese Art sich schriftlich miteinander verständlich machen können, wenn gleich die eine Nation die Sprache der andern nicht versteht; dieses giebt einen Beweis, daß die Chinesischen Schriftzüge, gleich den Hieroglyphen, nichts mit der Sprache zu thun haben, daß sie Bezeichnungen der Dinge selbst und nicht der Worte sind. Eine Probe dieser Schriftart bei uns in Europa, sind die Zahlen, Ziffern oder arithmetischen Figuren: 1. 2. 3. 4. ꝛc., die wir von den Arabern erhalten haben. Diese Zahlzeichen beziehen sich auf keine Wörter, sondern jede Figur stellt eine Sache vor, nämlich die Zahl, deren Stelle sie vertritt, und sobald man sie sucht, wird sie eben so gut von allen den Völkern verstanden, bei denen sie eingeführt sind, von den Spaniern, Italienern, Franzosen, Engländern, Deutschen ꝛc., so verschieden auch die Sprachen dieser Nationen von einander sind, und so verschieden sie auch in ihrer Sprache jedes Zahlzeichen benennen. Bis jetzt haben wir es nur bloß mit Charaktere zu thun gehabt, die mit unsern Buchstaben gar keine Aehnlichkeit haben, oder die im eigentlichen Verstande Schrift heißen könnten. Die Unvollkommenheiten, Vieldeutigkeiten und das Beschwerliche jener Charaktere leuchtete bald den Völkern ein, und man fing an einzusehen, daß nur durch den Gebrauch solcher Zeichen, die nicht die Dinge selbst, sondern die Wörter andeuten, deren man sich in der Sprache zur Benennung dieser Dinge bediente, einen großen Vortheil erhalten könne; denn man gewahrte ferner, daß zwar die Anzahl der Wörter in jeder Sprache sehr groß, die Anzahl der artikulirten Laute aber, deren man sich zur Zusammensetzung dieser Wörter bedient, vergleichungsweise nur klein sey, indem die einfachen Laute beständig wiederholt und auf

mancherlei Weiſe mit einander verbunden werden, um alle die mannigfaltigen Worte zu bilden, die wir ausſprechen. Man fiel alſo darauf Zeichen nicht für jedes Wort an ſich ſelbſt zu erfinden, ſondern für jeden der einfachen Laute, deren wir uns bei der Bildung der Wörter bedienen, und durch die Verbindung einiger weniger von dieſen Zeichen gewahrte man, daß ſich im Schreiben alle die Verbindungen der Töne ausdrücken ließen, welche die Worte in unſerer Sprache erfordern. Der erſte Schritt dieſer neuen Verbeſſerung war die Erfindung eines Alphabets von Sylben, welches wahrſcheinlich vor der Erfindung eines Alphabets von Buchſtaben bei einigen alten Völkern vorherging, und dergleichen man noch in Aethiopien und in einigen Indiſchen Ländern haben ſoll. Man ſetzte ein beſonderes Merkmal oder Zeichen für jede Sylbe der Sprache hin, und ſo wurde die Anzahl der beim Schreiben zu brauchenden Charaktere weit geringer in Menge, als die Zahl der Worte in der Sprache; und dennoch war die Anzahl der Charaktere ſehr groß; und Leſen und Schreiben muß hierbei noch eine ſehr mühſame Kunſt geweſen ſeyn. Endlich, nachdem ſchon ſo viel in dieſen Zeichen vorgearbeitet worden, verfiel ein ſinreicher oder ſcharfſinniger Kopf darauf, die Töne der menſchlichen Stimme auf ihre einfachſten Beſtandtheile zurückzubringen, nämlich auf einige wenige Selbſtlaute und Mitlaute. Für jeden derſelben beſtimmte er nun die Zeichen, die wir Buchſtaben nennen, und lehrte dadurch die Menſchen die verſchiedenen Wörter oder Verbindungen der Laute niederzuſchreiben, deren ſie ſich im Sprechen bedienten. Durch Zurückführung der Wort- und Sylbenzeichen auf dieſe Einfachheit, wurde die Schreibekunſt zur höchſten Vollkommenheit gebracht, und in dieſem Zuſtande bedienen wir uns derſelben gegenwärtig in ganz Europa. Wem wir dieſe Entdekkung verdanken, wiſſen wir nicht mit Beſtimmtheit an-

zugeben. In das geheime Dunkel des fernſten Alterthums verhüllt, ſagt Blair, iſt der große Enfinder aller der Ehre beraubt, die noch jetzt ſeinem Andenken von allen Wiſſenſchaftern erwieſen werden würde. Aus den Moſaiſchen Schriften gewahrt man, daß unter den Juden, und wahrſcheinlich auch unter den Aegyptern, die Buchſtaben ſchon vor der Zeit dieſes Schriftſtellers ſind erfunden worden. Bei den Alten war die Sage, daß Cadmus die Schrift zuerſt aus Phönizien nach Griechenland gebracht habe, ſ. unter Schrift (Buchſtaben-), Th. 148, S. 482; er ſelbſt ſoll aber nach dem Zeugniſſe verſchiedner alter Schriftſteller ein Thebaner aus Aegypten geweſen ſeyn, ſo wie man überhaupt annimmt, daß die Buchſtaben ihren Urſprung in Aegypten haben, dem erſten uns bekannten aufgeklärten Reiche, der Quell der Künſte und Kultur bei den Alten. Daß Taout, mit dem Hermes oder Merkur der Griechen einerlei Perſon, der Erfinder der Buchſtaben nach dem Plato geweſen ſeyn ſoll, iſt ſchon in dem oben erwähnten Theile an den bezeichneten Orten angeführt worden. Man vermuthete auch das Moſes oder das Iſraelitiſche Volk die Buchſtaben aus dem gelobten Lande gebracht haben, von wdaus ſie von den Phöniziern aufgenommen worden ſind, die einen Theil dieſes Landes bewohnten, und von dieſen ſind ſie dann nach Griechenland gebracht worden. Das erſte nach Griechenland gebrachte Alphabet beſtand nur aus ſechzehn Buchſtaben, die übrigen kamen ſpäterhin dazu, als man fand, daß es an Zeichen für gewiſſe Laute noch fehlte. Es iſt merkwürdig, daß ſich die Buchſtaben, deren wir uns jetzt noch bedienen, bis zu den Zeiten des Cadmus hinaufführen laſſen. Das Römiſche Alphabet, welches bei den meiſten Europäiſchen Nationen gebräuchlich iſt, wurde mit einigen wenigen Abänderungen, nach dem Griechiſchen gebildet. Und alle Gelehrten vermuthen, beſonders

diejenigen, welche auf den älteſten Inſchriften vorkommen, eine große Aehnlichkeit mit dem Hebräiſchen oder Samaritaniſchen haben, die größtentheils mit den Phöniziſchen Buchſtaben, dem Kadmuſchen Alphabete, einerlei ſind. Wenn man die Griechiſchen Buchſtaben von der Linken nach der Rechten, nach der Hebräiſchen und Phöniziſchen Weiſe, zukehrt, ſo ſind ſie beinahe dieſelben. Auſſerdem ſtimmen auch die Benennungen der Griechiſchen Buchſtaben: Alpha, Beta, Gamma, Delta ꝛc., in allen den verſchiedenen Alphabeten, dem Phöniziſchen, Hebräiſchen und Römiſchen, dergeſtalt überein, daß es ſich beinahe daraus völlig beweiſen läßt, daß ſie alle urſprünglich aus einer Quelle entſtanden ſind. Eine ſo nützliche Erfindung wurde daher von allen Völkern mit Begierde aufgenommen, wodurch es ſich ſchnell verbreiten mußte. Was nun das Schreiben oder Setzen der Buchſtaben anbetrifft, ſo geſchah ſolches anfangs von der Rechten zur Linken, welche Schreibordnung bei den Aſſyriern, Phöniziern, Arabern und Hebräern gebräuchlich war; auch bei den Griechen ſoll ſie üblich geweſen ſeyn, wie man aus einigen ſehr alten Inſchriften wahrgenommen hat. In der Folge ſchrieben die Griechen ihre Zahlen wechſelweiſe von der Rechten zur Linken, wovon noch einige Beiſpiele übrig ſind, beſonders die berühmte ſigäiſche Inſchrift. Dieſe Art zu ſchreiben blieb noch bis auf das Zeitalter Solons. Man fand aber zuletzt die Bewegung von der Linken zur Rechten natürlicher und bequemer, welche Art zu ſchreiben ſich durch alle Europäiſche Länder verbreitete. S. auch unter Schrift, Th. 148, S. 422. Das Schreiben war lange eine Art Bildgraberey, Steine, von Säulen und Tafel wurden anfänglich dazu gebraucht, und in der Folge Tafeln von weicherem Metalle, z. B. von Bley. Je gewöhnlicher die Schreibekunſt wurde, deſto leichtere und tragbarere Materien brauchte man dazu. So z. B.

in einigen Ländern Blätter und Rinden gewiſſer Bäume, und in andern hölzerne Tafeln, mit einer dünnen Bedekkung von weißem Wachſe, in welche man mit einem eiſernen Griffel ſchrieb. In ſpätern Zeiten bereitete man Thierhäute zu dieſem Zwecke zu, welchen zubereiteten Häuten man den Namen Pergament gab. S. den Art. Manuſcript, Th. 84, S. 231. u. f. Unſere jetzige Gewohnheit auf Papier zu ſchreiben, iſt erſt im vierzehnten Jahrhunderte eingeführt worden. Die Schrift hat vor der Sprache den Vorzug, daß ſie eine ausgebreitetere und dauerhaftere Art der Mittheilung iſt. Ausgebreiteter iſt ſie, indem ſie nicht auf den engen Umfang derer eingeſchloſſen iſt, die uns reden hören, ſondern vermittelſt der Schriftzüge können wir unſere Gedanken auch in die Ferne ſenden, und ſie durch die ganze Welt fortpflanzen. Wir können hierdurch in dem fernſten Winkel der Erde gehört oder vernommen werden. Auch iſt ſie dauerhafter, weil unſere Gedanken bis zu den ſpäteſten Zeiten in dem Tone, worin wir ſie geſchrieben, fortwähren, und wir ſelbſt dadurch in den Stand geſetzt werden, unſere Gedanken der Zukunft mitzutheilen, und das lehrreiche Andenken vergangener Begebenheiten aufzubewahren. Sie gewährt auch noch den Hörenden den großen Vortheil, daß ſie den Sinn des Schriftſtellers in den geſchriebenen Buchſtaben länger vor Augen behalten können. Man kann hier einhalten, wiederholen, und eine Stelle nach Gefallen mit der andern vergleichen; da hingegen die Stimme flüchtig und vorübergehend iſt, und man hier gleichſam die Worte im Fluge erhaſchen muß, indem ſie den Lippen entgleiten, wenn man ſie nicht auf immer verlieren will. Von der andern Seite betrachtet, hat die geſprochene Rede wieder einen großen Vorzug vor der geſchriebenen in Anſehung des Gewichts und Nachdrucks voraus. Die Stimme des Sprechenden macht einen weit ſtärkern Eindruck auf die Seele, als die Le-

ſung irgend einer Schrift darauf machen kann. Die Töne der Stimme, das Mienenſpiel, die Geberden, welche die Rede begleiten, und ſich ſchriftlich nicht ausdrücken laſſen, machen eine gut vorgetragene Rede unendlich deutlicher und ausdrucksvoller, als der genaueſte ſchriftliche Vortrag; denn Töne, Blicke und Geberden ſind die natürlichſten Dolmetſcher der Gedanken; ſie entfernen alles Zweideutige; ſie verſtärken die Ausdrücke; ſie wirken auf uns vermittelſt der Sympathie, die eins von den ſtärkſten Mitteln der Ueberredung iſt. Unſer Mitgefühl wird allemal ſtärker angeregt, wenn wir Jemanden reden hören, als wenn wir ſeine Schriften in unſern Zimmern leſen. Wenn daher die Schrift gleich mehr den Zweck des Unterrichts befördern kann, ſo müſſen doch alle ausgehende Wirkungen der Beredſamkeit nicht vermittelſt der ſchriftlichen, ſondern der natürlichen Rede hervorgebracht werden.

Betrachten wir nun die Buchſtaben, nachdem wir ihre Entſtehung und Wirkung in der Schriftſprache haben vorher gehen laſſen, in der Sprache und Sprachkunſt, in der künſtlichen Art zu ſprechen, ſo theilen ſie ſich in Selbſtlaute oder Vokale (Vocales) und in Mitlaute oder Konſonante (Consonantes). Die Selbſtlaute, die man auch Hülfslaute nennt, weil ohne ihre Hülfe keine Wörter aus den Mitlaute gebildet werden können, tönen für ſich allein, können allein eine Sylbe ausmachen; daher ſind ſie auch der Schlüſſel der Sprachtöne in der Wortbildung und Abſtoßung oder Aushauchung der Wörter, ohne ſie kann kein Wort von den Mitlauten gebildet werden. Sie ſind aus den erſten natürlichen Sprachtönen, den Interjectionen, entſtanden, entweder allein, oder in Verbindung, wodurch die Doppellaute, Diphthongen (Diphthongi), gebildet worden ſind. So bildete ſich aus

den Lauten der Freude, der Bewunderung, des Staunens, der Warnung: ha! und dem Trauerlaute: ach! (ah!) das a; aus dem Laute des Rufens, Anrufens: he! das e; aus den Lauten der Liebkoſung, des Eckels und Abſcheues: ei oder ey! fi, pfui oder phui! das i; aus den Lauten der Verwunderung: oh oder o! ho! das o, und aus den Lauten des Schmerzes, der Furcht und der Bangigkeit: au! hu! das u. Mit den gebrochenen oder Schillervokalen ä, ö, ü, giebt es acht Selbſtlauter, welche ſich nach der Sprachregel auf folgende Weiſe ſtellen: a, ä, e, i, o, ö, u, ü; nach den Tönen, der Tonleiter aber: u, als der tiefſte Ton, o, a, ö, ä, e, ü, und i, als der höchſte Ton. Die Doppellaute ſind: ai, au, äu, ei, oi, ui das y, welches für i, auch i i ſteht, ſucht man in mehreren Sprachen, ſo auch in der Deutſchen, jetzt zu verbannen, und gebraucht es höchſtens nur noch als Anfangsbuchſtaben eines Wortes, z. B. in der Deutſchen Sprache bei Ygel, Yſop, York, ꝛc., obgleich man die beiden erſten Wörter auch mit einem J ſchreibt, und dann hin und wieder am Schluſſe eines, beſonders einſylbigen, Wortes, wie Ey ꝛc. — Die Mitlaute, die man auch Hauptlaute nennt, weil ohne dieſelben keine Bezeichnung der Gegenſtände durch Worte Statt findet, und ſie den Stamm eines jeden Wortes ausmachen, dem die Vokale Leben geben, haben gar keinen Klang, indem ſie nicht wie die Vokale durch einen ſanften Hauch, Luftzug, herausgeſtoßen werden, ſondern durch einen Druck der Sprachwerkzeuge. Es giebt zwanzig Haupt- oder Mitlaute, welche ſich nach der Sprachregel auf folgende Weiſe ſtellen: b, c, d, f, g, h, j, k, l, m, n, p, q, r, ſ, (s), t, v, w, x, z. Man hat nun im Deutſchen noch die zuſammengeſetzten Mitlaute: ch, ck, (kk), ff, ll, mm, nn, pp, rr, ſſ, ß, ſch, und th, die man auch Hauptdoppellaute nennt. Nach dem Drucke, oder der größeren oder geringeren Beſchäftigung der Sprachwerkzeuge, giebt es

von den Mitlauten: 1) einen Lungenlaut, h; 2) einen Ziſchlaut, r; 3) einen Gaumenlaut, j; 4) einen Hauchlaut, q; 5) drei Gurgellaute, wenn nämlich der Stoß durch die verengende Gurgel verſtärkt wird, ch, g, k; 6) ſechs Lippenlaute, welche durch den ſtärkern oder ſchwächern Druck der Lippen und durch Hauchen entſtehen, w, b, f, (ff) v, p, m; 7) fünf Zungenlaute, d, t, (th), l, n. r; und 8) vier Zahnlaute, wobei jedoch die Zunge mit beſchäftiget iſt: ſ, ß, z, (c), ſch. Man findet nun noch in den Sprachlehren mancherlei Benennungen der einzelnen Mitlaute, ſo wie auch mancherlei Eintheilungen, z. B. in Bebelaute: b und p; Blaſelaute: q, w, v, f; Hauchlaute: h, ch; Gacklaute: j, g, k; Stotterlaute: d, t, th; Sauſelaute: ſ, ß, z; Lalllaute: l, ll; Zitter- oder Schnarrlaute: r, rr (dieſer Laut iſt der ſchwerſte von allen Mitlauten, daher fehlt er auch in mehrern Aſiatiſchen Sprachen); Nennlaute: n, nn; Mampflaute: m, mm, ꝛc. Ueber die Ausſprache aller dieſer Haupt- oder Mitlaute findet man das Nöthige in den Sprachlehren. Hier iſt nun noch zu bemerken, daß man in einigen Sprachen noch gewiſſe Hauchzeichen und Betonungszeichen, Akzente, hat, wodurch einzelne Buchſtaben heller oder dumpfer, oder ſchärfer und minder ſcharf betont, oder gedehnt, gezogen, und die Sylben der Wörter betont werden. Bei den alten Sprachen hat die Hebräiſche 27 Akzente, deren Bedeutung ſehr verſchieden iſt, wie man in den Hebräiſchen Sprachlehren nachſehen kann. Unter dieſen Akzenten ſind 19 Distinctivi oder Regii Accentus, die eine Abtheilung ihres Wortes anzeigen. Sie werden in vier Klaſſen eingetheilt. Zur erſten Klaſſe gehören die ſogenannten zwei Imperatores oder Kaiſer: Silluk, mit den zwei Punkten Soph Pasuk, und Athnach; zur zweiten die vier Reges oder Könige: Segolta, Sakephkaton, oder an deſſen Stelle Sakeph gadol und Tiphcha; zur

drittendie drei Duces oder Fürſten: Rbhia, Sarka Paschta, Tbhir, Psik, Schalschelet, Jthibh, und Merka chphula; zur vierten die ſechs Comites oder Grafen: Paser, und ſtatt deſſelben ſechzehn mal Karnephara, Tlischagdola, Geresch, oder ſtatt deſſelben Geaschajim, und Psik Munachatum. Dann giebt es noch ſieben Conjuntivi, Servi, Ministri, Knechte oder Diener, die eine Verbindung ihres Wortes anzeigen, als Merka, Munach, Mahpach, Darga, Jerach, Kadma, und Tlischaktanna. Die Zeichen ſelbſt, ſo wie deren Bedeutung, ſehe man in der Hebräiſchen Sprachlehre nach. Die Griechiſche Sprache hat an Hauch- oder Tonzeichen: den Spiritus asper (ʽ) dicken oder ſtarken Hauch, und den Spiritus lenis (ʼ) dünnen oder gelinden Hauch. Einen von Beiden muß jedes Worte, das mit einem Vokale anfängt über demſelben ſtehen haben. Der Spiritus aſper gleicht unſerm h, z. B., ὁμηρος, Homeros; der Spiritus lenis, ἐγω, ego. Beide Hauchzeichen haben aber nach den Griechiſchen Sprachlehren, ſo wie das Lateiniſche h, in der Grammatik oder Sprachlehre, und in der Proſodie oder Verskunſt nicht den Einfluß eines Buchſtabens. Der Spiritus aſper ſteht auch auf jedem ρ, womit ein Wort beginnt, und zwei ρ in der Mitte werden ῤῥ bezeichnet; kommt ein Hauchzeichen auf einen Diphthongus zu ſtehen, ſo wird es, wie die unten folgenden Akzente, auf den zweiten Buchſtaben geſetzt, wie Εὐριπίδης, Euripides ꝛc. — Die Griechiſche Sprache hat nun noch ſogenannte Tonzeichen oder Akzente, welche nicht unmittelbar den Ton eines einzelnen Buchſtabens in dieſer Sprache bezeichnen, ſondern den Wort- oder Sylbenton. Dieſe Zeichen ſind: der Akutus (ʹ) oder ſcharfe, helle Ton; der Gravis (ˋ) oder ſchwere, niederſinkende Ton; der Zirkumflex (ˆ) oder der gewundene oder geſchleifte Ton. Das Tonzeichen kann

nur auf einer der drei letzten Sylben ſtehen, und zwar der Akutus auf jeder derſelben, der Zirkumflex nur auf einer der beiden letzten, und der Gravis auf jeder, die keins der erſten beiden Tonzeichen hat; er iſt alſo das Zeichen einer jeden unbetonten Sylbe. Man ſehe über dieſe Akzente und ihre Anwendung das Weitere in der Griechiſchen Sprachlehre nach. — Von den neueren Sprachen haben die Akzente der Griechen: die Franzöſiſche, Italieniſche und Engliſche Sprache; andere Sprachen, wie die Polniſche, Spaniſche und Portugieſiſche, haben dieſe Akzente zwar auch, allein ſie gebrauchen ſie nicht immer als ſichtbare Zeichen, ſondern betonen nur darnach die Sylben ihrer Wörter. Die Franzöſiſche Sprache hat an Akzenten, den Akutus (´), Gravis (`) und Zirkumflex (^) wie die Griechiſche, nur bezeichnen ſie in dieſer Sprache nicht bloß den Ton eines Wortes, ſondern ſie dienen auch, und hauptſächlich, die Selbſtlaute verſchiedentlich zu betonen. Unter den betonten Selbſtlauten iſt der Buchſtabe e den meiſten Tonveränderungen unterworfen. Das e iſt z. B. ſtumm oder nicht hörbar in der Mitte, als auch am Ende vieler Wörter, z. B. in den Wörtern la mesure, le besoin, la plume, j'aime, je lise etc.; hell und ſcharf iſt es mit dem Akutus (accent aigu) in la verité, la bonté, la générosité etc.; offen und wie ein ae wird es mit dem Gravis (accent grave) in père, mère, très, progrès etc. ausgeſprochen; gedehnt oder gezogen aber mit dem Zirkumflex (accent circonflexe), in bête, tête, fête, etc. Von den andern Selbſtlauten a, i, o, u, wird Erſterer mit dem Gravis und Zirkumflex, und Letzterer hauptſächlich mit dem Zirkumflex betont, wie z. B. à la campagne, à l'écart, wo à die Präpoſiton iſt, la pâte, l'âne, la gâne, le gîte, la côte, la flûte, la chûte etc. wodurch dieſe Selbſtlaute gedehnt werden und gleich-

sam doppelt lauten. Nach Wailly soll man den Gravis auch auf dem ù gebrauchen, wo man dieses scharf aussprechen soll, wie z. B. in aigù, aigùille, le Duc de Gùise etc. Die Italienische und die Englische Sprache haben von den Akzenten der Griechen nur den Akutus und Gravis, und brauchen sie hauptsächlich zur Betonung der Sylben und Wörter, weniger der Buchstaben, wie bei den Franzosen. Erstere gebrauchen den Gravis (`) bei den Wörtern, welche lauffender, und zu Ende, wo dieses Zeichen jederzeit gesetzt wird, stark ausgesprochen werden, wie parlerò, sanità. Alle einsylbige Verba oder Zeitwörter haben diesen Akzent, als vò, dò, stò, so auch die Nennwörter, welche in à und ù sich endigen, wie bontà, virtù; dann einige Personen der Zeitwörter, z. B. die dritte Person der einfachen Vergangenheit in ai oi, y, als amò von amai; die erste und dritte Person des Futuri oder der zukünftigen Zeit, in der Einheit, als amerò, amerà, wenn die Partikeln, mi, lo, ne si, gleich auf ein akzentuirtes Zeitwort folgen, so werden sie angehängt, der erste Mitlaut verdoppelt und der Akzent fortgelassen, als farallo, fammi, parlossif, statt, lo arò, fami, si parlò, diesen Akzent haben auch: dì, rè, lì, là, giù, sù, quì, quà, costì, costà, colà già, mà, trà, frà, sì, nò etc. Der Akutus wird in die Mitte der Wörter gesetzt, kommt aber selten vor. — Bei der Englischen Sprache kommt vieles darauf an, auf welchem Buchstaben oder auf welcher Sylbe der Akzent liegt. Der Gravis kommt besonders auf die Selbstlaute zu stehen, wenn sie lang oder gedehnt und hell ausgesprochen werden sollen; wie à in dànger, àngel, chàmbre, imità-tion, pàper, spectàtor, etc.; è, in èven, èqual, mè, hè, shè, bè, hère, thèse, lègal, dècency, sincère etc., ì, in ìron, ìvory, chìld, bind, bìble, tìtle etc., ò, in bòld, sòld, fòlk, pòrk, pòrt, fòrt,

spòrt etc., ù, in blùe, valùe, cùre, dùke etc. Der Akutus wird auf die Selbſtlaute geſetzt, wenn ſie gelinder, als bei dem Gravis ausgeſprochen werden ſollen, wie z. B. bei á in fáther, máster, wáter, áll, wálk, báld, wárm etc.; bei é, in whére, thére etc.; bei ó, in wórk, bróth, clóth, wróth, blóod, stóod etc.; bei ú, in gúild, búild etc. — Was das Akzentuiren der Wörter in der Engliſchen Sprache anbetrifft, ſo iſt hier noch zu bemerken, daß wenn der Akzent auf einem Selbſtlaute, z. B. in Fáther, hòly etc. ſteht, ſo iſt die Sylbe lang, liegt ſolcher aber auf den Mitlauten, ſo iſt die Sylbe kurz, z. B. add, rod, bid etc. Das Ausführlichere über die Anwendung der Akzente in den oben angeführten Sprachen, findet man in den Sprachlehren oder Grammatiken. Einiges über die Akzente der übrigen lebenden Europäiſchen Sprachen findet man auch unten, im Regiſter der Sprachen. — Man findet jetzt die Akzente in den oben angeführten Sprachen in den neueſten, beſonders bellettriſtiſchen, Werken oft ausgelaſſen, beſonders wird der Zirkumflex in der Franzöſiſchen Sprache ſehr häufig fortgelaſſen, welches auch die neuern Sprachlehrer wohl mit Recht tadeln, weil dadurch den Anfängern in einer fremden Sprache die richtige Betonung, ſowohl der Selbſtlaute, als auch der Wörter ſehr erſchwert wird. Der Eingeborne hört dieſe Betonung bei einiger Aufmerkſamkeit ſchon von Jugend auf in ſeiner Sprache, und kann ſie ſich daher leichter und eher zu eigen machen, als er ſeine Mutterſprache grammatikaliſch erlernt; ganz anders iſt es aber mit dem Fremden, ihm wird die Betonung der Buchſtaben und Sylben am ſchwierigſten, beſonders in Sprachen, wie die Franzöſiſche und Engliſche, deren Ausſprachen an ſich ſchon große Schwierigkeiten haben, welche in der Betonung der Buchſtaben und Sylben noch zunehmen. — In einigen der oben angeführten Spra-

chen, wie z. B. in der Französischen, Spanischen und Polnischen Sprache, kommen auch einige Hauchbuchstaben, oder mit einem Hauchzeichen bezeichnete Buchstaben vor, wie bei den Griechen. In der Französischen z. B. das ç und 'h, in der Spanischen das ç, in der Polnischen das ą. ę, ż. In der ersten klingt oder tönt das mit dem Hauchzeichen versehene ç wie ſ oder ß, çeçi, Cicçron, garçon (ßeßi, Sizßeron, garßon), das 'h (aspirirt) wird scharf ausgesprochen, wie hâle, haler, halenr, hanneton, hazad, héraut, hérisson, Hongrie etc. Das nicht aspirirte h wird vor den Mitlautern nicht gehört, wie in homme (omme), l'habit (abit), thême (tême), Thomas (Tomas), huit (uit) etc. In der Spanischen Sprache wird das ç wie das Französische aspirirte geleſen, und in der Polnischen tönt das aspirirte ą wie an, z. B. Dąb (Danb), die Eiche, Mąka (Manka), das Mehl, etc., das ę wie mit einem angehängt u. z. B. Ręka (Reuka) die Hand, Weda (Weuda) die Fischangel etc.; das ż, wie sch nur etwas gelinder, z. B. Żàba (Schàba) der Frosch etc. Ein Mehreres hierüber, s. die Sprachlehren dieser Nation. Auch bei diesen Hauchzeichen, die gleichfalls eine Veränderung der Buchstaben anzeigen, worauf sie stehen, und nur zu oft in Schriften fortgelassen werden, ist das oben bei den Tonzeichen Bemerkte gleichfalls anzuwenden.

Da die Sprache als das Haupt aller Wissenschaften, aller Künste dasteht, da ohne dieselbe, nämlich als etwas schon Gebildetes, wohl Handthierung, aber noch kein geistiges Wissen möglich war, so hat man auch schon früh darauf gedacht, die aus dem Bedürfnisse der sinnlichen Gegenstände, wie auch schon oben angeführt worden, nach und nach entstandene Sprache, in gewisse Formen zu bringen, und sie nach Regeln zu studieren, so daß sie ein künstlich-wissenschaftliches Lehrgebäude geworden ist, nach welchem man alle Sprachen

kultivirter Nationen erlernen kann, ohne jemals in ihren Ländern geweſen zu ſeyn. Wer eigentlich zuerſt die Sprache, nach der Erfindung der Buchſtaben, in eine wiſſenſchaftliche Form gebracht hat, iſt uns eben ſo wenig aufbehalten worden, wie der eigentliche Erfinder der Buchſtaben. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt ſie nach und nach entſtanden; denn ſie enthielt in den erſten oder älteſten Zeiten wohl nur die Kenntniſſe der Buchſtaben, das Leſen und Schreiben. Man nannte die ſo weit gediehene Kunſt: Grammatiſtik, Literatio, prima elementa, und diejenigen, welche dieſe Kunſt lehrten, Grammatistae, Literatores, Literiones, Magistri ad prima elementa. Man ging dann weiter und verband damit das Mechaniſche und Elementariſche der Sprache ſelbſt, oder die eingentliche Sprachlehre, und nannte dieſe Lehrer, zum Unterſchiede der vorhergehenden, Grammatiker, Grammatici, und die Kunſt, die ſie lehrten, Grammatik, Grammatica. In Rom übten dieſe Kunſt anfangs nur Sclaven oder Leibeigene aus, welche von ihren Herren wegen der Geſchicklichkeit die Kinder derſelben zu unterrichten, und auch als eine Art von Belohnung dieſes Verdienſtes, waren frei gelaſſen worden; ſie gaben dann in den angelegten öffentlichen Schulen der Jugend der Republik in den Sprachen Unterricht. Einige dieſer Lehrer ließen es dabei auf die Erkenntlichkeit der Schüler ankommen, und forderten kein Honorar, und ſie betrogen ſich darin nicht, wie ſolches das Beiſpiel des M. Antonius Gnipho beweiſet; Andere, wie Remmius Palémon, beſtimmten das Honorar, und brachten ihren Verdienſt im Unterrichten auf 1200 bis 1300 Thaler. Der Grammatiker Verrius Flaccus erhielt eine freie Wohnung im Palatium, und bekam noch jährlich vom Auguſt über 3000 Thaler, als ein Honorar für ſeine Bemühungen, die Jugend zu unterrichten. Welcher Abſtand gegen unſere öffentliche oder Volks-

Schullehrer. In dieſer glücklichen Lage ſahen ſich die Sprachlehrer in Rom im Stande, Bibliotheken zu ſammeln. So ſollen Epaphrodit von Chäronea, und Tyrannion, Jeder bis 30,000 Volumina geſammelt haben. Die Grammatiker wurden zu Rom zugleich die Aufſeher der öffentlichen Bibliotheken; ſo wie C. Meliſſus bei der Bibliothek in der Porticu Octavia; Julius Hyginus bei der Palatina. Zuweilen wurden ſie ſogar zu Geſandſchaften gebraucht, wie Dionyſius Alexandrinus, Crates Malleotes ꝛc.; auch genoſſen ſie zuweilen die Ehre, daß ihnen Bildſäulen errichtet wurden. — Man unterſchied aber bei den Alten, wie man in mehreren Stellen ihrer Schriften gewahrt, die Grammatiſtiker von den Grammatikern, oder die Elementarlehrer von den Sprachlehrern. So ſagt Capitolinus in dem Leben des Kaiſers Antoninus: usus est magistris ad prima elementa. Euphorione litteratore et grammaticis Apro et Pollione. Die alten Grammatiker blieben aber nicht blos bei der Sprache ſelbſt ſtehen, ſondern ſie verbanden das Leſen und Erklären der alten Dichter damit, wodurch das Gebiet der Sprachlehre ſo ſehr erweitert wurde, daß es die geſammten ſchönen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften in ſich begriff. Wenn die verſchiedenen Theile der geſammten Grammatik der Alten bei ihnen unterſchieden werden ſollten, ſo pflegten ſie gewiſſe Unterſcheidungszeichen oder Worte hinzuzuſetzen. So nannte man ſie Grammatica technica, wenn ſie ſich mit den Elementen und Regeln der Sprache beſchäftigte; exegetica und historica, wenn ſie die Dichter erklärte; critica, wenn ſie über die Richtigkeit der Leſearten, Schönheiten des Ausdrucks ꝛc. urtheilte. Die Erſte nannten die Griechen auch ατελεστερα, die unvollkommene oder gemeine, die andere τελειοτερα, die vollkommenere Grammatik. In der neuern

Zeit hat die Grammatik oder Sprachkunst, Sprachlehre, eine größere Einschränkung erlitten, indem man nur darunter den Inbegriff der Regeln von den Veränderungen einer Sprache versteht. Im Deutschen gebrauchen wir dafür die Benennungen: Sprachkunde, Sprachkunst und Sprachwissenschaft, obgleich diese drei Benennungen nicht ein und dasselbe ausdrücken, sondern sehr von einander verschieden sind; denn unter der ersten wird die Grammatik nur subjectivisch verstanden; sie ist nur der Inbegriff klarer und deutlicher Vorstellungen, die man von den Regeln einer Sprache hat, und dann das Verstehen derselben in ihren Theilen. Sprachkunst, Sprachlehre, ist der Inbegriff der abgeleiteten Regeln aus einer Sprache, und die Fertigkeit in der Anwendung derselben im Sprechen und Schreiben. Sprachwissenschaft bedeutet sowohl die Fertigkeit, die Sprachregeln aus Gründen darzuthun, als auch den Inbegriff der erwiesenen Sprachregeln. Mit der Sprachkunst oder Sprachlehre haben wir es hier eigentlich zu thun, da über die Sprache, als bloße Töne und Aus- oder Abstoßung von Worten, schon das Nöthige Th. 159 und oben angeführt worden ist. Wie die Bildung der Wörter aus den Interjectionen und dann durch Bezeichnung der sämmtlichen Gegenstände entstanden ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, sondern bloß vermuthen. Nimmt man an, daß eine jede Sprache eines Volks einen rohen, kulturlosen Anfang gehabt hat, so kann sie auch nicht aus deutlichen Gründen oder durch Vernunftschlüsse entstanden seyn, sondern nur aus dunklen Vorstellungen, durch das Ansprechen der Sprachtöne, und durch den Reiz der Umgebungen der Natur, die sich den Sinnen auf mannigfaltige Weise kenntlich machten; hieraus entstand nach und nach ein gleichförmiges Verfahren in ähnlichen Fällen, welches die Sprach-

ähnlichkeit ausmachte. Einer bezeichnete z. B. mehrere Dinge einer Art dadurch, daß er am Ende einen Buchstaben oder eine Sylbe anhängte, Andere ahmten dieses in ähnlichen Fällen nach, woraus nach und nach die Gewohnheit entstand, die Mehrzahl solcher Dinge auf diese Art zu bezeichnen. So heißt z. B. der Hebräer die Sylbe ים im, der Deutsche er, n, eo, an, nachdem der Laut des Wortes der einen oder der andern Art näher kam. Da sie dieses nun nicht aus deutlichen Gründen, sondern aus dunklen Vorstellungen thaten, so mußten auch eine Menge Fälle vorkommen, worauf die bisher beobachtete Aehnlichkeit nicht paßte; daher finden wir so vieles Willkührliche in jeder Sprache, und die ersten Erfinder der Sprache drückten oft einerlei Veränderung auf verschiedene Art aus. Die Verschiedenheit des Plurals oder der Mehrheit in allen Sprachen, giebt davon einen deutlichen Beweis. Diese Abweichungen von der Aehnlichkeit werden immer größer, je weiter sich ein Volk von seinem ersten Ursprunge entfernt und sich mehr ausbildet. Manche Abänderungen der Worte in späteren Zeiten sehen denen aus den älteren Zeiten gar nicht mehr ähnlich, und doch sind jene mit dem Stammworte näher verwandt. Hier einige Beispiele aus dem Gesetze der zwölf Tafeln in der Lateinischen Sprache: Quod sub raptum escit (quod surreptum erit), nei ita pacont (nisi ita paciscuntur), sei aliquis capsit (si quis ceperit), sei membrum rupsit (ruperit); eben so viele Veränderungen findet man auch in der Deutschen, Englischen, Französischen und in andern Sprachen, wenn man die ältern roheren, mit den jüngern und ausgebildetern oder cultivirten Sprachen vergleicht, welcher Unterschied bei uns mit dem Plattdeutschen zum Hochdeutschen, bei den Engländern durch die vielen Perioden der Sprache von dem Brittisch-Sächsischen an, bis zur Französisch-

Sächsischen oder Engländischen Periode; bei den Franzosen nur zur Zeit der Provinzial-Dichtungen, und zur Zeit ihrer klassischen Dichter und Prosaisten ꝛc. Die beobachtete Aehnlichkeit in einer Sprache legt den Grund zu den Regeln, und die Abweichung davon zu den Ausnahmen. Von jenen kann man größtentheils keinen andern Grund angeben, als den Gebrauch, der an und für sich wohl nicht willkührlich gewesen ist; denn der erste Erfinder kann dazu wohl einen Grund gehabt haben; allein er ist für uns in jetziger Zeit gänzlich verhüllt, wenigstens können wir ihn bei der jetzigen so großen Veränderung der Sprache nicht auffinden. Auch kann, nach der Meinung einiger Schriftsteller, wohl Manches in den Sprachen nur aus dunkler Empfindung erfunden worden seyn, welches man nachher, als der Verstand einwirkte, beibehalten hat, indem sich für dessen Beibehaltung Gründe auffinden ließen. Hat sich nun einmal eine Sprache nach gewissen Regeln gebildet, so ist es auch Pflicht der Gebildeten eines Volks, sich den Gesetzen der Sprache zu unterwerfen, und in so fern ist es daher Regel, sich von dem eingeführten Sprachgebrauche nicht zu entfernen. Man könnte hier freilich einwenden: ob ein solches Sprachgebäude auf so festen Gründen beruhe, daß, wenn man auch Unrichtigkeiten und Ungleichheiten darin bemerke, man solche nicht verbessern und ändern könne? Dieser Einwand oder diese Frage wird von den meisten dahin entschieden und beantwortet, daß es wohl erlaubt sey, hin und wieder Verbesserungen vorzunehmen, aber nicht unbedingt; denn sonst würde des Aenderns und Besserns kein Ende seyn, und eine Sprache würde von den vielen Sprachverbesserern, Grammatikern, Sprachkundigen und Puristen, so umgeschaffen werden, daß man sie beinahe nicht wieder erkennte, und sie dem ganzen Volke unverständlich würde;

man darf hier nur in neueſter Zeit an ſo manche Umwandlung ſogenannter Fremdwörter, von denen aber die meiſten es nicht waren, ſondern ihren Urſprung in der Deutſchen Sprache hatten, erinnern, was nur bloß auf Rechnung der Sprachreinigung kam, wodurch eine Menge neuer Wörter erſchienen, die aber das Bürgerrecht in der Sprache nicht erhielten, und eben ſo wieder verſchwanden, wie ſie die augenblickliche Aufregung eines mißverſtandenen Zeitgeiſtes hervorgerufen hatte. Wenden wir uns aber zu den Eigenthümlichkeiten in der Sprache ſelbſt, ſo dürfen wir hier nur das Geſchlecht der Hauptwörter annehmen, oder anführen. Daß die erſte Erfindung hierzu ihren Grund hatte, läßt ſich wohl nicht in Zweifel ziehen; allein für uns iſt er in den meiſten Fällen verloren gegangen; daher iſt auch dieſer Theil der Sprachlehre einer der ſchwerſten; und wollte man auch neue Regeln feſtſetzen, ſagt ein Schriftſteller, ſo würden ſie doch eben ſo willkührlich werden, als der erſte Gebrauch, und wir würden dadurch nicht gebeſſert ſeyn. Wenn ſich der Gebrauch ändern ſoll, ſo kann es nicht durch die Geſetze einzelner Perſonen geſchehen, ſelbſt Monarchen würden dies nicht durchſetzen; daher ſagte Einer zum Cäſar: **Hominibus civitatem dare potes, verbis non potes.** Erſt nach und nach kann ſich bei einem Volke der Sprachgebrauch durch Wachsthum, Kenntniß, Geſchmack und Sitten ändern. Wenn der gebildetere Theil einer Nation es im Geſchmacke bis zur feinſten Empfindung des Regelmäßigen, Wohlklingenden und Verſtändlichen bringt, ſo wird er manche Unrichtigkeiten, die ſich in den Gebrauch eingeſchlichen haben, von ſelbſt ablegen. Alles, was die Sprachlehrer zur Verfeinerung der Sprachen thun können, beſteht darin, daß ſie den Gebrauch unter gewiſſe Formeln bringen, und das Volk auf die Ungleichheiten aufmerkſam machen, damit es, wenn der Ge-

ſchmack verfeinert iſt, ſolche empfinde und von ſelbſt ablege. Auf dieſe Art haben ſich alle Sprachen verfeinert und verfeinern ſich noch täglich mehr; alles Uebrige, was bloß von der Willkühr der Grammatiker abhängt, hat ſeinen Zweck verfehlt. — Eine jede Sprache hat ihre beſonderen Töne, woran ſich das Ohr gewöhnt, daher muß man dieſen Tönen größtentheils folgen und darnach die Sprachregeln bilden. Man darf daher nicht ſklaviſch im Ausbilden einer Sprache einer andern folgen, wenn die Nachbildung nicht hölzern werden und ſo klingen ſoll, als wenn man einen Polterabend mit alten Töpfen feiert, oder eine Katzenmuſik macht. Eine jede Sprache muß dem Ohre angenehm und wohltönend klingen; man wird dieſes aber weniger bei denjenigen Sprachen finden, die, wie ſchon bemerkt, einer andern ſklaviſch nachgebildet worden ſind; denn immer wird man in denſelben den Zwang erblicken, der den Worten angethan worden, um ſie an dieſelben Regeln zu knüpfen, in dieſelbe Form zu bringen. Wir finden dieſes ſelbſt in unſerer, der Deutſchen, Sprache, die nach den Regeln der Lateiniſchen Grammatik gebildet worden, daß ſie einen gewiſſen Zwang erlitten hat, und mitunter ſehr breit, ſchleppend und holpricht geworden iſt, da ſie dagegen mehr Rundung, Biegſamkeit und Klang erhalten haben würde, wenn man ſie nicht, gleichſam gewaltſam, nach fremden Regeln gebildet hätte. Auch iſt die höhere Ausbildung einer Sprache ſehr oft ihrem Klange, ihrer Rundung und Weiche nachtheilig, und macht ſie hart und klanglos. So z. B. hat in der Deutſchen Sprache das Plattdeutſche: Piper pip up! einen reinern, ſchönern Klang, als das Hochdeutſche: Pfeifer pfeif auf! Erſteres tönt hell und rein von den Lippen, es ſind bloß Lippentöne, die durch das Hervorhauchen jedes Tones im Zuſammenſchlage der Lippen gebildet werden; Letzteres wird durch

die Lippen, Zähne und das Verziehen des Mundes gebildet, und tönt hart, hölzern, überhaupt unmelodisch, und so findet man auch viele Beispiele in andern Sprachen, welche beweisen, daß die höhere Ausbildung derselben sehr oft auf Kosten ihrer Biegsamkeit und ihres Klanges geschehen ist.

Das erste Grundgesetz in der Grammatik ist der Sprachgebrauch; denn die Worte in einer jeden Sprache sind unglaublich vielen Veränderungen unterworfen, wodurch die verschiedenen Verhältnisse, in welche sie mit andern gesetzt werden können, ausgedrückt werden. Diese Veränderungen geschehen nach einer gewissen Aehnlichkeit, wie schon oben bemerkt worden. Die Regeln, welche solche ausdrücken, sind daher nur Erfahrungssätze. Man kann aber nicht gut dergleichen Sätze willkührlich ändern, und derselbe Fall ist es auch mit den Sprachgesetzen. Es kommt nur darauf an, daß die Erfahrungssätze richtig sind, das ist, daß sie wirklich bei einem Volke angetroffen werden, und daß in deren Beobachtung sich nichts Fremdes einschleicht. Indessen darf man nicht für gewiß annehmen, daß alle Fälle durch den Gebrauch und durch Regeln bestimmt wären; denn die Erfahrung lehrt, daß der Beobachtungsgeist, wenn er nur nach dunklen Gründen handelt, unvermerkt von einer Aehnlichkeit zur andern fortschreitet. Es giebt also in allen Sprachen Fälle, die auch der aufmerksamste Beobachter aus dem bloßen Gebrauche nicht entscheiden kann, besonders wo derselbe getheilt ist. Ausnahmen sind daher in einer jeden Sprache anzutreffen; allein es ist oft nicht zu ermitteln, ob es wahre Ausnahmen von den Regeln oder Fehler einzelner Personen sind. Wie es überall Mißvergnügte mit den bestehenden Gebräuchen gegeben hat und giebt, so gab es deren auch in der Sprache oder Sprachkunst, die sich dem bestehenden Gebrauche nicht

in allen Stücken unterwerfen wollten, ja, die ſogar ſeine Herrſchaft für eine unerträgliche Tyrannei ausgaben und nur ihre Anſichten für Sprachgeſetze ausgeben wollten. So war es bei uns mit Gottſched, der auch nur das, was er in der Sprache als Dictator gab, gelten laſſen wollte; allein deſſen ungeachtet hat Gottſched viele Verdienſte um unſere Sprache und Literatur durch den Federkrieg, den er dieſerhalb mit vielen der ausgezeichnetſten Literatoren ſeiner Zeit veranlaßte; auch gebührt ihm das Verdienſt, daß er den Arlequin feierlich von unſerer Bühne verjagte. — Alles, was gegen den Sprachgebrauch iſt, muß man als einen Fehler anſehen, wenn ſich auch noch ſo viel zu ſeiner Entſchuldigung ſagen ließe. Dies gewahren wir auch bei uns in der neuen Orthographie, die man uns aufdringen wollte, und woran Wolke und Andere mit ſo vielem Fleiße und Eifer arbeiteten; allein vergebens; denn alle Sprachlehren, die in dieſem Sinne erſchienen, gingen unter, weil dieſe Neuerung dem Sprachgebrauche gänzlich widerſtrebte, und wirklich auch bei vielem Guten, wodurch die Sprache mehr Klang bekommen hätte, viel, ſehr viel Gezwungenes und Hölzernes hatte, und ſo ging es auch mit der Verdeutſchung vieler ſogenannter Fremdwörter, was auch ſchon oben angeführt worden iſt. Alle dieſe Reformatoren der Sprache haben nicht viel ausgerichtet; denn die Sprache will keine Dictatur, will keinen Zwang; was gefällt oder anſpricht von neu gebildeten Wörtern, von einer neuen Orthographie, das wird eingeführt und erhält das Bürgerrecht, ohne viele Federkriege und Gewaltſchritte. Ein Schriftſteller ſagt, wie viele ſchwankende und unbeſtimmte Grillen werden nicht von den Sprachreformatoren in die Welt geſchickt; und wenn es bloß dabei bliebe, ſo wäre es gut; allein dabei bleibt es nicht. Sie wollen zwar nicht den Namen haben,

daß ſie dem allgemeinen Sprachgebrauche ungehorſam wären, ſondern ſie nehmen ſich nur in einem Stücke, in dem Schreibgebrauche, die Freiheit, von der allgemeinen Gewohnheit abzugehen. Haben ſie nun einen Schritt in der Verbeſſerung vorwärts gethan, ſo kommt dann die Reihe auch an die Ausſprache, an die Bildung der Wörter, an ihre Verbindung ꝛc., bis man dann nicht mehr weiß, was richtig oder unrichtig iſt. Der allgemeine Sprachgebrauch iſt daher keine Chimäre, ſondern etwas Mögliches. Daß ſich einzelne Perſonen davon entfernen, iſt noch kein Beweis gegen ſeine Allgemeinheit. Man kann hier zwar einwenden, daß der Gebrauch noch kein feſter Grundſatz der Sprachlehre genannt werden könne, weil es in einer jeden Sprache mehrere Mundarten gebe, die oft ſowohl unter ſich, als auch von dem gemeinen Sprachgebrauche abwichen; daß ſelbſt in den verſchiedenen Provinzen eines Landes, wo eine Sprache geſprochen wird, eine große Verſchiedenheit, ſowohl in der Ausſprache, als Biegung der Worte, angetroffen werde. Dieſes iſt alles wahr; allein man muß dieſe Verſchiedenheiten in den Mundarten einer Sprache zu geben, ohne der Allgemeinheit des Sprachgebrauchs etwas zu vergeben; denn Abweichungen von der gewöhnlichen Regel finden in allen Verhältniſſen des Lebens Statt. Noch Niemand hat aus der Verſchiedenheit der Geſichter und Körper die allgemeine Sätze der Proportion von beiden geläugnet. Je mehr nun dieſe Provinzialismen und Idiotismen von dem gemeinen Sprachgebrauche abweichen, um ſo fehlerhafter ſind ſie. Die Grammatik beſtimmt die Regeln der Sprache, mit Vorbeigehung der Eigenheiten. Außer dem Sprachgebrauche muß auch die Analogie mit in Rechnung kommen; denn oft entſcheidet das Eine, was das Andere unentſchieden läßt. Die eine Hälfte von Deutſchland ſpricht ohngefähr,

und die andere ungefähr; die eine ohnmöglich, die andere unmöglich. Wer von Beiden hat Recht? Hier entſcheidet die Analogie; denn ich ſage nicht ohnglücklich, ſondern unglücklich, und dieſe Analogie entſcheidet für das Letzte. Nach der Analogie ſoll Bedienter derjenige ſeyn, der bedient wird, nach dem Sprachgebrauche iſt es aber derjenige, der einen Andern bedient. Aus dem eben Geſagten läßt ſich nun die Beſchaffenheit der grammatikaliſchen Regeln im Allgemeinen herleiten. Man muß ſie, nach einem Schriftſteller, 1) in jeder Sprache durch Bemerkung der Uebereinſtimmungen ſelbſt aufſuchen; denn Sprachlehrer ſind keine Geſetzgeber, ſondern nur Sammler der Geſetze einer Sprache, die der Gebrauch eingeführt und geheiliget hat. Hiernach muß auch die Sprachlehre in jeder Sprache gebildet werden. Es iſt daher ein großer Fehler, daß man bisher, wie auch ſchon oben angeführt worden iſt, die Sprachlehren faſt aller Europäiſchen und auch anderer Sprachen nach der Lateiniſchen eingerichtet hat, als wenn alle Sprachen dieſelben Eigenſchaften hätten, wie die Lateiniſche. — 2) Die Sprachregeln können nur aus einzelnen Erfahrungen erwieſen werden, und daher iſt auch eine allgemeine Grammatik, die ſich auf alle Sprachen bezieht, unmöglich. Eine eigentliche philoſophiſche Sprachlehre giebt es nicht, das heißt, nicht in dem Sinne, daß von den Regeln allgemeine Gründe angegeben werden können; verſteht man aber unter einer ſolchen Sprachlehre, daß man den Regeln den höchſten nur möglichſten Grad der Deutlichkeit und Beſtimmtheit gebe und die Gründe aller Erſcheinungen ſo tief aufſuche, als die Natur der Sache es geſtattet, ſo kann dieſe Benennung allenfalls gelten. — 3) Da die Sprache mit der Erkenntniß und Kultur eines Volkes ſteigt und fällt, ſo müſſen auch die Sprachregeln dem jedesmaligen Zuſtande einer Sprache und

ihrem Gebrauche auf das Genaueſte angemeſſen ſeyn; folglich darf der Sprachlehrer ſie nicht um halbe oder ganze Jahrhunderte zurückſetzen; er darf aber auch derſelben nicht vorgreifen, weil man nicht wiſſen kann, welchen Gang die Kultur und folglich auch die Sprache in der Zukunft nehmen wird. — 4) Müſſen daher die Sprachregeln aus der allgemeinen Schriftſprache genommen werden, und zwar aus den Schriften der beſten und aufgeklärteſten Schriftſteller, die bei einer Nation beliebt geworden ſind. Eine Sprache, die nur im gemeinen Leben geſprochen wird, iſt ſehr vielen Veränderungen unterworfen; denn die Menſchen entfernen ſich bald auf dieſe, bald auf jene Art von dem allgemeinen Sprachgebrauche. Die Sucht, ſich ſchnell auszudrücken, beſondere Einrichtungen der Sprachwerkzeuge, Gewohnheiten, Nachahmungen, Eigenſinn und dergleichen Einwirkungen können bei einzelnen Menſchen ſolche Verſchiedenheiten hervorbringen. Wenn man nach den Eigenheiten eines jeden Menſchen im Sprechen gehen wollte, ſo müßten ſo viele Sprachlehren erſcheinen, oder vielmehr ſo viele abweichende Regeln in denſelben, als Menſchen ſind. Daher kann der Sprachgebrauch nur durch die Schrift feſtgeſtellt werden, die Veränderungen ſind dann bei weiten nicht mehr ſo groß, als wenn ſie bloß geſprochen wird. Diejenigen Schriftſteller, auf deren Anſehen die Sprachlehre gebauet werden ſoll, müſſen nicht nur hinlängliche Kenntniß der Sachen, ſondern auch eine gründliche Kenntniß ihrer Sprache haben, und zugleich die Geſchicklichkeit beſitzen, ſich in allen Fällen auf die richtigſte und edelſte Art auszudrücken, die alſo klaſſiſch ſind, und bei allen kultivirten Nationen angetroffen werden. — 5) Vergleicht man die grammatikaliſchen Regeln mehrerer Sprachen mit einander, ſo kann man verſchiedene derſelben leicht in allgemeine Formen bringen,

und sich dadurch eine Art einer allgemeinen Grammatik abstrahiren. Sucht man nun noch die Gründe davon auf, so entsteht diejenige Sprachlehre, welche die Franzosen grammaire raisonnée nennen. Sie leistet besonders bei den Dialekten und verwandten Sprachen einen großen Nutzen. Man muß dabei sowohl auf die Bedeutung der Worte, als auch auf ihre äußere Gestalt sehen. Der Nutzen davon ist entschieden; denn seitdem man die Arabische, Syrische und andere Orientalische Sprachen mit der Hebräischen verglichen hat, haben die Hebräischen Sprachlehren eine ganz andere Gestalt bekommen, als vorher. Die Verwandtschaft in den Sprachen und der daraus für die Sprachlehre zu erwartende Nutzen ist mehrerer Stufen fähig. Je näher zwei Sprachen mit einander verwandt sind, um so mehr können ihre Regeln in einem allgemeinen Satze ausgedrückt werden, und desto mehr Festigkeit bekommen dann die besondern Regeln. Dabei muß aber 6) der Sprachlehrer die Sprache so vorstellen, wie sie ist, und sich nicht durch Vorurtheile oder Eigenliebe verleiten lassen, seine eigene Grillen für Sprachgesetze auszugeben. — Es giebt gewisse Fundamentalgesetze der Sprachlehre, welche allen Sprachen gemein sind; es sind diejenigen, welche sich auf die Natur der Sache gründen. Die Worte sind, wie schon oben angeführt worden, der Ausdruck der Gedanken, sie liefern daher eine Zeichnung von demjenigen, was in der Seele vorgeht. Was demnach die Logik in Absicht auf die bloßen Vorstellungen leistet, das leistet die Sprachlehre in Absicht auf die Worte. Logikalische Regeln auf die Sprache angewendet, geben allgemeine Grundgesetze der Grammatik, jene ist der Grund von dieser. Ein Volk mag gesittet oder kultivirt, oder ungesittet oder roh seyn, so besitzt es Vorstellungen und Urtheile, die es Andern durch Hülfe der Sprache mittheilt. Die

durch die Noth erfundenen Worte ſucht ein rohes Volk eben ſo gut mit einander zu verbinden, wie ein kultiviertes, woraus eine conventionelle Art der Gedankenbezeichnung entſteht; daher kann ein Volk noch ſo weit in der Sprache zurück ſeyn, ſo hat es ſchon eine Sprachkunſt, die, wenn die gehörigen Formen hinzu kommen, in eine Sprachlehre übergehen. Die Sprachlehren können daher wohl nicht eher entſtehen, als bis die Sprache erſt zu einer gewiſſen Gleichförmigkeit und Ausdehnung gekommen iſt. Bei den Griechen und Römern ſtand ſie zwar nicht anfangs, aber ſpäterhin in hohen Ehren, wie auch ſchon oben, S. 49, angeführt worden iſt; denn ſie geſellten ſie den ſchönen Wiſſenſchaften zu; nur erſt die neuern Völker trennten ſie davon, indem man ſie bloß als ein Werk des Gedächtniſſes anſah, bei welchem der Verſtand nichts zu thun habe; man wies ſie daher in die niedern Schulen, als eine Gedächtnißſache, die nicht Nachdenken, wohl aber ein gutes Gedächtniß erfordere; daher waren auch die Lehrer derſelben mit der Beurtheilung ihrer Regeln ꝛc. wenig vertraut, weil ihnen die ganze Art des Vortrages wenig Stoff zum Nachdenken gab. Hier blieb die Grammatik lange Zeit in den dürftigſten Umſtänden. Nur erſt in den neuern Zeiten, als man über den Geiſt der Sprache wieder zu forſchen anfing, erhob ſie ſich wieder aus ihrem Schlummer, worin ſie der Barbarismus geſtürzt hatte. Man wies ihr wieder einen anſehnlichern Platz unter den Wiſſenſchaften an; durchging die alten Sprachen kritiſch, indem man die Griechiſchen und Lateiniſchen Dichter und Proſaiſten erklärte, und verpflanzte dadurch dieſe kritiſche Behandlungsart der alten Sprachen auch auf die neuern; deren Grammatiken nun auch, mit Bezug auf die vorzüglichſten Schriftſteller in dieſen Sprachen, kritiſch bearbeitet wurden, und ſo ſchritt man nun mit der Grammatik, unter

dem Verbessern mit der kritischen Feder, bis auf die neueste Zeit fort.

Die Grammatik oder Sprachlehre, Sprachkunst, hat also den Zweck, eine Sprache recht reden und schreiben zu lehren. Sie zerfällt daher in zwei Haupttheile, in die Rechtsprechung oder Orthologie, und in die Rechtschreibung oder Orthographie. Der erste zerfällt wieder in zwei Abtheilungen, indem man entweder die Worte einzeln oder in Verbindung mit andern behandelt. Im ersten Falle behandelt man die Worte a) nach ihrer Abstammung; b) nach ihrer Aussprache; c) nach ihrer Bedeutung; d) nach ihrer Bildung; e) nach ihrer Biegung. Dieses zusammen macht die Etymologie oder Wortforschung nach ihrem ganzen Umfange. Im andern Falle in ihrer Verbindung, das heißt, in Verbindung der Wörter zusammen zur Rede, der Syntax oder die Wortfügung. Der zweite Haupttheil oder die Rechtschreibung, beschäftiget sich a) mit einzelnen Buchstaben; b) mit Wörtern; c) mit ganzen Sätzen. Zu diesem Haupttheile gehören auch die im Schreiben gebräuchlichen Zeichen. — Ehe wir nun zur kurzen Auseinandersetzung der beiden Haupttheile der Grammatik, im Allgemeinen auf alle Sprachen bezogen, übergehen, wollen wir erst folgende zwei Fragen beleuchten: 1) Ob man aus der bloßen Grammatik eine Sprache erlernen kann? und 2) ob die Sprachlehre zur Erlernung derselben durchaus nothwendig ist? — Was die erste Frage anbetrifft, so wird sie wohl Niemand zu bejahen getrauen; denn man hat eine Menge von Beispielen, daß Leute eine Sprachlehre bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten im Kopfe gehabt haben, und sie doch nur wenige Zeilen eines mittelmäßig schweren Schriftstellers haben verstehen können. Die Regeln der Sprachlehren sind viel zu abstrakt, als daß sie allein hinreichend wären,

Jemanden eine Kenntniß von einer Sprache beizubringen, sie dienen nur als Leitfaden zur Erlernung derselben, besonders aber der todten Sprachen, um sich als ein Kultivirter im Volke, sowohl mündlich, als schriftlich, gleich verständlich und richtig auszudrücken; keinesweges erlernt man aber durch sie die Sprache selbst, diese kann man nur, wenn es eine alte Sprache ist, durch fleißiges Lesen und Erklären der alten Schriftsteller, und ist es eine neuere, durch fleißiges Conversiren, fleißiges Unterhalten mit denjenigen Personen eines fremden Volkes, deren Sprache man erlernen will. — Die zweite Frage heißt: Ob die Grammatik durchaus nöthig sei, oder ob man ohne dieselbe zur Kenntniß einer Sprache gelangen kann? Es gab und giebt unter den neuern Reformatoren in der Sprache nicht wenige, welche die Sprachlehre ganz aus den Schulen verbannt wissen und die Sprachen bloß durch den Gebrauch gelernt haben wollen, indem solche weit leichter durch Lesen und Reden, mit Anwendung der Regeln darauf, als durch die Sprachlehre erlernt würden; man soll nämlich jede einzelne Veränderung der Worte bemerken, und sich daraus selbst eine Sprachlehre bilden. Erfahrene und vorurtheilsfreie Sprachlehrer verwerfen aber diese Lehrmethode, weil sie nicht nur viele Mühe erfordern würde, sondern man würde auch darin nie eine gewisse Festigkeit erlangen, auch immer hin und her, bald zwischen diesem, bald zwischen jenem Satze schwanken, und nur durch viele Uebungen zu einer deutlichen Kenntniß der Regeln kommen. Bei einer lebenden Sprache kann man allenfalls dahin gelangen, wo einerlei Veränderung in verschiedenen Fällen vorkommt; aber bei den ausgestorbenen Sprachen hat es zu viele Schwierigkeiten. Man wird leichter zu seinem Zwecke gelangen, wenn man Grammatik, Lektüre und eigene Uebung mit einander verbindet.

Man darf nur eine vernünftige Methode beobachten, die leicht über das Stoppelfeld der Grammatik, das Mechanische der Regeln fortführt. Man muß vom Leichten zum Schweren übergehen, von dem Concreten zum Abstracten; man lehre die Sprache methodisch, sagt ein Schriftsteller, aber nicht pedantisch, so wird man die Vorurtheile der Grammatik leicht einsehen. Wenden wir uns nun wieder zur Grammatik. Was die Etymologie oder Wortforschung anbetrifft, so theilt sich dieselbe in acht Klassen oder Theile der Rede, Redetheile (Partes Orationis) in der Lateinischen, in andern Sprachen in neun und zehn Theile. Diese Theile sind in der Lateinischen Sprache 1) das Nomen oder Nennwort, welches die Personen und Sachen, von denen die Rede ist, oder ihre Eigenschaft anzeigt, und also Substantiv oder Hauptwort, und Adjectiv oder Beiwort, Eigenschaftswort, seyn kann, beide machen daher das Nomen bei den Lateinern aus; 2) das Pronomen oder Fürwort; 3) das Verbum oder Zeitwort; 4) das Participium oder Mittelwort; 5) das Adverbium oder Nebenwort; 6) die Präposition oder das Vorwort; 7) die Conjunction oder das Bindewort, und 8) die Interjection oder das Empfindungswort. In andern Sprachen, wie z. B. in der Griechischen, Deutschen, Englischen, Französischen ꝛc., hat man nun noch den Artikel. So werden die Wörter in den neuern Sprachen auch in Klassen getheilt, und zehn besondere Klassen daraus gemacht. Hier wird das Nennwort in Hauptwort und Beiwort getheilt; dann hat man noch das Zahlwort; und so würden die Redetheile in den neuern Sprachen also folgen: 1) Artikel, 2) Hauptwort, 3) Eigenschaftswort, 4) Zahlwort, 5) Fürwort, 6) Zeitwort, 7) Nebenwort, welches im Deutschen in Beschaffenheits- und Umstands-

wort getheilt wird, 8) Vorwort, 9) Verbindungswort, und 10) Empfindungswort. Diese letzte Klassificirung der Redetheile ist wohl die angemessendste; denn daß man aus dem Nennworte zwei Redetheile, das Hauptwort und das Bey- oder Eigenschaftswort gebildet, und das Zahlwort auch als einen besonderen Redetheil eingeführt hat, ist gewiß sehr zu billigen; so auch, daß man das Mittelwort oder Partizipium als keinen besondern Redetheil ansieht, sondern dasselbe zu den Eigenschaftswörtern zählt. Die letztern vier Redetheile sind unbiegsam (inflexibiles), lassen sich gar nicht biegen oder abändern. Die andern sind dagegen mehr oder minder biegsam (flexibiles). — Man nennt Stammwörter (primitiva) in einer Sprache alle diejenigen Wörter, welche von keinem andern Worte abgeleitet werden können; dagegen abgeleitete (derivativa), die von andern Wörtern herkommen oder davon ihre Ableitung haben. Alle primitive oder Stammwörter sind von dem ersten Bezeichnen der Gegenstände in der Sprache herzuleiten; es sind Wurzelwörter, größtentheils einsylbige, auch zweisylbige, welche letztere Worte doch schon ein späteres Entstehen haben. Alle Stamm- oder Wurzelwörter sind wohl anfangs mit einem Laute, also durch einen Hauch abgestoßen worden, es waren also, wie schon oben angeführt worden, Interjectionen, woraus sich dann Grundwörter bildeten, als vir, Rex, mons, pars, mus, sus, flos, urbs etc. im Lateinischen; im Deutschen: Baum, Wald, Bär, Mann, Bach, Blitz, Glanz, Gold, Thier, Thron, Stein ꝛc.; im Englischen: Friend, man, maid, balm, ram, milk, hand etc.; im Französischen: vin, or, Roi, eau, pot, jeu, feu, ver etc., und so auch in andern Sprachen, welche Wörter man auch einfache (simplicia) nennt, um sie von den zu-

ſammengeſetzten (compositis), als Duumvir, Baumöl, Friendship, vinaigre etc. zu unterſcheiden. Abgeleitete Wörter ſind z. B. virilius, von vir, Regina, von Rex; Bäumchen, von Baum, Wäldlein oder Wäldchen, von Wald, thieriſch, von Thier ꝛc.; maiden, von maid, honourable, von honour, joyous, von joy etc.; vineux, von vin, potée, poterie, von pot, vermine, vermisseau, von ver etc. Daß man alle Stamm- oder Grundwörter, die man jetzt als die Grundlage der Etymologie in der Sprachkunſt anſieht, wohl nicht als die erſten Stämme anſehen kann, iſt gewiß; denn ſie haben durch die ſtufenweiſe Ausbildung der verſchiedenen Sprachen mancherlei Veränderungen erlitten, ſo daß ſie oft ihrer Urwurzel, die man nämlich dafür ausgiebt, nicht mehr ähnlich ſind. Ueberhaupt iſt die Sprachforſchung eine zwar an ſich ſehr lobenswerthe, aber gewiß ſchlecht lohnende Arbeit, weil ſie größtentheils nur auf Vermuthungen und Wahrſcheinlichkeiten beruht, und nur zu oft auf Abwege führt, wodurch Irrthümer veranlaßt werden, die dem eigentlichen Werthe der Forſchungen ſchaden, ſie in Mißcredit bringen. Das Weitere über die Abſtammung der Wörter, findet man in den Sprachlehren und kritiſchen Wörterbüchern. — Der Ton der gebildeten Wörter in der Rede, geht ſchon aus den oben angeführten Hauptlauten und Mitlauten, und aus den Hauchzeichen und Akzenten hervor. Die Erhebung und Senkung der Stimme, welches in der Willkühr des Sprechenden liegt, heißt der Redeton, und dasjenige, welches nicht darin liegt, ſondern in dem Worte ſelbſt gegründet iſt, der Wortton. Der Redeton hat eigentlich keine beſtimmten Regeln, er iſt mehr denn zu oft der Mode unterworfen, wie dieſe ſich im Tone des Tages geſtaltet, ſo geſtaltet ſich auch dieſer. Bald iſt er ſentimental oder weinerlich, wim-

mernd, bald gedehnt oder gereckt, bald affectvoll, bald überſprudelnd, gleich dem Champagner, bald geziert, indem man den Ton bald hebt, bald ſenkt, bald ſchnarrt, bald liſpelt, bald die Worte bricht oder halbirt, das heißt, ſie nur halb tönen läßt und halb verſchluckt, gleichſam den Ton quält, welches auch bei dem Worttone der Fall iſt, wo auch bald der einen Sylbe mehr Schärfe gegeben wird, ſo daß die andere ſinkt oder zu ſehr in Schatten tritt, bald hebt ſich wieder die Letztere gegen die Erſtere, und die Mittelſte wird verſchluckt, die doch auch tönen ſollte; bald erhält dieſe wieder einen vollen Ton und die andern halbe Töne. Am mannigfaltigſten iſt der Rede- und Wortton in der Deutſchen Sprache, weil ſie am volltönendſten und biegſamſten iſt, welches man daraus gewahrt, daß der Deutſche mit großer Leichtigkeit die Töne aller andern Sprachen ohne Schwierigkeiten erlernt, ſelbſt noch in ſpätern Jahren, ſo daß man ihn für einen Eingebornen jener Länder hält, deren Sprache er erlernt hat und ſpricht, beſonders wenn er ſie in dem Lande ſelbſt erlernt; dieſes iſt aber nicht der Fall mit andern Nationen. Man wird den Franzoſen, Italiener, Spanier, Engländer, Polen ꝛc. leicht im Deutſchſprechen erkennen, und wenn ſie die Deutſche Sprache auch in unſerm Lande erlernt und lange unter Deutſchen gelebt haben, wird man immer am Rede- und Worttone den Ausländer erkennen. Auch haben ſie bei weiten nicht die Variationen in ihrer Sprache (die Italieniſche Sprache in einigen Punkten ausgenommen) als der Deutſche in der ſeinigen. Dieſes beweiſet, daß ihre Sprache im Tone mehr Beſtimmtes, mehr Abgeſchloſſenes hat, wodurch ihre Sprachorgane, Sprachwerkzeuge beſchränkter ſind, mehr beengt werden, nicht mehr die Freiheit einer vollkommenen Modulation beſitzen, deren ſich die Deutſche Sprache rühmen kann; denn durch das Zwangloſe im Rede- und Worttone iſt

der Deutsche fähig, alle Sprachtöne ohne Zwang nachzuahmen, so, als wenn sie ihm eigenthümlich wären, seiner Sprache angehörten. Es läßt sich daher auch in der Deutschen Sprache schwer Regeln für den Sprachton angeben, wie es in andern Sprachen mehr der Fall ist, die eine genaue Akzentuirung haben. Ueberhaupt läßt sich der Rede- und Wortton einer Sprache nur aus der Uebung und der Conversation oder Unterhaltung erlernen; denn alle Kunstregeln der Grammatik können nie die Hauch- und Tonzeichen so bemerkbar machen oder angeben, daß man danach, wie in der Musik, den Ton trifft, indem man ihn entweder zu weich oder zu hart, oder zu gedehnt, zu schnarrend, zu lispelnd hervorbringt, so wie überhaupt hierin viel Willkühr herrscht, welche die Sprachlehre nicht besiegen kann, weil der Ton auch nach dem Gehöre sich bildet. Wer daher ein feines Gehör hat, wird den Rede- und Wortton anders geben, als derjenige mit einem nicht so feinen Gehöre; denn nur nach dem Klange im Ohre oder im Gehöre moduliret der Sprecher den Rede- und Wortton, hart, weich, gedehnt, wie er ihm nach dem Klange richtig zu seyn scheint, ihm angenehm klingt. Die Sprache ist daher Musik, und eben so, wie auch schon oben bemerkt worden; der Mode unterworfen, wie jene, nach den schon oben angeführten Tonveränderungen. S. die Sprachlehren, so auch in Allem, was die Aussprache anbetrifft.

Was nun die einzelnen Redetheile anbetrifft, so kann man sie als das Haupt der Sprachkunst, Sprachlehre, ansehen; denn nur durch dieselben wird es möglich, in einer Sprache eine zusammenhängende Rede nach einer gewissen Ordnung und nach gleichen Gesetzen zu führen, welches ohne sie ganz unmöglich ist, weil jeder Mensch nur seiner Idee und seinen sich gebildeten Regeln im Sprechen und Schreiben folgen

würde; es würde daher ein unzusammenhängendes Gemisch von Wortfügungen und Sprachregeln entstehen, welche nur eine grenzenlose Verwirrung anrichten würden. Daher sind die Redetheile von großer Wichtigkeit in der Sprachkunst, indem man dadurch eine Reihe von Vorstellungen der Seele durch Worte in einer Ordnung ausdrücken kann, die nicht nur Jedem verständlich, sondern auch Jedem eigen ist, der die Sprache darnach erlernt; ja sie wirkt dadurch auch auf diejenigen, welche eine Sprache nicht grammatikalisch erlernen können, weil es ihnen dazu an Unterweisung fehlt, auf die niedern Klassen des Volkes, indem sie die Sprachkunst durch den Umgang mit den gebildetern Klassen auffassen und sich so viel davon zu eigen machen, daß sie in den Verhältnissen, worin sie leben, mit durchkommen, und den großen Abstand nicht fühlbar machen; und wenn sie auch noch so häufig gegen den Sprachgebrauch und gegen die Regeln sündigen, so werden ihnen diese Fehler nicht angerechnet, weil sie zur Verwirrung der Sprache keine Veranlassung geben. — Das Erste, was uns in den Redetheilen gleich entgegen tritt, ist das Hauptwort oder Substantivum, der wichtigste Theil der Rede, auf welchen sich alle übrigen beziehen. Es bezeichnet eine Substanz, einen für sich bestehenden Gegenstand, welcher lebendig und leblos seyn kann. Zu den erstern Gegenständen zählt man alle Körper, welche nicht nur durch ein rein-geistiges Prinzip belebt werden, wie der Mensch und alle thierischen Körper, sondern auch durch ein intensives, geistloses Leben, welches sich nur durch den Wachsthum und durch die Blüthe- und Fruchterzeugung veroffenbart, wie die Pflanzen, oder bloß seinen Wachsthum durch die Anschichtung, wie die Steine, hat. Zu den leblosen Gegenständen rechnet man, außer den Elementen, alle Produkte der Natur, welche im Schooße der Erde oder auf derselben er-

zeugt werden, und nicht zu den Ersteren gehören, und diejenigen der Kunst, sie mögen mit den Händen, mit Maschinen oder auf sonst eine Weise verfertiget werden; hierzu kommen nun noch die Gegenstände, welche nicht wirklich existiren, sondern nur idealisch als existirend oder bestehend angenommen werden, und dadurch eine Selbstständigkeit erhalten, z. B. die Benennungen der Tugenden und Laster, der Leidenschaften ꝛc. ꝛc. Diese letztere Klasse der Hauptwörter ist sehr groß bei einem in der Kultur fortschreitenden Volke, weil die Einbildungskraft, durch den Verstand geleitet, immer rege im Erfinden dergleichen unkörperliche Gegenstände ist. — Da die Sprachkunst, als Kunst oder Wissenschaft, Lehre, erst da entstand, als sich schon Gesellschaften gebildet hatten, deren Glieder sich durch eine Sprache gegenseitig verständlich machen und unterhalten konnten; sie also schon als eine, nur noch regellose, Kunst dastand, so waren auch die ersten Verbesserer derselben darauf bedacht, die große Anzahl von Benennungen selbstständiger Dinge aus dem Chaos der Wörter zu ziehen und daraus den ersten Redetheil, die Hauptwörter zu bilden, weil sie das Vornehmste im Leben, alle sichtbare und fühlbare Gegenstände, durch die Sprache bezeichneten. In der Ausbildung der Sprachkunst sah man aber bald ein, daß nicht ein jedes Ding selbstständig seyn könne, sondern daß viele, Vielen gemein seyn müßten, und so entstanden Gattungsnamen (Nomina appellativa), von welchen diejenigen Benennungen geschieden wurden, die wirklich für sich bestehende Dinge bezeichneten, nämlich die Eigennamen (Nomina propria) Späterhin theilte man die Gattungsnamen in mehreren Sprachen wieder in zwei Klassen, in eigentliche Gattungsnamen oder Appellativa, und in Sammelnamen oder Collectiva, welche Letztere eine unbestimmte Menge

einzelner Dinge bezeichnen, z. B. Waſſer, Wein, Obſt, Volk ꝛc. Auch theilte man die Appellativa, wie auch ſchon oben bemerkt worden, in ſichtbare oder wirklich vorhandene Dinge, und in unſichtbare nur ideaſiſch vorhandene Gegenſtände, wie die Gerechtigkeit, Tapferkeit, Weisheit, das Glück, Unglück, der Adel, die Liebe, Armuth, Seligkeit, das Schöne, Gute ꝛc. Die letztere Klaſſe oder Abtheilung der Hauptwörter gehört ſchon einer höheren Kultur in der Sprache an, als nämlich die Philoſophie eine Pflegerin derſelben ward, und der Einbildungskraft, welche die Hauptwörter mit einer Menge von Eigenſchaften überſchüttete, engere Grenzen ſteckte.

Am gewöhnlichſten bringt man alle Hauptwörter in zwei Abtheilungen, und benennt dieſe: Concreta oder wirklich vorhandene ſelbſtſtändige Dinge, und Abſtracta oder unſelbſtſtändige, abgezogene Dinge. Die Concreta zerfallen in drei Klaſſen: a) in eigene Namen oder Eigennamen (Nomina propria); b) in Gattungsnamen (Nomina appellativa), und c) in Sammelnamen (Nomina collectiva). Die Abſtracta werden von den Sprachlehrern nicht im allgemeinen klaſſifizirt, oder doch in keine Hauptklaſſen gebracht, obgleich man es auch könnte, z. B. in Nomina adjectiva, als die Größe, das Roth; Nomina verbalia, das Schlagen, Leſen ꝛc. ꝛc. — Die Eigennamen (Nomina propria), bezeichnen ein für ſich beſtehendes Ding, welches nur ein einziges Mal vorhanden iſt; ſie gehören daher in der Sprachkunſt zu den älteſten Hauptwörtern; indem man in der erſten Periode der Sprache alle Hauptwörter als für ſich beſtehend betrachtete, und nur erſt ſpäterhin die Klaſſen- oder Gattungswörter, als mehreren Dingen zukommend, davon ſchied. Die

Eigennamen blieben nun als Bezeichnungen derjenigen Gegenſtände übrig, deren Eigenſchaften und Fähigkeiten auch als ſelbſtſtändig zu betrachten ſind, und von denen keine mit einer andern vertauſcht oder verwechſelt werden kann, ohne daß nicht der Gegenſtand aufhörte derſelbe zu ſeyn. Wenn gleich ein Individuum ſchon durch ſich ſelbſt hinlänglich beſtimmt und von allen Dingen abgeſondert iſt, ſo kann man doch ſeinen Namen nicht eben ſo beſtimmt geben; denn ſonſt müßte derſelbe alle die Merkmale ausdrücken, welche den Gegenſtand zu einem Individuum machten; dieſes kann aber in keiner Sprache geſchehen. Man begnügte ſich daher mit einem allgemeinen Namen, und wandte ihn auf einzelne Dinge ſo an, daß ſie keinem andern beigelegt wurden. So hieß z. B. Karl, ein tapferer Mann, Friedrich, ein friedfertiger Mann ꝛc. Mit dieſen Worten benannte man nun einerlei Dinge, welche dann Eigennamen wurden. Viele von dieſen ehemals allgemeinen Namen haben ſich in der ſpätern Zeit verloren, und ſind nur noch als Eigennamen übrig geblieben; aber auch dieſe ſind in der ſtufenweiſen Ausbildung der Sprache nach und nach ſo verändert worden, daß man ihren Urſprung nicht mehr kennt. Wenn man gleich die urſprüngliche Bedeutung der in alten Deutſchen Schriften vorkommenden Namen Hartomund, Huldegaſt, Roſemunde, Jeſanhart, Deuderick, Sigemund ꝛc. leicht finden kann, ſo wird es gewiß ſchwer, die Bedeutungen von Mallobaud, Chlodebaud, Eberulf, Chunſena, Gloſina, Chimmi, Pilitrudis ꝛc. zu finden. Einige dieſer Namen ſind auch jetzt mit kleinen Veränderungen üblich, z. B. Cunthar, in Günther, Hununc, in Hennig, Armin, in Heromann, und ſo mehrere, deren Urſtamm ſich verloren hat, aus denen aber hervorgeht, daß ſie von ähnlichen Namen abgeleitet

worden sind. Die Uebertragung dieser Namen in fremde Sprachen hat sie noch unkenntlicher gemacht, weil sie nur nach dem Gehöre wieder gegeben werden konnten, da man nichts Schriftliches von ihnen besaß, wie solches die Deutschen Fürstennamen beweisen, welche man in Römischen Schriftstellern, z. B. im Cäsar, Strabo, Tacitus und Andern findet. Dieser Eigennamen giebt es so viele, als es Individuen giebt; auch sind sie von verschiedener Gattung. Es gehören hierher die Namen der Personen, der Völker, Welttheile, Ländertheile, Städte, Dörfer und Wohnorte, der Flüsse, Berge ꝛc. Wenn mehrere einzelne Dinge einerlei Namen haben, so braucht man verschiedene Bestimmungen, um die Verwirrung zu verhüten; hierher gehören die Tauf-, Vor-, Geschlechts- und Zunamen. Wie die noch bis jetzt als Eigennamen sich erhaltenen Wörter ihren Ursprung genommen haben, läßt sich nur aus den Namen selbst vermuthen, so viel ist gewiß, daß sowohl zufällige Umstände, als auch die Gewerbe, die man betrieb, die Stadt oder das Dorf, in welchem man geboren worden, oder das Haus, welches man bewohnte, auch ein körperlicher Schaden oder Fehler, angehängter Spitznamen, oder wenn ein Kind irgendwo ausgesetzt gefunden wurde ꝛc., dazu Veranlassung gegeben haben. Auf diese Weise erhielten nicht nur einzelne Personen, sondern auch ganze Geschlechter mit der Zeit ihren Namen, wenn gleich die dazu Veranlassung gebenden Umstände nicht mehr waren. So hat Piso bei den Römern den Namen wahrscheinlich daher bekommen, weil er zuerst eine Art Erbsen, pisa, pflanzte, eben so Cicero, Lentulus, Fabius, von gewissen Feldfrüchten, Ovidius, von Schafen, weil vielleicht sein Stammvater ein Schäfer oder ein Liebhaber von Schafen war; Asinus, von Eseln, Florus, von Blumen, wahrscheinlich ein guter Blumenpfleger und

Verleger; Seneca, von dem Alter seiner Familie ꝛc. ꝛc. — So hat man im Deutschen die Namen: Jäger, Fischer, Bauer oder Landmann, Ackermann, auch Baumann, Feldmann, Schäfer, Schütze, Berger oder Bergmann, Krieger, Köhler, Krüger, Schreiber, Richter, Reuter, Gärtner, Koch, Müller, Schulze, Schmid, Schlosser, Zimmermann, Maurer, Weber, Schröter oder Schröder (vom Schroten des Getreides in der Mühle), Drechsler, Böttcher, auch Büttner, Kiefner, Schäfler; Fleischer, auch Knochenhauer, Metzger; Wagner oder Rademacher, Färber, Töpfer, Schneider, Schuster oder Schuhmacher, Bäcker (Bekker, Beck), Brauer, Sänger, Träger, Laufer, Teichmann, Wollschläger, Gerber, Kästner, Kistner (Kistenmacher), Spengler (Klempner), Küchler (Kuchenbäcker), Löffler, Mahler, Knappe, Bürger, Hübner (von Hub oder Hufe), Vogt, Schliesser, Springer, Spieler, Fiedler (von Fiddel, Geige), Oelschläger, Kaufmann, Mayer (Meyer), Schüler ꝛc. ꝛc., von den Gewerben und Beschäftigungen, welche diejenigen betrieben, denen man diese Namen beilegte, ein Beweis von dem hohen Alter dieser Gewerbe, zum Unterschiede von der spätern Erfindung und Einführung anderer Gewerbe, deren Namen man nicht als Eigennamen findet. — Von Körpertheilen findet man: Fuß, Leib, Herz, Haupt, auch Kopf, Hals, Kreuz, Mund, Zahn, Bart ꝛc. ꝛc., wahrscheinlich von etwas Unnatürlichem oder Auffallendem in der Bildung dieser Körpertheile, welches z. B. Gelegenheit gab, demjenigen, der einen etwas großen Fuß hatte, den Namen Fuß, einen starken Leib, den Namen Leib zu geben, um ihn dadurch von Andern, die mit ihm gleichen Vornamen führten, auszuzeichnen; also Karl oder Heinrich Fuß, Leib ꝛc. Späterhin bezeichnete man diese Gegenstände näher und setzte auch die Eigenschaft hinzu, woraus denn die Eigennamen: Großfuß,

Groſskopf, Breitkopf, Schwarzkopf, Rothhaar ꝛc. entſtanden. Von den körperlichen Eigenſchaften und Verhältniſſen findet man die Eigennamen: Kahl, Kahle, Groß, Große, Großmann, Klein, Kleinhans (kleiner Hans), Kleiner, Kurz, Kurze, Kurzmann, Kurzrock, Stark, Starke, Lang, Lange, Langhans, Langheinrich, Langfuß, Langbein, Weißhaar ꝛc. ꝛc. Eigennamen, welche durch geiſtige Eigenſchaften, durch Mimik, Gebehrden, Bewegungen ꝛc. entſtanden ſind, z. B. Ernſt, Scherzer, Fröhlich, Munter, Lachmann, Flink, Grimm, Greiner (von greinen, ein weinerliches Geſicht machen, den Mund im Weinen verzerren, auch wohl im Lachen), Frey oder Frank, Franke, Freimuth, Schnellfuß ꝛc. Namen von Tugenden und Laſter, als: Fromm, Heil, Heilig, Treu, Treumann, Redlich, Schlemmer, Spieler, Schleicher ꝛc. ꝛc. Eigennamen, von Ländern, Städten, Dörfern und Burgen entlehnt, findet man in gröſser Anzahl, als: Preuß, Preuße, Brandenburg, Berlin, Berlinike, Berliner, Lübeck, Bremer, Nürnberg, Leipziger, Hamburger, Schweitzer, Salzwedel, Münchberg, Straßburg, Bamberg, Bamberger, Weſtphal, Bayer, Beyer, Schwabe, Würtemberg, Schmiedeberg, Schaumberg, Frankenberg, Schlaberndorf, Möllendorf, Schulzendorf, Hohendorf, Knobelsdorf, Reimersdorf, Neuendorf, Woltersdorf, Langendorf, Schönfeld, Buchholz, Roſenthal, Münchhauſen, Lüdersdorf, Hermsdorf, Schulenburg, Blankenburg, Rothenburg, Warburg, Wittenburg ꝛc. ꝛc. Die meiſten Namen kommen aber von den ehemaligen Zeichen der Häuſer in den Städten her, wie man ſie auch noch jetzt hin und wieder in den Städten einiger Länder Deutſchlands über den Hausthüren findet, und bei uns in Berlin über den Thüren der Gaſthäuſer, Apotheken ꝛc. Von dieſen Zeichen kommen die Würden- und meiſten Thiernamen, die man den Beſitzern

der Häuser bellegte, wie Kaiser, König, Fürst, Prinz, Herzog, Markgraf, Graf, Engel, Teufel, Mönch, Pabst, Probst, Pfaffe, Geist, Todt, Türke, Mohr, Löwe, Wolff, Schimmel, Roß, Fuchs, Hund, Hirsch, Bock, Rehbock, Hase, Ochs, Lamm oder Schöps, Maus, Moll, Vogel, Straus, Adler, Geyer, Schwan, Reiher, Storch, Falk, Specht, Habicht, Gans, Hahn, Huhn, Taube, Rabe, Krähe, Nachtigall, Stieglitz, Fink, Sperling, Schwalbe, Fisch, Wallfisch, Stöhr, Lachs, Hecht, Barsch, Zander, Plötz, Schley, Wels, Häring, Bückling, Stockfisch, Bratfisch, Krebs, Käfer, Wurm, Blume, Rose, Nelke, Baum, Strauch, Obst, Mahn und Mohn, Mohnhaupt, Feige, Knoblauch, Kalmus, Gurke, Bohne, Mandel, Korn, Brennessel, Petersilie ꝛc. ꝛc. Viele dieser Namen können auch auf eine andere Art entstanden seyn; so z. B. hat man einen Furchtsamen, Hase, einen Geduldigen, Lamm, einen Dummen, Schaf, Schöps oder Ochs, einen Listigen, Fuchs, einen Starken, Löwe, einen Gierigen, Wolf, einen Langbeinigen, Reiher oder Storch, einen Habsüchtigen, Rabe, einen Schnellfüßigen, Straus, einen Großen, Baum ꝛc. ꝛc. genannt. Mehrere Namen sind auch von körperlichen Fehlern oder Schäden, Gebrechen, hergenommen worden oder entstanden, wie Hinkepeter, Kurzbein, Ziegenfuß, Hasenbein, Großkopf, Spitznas, Breitkopf, Steinkopf ꝛc. Viele Eigennamen haben auch ihr Entstehen den angehängten Spitznamen zu verdanken, wie: Habersatt, Habersang, Susewitz, Trockenbrod, Zimmerling, Jungfermann, Liebesknecht, Spitzbart, Liebergeld, Liebernickel, Liebeskind, Wunderlich, Frauenlieb, Frauendiener, Nickmann, Tiefstrunk, Beschorner, Gansauge, Hasenritter, Nothnagel, Roddelkopf, Huzelmann, Jungnickel, Kapphahn, Kapphengst, Knippsinger, Pille, Säuberlich, Schnuphnase, Süßmilch, Frauenlob, Lachmund ꝛc. — Eigennamen,

welche wahrscheinlich Findlingen gegeben worden, als: Brücke, Marktscheffel, Schönwetter, Aufschlußhof, Haubensack, Windel, Bindseil, Vaterlos, Beutel, Treppe, Wagenhaus, Seidenschnur, Weinling, Theuerkauf, Theuerfund, Thürhof, Merkstein, Waise, Platz ꝛc. Hierher kann man auch die Eigennamen von Wochentagen rechnen, an welchen ein Kind vielleicht gefunden worden, wie Sonntag, Montag, Freitag, welche am häufigsten gefunden werden; auch die übrigen Wochentage, welche als Eigennamen vorkommen. Alle diese Namen können aber auch andere Entstehungsarten haben, z. B. die Namen der Wochentage können Kindern auch bei der Geburt oder bei sonst einer festlichen Gelegenheit, welche an einem dieser Tage vorgenommen worden, gegeben worden seyn. Auch bei Taufen von Erwachsenen, welche von einer andern Religion zur christlichen übergegangen sind. Auch haben die Israeliten oder Juden in vielen Staaten, so auch bei uns in Preußen, sich eigene Zunamen wählen müssen, die ihnen auf die Folge als Familiennamen bleiben, wodurch viele eigenthümliche und auffallende Namen entstanden sind. Ueberhaupt kann man annehmen, daß alle Namen, welche etwas Auffallendes haben, was sich mit dem gewöhnlichen Herkommen und den verschiedenen Ableitungen nicht verträgt, ihr Entstehen auf die oben angeführte Weise haben. Eine große Anzahl Eigennamen sind dadurch entstanden, daß man mit dem Gattungsnamen Mann das Gewerbe, welches ein Individuum betrieb, oder diejenige Eigenschaft, welche ihm vorzüglich eigen war, oder auch sonst eine Begebenheit, welche auf ihn Bezug hatte, verband, z. B. Ackermann, Baumann, Kunstmann, Bergmann, Fuhrmann, Lehmann (wahrscheinlich von Lehen, Lehnsmann), Neumann, Weidemann, Freudemann, Mohrmann, Mahlmann, Ostermann, Wittmann, Salzmann, Schaumann, Schwerd-

mann, Mühlmann, Lachmann, Hoffmann, Lindemann, Herrmann, Jagemann, Jagdmann, Landmann, Wintermann, Schuhmann, Rennemann, Wachsmann, Trautmann, Eichmann, Engelmann, Friedemann, Edelmann, Erdmann, Hartmann, Worthmann, Reichmann, Schönemann, Platzmann, Hagemann, Brummmann, Bornemann, Großmann, Goßmann, Winkelmann ꝛc. ꝛc. Eine große Anzahl Vornamen sind auch zu Zunamen erhoben worden, worunter am meisten vorkommen: Conrad, Walter, Karl, Philipp, Philippi, Ulrich, Rudolph, Rudolphi, Siegmund, Siegfried, Friedrich, auch Fritz, Fritze, Ludwig, Jakob, Abraham, Salomon, Georg, Martin, Gotthold, Otto, Albrecht, Lorenz, Gerhard, Dietrich, Leopold, Leonhard, Reichard, Matthias, Heinrich, Hartwig, Eberhard, John, Johannes, Wilhelm, Wilhelmi, Urban ꝛc. ꝛc. Von den Namen der Metalle sind auch viele Eigennamen entstanden, als: Gold, Silber, Kupfer ꝛc.; auch von Erden und Steinen, als: Stein, Sand, Lehm, Thon, Kreide, Kieselstein, Eckstein, Kalkstein ꝛc. ꝛc. Viele Namen sind sehr allgemein geworden und auch überall durch ganz Deutschland verbreitet, ohne ihren Ursprung genau angeben zu können, wie Krause, Gericke, Schubert oder Schubart, Petzold, Kersten ꝛc. ꝛc. Die vier Jahreszeiten: Sommer, Winter, Frühling, Herbst, kommen auch als Eigennamen vor, besonders häufig Sommer und Winter. Auch von den Namen der Farben sind viele Eigennamen gebildet worden oder entstanden, als Roth, Rother, Rothenbach, Rothenberg, Rothenburg, Rothfuß, Rothreich ꝛc.; Weiß, Weiße, Weißer, Weißbach, Weißbeck ꝛc.; Schwarz, Schwarze, Schwarzburg, Schwarzenau, Schwarzenberg, Schwarzloff, Schwarzlos ꝛc.; Blau, Blauer, Blaumann ꝛc.; Grün, Grüne, Grünbaum, Grünberg, Grüner ꝛc.; Grau, Grauer, Graumann, Graulich,

Braun, Carmoiſin ꝛc. ꝛc. — Viele bloße Gattungsnamen ſind durch irgend eine Beziehung auf ein Individuum zu Eigennamen geworden, als: Keil, Held, Maaß, Kranz, Krug, Siegel, Baum, Rauch, Lenz, Licht, Sauer, Süß, Horn, Reich, Degen, Block, Blut, Brand, Sack, Schall, Schmalz, Spieß, Stoff, Streit, Vater, Vetter, Bruder ꝛc. ꝛc. Viele Eigennamen rühren von Hofbedienungen her, als: Schenkl, Truchſeß, Marſchall, Kanzler, Schatzmeiſter, Kämmerling, Page ꝛc. Viele Familiennamen, welche ſich auf ow endigen und worunter mehrere adlichen Familien angehören, ſtammen aus dem Wendiſchen, als: Waldow, Rochow, Jagow, Treskow, Quitzow, Lettow, Bandow, Lützow, Paalzow, Levezow, Malzow, Ranzow, Rathenow, Bütow, Bülow, Bredow, Münchow, Sydow, Guſſow, Meſſow, Below, Plothow, Zaſtrow, Brunnow ꝛc. ꝛc.; eben ſo alte Namen ſind diejenigen, welche ſich mit witz, itz endigen, als: Pannewitz, Marwitz, Rochlitz, Prittwitz, Pritzelwitz, Beulwitz, Kottwitz, Reiſewitz, Drewitz, Hauchwitz, Carlowitz, Zitzwitz, Strachwitz, Clauſewitz, Mauſchwitz, Prillwitz, Czettritz, Wilknitz, Oelsnitz, Seydlitz, Schweinitz, Putlitz, Noſtitz, Maltitz, Miltitz, Köckritz, Pöllnitz, Canitz, Sanitz, Delitz, Zedlitz ꝛc. ꝛc. Alt in der Sprache ſind auch die Plattdeutſchen Eigennamen Voß (Fuchs), Hagen (Zaun, Hecke), Hanſen, von Hans, Jürgen, Hülſen, Wulfſen, Janſon, Heede, Arnim, Hutten, Piper (Pfeifer), Kneſebeck, Malſtave, Golz, Kaufungen ꝛc. Eine Anzahl, beſonders romantiſcher, Eigennamen, iſt mit der Ertheilung der Adelswürde in Briefen, dem Briefadel, erſchienen; denn bei der Ertheilung der Adelsbriefe oder Diplome, wurde dem Neugeadelten, wenn nicht ein neuer Name, doch eine neue Endung dem ſeinigen gegeben, und wo der alte Name blieb, da wurde ihm auch wohl das Wörtchen Edler vorge-

ſetzt, z. B. Edler von Born ꝛc. Die Endſylben der neuen und abgeänderten Namen waren in au, eck, thal, bach, fels, heim, hayn, ſtein, ſee, feld, hof, berg, leben, als: Rabenau, Schwarzenau, Roſenau ꝛc.; Löweneck, Viereck, Felſeneck, Taubeneck ꝛc.; Wilhelmsthal, Blumenthal, Roſenthal ꝛc.; Schlippenbach, Aſchenbach, Reichenbach, Schwanenbach, Maſſenbach ꝛc.; Treuenfels, Starkenfels, Waldenfels, Trübenfels, Hohenfels ꝛc.; Strahlenheim, Werthheim, Windheim, Stutterheim, Taubenheim, Wangenheim, Griesheim, Thalheim ꝛc.; Greifenhayn, Blumenhayn, Falkenhayn ꝛc.; Biberſtein, Finkenſtein, Falkenſtein, Heſſenſtein, Egloffſtein, Wittgenſtein ꝛc.; Blankenſee, Tiefenſee ꝛc.; Stolzenfeld, Winterfeld, Sommerfeld, Blankenfeld, Hirſchfeld ꝛc.; Richthof, Berghof, Dähnhof ꝛc.; Wartenberg, Hardenberg, Sternberg, Frankenberg, Plettenberg, Herzberg, Gottberg ꝛc.; Alvensleben, Wartensleben, Ingersleben, Alsleben ꝛc. ꝛc. Einige von den genannten Namen gehören auch adlichen Familien von einem weit höhern Alter an, als der Briefadel eigentlich entſtanden ſeyn ſoll, ſo wie auch alle diejenigen Namen, welche ſich mit burg endigen, wie Schulenburg, Stolzenburg, Iſenburg, Eulenburg, Ilburg ꝛc., welche von alten Ritterſitzen herrühren; ſo wie auch der Briefadel Dörfer anlegte oder erbauete, und ſie nach ſeinem erhaltenen Namen nannte. So wie man nun die Eigennamen in der Deutſchen Sprache herleiten kann, ſo iſt dieſes auch der Fall, mit wenigen Ausnahmen, in den andern Sprachen, überall wurden ſie von den Gewerben und Handthierungen, Hofbedienungen, Zeichen, Städten, Dörfern, Schlöſſern, Ländern, von zufällige Eigenſchaften der Körper oder von andern Gegenſtänden hergeleitet. Die Geſchlechtsnamen des niedern Adels reichen nicht viel über das zwölfte Jahrhundert hinaus, um welche

Zeit ihre Lehen erst erblich wurden, von welchen sie den Zu- und Geschlechtsnamen größtentheils erhielten. Man findet zwar, jedoch sparsam, unter den Zeugen der Urkunden in der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts schon Zu- und Geschlechtsnamen; allein diese Urkunden sind öfters schlecht abgeschrieben worden und verdächtig, oder es sind schon Dynasten oder Herren, die Erbgüter besaßen. Dieses betrifft aber nur die Eigennamen von den Lehngütern, wovon oben mehrere angeführt worden. Andere Geschlechtsnamen rühren daher, daß die Lehnsleute die Namen ihrer Landes- und Lehnsherren annahmen, wie die Herrn von Brandenburg, von Nassau, von Lüneburg, von Braunschweig, ꝛc. Einige waren natürliche Kinder der großen Fürsten. Einige nahmen auch die Namen von wilden Thieren, Vögeln ꝛc., deren Jagd sie am liebsten begingen, an, daher kommen die Namen: von Bär, von Fuchs, von Wolf, Gans von Putlitz (ein uraltes Geschlecht in der Mark Brandenburg), von Sperling, von Falk ꝛc. ꝛc. Ein großer Theil des Adels hat seinen Zu- und Geschlechtsnamen von seinem Wohnsitze, seinen Gütern erhalten; denn man findet noch Beispiele genug, daß im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte die Söhne des Vaters Zunamen aufgaben, sobald sie andere Wohnsitze bekamen, nach denen sie sich dann nannten. Die Bildung der schon oben erwähnten romantischen Namen gehört aber größtentheils dem Briefadel an. Diese Namen stammen aus dem 14ten Jahrhunderte oder fangen seit dem genannten Jahrhunderte an; denn die sichersten Beispiele von der Ertheilung des Briefadels rühren vom Kaiser Karl dem Vierten her; allein die große Anzahl der von diesem Kaiser ertheilten Adelsbriefe läßt vermuthen, daß das Ertheilen dieser Briefe damals schon eine sehr übliche Sache gewesen ist, und daher können sie auch

wohl noch vor diesem Kaiser ihren Ursprung genommen haben. Daß aber diese Briefe oder Diplome schon zu Kaiser Heinrichs des Ersten, Ottos des Dritten, Conrads des Dritten, Heinrichs des Sechsten, und Rudolphs des Ersten Zeiten ihren Ursprung genommen haben, wie verschiedene Schriftsteller anführen, wird von vielen Geschichtsforschern in Zweifel gezogen, indem diese vermeinten Adelsbriefe meistentheils nur Privilegien seyn sollen, welche die Befreiung von dem Stande der Ministerialen zur Absicht hatten, es seien also keine Adelsbriefe. Die Veranlassung, den Adel durch Privilegien zu ertheilen, will man in den Kreuzzügen finden, indem dadurch der Adel sehr geschwächt und zusammengeschmolzen worden, die Bürger dagegen zu großen Reichthümern durch den Handel und auch durch den verschiedenen Ankauf adlicher Güter gelangten, daß also die Kaiser darauf verfallen mußten, aus ihnen den Adel wieder zu vermehren; und so ist der Adel immer wieder aus dem Bürgerstande rekrutirt worden. Ein Mehreres über die Gewohnheit der adelichen, bürgerlichen und Bauerfamilien, Zu- und Geschlechtsnamen anzunehmen, findet man in dem Artikel Nahme, Th. 100, S. 744 u. f. — Eine große Anzahl von Eigennamen machen ein unverständliches Gemisch aus, und haben sich wahrscheinlich durch allerlei Versetzungen der Buchstaben und Sylben, oder auch durch Einschiebung von Sylben aus fremden Sprachen gebildet. Mehrere davon sind aus Fremdwörtern, fremden Namen von Individuen entstanden, die sich aus Frankreich, England, Holland ꝛc. bei uns in Deutschland zu einer Zeit niedergelassen haben, wo es mit unserer Kultur noch etwas mißlich stand; und da viele von diesen Individuen, ja wohl die meisten, nicht schreiben konnten, so wurden ihre Namen größtentheils mündlich fortgepflanzt, und dadurch auf eine

merkwürdige Weiſe verſtümmelt; und dann auch im Schreiben, da man ſie nach der Ausſprache auch ganz falſch ſchrieb, ſo daß die erſten Namenträger, die den Namen als Geſchlechts- oder Familiennamen angenommen, ihn ſchwerlich wieder erkennen würden. So z. B. hat ſich aus den Franzöſiſchen Namen: Moncorps, Munkert, Pluchar, Plüchart, Drège, Dreſe, Naville, Naſſel, Nain, Neins, Neige, Nreſe, Trousſel, Trütſchel, Trosselle, Troſchel, Cousin, Cuſig, Canard, Kunard, Guiremand, Giermann, Corps, Kors, Guichard, Kiſchang ꝛc. ꝛc. gebildet; und eben dergleichen Verſtümmelungen findet man auch von Namen aus der Engliſchen und andern Sprachen, welche man auf dieſe Weiſe zu Deutſchen Eigennamen wider Willen durch falſche Ausſprache, falſche Schreibart, geſtempelt hat. Beſonders findet man dergleichen Namen in den untern Volksklaſſen, oder vielmehr haben ſie ſich in den untern Volksklaſſen gebildet, welche die Fremdnamen weder richtig ausſprechen, noch ſchreiben können; und ſo haben ſie ſich denn auch mit der Zeit auf die höhern fortgepflanzt, wodurch es gewiß jedem Sprachforſcher jetzt ſchwer werden ſall, das Stamm- oder Grundwort zu finden. Zu dem Miſchmaſch der Deutſchen Eigennamen haben auch die Gelehrten in dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte das Ihrige redlich beigetragen, indem ſie ihren Namen nicht nur eine Lateiniſche oder Griechiſche Endigung gaben, ſondern ſie auch in dieſe Sprachen, ſobald ſie übertragbar waren, überſetzten. Daher kommen die vielen Endigungen der Eigennamen in us, es, um, or, Rohrarius, Flanminius, Securius, Steffelius, Lezius, Luppelius, Tarnovius, Prätorius, Muſäus, Suppius, Marius, Piſtorius, Timanus, Sixtus, Fabricius, Servus, Streccius, Dictus, Brandes, Andres, Berges, Perthes, Bokkum, Siſum, Kortum, Sutor ꝛc. ꝛc. Von dieſer ſeltſamen

Mode, die in eine förmliche Sucht ausartete, waren selbst Männer von großer Gelehrsamkeit nicht frei. Eben so hat auch die Mode im siebzehnten Jahrhunderte den Deutschen Eigennamen, Französische oder Italienische Endungen gegeben, sie Französisch oder Italienisch zugestutzt; und so mußten sich denn unsere guten Deutschen, wenn gleich mitunter etwas schwerfälligen, aber doch kraft- und ausdrucksvollen Namen, auch in diese Sklaverey, in dieses Joch des Fremdthums schmiegen und dessen Fesseln tragen. Welche Nation kommt hierin wohl der Deutschen gleich! welche die Nachahmungssucht nicht bloß auf die Kleider, Möbel und die Art zu leben, sondern auch bis auf die Eigennamen erstreckt. —

Da nun durch die eigenen Namen die Selbstständigkeit eines Dinges genau bestimmt ist, so durfte diese auch nicht erst durch ein anderes Zeichen bestimmt werden, mithin war der Artikel zur näheren Bezeichnung des Eigennamens überflüssig; eben so die Mehrheit, der Plural; denn wo diese gebraucht wird, hört die Selbstständigkeit des Eigennamens auf; er wird dann ein Gattungsname. Die Mehrheit ist zwar auch bei den Eigennamen eingeführt worden, allein nur bei folgenden Fällen: wenn 1) man darunter den Inbegriff von Eigenschaften versteht, wodurch sich ein Individuum vorzüglich ausgezeichnet hat, z. B. die Ciceronen, die Virgile, die Platone unserer Zeit, die Redner, Dichter und Philosophen damit zu bezeichnen, also anstatt dieser. 2) Wenn ein Eigenname von Vielen in einer hohen Staatswürde, z. B. von Regenten, geführt wird: Die Heinriche oder Heinrichs in der Kaisergeschichte, die Ludwige oder Ludwigs in der Französischen Geschichte ꝛc.; so auch von hohen Staatsdienern, wenn sich Mehrere aus einer Familie im Dienste ausgezeichnet haben, wie die Dankelmanns in der Preußi-

ſchen, die Pitt's in der Engliſchen, die Kuprilis in der Osmaniſchen Geſchichte ꝛc. Da die Eigennamen die Selbſtſtändigkeit ſchon vollkommen beſtimmen, ſo können ſie auch nie durch Angebung eines ſelbſtſtändigen Dinges beſtimmt werden, das heißt, man kann ſie nicht mit dem zweiten Fall (Genitiv) conſtruiren, und in den Orientaliſchen Sprachen können ſie nicht in den statum constructum geſetzt werden. Bei den Griechen war es aber ſehr gewöhnlich, daß auf einen Eigennamen, der Genitiv eines andern folgte, wenn es das Verhältniß eines Sohnes gegen ſeinen Vater anzeigte, z. B. Αλεξανδρος ὁ Φιλιππου, oder auch umgekehrt ὁ Φιλιππου Αλεξανδρος. Hierdurch wurde eben dasjenige beſtimmt, was man ſonſt patronimica nannte. So ſagte der Grieche eben ſo wohl Εκτωρ ὁ Πριαμου, als Εκτωρ ὁ Πριαμιδης. Das Gattungswort, wozu der Eigenname gehört, kann zwar dazu geſetzt werden; allein es erhält nicht den zweiten Fall oder Genitiv; denn man kann wohl ſagen: la ville de Paris, oder im Griechiſchen: πολις Αθηνων, aber nicht: Paris de la ville, oder: Αθηναι της πολεως. Im Deutſchen wird der Eigenname dem Gattungsworte nachgeſetzt, z. B. die Stadt Berlin, nicht: Berlin, die Stadt, oder das letztere Wort, Gattungswort, müßte ein Eigenſchaftswort bei ſich haben, z. B. groß, ſchön ꝛc. Berlin, die große oder die ſchöne Stadt ꝛc.

Die Gattungs- oder Klaſſenwörter (Nomina appellativa), die anfangs gleichfalls eigene Hauptwörter waren, kommen mehreren Dingen zu, und dieſerhalb hat man ſie von den eigentlichen Eigennamen, die beſtimmte Perſonen und Sachen bezeichnen, und für ſich als abgeſchoſſen daſtehen, getrennt; denn welches Gedächtniß würde nicht dazu gehören, wenn jedes vorhandene Ding mit einem eigenen Namen benennt werden ſollte, wenn z. B. ein jeder Baum,

Strauch, Wagen, Tisch, Stuhl, Topf, eine jede einzelne Frucht, jedes einzelne Thier, Haus ꝛc. ꝛc. einen eigenen Namen haben sollte; man würde unter der Last dieser Eigennamen erliegen, wie die Chinesen unter der Menge ihrer Schriftzeichen. Man würde, um nur seine Muttersprache zu erlernen, mit einem Lebensalter nicht ausgereicht haben, und welches Alter würde dazu erforderlich gewesen seyn, bei den immer neuen Entdeckungen und Erfindungen? Ja Letztere würden in der Folge, so wie alle Wissenschaften und Künste, ganz ins Stocken gerathen seyn, weil man nur allein mit der Sprache zu thun gehabt hätte, um diese in irgend ein System zu bringen, und wie viel Zeit würde dieses System gekostet haben, bei einem gewissen Stillstande der Wissenschaften? — Um nun diese große Anzahl Wörter zu vermindern, hat man diejenigen Gegenstände oder Dinge, die das Interesse der Menschen nicht genau von einander zu unterscheiden braucht, in Klassen eingetheilt, und alle diejenigen zu einer Klasse gerechnet, die in den mehrsten Eigenschaften mit einander übereinstimmen; man hat sie mit einem Namen benennt, der gerade so viele Eigenschaften bezeichnet, welche die Individuen mit einander gemein haben. Diese gefundenen Klassen hat man nun wieder mit einander verglichen, und diejenigen unter eine höhere Klasse zusammen genommen, die in Ansehung der mehrsten Eigenschaften einander am ähnlichsten waren. So z. B. haben alle Bäume eine Eigenschaft, die sie von den Sträuchern und Kräutern unterscheiden, dieses ist ihr mit einer starken Rinde umgebener, verhältnißmäßig nach der Baumgattung starker Stamm, der erst in einer gewissen Höhe seine Zweige austreibt; Wurzeln, Blätter ꝛc. hat er mit dem Strauche gemein; nur das oben angeführte Kennzeichen macht ihn zu einer besondern Klasse in dem Pflanzenreiche, die man Bäume nennt;

also alle Bäume ohne Unterschied machen eine Klasse aus, die mit dem gemeinschaftlichen Gattungsnamen Baum belegt wird. Wenn ich daher in einem Walde, oder an sonst einem mit verschiedenen Bäumen besetzten Orte in der Natur ausrufe: Wie schön sind diese Bäume! so werde ich von Allen, die mir nahe stehen und meinen Ausruf hören, verstanden, indem ich die ganze Klasse bezeichne und nicht eine besondere Art derselben, z. B. Eichen, Buchen, Fichten ꝛc. Wenn ich daher unter den Bäumen die Eigenthümlichkeit der Blätter, Blüthen und Früchte unterscheide, so entstehen daraus Gattungen oder untere Klassen, die von der Hauptklasse nur in dem eben Angeführten abweichen. Alle Bäume, die daher als besondere Kennzeichen längliche, tief eingeschnittene glänzend grüne Blätter haben, und Eicheln als Früchte tragen, machen eine besondere Gattung von der Hauptklasse aus, und werden Eichen genannt, führen daher diesen Namen als Gattungsnamen; und so werden alle besondere Gattungen von der Hauptklasse der Bäume abgeschieden und bilden Unterabtheilungen oder Unterklassen in der Sprachkunst, die dann wieder ihre Abtheilungen oder Arten enthalten, aber immer mit dem Stammnamen Eiche, nur werden ihre Eigenschaften, wodurch sie sich von der Hauptgattung, dem Geschlechte, unterscheiden, durch ein zweites hinzugefügtes Hauptwort, oder durch Eigenschaftswörter ausgedrückt, z. B. Weideneiche, Korkeiche, Sommer- und Wintereiche, weiße Eiche ꝛc. So wie es nun hier als ein Beispiel mit den Bäumen aufgestellt worden ist, so findet es auch bei allen Gegenständen oder Dingen der Natur und Kunst Statt, überhaupt bei Allem, was sich in Geschlechter, Klassen, Arten ꝛc. theilen läßt. Es können also einem jeden Dinge so viele Namen beigelegt werden, als durch so viele Klassen es

durchgeführt werden kann. Da nun alle Gattungsnamen ihre Selbstständigkeit verlieren, so wird dieser Mangel durch den Artikel ersetzt. Da auch bald von einem dieser Dinge, bald von mehreren zugleich die Rede seyn kann, so müssen sie auch dieses Verhältniß der Zahl an sich ausdrücken können, folglich auch solches durch gewisse Veränderungen an dem Worte selbst oder durch beigefügte Bestimmungen angezeigt werden, ob entweder die ganze Klasse, oder nur ein einziges Individuum angezeigt werden soll. Dieses Letztere ist nun entweder durch die vorhergehenden und nachfolgenden Worte so bestimmt und kenntbar, daß man weiß, welches Individuum von der ganzen Klasse gemeint sei, oder es ist unbestimmt. Jenes zeigt man durch den bestimmenden, dieses durch den nicht bestimmenden Artikel an. Zum Beispiel der Baum, den du gesehen hast, ist abgehauen worden, und ein Baum ist abgehauen worden. Ist das Individuum genau bestimmt, so versteht man es entweder ganz oder nur zum Theil; z. B. giebt mir das Brod — und gieb mir Brod. Ein gleiches gilt auch von der Mehrzahl, indem ich entweder alle Individuen, die zur Klasse gehören, oder nur einige verstehe, z. B. die Menschen sind sterblich, das ist, alle; einige Menschen sind reich.

Die Sammelwörter (Nomina collectiva) sind eine Abtheilung der Gattungswörter, welche gleich anfangs durch eine unbestimmte Menge solcher Dinge veranlaßt worden, in welchen man nicht Einzelnes unterscheiden wollte und auch nicht konnte; z. B. Wasser, Sand, Obst, Korn, Volk, Heer ꝛc. Sie haben den Charakter, den ihnen die ersten Sprachlehrer beilegten, nämlich eine bestimmte, untheilbare Menge zu bezeichnen, behalten, und können daher nie eins oder mehrere Individuen von ihrer Art bezeichnen, weil der Begriff der Menge von ihnen unzertrennlich

iſt. Sie ſind daher auch des Plurals ſo eigentlich nicht fähig, weil dieſer ſchon in ihnen ſteckt, und mit der Einheit zugleich die Mehrheit ausgedrückt wird; denn wenn ich ſage: das Waſſer oder das Heer, ſo drücke ich bei dieſer Beſtimmung durch den Singular zugleich den Plural aus, weil die Menge, die Mehrheit im Worte ſteckt und ich mir nicht Waſſer, noch Heer ohne Menge denken kann; allein da viele von ihnen zugleich eine unbeſtimmte Menge als ein Individuum bezeichnen können, ſo können dieſe auch einen Plural haben, z. B. die mineraliſchen Waſſer, ſüßen Weine, viele Heere von verſchiedenen Völkern oder Nationen ꝛc. Im Deutſchen werden einige dieſer Wörter durch Anſetzung der Sylbe Ge gebildet, z. B. das Gewäſſer, das Getreide, das Gebüſch ꝛc.; es bezeichnet hier die ganze Menge. Die Sprachlehrer ſind mit der Klaſſification dieſer Gattungswörter immer noch nicht aufs Reine. Man kann füglich die Sammelwörter in zwei Abtheilungen bringen, in trennbare Sammelwörter (Nomina collectiva separabilia) und in untrennbare Sammelwörter (Nomina collectiva inseparabilia). Zu den trennbaren Sammelwörtern gehören diejenigen, die zwar nach den Begriffen des Worts ein Ganzes ausmachen, aber doch aus ſichtbar getrennten Theilen beſtehen, als Obſt, Getreide oder Korn, wenn darunter Getreide verſtanden wird, und nicht bloß der Rocken, Volk, Wein ꝛc.; denn wenn ich z. B. Birnen, Aepfel, Pflaumen, Kirſchen ꝛc. auf einer Schüſſel vor mir liegen habe, ſo bezeichne ich das Ganze mit dem Sammelnamen Obſt, und wenn ich es Einem überreichte, ſo würde ich ſagen: Hier haſt Du eine Schüſſel mit Obſt; ich kann aber alle Gattungen davon trennen oder ſcheiden, theilen, und jede beſonders benennen; eben ſo iſt es mit dem Getreide, Weine, Volke ꝛc.; denn wenn ich Weizen, Rocken, Gerſte,

Hafer ꝛc. in Säcken untereinander auf einem Boden oder in einer Kammer stehen habe, so macht doch jede Gattung für sich ein Ganzes aus, ich kann sie selbst sortiren, wenn sie unter einander geschüttet würden; eben so kann ich die Gefäße mit süßem und saurem, rothem und weißem Wein trennen, obgleich das Ganze mit dem Sammelnamen Wein belegt wird; dieses kann ich aber nicht mit den untrennbaren Sammelnamen, wie Wasser, Sand, Blut ꝛc.; denn ich kann das Wasser, wenn es aus mehreren Flüssen zusammengegossen wird, nicht wieder trennen, ja überhaupt aus dem Wasser keine Theile sichtbar sondern, eben so wenig aus dem Sande, Blute ꝛc., und wenn ich auch das Wasser in mehrere Gefäße fülle, nämlich Spree-, Havel-, Oder-, Elb- ꝛc. Wasser, jedes besonders, so hat es doch immer dieselben Eigenschaften, wenigstens ist sicht- und schmeckbar darin kein großer Unterschied, wie es mit dem Weine der Fall ist, wo sich der rothe vom weißen, und der süße vom sauren merklich unterscheiden, so wie überhaupt die verschiedenen Sorten im Geschmacke. Die mineralischen, so wie die gebrannten Wasser kann man nicht hierher rechnen, weil diese zwar collectiva, aber anderer Art sind. Was man noch bei der chemischen Zerlegung an Bestandtheilen findet, kann auch nicht hierher gerechnet werden. — Die Hülser oder Hülsenfrüchte, als Erbsen, Bohnen, Linsen, gehören auch zu den trennbaren Sammelwörtern, wir betrachten sie aber auch als für sich bestehend, unter ihrem Gattungsnamen, sie werden nur im Plural gebraucht, so auch ihr Klassenname: Hülser. — Eine besondere Gattung von Wörtern bilden diejenigen, welche die Materie anzeigen, ohne Rücksicht auf die aus denselben bestehenden einzelnen Dinge. Diese verlieren ihre Selbstständigkeit noch mehr, als die vorgehenden Hauptwörter, und haben keinen Plural; z. B. Eisen, Bley,

Zinn, Kupfer, Silber, Gold, Speck, Butter, Milch, Honig ꝛc. Einige leiden eine Mehrheit, wie Stein, Brod, Holz ꝛc., weil sie Theile enthalten, die eine Verschiedenheit haben, oder vielmehr, weil es verschiedene Steine, Brode und Hölzer giebt, die doch alle den Charakter der Gattung haben, wie Sand-, Kiesel-, Marmor-, Kalk-, Edel-ꝛc. Stein; sie sind zwar ungleich in ihren Bestandtheilen, haben aber alle den Charakter der Härte mehr oder weniger. Eben so ist es mit dem Brode, einiges wird aus Weizen und einiges aus Rocken gebacken, jenes ist weißer, dieses brauner; das Holz variirt in der Farbe und Härte ꝛc. Wenn man sie mit dem Artikel gebraucht, so werden sie wieder Gattungswörter, z. B. der Serpentin-, Marmel-, Feld-, Kalk-, Sand- und Feuerstein, der Schieferstein; das große, das kleine Brod; das Eben-, Buchsbaum-, Nußbaum-, Mahagony-, Birken-, Cedern- und Pappelholz ꝛc. ꝛc. Alle diese Wortabtheilungen gehören zu den Gattungswörtern, welche man Concreta nennt.

Die zweite Gattung von Hauptwörtern sind die Abstracta, das heißt, die einzelne Eigenschaften, sowohl natürliche, als moralische, als selbstständig vorstellen; wie auch schon oben, S. 72, ist angeführt worden. Aus dieser Ursache haben sie auch den bestimmten Artikel bei sich, wie die eigentlichen Gattungsnamen. Da sie aber keine ganze Klasse von Individuen vorstellen, sondern nur eine einzelne Eigenschaft bezeichnen, so können sie auch keine Mehrheit haben. Findet man sie aber in der Mehrheit, so zeigt dieses entweder verschiedene Grade oder Arten der Eigenschaften an, z. B. die Größen, die Tugenden. Diese Hauptwörter stellen sowohl die wirkende Ursache, als auch die Wirkung als etwas Selbstständiges vor; ferner den Uebergang des unselbstständigen Prädikats in das Selbstständige; z. B. der Schlag, das

Schlagen; auch die Veränderung, besonders eine Handlung, wird als selbstständig vorgestellt, sowohl indem sie noch vollbracht wird, als auch wenn sie vollbracht ist. Auch eine bloße Beschaffenheit, ohne Rücksicht auf den Gegenstand, woran sie sich findet, eine Eigenschaft, ein Zustand ꝛc. wird oft selbstständig vorgestellt; z. B. das Roth, das Große, Edle, Kühne; die Menschheit, die Armuth, der Reichthum, Fleiß ꝛc., wie auch schon oben, S. 72 angeführt worden ist. — Diese abstracten Hauptwörter sind eine Frucht des Verstandes, des reifen Nachdenkens; sie entstanden daher zu einer Zeit, als die Sprache schon eine gewisse Ausbildung hatte, und die Glut der Phantasie, die früher bei dem nomadischen Schäferleben, bei Jagd und Fischerei ꝛc., nur Bilder des Feenreichs träumend schuf, durch Ackerbau, Handel und Gewerbe so ziemlich verglommen war. Die kalte Vernunft maaß und erwog jetzt das Reich des Idealen, und so entstanden nach und nach die Abstracta, die jetzt den Grund unserer gelehrten Erkenntnisse ausmachen.

Was die Bildung der Hauptwörter als Gattungswörter anbetrifft, so findet man das Nöthige darüber in jeder Sprachlehre, und Manches wird auch davon unter jeder Sprache besonders, unten im Register vorkommen. Nachdem man mit der Klassificierung der Hauptwörter so weit in Richtigkeit war, fand man auch nöthig, sie in Geschlechter einzutheilen, wozu wahrscheinlich der Unterschied der Geschlechter beim Menschen und den Thieren Veranlassung gab, da die Natur überall der Kunst als Vorbild diente und dient. Die Eintheilung der Hauptwörter in das männliche und weibliche Geschlecht war daher wohl die natürlichste, welche gleich anfangs beim Aufkeimen dieser Abtheilungsidee entstehen mußte. Man gesellte nun zu dem männlichen Geschlechte, außer den männlichen Geschöpfen aller Art, den eigenen Namen ꝛc., auch

Alles, was einen männlichen Charakter und männliche Eigenschaften besaß, oder überhaupt, worunter man sich etwas Männliches dachte; daher auch die Winde, Flüsse, Monate ꝛc. dieses Geschlecht erhielten, weil die Alten die Winde und Flüsse personificirten, sie in ihrer Götterlehre als männliche Wesen darstellten. Zu dem weiblichen Geschlechte fügte man, außer den weiblichen Geschöpfen aller Art, den eigenen Namen der Weiber ꝛc., auch Alles, was einen mehr weichen, weiblichen Charakter, weibliche Eigenschaften an sich hatte, auch die Namen der Länder, Inseln, Städte und Bäume ꝛc. Da man nun aber fand, daß man mit diesen beiden Geschlechtern doch nicht alle Gegenstände bezeichnen könne, sondern noch viele Wörter übrig blieben, die sich unter keins von den beiden Geschlechtern bringen ließen, so entstand nun das sächliche Geschlecht oder Neutrum, worunter man nun alle diese Wörter brachte, die man unter die oben angeführten beiden Geschlechter nicht bringen konnte. Aber auch dieses genügte den Sprachlehrern der Alten noch nicht, indem man Wörter fand, welche männlich und weiblich zugleich seyn können und sind, als adolescens, auctor, infans, nemo etc.; um nun diese zu bezeichnen, führte man das gemeinschaftliche Geschlechtswort oder das Commune ein. Diejenigen Wörter aber, die alle drei Geschlechtswörter besitzen, bezeichneten die Lateiner mit einem besonderen Geschlechtsnamen, den sie Generis omnis nannten. In den neuern Sprachen nehmen die Lehrer derselben diese Geschlechtsbezeichnungen der Hauptwörter gleichfalls an, jedoch beschränkten sie solche nur auf die drei zuerst oben angeführten Geschlechter, nur mit einiger Abweichung in der Bezeichnung. So z. B. bezeichneten bei den Alten die Griechen die Geschlechter durch den Artikel ὁ, der, ἡ, die und τὸ, das; die Lateiner an den Endungen in den Deklinationen

oder Beugungen der Wörter, wobei jedoch mehrere Abweichung von der Regel vorkommen, die der Gebrauch und die Uebung kennen lehren. In den neuern Sprachen bezeichnet der Deutsche die Geschlechter durch den Artikel der, die und das, wobei jedoch einige Wörter bei verschiedenem Geschlecht auch verschiedene Bedeutungen haben, so auch im Griechischen und in andern neuen Sprachen. Der Franzose bezeichnet die Geschlechter durch den Artikel le und la, der Engländer alle drei Geschlechter durch the u. s. w. So wie überhaupt in der Sprachkunst die Lateinische Sprachlehre zur Bildung der Regeln den neuern Sprachen zum Grunde gelegt wurde, so nahmen sie auch größtentheils die Klassification in den Geschlechtern der Hauptwörter von derselben an, banden sich an die oben angeführte Eintheilung der Wörter zu den verschiedenen Geschlechtern, nur die Englische, welche das Geschlecht nur durch den Artikel, nicht durch die Endungen der Wörter ausdrückt, macht hierin eine Ausnahme, indem sie bloß bei lebendigen Dingen das Geschlecht, männlich, weiblich, unterscheidet, alle leblose Gegenstände, mit einigen Ausnahmen, welche man aus der Grammatik ersieht, aber zum sächlichen Geschlechte rechnet. Daß man auch in den neuern Sprachen das gemeinschaftliche Geschlecht (Commune) der Griechen und Lateiner constituiren könnte, da den Neuern eben so viel Gegenstände vorliegen, die sowohl männlich, als weiblich seyn können, wie z. B. Kind, Jugend, Mensch, Thier ꝛc. ꝛc.; allein man strebt lieber dahin, die Klassificierungen und die Regeln der neuern Sprachen so viel, als möglich, zu vermindern, als sie zu vermehren, und dadurch das Erlernen einer Sprache zu erschweren. Schon unsere Deutsche Sprache wird daher dem Ausländer schwer zu erlernen, weil fast ein jeder Redetheil, besonders aber die Hauptredetheile, eine Menge von

Abtheilungen und Unterabtheilungen, von Regeln und Abweichungen von der Regel hat. — Es war nun nicht genug, die Geschlechter der Hauptwörter zu bezeichnen, sondern man mußte auch die einzeln dastehenden Dinge einer Art zu einem Ganzen vereinen, und so entstand der Plural oder die Mehrzahl, Mehrheit in der Sprachlehre; man unterschied nun die Einheit oder einfache Zahl (Singular) von der Mehrheit oder vielfachen Zahl (Plural) und nannte sie in der Grammatik oder Sprachlehre: Numeros oder Zahlen. Bei den Alten hatten die Griechen einen Numerus mehr in ihrer Sprache, nämlich den Dualis, wenn von zweien die Rede war; allein er wurde, wie aus ihren Schriften erhellt, nicht immer, und von mehreren Schriftstellern gar nicht gebraucht. Welchen Grundsätzen die ersten Spracherfinder, Sprachlehrer, bei der Bildung des Plurals gefolgt seyn mögen, oder welche Ursachen sie bei der Bildung geleitet haben, läßt sich nicht mehr ermitteln; auf jeden Fall war es nur ein dunkles Gefühl im Hörbaren durch Abweichung eines Buchstabens, einer Sylbe, Verbindung zweier Selbstlauter, welches sie bei der Bildung der Mehrheit geleitet hat; indessen wollen wir jetzt einen klaren Begriff von der Bildung desselben haben, obgleich dieser wohl nur in der Idee liegt; denn sonst ließen sich bestimmtere Regeln von der Bildung desselben geben, die sich aber nicht geben lassen, sondern das Ganze liegt immer noch im Gefühl, wodurch uns bei der Veränderung oder Zusetzung einiger Buchstaben zum Hauptworte die Mehrheit wird; warum sie uns aber so, und nicht anders wird, können wir mit Gründen nicht beweisen. Ueber die Bildung der Mehrheit in den verschiedenen Sprachen, s. unten, das Register. — Die Deklination oder Abwandlung der Wörter entstand wahrscheinlich aus dem Verkehr im Geschäftsleben,

durch genaues Aufmerken auf jedes Geſpräch und auf die Wendung des Dialogs; auf die verſchiedenen Beziehungen und Richtungen des Geſprächs im Geſellſchaftsverbande, welches die verſchiedenen Benennungen der Beugungsfälle, Caſus, in den Sprachen der alten Völker, beweiſen. Wenn man z. B. von einem Gegenſtande ſprach, dieſen alſo zuerſt benannte, ſo, als gehe von ihm die Rede aus, ſo wurde derſelbe durch den Nominativ oder Nennfall bezeichnet. Wurde durch das Hauptwort der Beſitz oder die Eigenſchaft einer Sache angezeigt, oder vielmehr das Recht darauf, ſo nannte man es den Genitiv oder den Beſitz-, Eigenthums- und Beſchaffenheitsfall. Geſchah etwas zum Nutzen oder zum Schaden einer Perſon oder Sache, oder wurde etwas derſelben gegeben oder zugeeignet, ſo, daß die Perſon oder Sache, zu deren Zweck etwas geſchah, ſich nur paſſiv dabei verhielt, ſo nannte man es den Dativ oder Gebe-, Zweckfall. War eine Perſon oder Sache das Ziel, nach dem eine Handlung gerichtet war, oder worauf ſich eine Handlung bezog, alſo gleichſam das betreffende Ding, ſo gab man dieſer den Namen Accuſativ oder Anklage-, Beſchuldigungsfall, wir nennen ihn Objectivfall, auch den Fall des leidenden Gegenſtandes, weil derjenige, der einer Sache wegen angeklagt oder beſchuldigt wird, der Leidende iſt. Da bei den Römern die gewöhnlichen Bürger ſich einen Patricier zu ihrem Patron erwählten, von dem ſie ſowohl vor Gericht, als auch ſonſt bei andern Gelegenheiten, wo ihnen zu viel geſchah, vertreten wurden, der ſich ihrer annahm, ſie gleichſam beſchützte, ſo erklärt ſich daraus die Benennung dieſes Falls. Eine Anrede oder Zuruf nannte man Vocativ oder Ruffall, und wenn man das Verhältniß einer Sache zu der andern, vermittelſt einer Präpoſition, eines Vorworts, ausdrückte,

die entweder dabei ſtand oder dabei verſtanden ward, ſo nannte man es Ablativ oder Beſtimmungsfall. Der Nominativ und Vocativ werden Casus recti genannt, weil ſie eine Sache geradehin anzeigen, die übrigen heißen Casus obliqui, weil ſie ſich auf ein anderes Wort beziehen. Auch die neuern Sprachen haben die Deklination oder Abwandlung, Veränderung der Hauptwörter angenommen, nur mit Ausnahme der Deutſchen, die ganz ein Zögling der Lateiniſchen geworden iſt, verändern ſich die Wörter nicht ſelbſt in den Endſylben, z. B. wie im Lateiniſchen, pater, patris, patri, patrem, wie ſchon oben, S. 26, angeführt worden, ſondern die Artikel und Vorwörter beſtimmen hier den Fall, drücken die verſchiedenen Verhältniſſe der Wörter aus, z. B. the father, of the father, to the father; la femme, de la femme, à la femme. Bald ändert man bloß das Geſchlechtswort ab, als die Frau, der Frau ꝛc., bald beides, Geſchlechtswort und Hauptwort, als ὁ πατηρ, τυ πατρος, τῳ πατρι, der Vater, des Vaters, dem Vater ꝛc. Wenn daher in der Lateiniſchen Sprache auch das Geſchlecht (Genus) an den Endungen der Wörter erkannt wird, ſo iſt dieſes, außer der Deutſchen, bei den andern Sprachen nicht der Fall, ſondern der Artikel beſtimmt entweder das Geſchlecht, oder man erlernt es durch den Gebrauch, wenn nicht die beſtimmten Regeln, wie oben, S. 95, bei der Engliſchen Sprache, angeführt worden, ſolches ſcheiden. Es würde übrigens eine nutzloſe Mühe ſeyn, nachzuforſchen oder zu ergrübeln, wie bei den Alten eigentlich die Abänderung der Wörter nach den verſchiedenen Fällen entſtanden iſt, oder wie man gerade darauf gefallen iſt, die Wörter durch alle Fälle hindurch, ſowohl in der Einheit, als in der Mehrheit, zu verändern oder in den Endungen umzuwandeln, da uns Aufſchlüſſe hierüber aus Sprachlehren der Alten ganz

fehlen. Man gewahrt aber hieraus, daß das Gebäude der alten Sprachen ſehr künſtlich aufgeführt worden iſt, und jetzt den Lernenden derſelben manche Schwierigkeiten darbietet, und beſonders iſt dieſes der Fall mit den Deklinationen. In den neuern Sprachen, außer der Deutſchen, die auch hierin ihre Schwierigkeiten hat, heben ſich dieſelben, weil ſich die Hauptwörter nicht verändern, ſondern durch alle Fälle unverändert bleiben. So viel geht indeſſen aus den Schriften der Alten hervor, daß declinare ehemals von der Abänderung aller veränderlichen Theile einer Rede gebraucht worden, deswegen ſagt Varro: Legi declinatum est a lego. Späterhin brauchte man dieſes Wort bloß von der Abänderung der Nennwörter, und die Veränderung der Zeitwörter bezeichnete man mit dem Worte conjugare. Je näher eine Sprache an ihren Urſprung gränzt, deſto ſparſamer ſind dieſe Veränderungen angebracht. In der Hebräiſchen Sprache findet man dergleichen Veränderungen der Nennwörter nicht, den ſogenannten statum constructum ausgenommen; es werden daher die übrigen Verhältniſſe eines Nennwortes entweder durch gewiſſe Vorwörter oder Partikeln angezeigt, oder ſie müſſen aus der ganzen Einrichtung der Rede geſchloſſen werden. Man findet aber dieſe Sprachen, in Anſehung der Menge der Sachen, wovon geredet wird, genau beſtimmt. — Die verſchiedenen Veränderungen in den Endſylben, ſowohl der Griechiſchen und Lateiniſchen, als auch der Deutſchen Sprache, und deren Abweichungen von der allgemeinen Regel, findet man in den Sprachlehren; denn die Sprachlehrer ſind in der Klaſſification der Form der Abänderung nicht einig, indem Einige mehrere, Andere weniger Formen angeben. Dieſes Schickſal hat beſonders die Griechiſche und Deutſche Sprache; in jener reden die ältern Sprachlehrer von zehn Deklinationen, die ſie

in simplices und contractas eintheilen, und von einer jeden fünf Gattungen machen; die neuern haben sie auf drei zusammengezogen. In der Sache selbst ist kein Unterschied; es betrifft bloß die Lehrart. Die Lateinischen Deklinationen sind größtentheils aus den Griechischen entstanden, welches man an den Beugungen gewahrt. — In der Deutschen Sprache setzte Gottsched die Anzahl der Deklinationen oder Abwandlungen der Hauptwörter auf fünf, und bestimmte sie nach den Veränderungen, die mit dem Hauptworte vorgehen, wenn von vielen die Rede ist. Einige neuere Sprachlehrer setzen neun Deklinationen fest; sie sehen dabei sowohl auf die Form der Mehrzahl, als auch auf die Veränderung der Vocale in der Mehrzahl und im Genitiv. Adelung setzt in seiner Deutschen Sprachlehre acht Deklinationen fest, von welchen die sechs ersten größtentheils männliche und sächliche Wörter, bei beiden letzten weibliche allein enthalten. Die meisten Sprachlehrer entscheiden hauptsächlich die Beugung der Wörter nach dem zweiten Falle der Einheit und dem ersten der Mehrheit ꝛc. — Auch der Artikel wird als ein besonderer Redetheil angenommen, obgleich er eigentlich mit zur näheren Bestimmung der Gattungswörter eingeführt ist; er schließt sich daher an diese an. Die Griechen hatten ihn, wie schon S. 94 angeführt worden ist, gleichfalls, nur nicht die Römer. Aber auch die neuern Völker drücken dadurch nicht alle Geschlechter der Hauptwörter besonders aus, oder bestimmen dadurch näher das Geschlecht eines Hauptwortes; denn er ist nicht bloß ein Bestimmer des Geschlechts, sondern er ist auch ein näherer Bezeichner des Gattungsnamens, auf welchen sich das Prädikat beziehen soll. Der Deutsche kann z. B. die drei Geschlechter der Hauptwörter durch den Artikel: der, die, das, und den Artikel ein näher bezeichnen, nicht so der Franzose, und noch

wenniger der Engländer, welcher Letztere nur den Artikel the für die eben angeführten drei Artikel in der Deutschen Sprache und a für den Einheitsartikel: ein setzt. Der Franzose hat le und la für die drei Geschlechter, und un für ein. Aus diesen letzten beiden Sprachen wird man gewahren, daß die eigentliche Bestimmung des Artikels dem Gattungsworte gilt. Der, wird als der bestimmte und ein, als der unbestimmte Artikel betrachtet. Nach Adelung sind beide Artikel Wurzelwörter, nur hat man sie nicht ursprünglich zu Artikeln bestimmt gehabt, weil der Begriff der Selbstständigkeit für die ersten Spracherfinder zu fein gewesen seyn soll, als daß sie ihn hätten bemerken und bezeichnen können, daher auch viele Sprachen keinen Artikel, oder ihn doch nur unvollständig haben. Beide Artikel, sowohl der bestimmte, als der unbestimmte, sind erst in den spätern Zeiten, jedoch noch vor dem Anfange der Kultur, eingeführt worden, indem man den bestimmten Artikel von dem Pronomen oder Fürworte der, und den unbestimmten von dem Zahlworte ein entlehnte. In der Deutschen Sprache wird der Artikel gleich dem Hauptworte, welches er näher bestimmt, abgewandelt, eben so im Griechischen; beide Sprachen kommen daher, in Hinsicht des Artikels, sehr mit einander überein, beide dekliniren ihn durch besondere Endigungen in der einfachen und Mehrzahl; bei beiden findet man ihn häufig den eigenthümlichen Neunwörtern vorgesetzt. Der Morgenländer kommt dagegen in Ansehung seines Artikels mehr mit dem Engländer, Franzosen und Italiener überein, indem bei den Letztern, wie bei den Morgenländern, die Fälle, Casus, durch Präpositionen gemacht werden. — Der Haupt- und wichtigste Zweck beim Gebrauche des Artikels zeigt sich deutlich in den ältesten Sprachen, daß er nämlich dazu bestimmt ist, die allgemeine Bedeutung eines Neunwortes auf einen bestimmten Gegen-

ſtand einzuſchränken, und durch ihn das zu erſetzen, was der Redende in der Geberdenſprache durch die auf einen gewiſſen Gegenſtand hinweiſende Hand ausdrückt. — Es wird durch denſelben das Kennzeichen von der individuellen Bedeutung eines Wortes, das ohne ihn einen allgemeinen Begriff ausdrücken würde, beſtimmt; z. B. der General griff den Feind an; hier wird das Wort, der General, in einer individuellen Bedeutung genommen; ſteht aber vor dem Nennworte das unbeſtimmte Fürwort oder vielmehr das Zahlwort ein, welches, wie ſchon oben bemerkt worden, den unbeſtimmten oder Einheitsartikel ausmacht, ſo hat es die allgemeine Bedeutung nicht mehr, wie in dem erſten Falle, ſondern es tritt hierdurch eine beſondere ein; z. B. ein General drang bei Nacht in das feindliche Lager. Bei den Hebräern und Arabern iſt der Artikel ein Anſatz an den Anfang des Wortes, der den Schall Ha, A, Al, mit oder vor dem Anfangsbuchſtaben des Wortes ausdrückt; beim Chaldäer und Syrer beſteht aber das Zeichen des Artikels in einem Zuſatze am Ende, mit dem Schalle a oder o, welchem der Samaritaner größtentheils folgt, jedoch zuweilen den Artikel des Hebräers beibehält. Der Hebräer und Araber ſetzt ihn ohne Rückſicht auf die Zahl oder das Geſchlecht; im Syriſchen und Chaldäiſchen leiden zwar dieſe Punkte einige Veränderungen, die aber ihren Grund in den vorhergehenden Worten haben. Auch in Rückſicht auf den Fall nimmt der Morgenländer bei ſeinem Artikel keine Veränderungen vor, die mit den Endbeugungen eine Aehnlichkeit hätten.

Die Eigenſchaftswörter, Beiwörter (Nomina adjectiva) machen die dritte Abtheilung oder den dritten Theil der Redetheile in der Etymologie der Sprache aus, und dienen, die Eigenſchaften der Hauptwörter zu beſtimmen. Sie ſind daher ihre Be-

gleiter, gehen ihnen entweder vor oder nach, und in einigen Sprachen, z. B. in der Deutſchen, und mit einigen Ausnahmen auch in der Engliſchen, gehen ſie ihnen immer vor. Sie ſind in der Sprachkunſt erſt ſpäter entſtanden, als die Hauptwörter, welches ſich auch natürlich erklären läßt, weil man erſt die verſchiedenen Gegenſtände in der Natur kennen lernen mußte, ehe man gewiſſe Eigenſchaften von ihnen abziehen und herauswählen konnte, um ſie damit zu ſchmücken; denn ich mußte erſt den Namen Blatt von einer Pflanze haben, um ſagen zu können, daß es breit, lang und ſpitz ſey, oder daß es eine grüne Farbe habe; alſo das breite, lange, ſpitze und grüne Blatt, wodurch die ſichtbaren Eigenſchaften des Blattes jetzt beſtimmt worden ſind. Da nun die Beiwörter zunächſt den Zweck haben, gewiſſe Eigenſchaften von Hauptwörtern auszudrücken, ſo war es auch natürlich, daß man auf dieſe nicht eher achten oder fallen konnte, als bis man Benennungen für die Hauptwörter ſelbſt hatte, und nun an ihnen den Mangel entdeckte, daß ſie nicht Alles ſagten, was man doch an dem Gegenſtande Bemerkenswerthes fand und ſagen oder ausdrücken wollte. Die Eigenſchaftswörter ſtehen daher jederzeit bei den Hauptwörtern, und niemals ohne ſie, und wenn dieſe auch nicht ausdrücklich genannt werden, ſo müſſen ſie doch nothwendig verſtanden werden; denn wenn die Adjectiva auch als Hauptwörter gebraucht werden, ſo verlieren ſie dadurch doch nicht die Zeichen ihrer eigentlichen Beſtimmung; denn wenn ich auch ſage: das Große, Schöne und Edle in der Natur, ſo haben dieſe Subſtantiva immer eine Beziehung auf etwas wirklich Selbſtändiges, von dem ſie nur abgezogen worden, und deſſen Eigenſchaften ſie ſind; denn ich denke mir dazu das Weltgebäude ſelbſt, oder irgend einen Theil in demſelben, einzelne Schöpfungen, z. B. das Pflanzenreich, Thierreich ꝛc.; alſo ſind die Eigen-

schaftswörter, selbst als Hauptwörter gebraucht, nicht ohne Beziehung. Dagegen können aber manche Hauptwörter in vielen Fällen ohne diese Eigenschaftswörter stehen, wenn sie nämlich durch ihre eigene Bedeutung völlig dasjenige ausdrücken, was sie nach der Absicht des Redenden anzeigen sollen. Hieraus geht nicht nur die wahre Selbstständigkeit der Hauptwörter hervor, weil dieses bei den als Beiwörter gebrauchten Hauptwörtern nicht der Fall ist, wie oben gezeigt worden, sondern es zeigt auch die untergeordnete Stelle der Adjectiven an, indem sie in vielen Fällen entbehrt und durch andere Substantiva und Handlungs- oder Bindewörter ersetzt werden können; denn auch in dem Falle, wenn der in dem Hauptworte liegende Gedanke nicht alles erschöpft, was gesagt werden soll, so kann man eine Erörterung durch die eben angezeigten Wörter geben. Beiwörter können aber durchaus nicht ohne ein darunter verstandenes Hauptwort gebraucht werden, ohne ihre ganze Natur zu ändern und Hauptwörter zu werden; aber auch in diesem Falle bleibt ihnen immer noch, wie schon oben bemerkt worden, dasjenige übrig, was ihre wahre Natur bezeichnet und von dem sie gleichsam abhängig sind. Ein Schriftsteller sagt: Man kann wohl in kultivirten Sprachen einen Unterschied zwischen den Adjectivis überhaupt machen, und sie in physische und metaphysische, oder in natürliche und bloß vorgestellte oder beziehende Adjectiva theilen, je nachdem sie Eigenschaften anzeigen, die entweder geradezu durch die sämmtlichen Eindrücke uns von den äußeren Gegenständen zugeführt werden, oder die wir uns unter einem gewissen Gesichtspunkte von ihnen gedacht haben; zu jenen rechnet man die unmittelbar physischen Eigenschaften, schwarz, weiß, süß, bitter ꝛc., und zu diesen, den metaphysischen, groß, klein, gut, bös ꝛc. ꝛc. Diesen Unterschied könnte man hier allerdings machen, so wie

man ihn bei den Hauptwörtern machen kann; allein er ändert nichts in Beziehung auf das Hauptwort, noch in der Beziehung der Eigenschaft ab, mithin ist dieses bloß ein philosophischer Sprachsatz, der nur einen Unterschied vom Wirklichen zum Idealen bezeichnet, in der Praktik der Sprache aber von geringer Bedeutung ist. — Da nun die Beiwörter zum Vortheil der Hauptwörter erfunden worden sind, und ihnen beigesellt werden, so leiden sie auch alle Veränderungen derselben, das heißt, sie kommen mit denselben in der Zahl, dem Fall oder Casus, dem Geschlechte und in Allem überein, wo sie auf einerlei Art verändert werden können. Was daher von den Hauptwörtern in dieser Beziehung gesagt worden, findet auch auf sie Anwendung. —

Je weiter man in den Sprachen zurückgeht, das heißt, in das Alterthum derselben, je weniger Beiwörter trifft man darin an, deren doch die neuern Sprachen so viele haben. Der Morgenländer, besonders der Hebräer hat deren verhältnißmäßig nur sehr wenige; er weiß aber diesen Mangel durch andere Wörter zu ersetzen; er braucht dafür entweder seine Zeitwörter oder Verba, oder andere Hauptwörter; so z. B. heißt bei ihm friedfertiger Mann, Mann des Friedens; besonders kann er mit gewissen Wörtern, als Sohn, Herr, Mensch ꝛc., viele Eigenschaftswörter durch Zusammensetzung der Hauptwörter machen; z. B. Söhne der Stärke, der Bosheit, sind starke, boshafte Menschen; der Sohn der Morgenröthe, ist der Morgenstern. Er sagt: ein Lamm, ein Sohn des Jahres, für — ein jähriges Lamm; Herr der Laster, für lasterhafter Mensch; Herr des Zorns, für zorniger Mensch; Mann des Ackers, für Ackermann; Mann Gottes, für göttlicher Abgesandter oder Prophet. Auch mit Zeitwörtern können die Hebräer die Eigenschafts-

wörter umschreiben; z. B. der, den er über sein ganzes Haus gesetzt hat, für sein ältester oder erster Sklave. Ein Gedicht, das zum Lehren, zum Erinnern, zur Mitfreude dient oder bestimmt ist, für ein Lehr-, Erinnerungs- und Glückwunsch-Gedicht, wo andere Nationen, z. B. der Lateiner, lauter Eigenschaftswörter gebrauchen. Man findet aber auch Beispiele bei diesen Nationen von Umschreibungen, z. B. Canis ad venandum, Jagdhund, argumentorum plaustra, viele Gründe. Eben so bei den Grischen: ὁ μετ' εὐκλείας θάνατος, der Tod mit Ruhm, für den rühmlichen Tod; ὁ ἐυκλεὴς θάνατος, oder υἱος τῆς ὀργῆς, Sohn des Zorns oder der Strafe, für strafwürdiger oder sträflicher Mensch. Eben so setzen die Morgenländer zuweilen zwei durch ein Bindewort neben einander gestellte Hauptwörter, wovon das Eine die Stelle eines Eigenschaftsworts vertritt, z. B. Unglück und Schmerz kam über ihn, das ist, ein schmerzhaftes Unglück traf ihn. Auch bei den Griechen und Lateinern findet man diesen Gebrauch; z. B. θανατος καὶ μοῖρα, Tod und Schicksal, für tödtliches Schicksal; pateris libamus et auro, statt pateris aureis. Man findet diesen Gebrauch in der Poesie, die auch besonders die Schöpferin vieler Beiwörter geworden ist, so wie sie früher in den obigen Umschreibungen reich war. Den Beweis davon geben uns die Dichter jeder Nation. Der Morgenländer braucht auch zum Ausdrucke des Adjectivs ein Substantiv, welches er durch eine Präposition mit dem andern verbindet, z. B. ein Rathgeber mit Einsicht und Klugheit, für ein kluger und einsichtsvoller Rathgeber, so der Römer mit Mercenarius a villa, aper de sylva, oder vicini e proximo, für proximi. — Da das Beiwort die Bestimmung hat, daß die Bedeutung des Hauptworts, welchem es beigesetzt wird, kenntlicher und deutlicher angezeigt und einge-

schränkt werde, und da dieses ebenfalls die Bestimmung des Adverbiums bei dem Zeitworte ist, so läßt sich hieraus schon vermuthen, daß in einer Sprache, in welcher die verschiedenen Redetheile noch nicht so genau von einander abgesondert sind, auch zuweilen eins von diesen beiden für das andere gesetzt worden seyn mag. Daß das Adjectiv bei dem Substantiv steht, stimmt mit dem allgemeinen Sprachgesetze um so mehr überein, da das Zeitwort immer ein Hauptwort, ein Subject der Handlung oder des Leidens in sich schließt. Man findet daher auch in alten Sprachen Beispiele der Art, besonders in der Mehrzahl im Neutrum, und in den Vergleichungsstufen. Noch gewöhnlicher sind aber die Fälle, wo das Adjectiv, als ein Bestimmungszeichen mit der Idee des Zeitwortes, ohne durch dasselbe regiert zu werden, verbunden wird, besonders bei Zeitwörtern, die mehr eine gewisse Eigenschaft, als Handlung, oder eigentliches Leiden ausdrücken. Die Vergleichungsstufen (Comparationen) sind gleichfalls wichtig bei dem Eigenschaftsworte, nur sind die drei Vergleichungsgrade, die man dabei annimmt, wohl unrichtig, weil der Positiv nicht vergleicht; und ein Schriftsteller sagt sehr richtig: der Comparativ ist die Eigenschaft des Adjectivs, wodurch ein Vorzug vor mehreren, oder auch zuweilen nur vor einem angezeigt wird: größer als sie oder als er; und der Superlativ zeigt entweder den Vorzug vor Allen an, oder er schließt doch jedes Höhere der Art aus, z. B. der größte Mann, an dessen Größe keine reicht; die größte gerade Linie durch den Zirkel der Diameter, über deren Größe keine hinausgeht, obgleich viele so große Linien da seyn können. Man bildet sie in den neuern und in den bekanntesten älteren Sprachen durch Veränderung der Endsylben oder durch gewisse beigefügte Partikeln und Nebenwörter. In den Morgenländischen Spra-

chen wird das Wort zuweilen verdoppelt oder es wird eine Präpoſition nachgeſetzt. Die Comparation fängt daher mit dem Comparativ an, indem ich in der Beſchaffenheit zweier verglichenen Sachen eine Ungleichheit bemerke, ſo daß ich der Einen vor der Andern einen Vorzug oder deſſen Gegentheil zuſchreibe. Der Superlativ kann doppelt ſeyn, indem ich 1) einem Gegenſtande, in Abſicht auf ein beigelegtes Beiwort, den Vorzug abſolut, ohne alle Einſchränkung, zuſchreibe, oder 2) nur in einer gewiſſen Beziehung. Im erſten Falle kann man es den abſoluten Superlativ, im zweiten den relativen nennen, z. B. Cajus iſt der gelehrteſte, und Cajus iſt der gelehrteſte unter ſeinen Brüdern. Es können aber nur diejenigen Beiwörter geſteigert werden, deren Bedeutung eine Vermehrung oder Verminderung fähig iſt; ſo z. B. kann die Bedeutung von omnes, solus, totus, nicht geändert werden, ſie iſt immer einerlei, und iſt daher auch keiner Vergleichung fähig. Einige Beiwörter können zwar, ihrer Bedeutung nach, comparirt werden, allein wir finden davon kein Beiſpiel bei den Alten, daher läßt man bei denſelben die Steigerung fort. Die Veränderung in den Endſylben bei der Comparation findet man in der Griechiſchen, Lateiniſchen, Deutſchen u. Engliſchen Sprache; z. B. σοφός, σοφότερος, σοφότατος, doctus, doctior, doctissimus, gelehrt, gelehrter, am gelehrteſten; great, greater, greatest; die Veränderung durch Verſetzung einiger Partikeln u. durch die Umſchreibung, findet man, Erſtens in der Franzöſiſchen und zum Theil in der Italieniſchen Sprache, als: savant, plus savant, le plus savant, caro, piu caro, carissimo; das Letztere in der Hebräiſchen und andern Morgenländiſchen Sprachen. In denjenigen Sprachen, worin die Comparation durch die Veränderung der Endſylben geſchieht, hat man gewiſſe Regeln feſtgeſetzt, wie

dieſe Veränderung geſchehen ſoll; geſchieht ſie in derſelben gewiß, ſo nennt man es die regelmäßige Comparation, im entgegengeſetzten Falle die unregelmäßige. Sowohl dieſe Regeln, als auch die Abweichungen von der Regel findet man in den Sprachlehren. — Man theilt auch die Eigenſchaftswörter in Nominalia, Verbalia, Numeralia, Perſonalia. Die Nominalia drücken eine gewiſſe beſtändige, bleibende Eigenſchaft aus, die von der Natur der Sache, der Form oder ihrer Lage herrührt, oder mit einem Worte, eine Eigenſchaft der Art oder Gattung gewiſſer Dinge: ſchwarz, weiß, gut, bös, gleich, ungleich. Die Verbalia drücken eine zufällige Eigenſchaft aus, die das Anſehen der Handlung oder einer Folge davon hat — verſchönernd, ſchmerzend, kriechend, ſchmeichelnd, lächelnd, ꝛc. Sie ſind oft, ihrem Urſprunge nach, Partizipien, oder ſtammen von ihnen und dem Gerundium her, ſie unterſcheiden ſich aber durch die Bedeutung. Sie drücken Eigenſchaften (nicht wie jene Handlungen, beſtimmte Art der Handlung oder Vorſtellung des Erfolges einer Handlung) aus, jedoch giebt es Fälle, beſonders bei Dichtern, wo man dieſen Unterſchied nicht beobachtet findet. — Die Numeralia zeigen die Eigenſchaft der Zahlordnung an, der Sechſte, der Zehnte. — Die Perſonalia ſind bloße Anzeichnungswörter von Individuen in Rückſicht auf die perſönlichen Eigenſchaften und die Ordnung der Perſonen: ich, du, er, ſie; wir, ihr, ſie. Sie vertreten am häufigſten die Stelle der Hauptwörter, wenn ſie allein ſtehen. Der Morgenländer wiederholt gern ſeine Hauptwörter; auch macht er von dieſen Perſonalien noch den Gebrauch, daß er ſie ſtatt eines ſubſtantiven Zeitwortes ſetzt; z. B. ſo du, für du biſt, er thuend, das iſt, er thut.

Die Zahlwörter machen nur in einigen Spra-

chen der neuern Völker einen besondern Redetheil aus, z. B. in der Deutschen und Englischen Sprache, in andern werden sie zu den Eigenschaftswörtern oder Adjektiven gezogen. In den alten Sprachen, z. B. der Lateinischen, werden sie gleichfalls zu den Adjektiven gezogen. Auf welche Art und zu welcher Zeit eigentlich die Zahlwörter entstanden sind, läßt sich nicht ermitteln, es läßt sich nur vermuthen, daß sie bei der Erfindung der Wörter zugleich mit entstanden sind, indem man, um mehrere Dinge einer Art zu bestimmen, doch ein Wort dafür haben mußte. Wenn man z. B. drei einzelne Dinge einer Art besaß, und wollte diese Einzelnheiten in Summa ausdrücken, so mußte man dafür ein Wort erfinden, und so zu den übrigen Einzelnheiten, so hoch sie sich von einer Art oder Gattung vorfanden; daher scheinen die Zahlwörter sich von der Entstehung der Sprache an fortgebildet zu haben. Die ersten Zahlwörter waren gewiß die Grund- oder Hauptzahlen (Cardinalia s. Cardinales), wie eins, zwei, drei ꝛc. Hierauf folgten die Ordnungszahlen (Ordinalia s. Ordinales), wie der Erste, Zweite, Dritte ꝛc. Diesen folgten die Distributiva oder Austheilungszahlen, die Multiplicativa oder Vervielfältigungszahlen, die Proportionalia oder Verhältnißzahlen, die Partitiva oder Theilungszahlen, die Temporalia oder Zeitzahlen, und die Ponderalia oder Gewichtszahlen. Hierzu kommen nun noch die Zahladverbia (Adverbia numeri). Diese leztern Zahlwörter fingen erst an sich zu bilden, als die Mathematik schon einige Bedeutsamkeit erlangt hatte, sie gehören daher schon einer spätern Epoche der Sprachbildung an, so wie die Grund- oder Haupt- und die Ordnungszahlen, zu den frühern oder ersten Epochen gehören. Die Deklinationen der Zahlwörter, in so weit sie solche

in denjenigen Sprachen annehmen, worin die Beiwörter, gleich den Hauptwörtern, abgewandelt werden, findet man in den Sprachlehren. Sie stehen in denselben Verhältnissen zu den Hauptwörtern, wie die Beiwörter, und gehen in den neuern Sprachen den Hauptwörtern voran.

Die Fürwörter, Pronomen (Pronomina), machen den fünften Redetheil aus. Man gebraucht sie statt der Nennwörter, daher sie auch sowohl im Lateinischen, als auch im Deutschen den oben angeführten Namen haben. Man findet sie in allen Sprachen und kann sie auch nicht gut entbehren, wenn man nicht das Hauptwort in der Rede jedesmal wiederholen will; sie gehören daher mit zu den ältesten Wörtern der Rede. Wie sie übrigens entstanden seyn können oder sind, geht wohl aus dem Bedürfnisse hervor, welches man bei dem steten Wiederholen der Hauptwörter in der Rede fühlte, besonders gilt dieses vom Subjecte der Rede; sie drängten sich daher gewiß ganz unwillkührlich ein, oder man wurde darauf ohne vieles Grübeln ganz natürlich geleitet, besonders bei den persönlichen Fürwörtern, weil man sein Ich doch bezeichnen mußte, und so bezeichnete man nachher auch die übrigen, sowohl in der Einheit, als Mehrheit. Nach ihrer Bedeutung werden sie folgendermaßen eingetheilt: 1) In persönliche (Personalia); 2) in besitzende (Possessiva); 3) in hindeutende oder anzeigende (Demonstrativa); 4) in bestimmende (Determinativa); 5) in rückwärtsdeutende oder beziehende (Relativa); und 6) in fragende (Interrogativa). Betrachtet man die Pronomina oder Fürwörter von einer andern Seite, so kann man sie in Substantiva und in Adjectiva theilen. Jene können für sich allein stehen und sind Namen der Dinge in Ansehung ihres persönlichen Verhältnisses, als ich, du,

er, die Meinigen; dieſe erfordern ein Hauptwort, und gleichen dann den Adjectiven. Viele können auf beiderlei Art gebraucht werden, und heißen dann, wenn ſie ohne Hauptwort ſtehen, Abſoluta, und wenn ſie daſſelbe bei ſich haben, Conjunctiva. — Die perſönlichen Fürwörter, Perſonenwörter (Personalia), dienen die Perſon entweder des Redenden oder desjenigen, zu welchem man redet, oder von welchem man redet, ſowohl in der einfachen, als in der Mehrzahl, als ich, du, er, wir, ihr, ſie, auszudrücken. Man findet ſie in allen Sprachen, auch bei den Alten, weil ſie, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt, ganz unentbehrlich ſind. Denjenigen, welchen man anredete, nannte man Du, er mochte ſo vornehm ſeyn, als er wollte; als aber in den mittlern Zeiten die Longobarden, Franken und Gothen in dem weſtlichen Europa die Herrſchaft bekamen, ſo führte man nach und nach eine Art von Höflichkeit ein, und nannte eine vornehme Perſon, wenn man mit derſelben ſprach, in der Mehrzahl Ihr. Dieſes fand ſo allgemeinen Beifall, daß ſchon zur Zeit Kaiſer Karls des Fünften die Leute des Mittelſtandes unter ſich auf dieſe Art ſprachen. Die Franzoſen und Engländer haben dieſes in ihrer Sprache beibehalten, und ſagen vous, you auch zu Standesperſonen. In Italien ging man aber im ſiebzehnten Jahrhunderte weiter, und brauchte ſtatt der zweiten Perſon die dritte. Die Deutſchen gingen noch weiter und verwandelten die einfache Zahl in die Mehrzahl, z. B. Sie ſind bei mir geweſen, anſtatt die Alten ſagten: Du biſt bei mir geweſen. Man ging endlich noch weiter, und brauchte das Abſtractum der Perſon, anſtatt des perſönlichen Fürworts, und verband es mit dem Zeitworte in der Mehrzahl, z. B. Euer Hochedelgeboren ſind mir hundert Gulden ſchuldig, ich werde Hochdieſelben verklagen ꝛc. Die neuere Art, die Per-

sonenwörter in der Deutschen Sprache zu gebrauchen, hat man sehr lakonisch in folgenden Vers gebracht:

Ich ist mein, wenn man bei sich ist;
Du ist mein, wenn man Mädchen küßt;
Er ist mein, wenn man schuldig bleibt;
Wir ist mein, wenn man Bücher schreibt;
Ihr ist mein, wenn man Städtern nützt;
Sie ist mein, wenn man Geld besitzt.

Die zueignenden Fürwörter (Possessiva), die den Besitz einer Sache anzeigen, wie dein, sein, unser, euer, ihr, haben dieselben Veränderungen im Deutschen erlitten, wie die persönlichen. Statt derselben braucht man in einigen Sprachen entweder die persönlichen Fürwörter, die man im Genitiv zu der Sache, deren Besitz angezeigt wird, setzt, z. B. πατηρ μου ὁ ἐν τοις οὐρανοις, Vater mein ꝛc., oder man hängt sie verkürzt hinten an das Hauptwort, wie im Hebräischen. — Die anzeigenden oder hindeutenden Fürwörter (Demonstrativa), da man gleichsam mit Fingern auf die Person oder Sache, von der die Rede ist, zeigt, sind in großer Anzahl in allen Sprachen vorhanden, z. B. dieser oder derjenige. — Die bestimmenden Fürwörter (Determinativa), machen mit den folgenden relativen Pronomen ein Subject zweien Sätzen gemein, nur mit dem Unterschiede, daß die Determinativa dieses Subject bestimmen, die Relativa aber den zweiten Satz auf dasselbe zurückführen; daher nennt man die Erstern auch Demonstrativa-relativa, oder Pronomina identitatis. Sie heißen: der, derjenige, derselbe, selbiger und solcher. Man gebraucht sie alle sowohl conjunctiv, als auch absolut, und sie erfordern ein Relativ nach sich, z. B. welcher. — Die rückwärts deutenden Personenwörter (Relativa) welcher, der, wer, was und so; qui, quae, quod etc., führen einen Satz auf das vorher-

gehende und von den Determinativen angekündigte Subject zurück. Unter diesen relativen Fürwörtern ist welcher das vollständigste, und weil es ein Prädikat und ein Subject zurückführt, so bedarf es nebst den übrigen Relativen keines Hauptwortes, obgleich solches, wenn es zu weit entfernt ist, zuweilen wiederholt wird, z. B. welcher Mann tugendhaft war. Für den Genitiv in beiden Zahlen, welches und welcher, sagt man lieber dessen und deren, der Freund, dessen du erwähnetest, für welches ꝛc. — Die fragenden Fürwörter (Interrogativa), wer? was? welcher? quis? quae? quid? fragen nach Personen und nach Sachen. Die Deutsche und einige andere Abendländische Sprachen haben mit der Hebräischen hierin diese Aehnlichkeit, daß sie unter dem männlichen Geschlechte zugleich das weibliche mit begreifen, mit Ausnahme des fragenden Fürwortes welcher? bei den Deutschen, und des oben angeführten Lateinischen quis? und haben, also nur das männliche und ungewisse Geschlecht: wer? was? und daß sie nur in der einfachen Zahl vorkommen, da sie in dem übrigen, sowohl dem Geschlechte, als der Zahl nach, veränderlich sind. — Man findet in einigen Sprachlehren nun noch eine Abtheilung Fürwörter, welche uneigentliche Fürwörter genannt werden, wie: Jemand, Niemand, Jeder, Einer, Keiner ꝛc. Diese Fürwörter rechnen andere Sprachlehrer wieder zu den Personenwörtern, wohin sie auch gehören, und also zu diesen gezählt werden müssen, weil sie immer für Personen stehen, oder doch solche anzeigen. Sie sind, mit den oben angeführten Personenwörtern, die eigentlichen substantiven Fürwörter, Substantiva, wie oben erwähnt worden. Die Pronomen werden gleich den Adjectiven deklinirt oder abgewandelt, so wie sich auch die meisten nach dem Geschlechte derjenigen Person

richten, welche sie bezeichnen, oder desjenigen Hauptworts, mit welchem sie verbunden werden. Daß viele der Fürwörter erst später entstanden sind, geht aus ihrer Art der Abwandlung, so wie aus ihren verschiedenen Bestimmungen hervor; ob aber diejenigen Fürwörter, die als Artikel dem Hauptworte, zu dessen näherer Bestimmung, beigesellt worden, und worunter auch der bestimmte und unbestimmte Artikel gehört, ursprünglich Artikel waren, und auch zum Fürworte umgewandelt worden sind, oder ob man den Artikel aus den Fürwörtern genommen hat, ist schwer zu bestimmen; doch möchte man das Letztere glauben, da sich mehrere Fürwörter als Artikel eignen und auch gebraucht werden, z. B. dieser Mann, diese Frau, dieses Haus ꝛc. Ein Mehreres über die Natur dieser Fürwörter findet man in den Sprachlehren.

Die Zeitwörter (Verba) machen den sechsten und einen sehr wichtigen, ja mit den Hauptwörtern den wichtigsten Redetheil aus, vermittelst dessen, nach Adelung, einem selbstständigen Dinge etwas Unselbstständiges in einem und eben demselben Worte beigelegt, oder vermittelst dessen demselben in einem und eben demselben Worte ein Prädikat einverleibt wird, z. B. die Sonne scheint, wir schliefen, Karl sitzt. Daß die Zeitwörter zu den ältesten Wörtern in der Sprache gehören, bezeugt ihr Wesen und ihre Bestimmung, indem sie den thätigen, leidenden oder mittleren Zustand eines Individuums ausdrücken, und gleichsam der Hebel sind, wodurch eine Person ꝛc. etwas verrichtet; daher sind die thätigen Zeitwörter (Verba activa) die Wurzelwörter aller andern Redetheile. Man denke sich den Naturmenschen, oder vielmehr den Menschen im Zustande des Nomadenlebens, in welchem er, durch die äußern Gegenstände aufmerksam gemacht, seine Sprache zu bilden anfing. Alle Empfindungen, die er von den

Theilen seines Körpers hatte, alle Gedanken, die ihm seine Sinne, von den Gegenständen, die ihn umgaben, zuführen mußten, waren Handlungen, oder vielmehr Alles, was er erblickte, bezog sich auf ein Handeln, Thun ꝛc., Alles deutete auf Bewegung, auf Leben; seine Gedanken waren daher immer mit diesen Handlungen beschäftiget, und so mußten sich diejenigen Wörter finden, die wir Zeitwörter nennen, weil sie immer in der Zeit lagen. Trennung der Eigenschaft, von dem Gegenstande, den sie hatte, erforderte schon viel Abstraction. — Es konnten ihm daher keine Gedanken leichter aufkeimen, als diejenigen, welche Handlungen von den mancherlei Gegenständen seiner Sinne ausdrückten. Er blickte um sich in der freien Natur, sah die sich bewegenden Zweige der Bäume, hörte die Blätter, vom Winde erschüttert, rauschen, sah Thiere vor sich vorbeilaufen, rennen, jagen, oder über sich hinfliegen oder ziehen; sah die Wolken von einem Orte zum andern ziehen, sah Nacht auf Tag, Dunkel auf Licht folgen, sah die Sonne auf- und niedergehen, den Mond und die Gestirne ihren Ort verändern; die Wolken sich in Regen, Schnee und Hagel auflösen; sah den Bliz und hörte den Donner rollen, knastern, prasseln und krachen; sah die Thiere sich zusammengesellen und Herden bilden, auch Eins das Andere verfolgen und vor dem andern fliehen. Sein Ohr hörte den Fluß rauschen; unter den Thieren die Vierfüßer brüllen, wiehern, blöken, bellen, grunzen, miauen, schreien; die Vögel singen, die jungen Vögel pipen, die Tauben kurren, die Hähne krähen, die Gänse gackern, die Frösche quaken, die Heimchen zirpen, die Käfer schwirren, die Fliegen summen; sah die Mükken spielen ꝛc. Er sah daher ein, zog daraus die Lehre, daß Alles, was er sah, hörte, überhaupt was er durch die Sinne empfand, nur Handlung sei, also war Alles in der Natur für ihn handelnder Gegen-

ſtand; ſeine erſten Begriffe, ſagt ein Schriftſteller, mußten daher Handlungen ſeyn, und ſein Geſpräch konnte nur Erzählung dieſer geſchehenen Handlung ſeyn, mit dem damit verbundenen erſten Urheber derſelben. Hieraus gewahrt man nun, wie das handelnde Zeitwort, und zwar die dritte Perſon oder der Ausdruck der Handlung eines äußeren Gegenſtandes, die erſte Grundlage der Sprache werden mußte, wie nach und nach durch mancherlei Modifikationen das Zeitwort ſo vielerlei Beſtimmungen zugleich bekam, wozu die ſchon ausgebildeten Sprachen mehrere Wörter in Verbindung mit dem Zeitworte brauchen. Aus dem handelnden Zeitworte haben ſich nun nach und nach im Fortbilden der Sprache verſchiedene Gattungen der Zeitwörter gebildet; nachdem man fand, daß das Subject, welches die Handlung begehen ſollte, thätig oder leidend war, oder ſich in einem Zuſtande der Ruhe befand, oder thätig und leidend zugleich war. Man theilt daher die verſchiedenen Zeitwörter in den neuern Sprachen in fünf Klaſſen: 1) in zielende (Transitiva), welche, der Gattung nach, entweder thätig (activ) oder leidend (paſſiv) ſind; 2) in nichtzielende (Intransitiva oder Neutra); 3) in zurückzielende (Reciproca); 4) in unperſönliche (Impersonalia), und 5) in Hülfszeitwörter (Auxiliaria), und geht man nach ihrer Stellung in den Sprachlehren, ſo folgen ſie ſich auf folgende Weiſe: 1) Auxiliaria, 2) Activa, 3) Passiva, 4) Reciproca, 5) Neutra und 6) Impersonalia. Wie nun die Bildung dieſer Zeitwörter, überhaupt des Zeitworts, aus den Grundwörtern in Rückſicht der Sprachkunſt geſchehen iſt, darüber findet man in den Sprachlehren und kritiſchen Wörterbüchern das Nöthige. — Die zielenden Zeitwörter oder Tranſitiven ſind in allen, ſowohl neuen Abendländiſchen, als alten Morgenländiſchen

Sprachen, diejenigen, welche sich auf einen, von den Handelnden verschiedenen, Gegenstand beziehen, welchem der Handelnde seine Handlung oder eine davon entstehende Bewegung ꝛc. auf eine nähere oder auf eine entferntere Art mittheilt. Diese Zeitwörter zeigen daher eine Handlung an, welche von demjenigen, der sie verrichtet, auf einen andern Gegenstand übergeht oder durch welche der Handelnde auf einen andern Gegenstand wirkt, z. B. ich stoße, schlage, liebe ꝛc. Hier verhalten sich also gewisse Gegenstände leidend gegen den Handelnden, diese Zeitwörter sind also activ. Bei den passiven Zeitwörtern ist dieser Fall umgekehrt, indem der Handelnde im activen Zustande, hier in den passiven tritt, also der Leidende wird; leidet, daß ihm etwas zugefügt wird, ihm etwas geschieht, z. B. ich werde gestoßen, geschlagen und geliebt, obgleich das Zeitwort ein Transitivum bleibt. Sieht man auf die Art, wie in verschiedenen Sprachen das handelnde Zeitwort von dem leidenden, das Activum von dem Passivum unterschieden wird, so geschieht solches in den bekanntesten ältern Sprachen durch gewisse Endbeugungen. So wird bei den Griechen und Lateinern, z. B. duco, ἄγω, ich führe, von ducor, ἄγομαι, ich werde geführt, unterschieden; immer wird das Passivum durch eine veränderte Endbeugung von dem Activum ausgezeichnet. In den neuern Sprachen hat man diese Endbeugungen nicht, man macht hier den Unterschied durch die Hülfszeitwörter seyn oder werden, wozu die ausdrückliche Beifügung der Personen, die handeln oder leiden, in den Fürwörtern kommt. Der Deutsche, Engländer, Franzose und Italiener nimmt ein Partizipium von dem activen Zeitworte und verbindet damit das Zeitwort seyn oder werden, um das passive Zeitwort zu bilden; so z. B. für ducor sagt der Deutsche: ich werde geführt, der Engländer nimmt gleichfalls das

Partizipium und sagt: I am led; der Franzose: je suis mené; der Italiener: jo sono menato. Hierin stimmen also alle neuern Sprachen mit einander überein, daß sie beim Passiv nicht neue Endbeugungen erfinden oder brauchen, um es von dem Activ zu unterscheiden, wie der Grieche und Lateiner, sondern gewisse Hülfszeitwörter mit dem Partizipium des Activs verbinden. Auch drücken sie zuweilen durch ein bestimmtes oder unbestimmtes Fürwort, das sie mit dem Activ verbinden, das Passivum aus, z. B. statt ich werde geführt, können sie sagen: Er führt mich oder man führt mich. Die Morgenländer kommen zwar mit den neuen Europäern darin überein, daß sie das Passiv nicht durch Endbeugungen von dem Activ unterscheiden; denn sie setzen auf einerlei Art die Zeichen der Personen, des Geschlechts und der Zahl an den Anfang und an das Ende des Wurzelwortes; sie haben aber nicht das Mittel durch Hülfszeitwörter den Unterschied anzuzeigen, sondern dieses geschieht bei ihnen entweder durch einen Aufsatz beim Anfange, oder, welches der häufigere Fall ist, dadurch, daß sie das Passiv anders aussprechen, als das Wort im Activ ausgesprochen wird oder daß sie andere Vokale brauchen; ein Unterschied der dem Zuhörer verständlich genug seyn mußte; z. B. Katal, ich tödte, Niktal, ich werde getödtet, Hifkid, ich setze vor, Hufkad, ich werde vorgesetzt. Wenn der Grieche und Lateiner eine Art Zeitwörter hat, die ihrer Gestalt nach zum Theil Passiva sind, die er als Activa brauchen kann, wie das Verbum deponens, so hat der Morgenländer ebenfalls Wörter von passiver Form, die er als Activa braucht, besonders bei Handlungen, die zugleich ein Leiden in sich schließen; z. B. streiten, Krieg führen, berathschlagen, weissagen, sind bei dem Hebräer Worte von passiver Form, aber von activer Bedeutung, in Rücksicht auf unsere Sprache von activer Form. Nach einem

Schriftsteller soll auch noch eine gewisse Genauigkeit des Morgenländers in seinen Zeitwörtern bemerkt zu werden verdienen, die ihm einen Vorzug vor den neuern Sprachen hierin giebt. So z. B. sind die Zeitwörter, die einen sinnlichen Eindruck, einen Affect, oder eine gewisse Beschaffenheit ausdrücken, in den neuern Sprachen, und auch in der Griechischen und Lateinischen, in Rücksicht auf ihre Form activa, obgleich sie eigentlich, da sie mehr Leiden, als Handlung ausdrükken, von jenen unterschieden werden. Dieser Unterschied soll nur in allen Morgenländischen Sprachen allein beobachtet worden seyn; begehren, lieben, können, hören, sich schämen, sich freuen, hassen, vergessen, dürsten, hungern, sich fürchten, verschmachten, sich ergötzen, aufhören, verachtern, sterben ꝛc. werden durch die Aussprache mit philosophischer Genauigkeit bei den Morgenländern von den eigentlichen activen Zeitwörtern unterschieden. Auch braucht der Morgenländer sein Activum an die Stelle der Impersonalien oder unpersönlichen Zeitwörter in andern Sprachen; so sagt er z. B. für wenn man geht, wenn du gehst, oder wenn er geht, mit darunter verstandenem Partizipium desselben Zeitworts, der Gehende, wenn der Gehende geht, wovon sich jedoch auch Spuren in andern Sprachen finden, z. B. der Gebrauch der zweiten Person bei dem Lateiner für das Impersonale. — Die nichtzielenden Zeitwörter oder Intransitiva, welche die zweite Klasse der Zeitwörter ausmachen, bezeichnen eine Handlung oder Beschaffenheit, die keine äußere Sache zum Gegenstande hat, sondern die sich auf den, dem die Handlung oder Beschaffenheit zukommt, selbst beziehen, z. B. ich lebe, ich denke, ich gehe, ich reite, ich schlafe ꝛc.; sie gehen also nicht auf andere Gegenstände über, sind also nichtzielend. Sie liegen eigent-

lich in der Mitte zwischen den eigentlichen Zeitwörtern der Handlung und denen des Leidens, zwischen den Activen und Passiven, und daher heißen sie auch Neutra. Es sind also Zeitwörter, die einem Subjecte etwas beilegen, das in ihm allein vorgeht, es mag nun entweder eine Beschaffenheit, oder ein Zustand, oder eine Handlung seyn. Wenn der Begriff des transitiven Zeitworts zwischen zwei Dingen gedacht werden kann, wovon sich das eine thätig, das andere leidend verhält, z. B. der Vater liebt den Sohn, der Sohn wird vom Vater geliebt, so braucht das Intransitivum nur eins, z. B. der Vater geht, der Sohn sitzt ꝛc. Diese Zeitwörter nennt man auch Absoluta, weil sie keinen leidenden Gegenstand bei sich haben. Wie aber nichts in der Welt ohne Ausnahme ist, so ist es auch, und hauptsächlich, in der Sprache, besonders da der Uebergang von einer Analogie zur andern nur durch unmerkliche Stufen geschieht; es giebt daher auch bei diesem Zeitworte Fälle, wo dasselbe nicht nur mit dem Accusativ oder dem Zielfalle verbunden werden kann, sondern auch, wo es eines Passivi fähig ist. Wahre Intransitiva haben in der Lateinischen Sprache eigentlich keinen Zielfall bei sich, wenn er aber dabei steht, so wird er durch eine ausdrücklich dazu gesetzte und darunter verstandene Präposition regiert. So findet man: ire viam, für ire per viam, wie man es auch findet; doleo casum tuum, für ob casum tuum; Coridon ardet Alexin, das ist, propter Alexin. Es kann ein Intransitivum durch einen kleinen Zusatz leicht in ein thätiges Verhältniß gesetzt werden, z. B. für vale, kann ich sagen fac ut valeas. Was den Gebrauch dieser Zeitwörter im Passiv betrifft, so werden sie in der dritten Person als Impersonalia gebraucht; curritur, man läuft, vivitur, man lebt. Auch in der Deutschen Sprache können die Intran-

sitiva mit einem Accusativ verbunden werden: 1) wenn die Zeit, der Raum, der Werth, die Art und Weise durch ein Substantiv ausgedrückt wird, z. B.: es donnert den ganzen Tag, eine Meile gehen; 2) wenn das Subject selbst als der leidende Gegenstand betrachtet wird, wo dann das Intransitivum in ein Reciprokum verwandelt wird, z. B. ich habe mich müde gegangen; ich habe mich entsetzt; 3) in solchen Worten, die eine völlige active Form haben, nur daß sie kein Passivum leiden, z. B. ich habe die Sache vor; denn ich kann nicht sagen: die Sache wird vorgehabt. Auch das Passivum kann im Deutschen, wie im Lateinischen, dem Intransitivum beiwohnen, wenn das Subject unbestimmt ausgedrückt wird; es gilt dann so viel, als ein unpersönliches Zeitwort; z. B. es wird gelaufen; es wird gelacht. Auch gilt hier eben der Unterschied, wie im Lateinischen, daß einige Zeitwörter ihrer Natur nach intransitiva sind; setzen und liegen, werden aber sowohl intransitiv, als mit Bezeichnung des leidenden Gegenstandes transitiv seyn können. Z. B. schlagen ist in den Worten: die Uhr schlägt, der Gärtner säet, intransitiv; in: er hat mich geschlagen, er säet Korn, aber transitiv. Wie es scheint, so hat man im Anfange der Sprachkunst die transitiven und intransitiven Zeitwörter nicht unterschieden, wenigstens scheint man keinen deutlichen Begriff von denselben gehabt zu haben, welches daraus hervorgeht, daß man sie fast in keiner Sprache in der Conjugation von einander unterschieden hat; nur die Deutsche macht hierin einen Unterschied, indem sie einige derselben im Perfecto, mit dem Hülfszeitworte haben, andere mit seyn bildet; andere wieder mit haben und seyn zugleich formirt. In Ansehung des Gebrauchs dieser beiden Hülfszeitwörter und der Regel, worauf sie sich gründen, fehlt es unsern Sprach-

lehren noch sehr an Vollkommenheit. Man hat zwar einige Regeln, allein sie bilden so viele Ausnahmen, die in der Zahl beinahe den Regeln gleich sind. Die Hauptregel bei diesen nichtzielenden oder intransitiven Zeitwörtern ist, daß alle diejenigen Zeitwörter, welche eine Bewegung von oder nach einem Orte, oder den Zweck anzeigen, mit seyn, wenn aber der Ort und Zweck der Bewegung nicht angezeigt wird, mit haben gebogen oder conjugirt werden, z. B. ich bin nach Nürnberg, Augsburg ꝛc. gereiset, nach Potsdam geritten, und ich habe einen Schimmel geritten, habe viel gereiset ꝛc. Es finden sich jedoch bei Anwendung dieser Regel mancherlei Schwierigkeiten, indem es bei manchen Zeitwörtern nicht bestimmt genug ist, ob ihre Bedeutung leidend oder thätig ist. Einerlei Wort wird manchmal thätig, manchmal leidend gebraucht, und in dieser Rücksicht sowohl mit seyn, als haben conjugirt, z. B. es hat geplatzt, und die Blase ist geplatzt. Andere Wörter, die thätig sind, werden auf beiderlei Art gebildet, z. B. gehen, laufen, ich bin gegangen, ich bin gelaufen, und ich habe mich müde gelaufen, ich habe mich aus dem Athem gelaufen. Wiederum andere, welche leidend sind, indem sie einen Zustand bedeuten, haben das Zeitwort haben bei sich, z. B. ich habe den ganzen Tag hier gesessen, ich habe im Bette gelegen. Indessen bleibt die oben angeführte Regel doch richtig, wenn sie gleich ihre Ausnahmen hat. In den Sprachlehren findet man das Nöthige über diese Regeln. Siehe auch weiter unten, im Syntax.

Die dritte Klasse der Zeitwörter machen die zurückzielenden, zurückwirkenden (Reciproca) aus, welche ein Handeln und Leiden zugleich oder ein wechselseitiges Handeln ausdrücken, z. B. ich grâme mich; ich schlage mich mit Jemanden; ich

gehe mich müde, welche Letztern aus den zielenden und nicht zielenden Zeitwörtern gebildet worden sind; es giebt aber Zeitwörter, welche ihrer Natur nach zurückzielend sind, und nicht anders gebraucht werden können, wie in der Deutschen Sprache: sich anmaßen, sich anschicken, sich balgen, sich berühmen ꝛc. Man nennt diese Zeitwörter daher Reciproka, weil sie eine Veränderung ausdrücken, welche von dem Handelnden auf einen äußeren Gegenstand und von diesem wieder zurück auf den Handelnden gehen; weil aber diese Klasse in ihrer Form gewöhnlich etwas von den thätigen Zeitwörtern abweicht, so werden sie auch nicht in jeder Sprache zu ihnen gezählt. Man kann übrigens alle zielende und viele nicht zielende Zeitwörter in zurückzielende verwandeln, wie ein Paar Beispiele davon oben angeführt worden sind. Nach Adelung sollen sie nur der Form nach Activa, der Bedeutung nach aber wahre Neutra oder Intransitiva seyn; allein dieses Letztere sind sie weder in der Deutschen, noch in andern Sprachen ganz, indem die meisten einen Zielfall bei sich führen, und wenn er nicht unmittelbar ausgedrückt wird, so wird er doch dabei gedacht; wird er aber ausgedrückt, so geschieht es mittelst einer Präposition; denn wenn ich z. B. sage: ich grämе mich, so kann dieses doch nicht anders geschehen, als mittelst einer Beziehung auf irgend einen Gegenstand, worüber ich Gram empfinde, z. B. über die Zertrümmerung meines Glücks, über mein Mißgeschick, über den Tod eines geliebten Angehörigen, eines Freundes ꝛc., so auch: ich schlage mich mit Jemanden; schlage ich mich aber selbst, liebe ich mich selbst, so ist mein eigenes Ich der Gegenstand von dem die Handlung ausgeht, und auch das Ziel, welches sie aufnimmt, nachdem sie wirkt; hier ist also der Thätige und Leidende eine Person, und keine Beziehung nach

einem äußern Gegenstande, mithin ist ihre Bedeutung auch mehr intransitiv, statt sie bei den Ersteren transitiv war. Alle Reciproka sind daher, wenn sie sich auf einen äußern Gegenstand beziehen, sey er auch wirklich vorhanden, oder denkt man sich ihn nur dabei, der Bedeutung nach, activ, ist dieser aber nicht vorhanden, so sind sie mehr als Neutra zu betrachten. Die Franzosen unterscheiden in der jetzigen Ausbildung ihrer Sprache zweierlei Reciproka, die eine Art nennen sie Verbe réfléchi, und bezeichnen damit diejenigen Zeitwörter, welche eine Handlung ausdrücken, worin das Subject selbst der Gegenstand ist, oder welcher auf das Subject, von welchem sie verrichtet wird, zurückfällt; z. B. je me loue, ich lobe mich, je me trompe, ich irre mich. Die andere Art führt den Namen Verbe réciproque; sie drückt eine Handlung aus, der zwei oder mehreren, nicht gegen sich selbst, sondern wechselseitig gegen einander handelnden Subjecten gemeinschaftlich ist, so, daß das Subject entweder Regime oder Object der Handlung des Andern, und dieser Andere Object der Handlung jenes ist; z. B. Rien n'est plus beau que deux frères qui s'aiment, es giebt nichts Schöners, als zwei Brüder, die sich einander lieben. De bons amis mettent tout leur plaisir à se rendre service, gute Freunde finden ihr größtes Vergnügen darin, einander zu dienen. Man nennt diese beiden Arten der Zeitwörter auch Verbes pronominaux, weil sie mit zwei Fürwörtern der nämlichen Person conjugirt werden. Um bei den Verbes réciproques keine Zweideutigkeit zu veranlassen, ist es oft nöthig, die Wörter: l'un l'autre, les uns les autres, mutuellement, réciproquement, entre, hinzuzusetzen; z. B. Ce Monsieur et cette Dame se louent mutuellement, s'entre louent, dieser Herr und diese Dame loben einander; denn ohne den Zu-

ſaß mutuellement könnte es heißen: Dieſer Herr lobt ſich ſelbſt, und auch dieſe Frau. Man gewahrt übrigens, daß dieſe Theilung des eigentlichen zurückzielenden Zeitworts bei den Franzoſen eben nicht weſentlich nöthig iſt, ſondern daß es bloß der Accuſativ des Plurals iſt, der hier von Mehreren gebraucht oder auf Mehrere angewendet, getrennt wird, wofür man im Deutſchen auch einander ſetzt, z. B. ſie lieben ſich einander; ſie ſind ſich alle einander gleich ꝛc. Man ſehe das Weitere hierüber ſowohl in den Franzöſiſchen, als Deutſchen Sprachlehren nach. Im Engliſchen kann man faſt alle thätige Zeitwörter auch zu zurückzielenden gebrauchen, wenn man die Fürwörter myself, thyself, himself, ourselfs, yourselves, themselves, nachſetzt, z. B. I dress myself, ich kleide mich an; I love myself, ich liebe mich ꝛc. —

Die unperſönlichen Zeitwörter oder Impersonalia, machen die vierte Klaſſe der Zeitwörter aus; ſie drücken das Subject, deſſen Prädikat ſie anzeigen, ſo unbeſtimmt aus, daß es unentſchieden bleibt, ob es eine Sache oder eine Perſon iſt. Da nun das unbeſtimmte Subject nur in der dritten Perſon Statt finden kann, weil die erſte und zweite ſchon an und für ſich genau beſtimmt ſind, ſo kann ein ſolches Zeitwort auch nur die dritte Perſon haben, weil dieſe nur die Unbeſtimmtheit enthält; wird aber bei ſolchen Zeitwörtern das Subject beſtimmt ausgedrückt, ſo hören ſie auf, unperſönliche zu ſeyn. So iſt z. B. scribitur unperſönlich, aber epistola scribitur perſönlich; es donnert, iſt unperſönlich, Jupiter, oder der Gott des Olymps donnert, iſt dagegen perſönlich. Im Deutſchen wird dieſes Zeitwort durch alle Zeiten in der Einheit mit dem unbeſtimmten Fürworte es ausgedrückt, z. B. es donnert, es hat gedonnert, es wird donnern ꝛc.,

worin das donnernde Wesen immer unbestimmt ist. Da die Deutschen oft ein bestimmtes Subject unbestimmt ausdrücken, so brauchen sie dann persönliche Zeitwörter als unpersönliche, und in diesem Falle findet davon auch die Mehrheit (Plural) Statt, z. B. es kommt ein Mann; es kommen Menschen. Ein Schriftsteller macht bei den unpersönlichen Zeitwörtern die Bemerkung: daß man solche Ausdrücke, wie z. B. der vorher angeführte, nur im ganz uneigentlichen Verstande unpersönlich nennen kann, weil das Subject wirklich bestimmt ist, wenn es gleich nur unbestimmt ausgedrückt wird. Der Grund davon liegt in der Deutschen Constructionsordnung, indem der Deutsche zwar gewohnt ist, von dem Unbestimmten zu dem Bestimmten fortzugehen; allein oft erfordert es der Nachdruck, die ganze Aufmerksamkeit auf das Subject zu richten, und daher stellen sie es an das Ende des Satzes, welches nicht anders, als durch eine unbestimmte Ankündigung des nachfolgenden bestimmten Subjectes geschehen kann; wenn man z. B. folgende Ausdrücke: Menschen kommen, und es kommen Menschen, betrachtet, so wird man darin finden, daß beide Ausdrücke einerlei sagen; so auch: es sagt es ein Jeder, es kennt ihn Niemand ꝛc. ꝛc. Die Benennung unpersönlich, ist eben nicht die passendste, weil hier keine völlige Abwesenheit der Person, sondern nur eine unbestimmte Anzeige derselben Statt findet; eher müßte der Infinitiv unpersönlich genannt werden, weil dieser die Person unbestimmt lasse, da wir aber keinen bequemeren Namen für diese Art von Zeitwörtern haben, so behalten wir ihn bei, und es kommt nur darauf an, daß man den rechten Begriff damit verbindet. — Die unpersönlichen Verba reichen sehr hoch in dem Ursprunge der Sprache hinauf, ja man kann sie als die Begründer der übrigen Zeitwörter betrachten; denn in dem noch rohen Zu-

ſtande der Sprache, wie die erſten ſich bilden Geſellſchaften ſie fortpflanzten, wurde Alles, was ſich der Menſch als eine Handlung dachte, Alles, was handelnd ſich ihm darſtellte, ſowohl in der Natur, als in dem Kreiſe des aufkeimenden Geſellſchaftslebens, durch das unbeſtimmt tönende es, den Wurzellaut des Deutſchen es, ausgedrückt, welches Wörtchen ſich in einigen Sprachen noch bis auf die neueſte Zeit erhalten hat, wie z. B. im Engliſchen, he loves. Man dachte ſich dabei ein wirkendes, unbekanntes Weſen, welches die Handlung erregt. Als nun ſpäterhin, bei der Vergrößerung der Familien, auch in den Begriff der Sprache mehr Licht kam, gingen nach und nach dieſe urſprünglich unperſönlichen Zeitwörter in perſönliche über. Man muß ſich hierbei nur in Acht nehmen, daß man den leidenden Gegenſtand nicht in die Stelle des Subjectes ſetzt, z. B. es hungert mich, weil dieſes ſonſt ſo viel heißen würde, als: ein unbekanntes Weſen erregt mir Hunger; wenn ich aber ſage: ich hungere, ſo ſetzt man voraus, daß dieſes Wort zugleich tranſitiv und auch intranſitiv iſt, weil es im letztern Falle ſo viel ſagen will, als ich empfinde Hunger. Dergleichen Fälle ſind nun in der Deutſchen Sprache nicht ſelten, daher muß man ſie auch nicht wider den Sprachgebrauch vermehren; ich kann wohl ſagen: es gereut mich, aber nicht: ich gereue, ſo viel als: ich habe Reue. — Nachdem die Sprache auf einer gewiſſen Stufe der Ausbildung ſtand, ſo gewahrte man, daß im eigentlichen Verſtande nur ſolche Wörter unperſönlich ſind, deren Prädikat nur von einem ſehr unbeſtimmten Subjecte geſagt werden kann, obgleich es in einigen Fällen erlaubt iſt, dieſes unbeſtimmte Subject in ein beſtimmtes zu verwandeln; dieſe leiden dann auch kein Paſſivum, weil ſie nur allein von einem wirkenden, obgleich unbeſtimmten Subjecte gebraucht werden; iſt

der leidende Gegenstand unbestimmt, so kann man sie auch im Passiv gebrauchen, z. B. es schießt, es wird geschossen; sie haben auch keinen Imperativ, weil dieser, seiner Natur nach, ein bestimmtes Subject in der zweiten Person erfordert. Oft werden auch, besonders in der vertraulichen Sprechart, persönliche Zeitwörter, als unpersönliche im Passiv gebraucht; z. B. es wird heute spazieren gegangen, geritten oder gefahren; gereiset, gedonnert ꝛc. Im uneigentlichen Verstande sind folgende Ausdrücke, nach einem Schriftsteller, impersonal: 1) diejenigen, welche die dritte Person ohne Bezeichnung des Geschlechts und der Zahl ausdrücken, welches durch das Wörtchen man mit der dritten Person geschieht, z. B. man sagt, man schreibt, man wirthschaftet; 2) wenn das Zeitwort, seiner Natur nach, nur in der dritten Person gebraucht werden kann, oder von der Art ist, daß es nur von Sachen, nicht aber von Personen gesagt werden kann, deren es im Deutschen eine große Anzahl giebt, z. B. deuchten, gereuen, verdrießen ꝛc.; 3) in solchen Fällen, wo ein Gegenstand im unbestimmten Geschlechte durch das bestimmte Pronomen es ausgedrückt wird, welches aber mit dem unbestimmten es nicht verwechselt werden darf, z. B. es ist noch nicht genug. Diese hier angeführten allgemeinen Bemerkungen, die Deutsche Sprache betreffend, gelten zum Theil auch von andern Sprachen. Unter den alten Sprachen hat die Lateinische verschiedene Gattungen von unpersönlichen Zeitwörtern; 1) solche, welche nur in der dritten Person gebraucht werden, z. B. tonat, oportet, libet, decet, piget, pudet, accidit, evenit etc.; 2) solche, die ohne Nennung des Subjects in der dritten Person gebraucht werden, die aber aufhören Impersonalia zu seyn, wenn das Subject genannt wird, wie man sie auch im

Deutſchen hat, z. B. man glaubt, man ſpricht ꝛc. und im Lateiniſchen: delectat, juvat, vacat, constat etc. Einige ſind bloß in der activen, andere in der paſſiven Form üblich, z. B. pudet, cantatur, sedetur, scribitur, itur, etc. Dieſe Impersonalia haben hier, wie im Deutſchen, keinen Imperativ; wenn ſie ihn aber ausdrücken wollen, ſo umſchreiben ſie ihn durch den Conjunctiv, pudeat te, ſo viel als opto, ut poeniteat te. Im Griechiſchen hat es dieſelbe Beſchaffenheit; denn auch hier giebt es zweierlei Impersonalia, von denen einige von Zeitwörtern der Mittelgattung in der dritten Perſon gemacht worden ſind; z. B. πρεπει, es geziemt ſich, δει, es muß, χρη, es iſt nöthig; andere ſind von Paſſivis, z. B. πεπρωται, es iſt verhängt, und λεγεται, man ſagt ꝛc. — Im Engliſchen ſind die Impersonalia entweder Activa oder Paſſiva. Die Erſtern werden mit dem vorgeſetzten Fürworte it, es, gebildet, z. B. it seems, es ſcheint, it follows, es folget, it appears, es ſcheint, it begins, es fängt an ꝛc., und die Letztern, die Paſſiva, die wir im Deutſchen durch man ausdrücken, giebt der Engländer verſchieden, z. B. They téll mè, man ſagt mir, oder I àm tóld that, man ſagt mir daß ꝛc.; What múst a bódy sày? was muß oder ſoll man dazu ſagen? Bút what shoúld a mán dó? aber was ſoll man thun? ꝛc. — In der Franzöſiſchen Sprache haben die Impersonalia weiter keinen Unterſchied, als daß man hierzu diejenigen rechnet, welche in der dritten Perſon gebräuchlich ſind, z. B. il faut, il pleut, il tonne, il neige etc. Man kann die eigentlichen Impersonalia unter die defectiven Zeitwörter bringen, von denen nur die dritte Perſon gebräuchlich iſt. Wie ſie conſtruirt werden, lehrt die Grammatik.

Die Hülfszeitwörter, Hülfswörter (Auxiliaria), machen die fünfte Klaſſe der Zeitwörter oder Verben aus. Sie ſcheinen, wenn nicht

ein ſpäteres Entſtehen in der Sprache, wie die übrigen Zeitwörter, doch eine weit ſpätere Anwendung als Hülfswörter der Zeitwörter erhalten zu haben, da nicht alle Sprachen ſich derſelben bedienen, wenigſtens nicht die Morgenländiſchen in dem Grade, als die Abendländiſchen; daher ſcheinen ſie auch nicht ſo abſolut nöthig zur Beſtimmung des Zeitwortes zu ſeyn. Unter den Abendländiſchen Sprachen hat die Lateiniſche Sprache ſie am wenigſten. Man kann in einer Sprache auch durch die bloße Endigung eben dasjenige ausdrücken, wozu man in andern beſondere Hülfswörter braucht. Der Lateiner und Grieche braucht das einzige Wort amor, φιλεομαι, der Franzoſe dagegen gebraucht hier ein Hülfswort, und ſagt: je suis aimé, braucht alſo drei Wörter, eben ſo der Deutſche: ich werde geliebt, und der Engländer: I am loved; der Spanier braucht nur zwei: soy amado, und ſo auch der Italiener: sono amato etc. Man darf alſo von der Natur dieſer Wörter nur Beziehungsweiſe auf die Sprache, in welcher ſie üblich ſind, nicht aber auf ander Sprachen urtheilen. Sie ſind nichts anders, als eine Umſchreibnng eines einzelnen Wortes anzuſehen, und enthalten größtentheils einen logiſchen Satz. Z. B.: ich bin gekommen, iſt die erſte Perſon in der vergangenen Zeit; unterſucht man es aber genauer, ſo iſt das Wort ich das Subject, bin, zeigt ein gegenwärtiges ſeyn an, und gekommen iſt entweder das Partizipium oder ein Beiwort; und wollte man das durch Hülfswörter zuſammengeſetzte Zeitwort auflöſen, ſagt ein Schriftſteller, ſo würde es folgendermaßen ausgedrückt werden müſſen: ich bin derjenige wirklich, der gekommen iſt. Eben ſo könnte der Lateiner auch eo und habeo unter die Hülfswörter rechnen; denn er ſagt doch: ire deliberatum habeo persuasum etc. Die Grammatiker hätten

daher der Hülfswörter und der Weitläuftigkeiten, die daraus entstehen, überhoben seyn können, wenn sie nur das Zeitwort von dem Nennworte, das sie dazu setzten, unterschieden, und das zusammengesetzte Tempus hätten für dasjenige ausgeben wollen, was es ist, nämlich eine Umschreibung; sie würden dann mehrere Regeln haben ersparen können. Da man aber die neuern Sprachen nach der Lateinischen ausbilden wollte, so sah man sich in die Nothwendigkeit versetzt, viele unnöthige Regeln einzuführen, die weggefallen seyn würden, wenn man eine jede Sprache nach ihrem eigenthümlichen Genius studirt hätte. In den neueren Sprachen hat die Deutsche drei Hülfszeitwörter: haben, seyn und werden, welche sämmtlich intransitiv sind; die Franzosen haben zwei: avoir und être; die Engländer dieselben: to have und to be; dann haben sie aber auch noch die Hülfszeitwörter: may, mögen, shall, sollen, will, wollen, can, können, must, müssen, let, lassen ꝛc. Diese Hülfszeitwörter haben zwar auch ein vollständiges Prädikat; allein sie bezeichnen als Hülfszeitwort nur einen allgemeinen Nebenumstand, und erhalten ihre völlige Bestimmung erst durch das Partizipium oder den Infinitiv desjenigen Zeitwortes, zu dessen Ergänzung sie dienen.

Man hat nun noch einige andere Eintheilungen der Zeitwörter, die sich aber mehr auf ihre äußere Form, als auf ihr inneres Wesen beziehen, wodurch sie eigentlich ihre Bestimmung erfüllen. Man theilt die Zeitwörter noch: 1) in Stamm- oder abstammende Wörter (Primitiva, Derivata). Die Stammwörter können von keinen andern Redetheilen abgeleitet werden, wohl aber die abstammenden. So z. B. kommen die abgeleiteten Zeitwörter her: von Substantiven oder Hauptwörtern, als im Lateinischen: numero, ich zähle, von nume-

rus, die Zahl; servo, ich diene, von servitus, die Dienſtbarkeit; im Deutſchen: thronen, von Thron, meiſtern, von Meiſter, fingern, von Finger ꝛc.; im Franzöſiſchen: inventer, erfinden, von inventeur, Erfinder; espionner, kundſchaften, von espion, Kundſchafter, Spion; enfanter, gebären, von enfant, Kind, und ſo auch in andern Sprachen. Von Zeitwörtern: z. B. lectitio, von lego, pulso, von pello, clamito, von clamo, calesco, von caleo etc.; entſchlafen, von ſchlafen, gebrauchen, von brauchen, verlieben, von lieben ꝛc.; surmonter, von monter, rechercher, von chercher etc. Auch von den Adjectiven oder Eigenſchaftswörtern bildet der Lateiner Zeitwörter; z. B. von liber, frei, libero, ich befreie; ſo auch der Franzoſe von public, publier, je publie, von poli, polir, je poli etc. Im Deutſchen bildet man von den Eigenſchaftswörtern, nach Adelung, keine Zeitwörter, weil ſolches unmöglich iſt, indem etwas, was dem Dinge ſchon als einverleibt gedacht werden muß, von demſelben nicht erſt prädicirt werden kann, wohl aber bildet man Zeitwörter von den Adverbien oder Beiwörtern, welche im Deutſchen das eigentliche Stammwort der Zeitwörter iſt, z. B. von lieb, lieben, von trübe, trüben, von fern, fernen, von bange, bangen ꝛc. — 2) Sind die Zeitwörter entweder einfache (simplicia), wie lego, amo, im Deutſchen: loben, lieben, koſen; im Franzöſiſchen: chercher, mener, oder zuſammengeſetzte (composita), wie perlego, recognosco; im Deutſchen: argwöhnen, frohlocken, liebkoſen, handhaben, verloben, verlieben, anketten ꝛc.; im Franzöſiſchen: rechercher, amener, transplanter, transporter etc. Die zuſammengeſetzten Zeitwörter

sind eine spätere Erfindung in der Sprachkunst, als nämlich die Sprache schon einen höheren Grad der Ausbildung erhalten hatte, und man gewahrte, daß sich die einfachen Zeitwörter durch Verbindung irgend eines auf dasselbe Beziehung habenden Haupt-, Bei-, oder Vorwortes zu neuen Zeitwörtern gestalten ließen, welche die Bedeutung beider Wörter in der Zusammensetzung machen; z. B. hohnlachen. Man hatte das Zeitwort lachen, da man nun gewahrte, daß beim Höhnen oder Verspotten einer Person auch die Lachmienen dieses ausdrückten, auch sie den verwundenden Scherz zu erkennen gaben, so verband man das Hauptwort Hohn mit dem Zeitworte lachen, und so entstand ein neues Zeitwort: hohnlachen, und so auch radebrechen, tagewerken, liebäugeln, liekosen ꝛc.; eben so in andern Sprachen. Man gewahrt hieraus, daß diese Zusammensetzungen schon mehr im Nachdenken über die Sprache ihren Grund haben, und wenn sie auch der Zufälligkeit ihr Daseyn verdanken, wie gewiß die meisten Wörter, so mußte doch die Sprache an und für sich schon eine gewisse Höhe erreicht haben. — 3) Theilt man die Zeitwörter auch in vollständige (Integra, Perfecta), wenn nämlich ein Zeitwort in allen den Verhältnissen üblich ist, in welche das Prädikat gegen das Subject gesetzt werden kann; und in mangelhafte (Defectiva), wenn man ein Zeitwort nur in einigen Verhältnissen gebrauchen kann, oder solches nur darin gebraucht wird. Nach einigen Schriftstellern sollen diese Art Zeitwörter nicht von ihrem Beginnen an mangelhaft gewesen seyn, wenigstens sind die Vermuthungen dafür, daß sie zu gewissen Zeiten ganz vollständig in Uebung gewesen seyn können, wir haben sie nur darum mangelhaft genannt und als solche in der Sprachkunst aufgeführt, weil man die ihnen fehlenden Stücke in den besten Schriftstellern nicht aufgeführt

findet, daß dieses also nicht geschehen, sey noch kein Grund, anzunehmen, daß sie wirklich ursprünglich nur als mangelhaft seien gebraucht worden; indessen kann es doch wohl möglich seyn, daß sie bei dem ersten Bilden der Zeitwörter unausgebildet in den Zeiten und Personen geblieben sind, indem man sie bloß in den Zeiten und Personen gebraucht hat, worin wir sie bei den Schriftstellern finden. Die Unvollständigkeit besteht in deren Arten, Zeiten und Personen, die man nicht alle in guten Schriftstellern findet. In der Lateinischen Sprache gehören aio, inquam, nemini, odi, coepi, cedo, etc. zu den mangelhaften Zeitwörtern; im Deutschen giebt es deren auch, von denen nur der Infinitiv oder das Partizipium oder eine andere Zeit üblich ist, als: abfolgen lassen, behangen bleiben, abwesend, anwesend ꝛc. Man lernt die mangelhaften Zeitwörter in allen Sprachen aus den Sprachlehren kennen. — Andere Benennungen oder Eintheilungen der Zeitwörter scheinen mehr künstliche Formen oder vielmehr mehr gesuchte Abtheilungen zu seyn. Hierher gehören: a) diejenigen Zeitwörter, welche ein Verlangen oder Wollen von derjenigen Handlung anzeigen, die das Stammwort bedeutet (Desiderativa). Sie werden von dem Supinum abgeleitet, indem man die Endung um in urio verwandelt, z. B. von esum wird esurio, ich begehre zu essen; von emtum, emturio, ich begehre zu kaufen, gebildet. So hat z. B. Cicero von Sylla, syllaturio, und Laberius von adolescens, adolescenturio, welches letzte Wort er durch nescio quid nugarum facere. Es sind aber nicht alle Zeitwörter in urio Desiderativa; nur diejenigen, welche vom Supinum herkommen; auch ist das kurze u in urio ein Unterscheidungszeichen, daher sind scaturio und ligurio etc. keine Desiderativa. —

b) Die Verba factitiva, welche einen Zustand oder eine Handlung an dem leidenden Gegenstande bewirken, der dadurch zugleich als thätig vorgestellt wird; z. B. beizen, beissen machen, flößen, fließen machen, tränken, trinken machen ꝛc. — c) Die Verba frequentativa oder iterativa sind diejenigen Zeitwörter, welche, außer der Handlung, noch eine öftere Wiederholung derselben anzeigen. Im Lateinischen bildet man sie gewöhnlich von dem Supinum, wozu die Endung o oder ito gesetz wird, z. B.: cano, cantum, canto, scribo, scriptum, scriptito. Sie gehen alle nach der ersten Conjugation. Im Griechischen endigen sie sich gewöhnlich auf αζω, z. B. τειχαζω. Im Französischen werden sie durch Hinzusetzung der Endsylbe oter gebildet, z. B. crachoter, eligioter etc.; im Deutschen setzt man die Sylbe zer vor und macht aus dem Zeitworte ein rückwirkendes (Reciprocum), z. B. ich zerlaufe mich, ich zerarbeite mich, ich zerreiße mich ꝛc. — d) Die Verba intensiva sind diejenigen Zeitwörter, welche durch eine kleine Veränderung ihrer Bildung die Grundbedeutung des Stammwortes verstärken. Die Sprachen bekommen hierdurch, sagt ein Schriftsteller, eine große Mannigfaltigkeit von Worten, ohne daß man nöthig hat neue Töne zu erfinden. Die Hebräische und die damit verwandten Sprachen, haben hierzu eine eigene Conjugation, Piel, wo sie entweder den zweiten Radikalbuchstaben durch ein Dagesch forte, oder den dritten ausdrücklich verdoppeln. Die Griechen bedienen sich hierzu besonders der Endsylben αζω, z. B. von τειχω, ich laufe, machen sie τειχαζω. Die Lateiner bilden aus dem Supinum neue Wörter, z. B. von pello machen sie pulso, oder sie setzen zum Stammworte die Sylbe ito, z. B. von clamo, clamito, oder sie vermehren die Grundbedeutung einer Präposition, z. B. tendo,

pertendo, frango, infringo. Die Deutschen verstärken den Grundbegriff auf mancherlei Art. Erstlich durch Veränderung in dem Worte selbst, z. B. aus bitten machen sie betteln, welches so viel bedeutet, als dringend bitten, sehr bitten; aus hören, horchen, das ist, genau hören. Zweitens durch Vorsetzung gewisser Sylben, z. B. be, in befahren, oft fahren, besehen, genau sehen, bedenken, genau denken, eine Sache überlegen; ver, in verharren, standhaft harren, oder auf etwas bestehen. Drittens, durch Anhängung einiger Nachsylben, z. B. chen, in schnarchen, sehr schnarren; igen, in besichtigen, genau sehen, beherzigen; men, in zermalmen, ganz zermalmen; schen, in knirschen, von knirren; sen, schlucksen, von schlukken; ten, in flüchten, von fliehen. Aus den eben angeführten intensiven Zeitwörtern werden wieder Nennwörter gemacht, die gleichfalls die Bedeutung des Wortes verstärken. — e) Die Verba imitativa bezeichnen eine Nachahmung eines gewissen Gegenstandes und dann auch den natürlichen Laut einer Sache. Sie haben also eine doppelte Bedeutung. Die erste Art bildet man durch Zusätze oder Veränderungen aus Nennwörtern, um eine Nachahmung derselben, oder vielmehr der Sache anzuzeigen. So wird z. B. von pater, patrissare, dem Vater nachahmen, von Αττικος wird αττικιζειν, den Athenienſern nachahmen, von Kalb wird kälbern, muthwillig seyn, wie ein Kalb ꝛc. gebildet. Viele dieser abgeleiteten Wörter sind bloß in der niedern Schreibart üblich. Die zweite Art ist eine Nachbildung der Naturtöne zu Zeitwörtern. Diese Art Zeitwörter sind die ältesten in der Sprache, sie sind die Urtöne in der Kindheit derselben, und man findet sie auch noch in übergroßer Zahl in allen noch rohen Sprachen der kulturlosen Völker. Man findet sie auch in denen

der gebildeten Völker, nur verſtecken ſie ſich bei denſelben immer mehr und mehr, indem ſie durch neue Bedeutungen verdrängt werden, oder indem man Buchſtaben mit Buchſtaben verwechſelt, und dadurch dem Worte eine andere Geſtalt giebt. Ein Schriftſteller macht die ſehr richtige Bemerkung, daß Kinder in Abſicht auf den Urſprung dergleichen Worte unſere Lehrmeiſter abgeben, indem ſie, ehe ſie recht ſprechen gelernt haben, die Sachen nach dem Schalle benennen, den ſie von ſich geben. So z. B. benennen ſie den Ochſen nach ſeinem Brüllen, mit dem nachgeahmten Tone muh oder buh, das Schaf nach ſeinem Blöcken, bäh; die Ziege nach ihrem Meckern, mek ꝛc.; ſo haben die Lateiner in ihrer Sprache das Zeitwort mugire, brüllen, welches dem oben angeführten Ton nachahmt, ſo drückt der Grieche daſſelbe Wort mit βοαω aus, und ſo finden wir eine große Anzahl Zeitwörter in unſrer Plattdeutſchen Sprache, welche nach natürlichen Tönen gebildet worden ſind, und die in der Hochdeutſchen Sprache im Ausbilden der Wörter ihre Natürlichkeit gänzlich verloren haben. Die Dichter machen von dieſen nachgeahmten Naturtönen einen guten Gebrauch, beſonders hat dieſes bei uns Bürger mit Glück gethan; nur leider haben ſeine Nachahmer, die das Ding nicht beim rechten Ende anzugreifen wußten oder verſtanden, uns ſo viel vor geſchnurrt, gehurrt und gehopp-hoppt, daß wir am Ende alle Naturtöne herzlich ſatt bekamen; und ſo iſt dadurch der guten Sache ſehr geſchadet worden, indem nicht ſelten dieſe Naturtöne zur Bildung neuer Wörter dienten. Man hat nun noch Verba inſchoativa, deminutiva ꝛc., die aber hier übergangen werden müſſen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Denn wie man aus den oben angeführten Zeitwörtern gewahrt, ſo kann man im Abtheilen oder Klaſſificiren derſelben ſo weit fortgehen,

als sich nur neue noch nicht berührte Seiten an ihnen auffinden lassen; und wenn dieses von der einen Seite als eine Bereicherung der Sprachkunst angesehen werden kann, so muß man doch von der andern gestehen, daß so viele Haupt- und Unterabtheilungen der Zeitwörter nur das Erlernen einer Sprache erschweren. Zum Glück wird bei der Erlernung einer Sprache von den Unterabtheilungen eben keine große Notiz von den Lernenden genommen; man überläßt dieses Fach den Philologen, um daraus noch ersprießlichere Früchte für die Hauptheile zu ziehen, um diesen die höchste Vollendung zu geben, und sie da, wo es möglich ist, auch zugleich von manchem Ueberflüssigen zu befreien, welches nur die Lernenden einer Sprache aufhält, ja ihnen oft einen Widerwillen gegen solche beibringt, indem sie sehr oft mit einer Legion von Regeln gequält werden.

Nach der Uebersicht der verschiedenen Zeitwörter und ihrer Eintheilung, kommen wir nun zu der Conjugation, Biegung, Abänderung oder Abwandlung derselben. Die Conjugation drückt die verschiedenen Verhältnisse eines Zeitwortes aus, welche sind: 1) das Geschlecht (Genus), in so fern sich das Zeitwort entweder unmittelbar auf das Object oder Subject der Handlung bezieht. 2) Die Person (Persona), von welcher die Rede ist; 3) die Zahl (Numerus); 4) die Bestimmung der Zeit (Tempus), wenn die Handlung geschieht, und 5) die Art (Modus), wie die Handlung ausgedrückt wird. Das Zeitwort hat vier Modi, einige Sprachlehrer nehmen fünf an, indem sie das Mittelwort (Participium) hinzurechnen. Es sind daher, außer dem Partizipium, 1) der bestimmte Modus (Indicativus), welcher dem Subjecte das Prädikat bestimmt und gewiß beilegt, z. B. ich lobe dich; er drückt also durch ich lobe, laudo, die

Sache als gewiß aus. 2) Der bedingende Modus (Conjunctivus), welcher dem Subjecte das Prädikat bedingungsweise beilegt, z. B. ich würde dich loben, aber ꝛc., er drückt also die Sache nur bedingungsweise durch: ich möchte loben, laudem, aus. 3) Der befehlende Modus (Imperativus), welcher dem Subjecte das Prädikat befehlsweise beilegt, z. B. lobe du; er drückt also durch: lobe, lauda, die Sache befehlend aus. 4) Der unbestimmte Modus ((Infinitivus), welcher das Prädikat angiebt, ohne das Subject zu nennen, folglich keine Person bei sich hat, z. B. loben, laudare. — Der Indikativ, welcher, wie schon oben angeführt worden ist, dem Subjecte das Prädikat bestimmt und gleichsam geradezu beilegt, kann dieserhalb auch der direkte Modus genannt werden. — Der Conjunctiv, den man sonst auch Subjunctiv nannte, und der diesen Namen auch noch in mehreren Sprachen, z. B. in der Französischen, Englischen ꝛc. führt, weil er gewöhnlich einem vorhergehenden Worte untergeordnet oder beigefügt wird, wie Priscian sagt: quod alteri verbo omni modo subjungitur, kommt in den Morgenländischen Sprachen nicht vor und ist also bloß ein Eigenthum der Abendländischen, und daher ein Produkt einer schon höheren Kultur der Sprache. Er schließt, außer seiner oben schon angeführten Eigenschaft, auch diejenigen Arten, da man wunsch- oder zugebungsweise spricht, mit ein, weshalb man ihn auch zuweilen den modum optativum, potentialem und concessivum nennt. Die Morgenländer gebrauchen statt seiner gemeiniglich das Futurum mit einer vorhergehenden Patikel. — Der Imperativ, oder der befehlende Modus gehört allen Sprachen an, oder man findet ihn in allen Sprachen. Der Hebräer setzt den Imperativ zuweilen zu einem Futur, und so gebraucht er

umgekehrt zuweilen dieſes ſtatt jenes. Die Griechen haben auch in der vergangenen Zeit einen Imperativ, womit ſie gleichſam andeuten wollen, daß die Handlung ſchon längſt hätte geſchehen ſollen, da denn z. B. λελεχῆ ſo viel heißt, als: Du ſollteſt ſchon längſt geſagt haben, welches der Lateiner durch die zweite Perſon im Perfecto Conjunctivi ausdrückt; dagegen geben ſie dem Futur keinen Imperativ, weil Letzterer ſchon an ſich etwas Zukünftiges anzeigt. Auch die Lateiner haben ihren Imperativ, ſowohl in der gegenwärtigen, als vergangenen Zeit; daher, ſagt ein Schriftſteller, haben einige Sprachlehrer auch Verſchiedenheit in der Bedeutung geſucht, und geglaubt, das Letztere gehe auf eine entferntere Zeit, als das Erſte; allein, dieſe Bemerkung ſcheint ohne Grund zu ſeyn, weil man beide Arten des Ausdrucks in einerlei Stellen, in gleicher Bedeutung findet; z. B. beim Properz: aut si est dura, nega, sin non est dura venito; und beim Virgil: et potum pastas age, Tityre, et inter agendum occursare capro cornu ferit ille, caveto. Hier ſei aber gewiß kein Unterſchied der Zeit angezeigt; jedoch ſei es nicht unwahrſcheinlich, daß durch die Veränderung des Ausdruckes gewiſſe andere Verhältniſſe, als die der Zeit, angezeigt werden. Man könne daher ſagen, daß der Imperativ im Präſens eine bloße Anzeige der Willensmeinung bedeute, z. B. Wunſch, Ermahnung, Bitte; dagegen im Futur einen ausdrücklichen Befehl mit einem gewiſſen Nachdrucke verbunden; daher auch die letzte Art beſonders bei Geſetzen gebraucht werde. Im Deutſchen liegt im Imperativ gemeiniglich die Wurzel des Zeitwortes; auch bei der weitern Ausbildung der Sprache liegt die Form des Imperativs überall zum Grunde. Man darf z. B. im Deutſchen nur die Biegungsſylben wegnehmen, ſo bleibt der Imperativ als Wurzel üb-

rig. Nimmt man z. B. von dem Worte lieb-en, lieb-te, ge-liebt, die genannten Flexionsſylben en, te, weg, ſo bleibt lieb übrig, welches die wahre Wurzel des Wortes iſt. Man ſetzt nun zwar bei einigen Worten, des Wohllautes wegen, das e hinzu, z. B. liebe, gehe, doch ſagt man auch ohne dieſen Zuſatz, geh, komm ꝛc. Auch unterſcheidet ſich der Imperativ im Deutſchen noch von dem Präſens darin, daß er das Fürwort oder Pronomen, welches die zweite Perſon, ſowohl in der Einheit, als in der Mehrheit entbehren kann, nach ſich hat, z. B. liebe du, liebet ihr. Der Plural im Deutſchen ſcheint von der Zeit an üblich geworden zu ſeyn, da man eine einzelne Perſon in der Mehrzahl anfing anzureden. Wenn die angeredete Perſon ſchon durch die unmittelbare Anrede genug beſtimmt iſt, ſo fällt das Fürwort weg, z. B. gehe hin und thue desgleichen; iſt dieſes aber nicht der Fall, oder will man einen beſondern Nachdruck anzeigen, ſo ſetzt man es hinzu. Man hat nun noch die Frage aufgeworfen: ob der Imperativ im Paſſiv Statt fände, weil dasjenige, was wir lieben, uns von Niemanden befohlen werden kann. Man findet nun zwar in unſern Deutſchen Conjugationen: werde ſie geliebt, welche Art zu reden aber ganz ungewöhnlich iſt. Kommt er in andern Sprachen vor, ſo zeigt er ſo viel an, daß wir durch nähere Einwilligung oder auch Handlung ſo viel beitragen ſollen, daß die Sache, wodurch wir uns leidend verhalten, an uns wirklich werde, z. B. mache, daß du geliebet werdeſt ꝛc. — Der Infinitiv, der auch ſonſt nur das Verbum infinitum genannt wird, drückt das Prädikat ohne Beſtimmung des Subjects, ſogar ohne Beziehung auf daſſelbe aus, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt. Einige Sprachlehrer haben dieſen Modus gar nicht für einen Theil der Abänderungen eines Zeitwortes gelten laſſen wollen, welches

daher rührt, weil er in vielen Fällen als ein Nennwort gebraucht wird. Es giebt aber keine der bekannten Sprachen, die den Infinitiv nicht hätte, ob sie gleich in dem wirklichen Gebrauche desselben sehr von einander verschieden sind; s. den Syntax, weiter unten. Die Deutsche Sprache bildet den Infinitiv, indem sie an das Wurzelwort die Sylbe en anhängt, als lieb-en, hör-en ꝛc., und dasselbe findet man auch in der Lateinischen Sprache, welche zu dem Wurzelworte die Sylbe re hinzusetzt, wie ama-re, docere, lege-re, audi-re etc. — Was nun den Modus anbetrifft, so hat dieser drei Zeiten (Tempora): die Gegenwart (Praesens), die Vergangenheit (Perfectum), und die Zukunft (Futurum), ich schreibe, ich habe geschrieben und ich werde schreiben. Diese drei Zeiten haben wieder jede eine beziehende Zeit, nämlich: die beziehende Gegenwart (Imperfectum), man könnte sie auch die in die Vergangenheit übergehende Gegenwart nennen, die also eine unvollendete Handlung andeutet oder bezeichnet, während welcher eine andere vorfallen oder vorgehen kann und auch geht, die daher ihren weitern Uebergang zur Vergangenheit hemmt, z. B. ich schrieb einen Brief, als das Gewitter heraufkam. Die beziehende Vergangenheit (Plusquamperfectum); z. B. ich hatte schon den Brief geschrieben, als die Nachricht von ihrer Anstellung eintraf. Die beziehende Zukunft (Futurum exactum), z. B. ich würde geschrieben haben, wenn ich nicht daran verhindert worden wäre. Alles dreies Handlungen, die eine Beziehung auf irgend etwas haben, welches entweder während, nach oder vor der Handlung sich zugetragen hat, oder ein Hinderniß geworden ist. — Der Indicativ oder bestimmte Modus, und der Conjunc-

tiv oder bedingende Modus habe dieſelben Zeiten, wie vorher angeführt worden, das heißt, drei beſtimmte und drei beziehende Zeiten. Der Imperativ oder der befehlende Modus, hat nur die Gegenwart und die Zukunft, alſo zwei beſtimmte Zeiten, und der Infinitiv oder der unbeſtimmte Modus, hat die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, alſo die drei Zeiten. Dieſem zuletzt angeführten Modus hängt man noch das Partizip oder Mittelwort an, und im Lateiniſchen ꝛc. noch das Gerundium und Supinum. — Die Griechiſche Sprache, die äußerlich weit reicher ausgeſtattet iſt, als die Lateiniſche, die nach derſelben gebildet worden, hat, außer den gewöhnlichen Zeiten, noch einen Aoriſt, und im Paſſiv noch ein beſonderes ſogenanntes Paullo-postfuturum. Hierzu kommt nun noch, daß in der Grammatik einige Zeiten auch in einer doppelten Geſtalt erſcheinen, z. B. der Aoriſt 1 und 2, und daß die meiſten Zeiten von ſich ſelbſt eigene Infinitiva, Imperativa, Partizipien ꝛc. bilden, und dann hat dieſe Sprache auch noch das Augment bei dem Zeitworte (Augmentum syllabicum). — Der Aoriſt, Aoriſtos, Chronos aoriſtos, χρόνος ἀόριστος, die unbeſtimmte Zeit, wird in der Griechiſchen Conjugation von zwei beſondern Zeiten gebraucht, deren Bedeutung in Anſehung der Zeit unbeſtimmt iſt. Um beide von einander ſelbſt zu unterſcheiden, benennt man ſie nach ihrer activen Endigung oder nach der Ordnung, die ſie in der Conjugation erhalten haben: Aoriſtos auf α, oder erſter Aoriſt, und Aoriſtos auf ον, oder zweiter Aoriſt. Die Griechen brauchen beide nicht allein von der vergangenen Zeit, ſondern auch von der gegenwärtigen und zukünftigen. Den letzten Fall findet man beſonders bei Handlungen und Ereigniſſen, die ſelbſt eine gegen-

wärtige und zukünftige Zeit in ſich ſchließen, oder eine Fortdauer des Gegenwärtigen ſind; ſo wenig die gegenwärtige und vergangene Zeit am häufigſten durch den Aoriſt auf α bei Handlungen angezeigt wird, die nicht bloß eine einzelne Handlung, ſondern Wiederholung, Gewohnheit, Fertigkeit ꝛc. in ſich begreifen; z. B. κάλλος ἢ χρόνος ἀνήλωσεν ἢ νόσος ἠμάρανε, ſchöne Wangen zerſtört die Zeit, oder Krankheit macht ſie welken. Hier ſteht der erſte Aoriſt ἀνήλωσεν, und der zweite, ἠμάρανε, und beide ſo, daß ſie vergangene und zukünftige Ereigniſſe zugleich ausdrücken, ob ſie gleich im Deutſchen durch das Präſens überſetzt werden ꝛc. Ein Schriftſteller macht hierbei die Bemerkung, daß wenn man mit dieſen Zeiten das Perfectum und Futurum der Hebräer, Araber, Syrer und Chaldäer, und das Perfectum und Contingens der Aethiopier vergleiche, ſo werde man viel Uebereinſtimmendes in ihrer Bedeutung mit dem Aoriſt der Griechen finden. So gebrauche man z. B. das Perfectum der Orientaler, ſowohl von der zukünftigen, als auch von der vergangenen Zeit; auch das Futurum habe oft die Bedeutung einer vergangenen Handlung, beſonders correſpondire es oft, wie der Aoriſt in „, den Deutſchen Imperfect; und auf dieſelbe Weiſe brauche auch der Aethiopier ſein Contingens. Auch in andern Sprachen finden ſich Aehnlichkeiten in dem Gebrauche der Zeiten mit dem Aoriſt der Griechen ꝛc. — Das dritte Futur oder Paullopostfuturum des Paſſivs, iſt ſowohl ſeiner Form, als ſeiner Bedeutung nach, aus dem Perfect und dem Futur zuſammengeſetzt; es verſetzt das völlig Vergangene oder Vollendete in die Zukunft. — Das Augment iſt die Hinzuſetzung eines oder mehrerer Buchſtaben an den Anfang der Zeitwörter, wodurch man die Zeiten derſelben beſtimmt. Es gehört eigenthümlich der Griechiſchen Sprache an, und wird zu den Perfektis, Aoriſtis und

dem Paullopoſtfuturum hinzugeſetzt. Es wird in das syllabicum und temporale getheilt. Jenes beſteht darin, daß ein Zeiwort, welches mit einem Mitlaute anfängt, vorne mit einer oder zwei Sylben vermehrt wird; z. B. τυπτω, ἐτυπτον, τέτυφα, ἐτετύφειν; dieſes iſt, wenn der Selbſtlaut, womit das Zeitwort anfängt, in einer langen verändert wird. Hier wächſt das Zeitwort nicht um eine Sylbe, ſondern nur an der proſodiſchen Quantität; da nun dieſe in der Griechiſchen Sprache χρονος, tempus, heißt, ſo iſt die Benennung temporale davon hergekommen; z. B. ἐχω, εἰχον, ἑξομαι, ἑσχομην etc. Die Griechiſche Sprache hat nun auch noch neben dem Conjunktiv den Optativ, als einen beſondern Modus, der aber, nach Buttmann, in der Conjugationsform mit den hiſtoriſchen Zeiten übereiu kommt, ſo wie der Conjunctiv mit den Hauptzeiten, woraus ſich alſo ergiebt, daß dieſer Modus, nämlich der Optativ, ungefähr daſſelbe iſt, was im Lateiniſchen und Deutſchen der Conjunctiv des Imperfectums und Plusquamperfectums iſt, weil dieſer wieder den Griechen fehlt ꝛc. — Ein Mehreres über dieſe den Griechiſchen Zeitwörtern zugetheilten Zuſätze, ſehe man in der Griechiſchen Grammatik nach. — Das Tempus hat zwei Zahlen (Numeri), wie bei dem Nennworte, den Singular oder die Einheit, und den Plural oder die Mehrheit. Jeder Numerus hat drei Perſonen, ich, du, er, wir, ihr, ſie. In der Einheit für das weibliche Geſchlecht iſt — ſie, für das ſächliche — es. Das Genus oder Geſchlecht iſt männlich, weiblich, ſächlich.

Was nun die Conjugation oder Biegung der Zeitwörter ſelbſt anbetrifft, ſo geſchieht ſolche in einer jeden Sprache verſchieden, in einigen geſchieht ſie bloß durch die Hinzuſetzung einiger Buchſtaben oder Sylben zu Anfange und Ende des Wortes; bei an-

dern noch außerdem durch den Gebrauch einiger sogenannten Hülfszeitwörter. Von der ersten Art sind die Morgenländischen, von der andern die Abendländischen Sprachen. In einigen Sprachen werden alle diese Veränderungen durch einerlei Endigungen angezeigt, in andern durch verschiedene. Daher sagt man von einigen Sprachen, daß sie nur eine einzige Conjugation haben, von andern, daß sie mehrere davon haben, so viel nämlich solcher Endigungen nach einer gewissen Form gemacht werden. Von der ersten Gattung sind die Morgenländischen, von der andern alle Abendländischen Sprachen. Da die Morgenländer alle ihre regelmäßigen Zeitwörter nur nach einerlei Form abändern, so kann man sagen, daß sie nur eine Conjugation haben; allein sie bestimmen theils die Bedeutung eines jeden Zeitwortes nach verschiedenen Verhältnissen, theils drücken sie zugleich einige Nebenbegriffe durch einige charakterische Buchstaben oder andere Zeichen aus, und hiernach kann man sagen, daß sie gleichfalls mehrere Conjugationen haben. Einige Sprachlehrer wollen aber dieses in dem Umfange, wie es bei den Abendländischen Sprachen gebräuchlich ist, nicht gelten lassen, und schlagen daher vor, diese Abweichungen Klassen einer Conjugation zu nennen. So z. B. können die Hebräer, durch Hinzusetzung einiger Buchstaben oder Veränderung der Vokale, die Bedeutungen eines Wortes auf siebenfache Art verändern, woraus ihre sieben sogenannte Conjugationen: Kal, Niphal, Piel, Püal, Hiphil, Hophal und Hithphael, bestehen. Die Conjugation Kal enthält die Grundbedeutung des Zeitwortes und zeigt eine Handlung ohne weitere Nebenbegriffe an. Niphal ist das Passivum von der vorigen Conjugation. Piel verstärkt entweder die Grundbedeutung des Wortes oder sie macht aus einem nicht zielenden Zeitworte ein zielendes, oder aus einem zielenden ein

anderes zielendes, das ist, sie hat die Bedeutung zu machen, daß dasjenige geschehe, was in der ersten Conjugation angezeigt worden ist. Z. B. in Kal hieße das Hebräische Wort gehen, so würde es in Piel, stark gehen, auf und nieder gehen heißen; Püal ist das Passivum davon. Hiphil zeigt so viel als machen an, daß Einer so handle, wie es die Bedeutung des Zeitworts in Kal erfordert, oder dasjenige leide, was dieses mit sich bringe. Hophal ist das Passivum davon, und Hithphael ist mehr eine Art des zurückwirkenden Zeitwortes, wo also die Handlung auf das Subject selbst wieder zurückgeht. Oft vermehrt es nur bloß die Bedeutung. Mit der Hebräischen Sprache kommt die Syrische und Chaldäische größtentheils überein. Die Arabische hat dreizehn Conjugationen, deren jede, ausgenommen die neunte und eilfte, ihr Passivum hat. Die erste Conjugation, die mit dem Kal der Hebräer überein kommt, ist der Grund der übrigen; die zweite und die vierte ist das Piel und Hiphil der Hebräer, die dritte wird von solchen Handlungen gebraucht, die zwei Personen mit einander vornehmen, z. B. sie haben mit einander gefochten; die fünfte setzt vor die zweite ein Tau, th, und ist mit dem Hithphael der Hebräer einerlei; die sechste setzt dasselbe th vor die dritte, und zeigt gleichfalls die gemeinschaftliche Verrichtung der Handlung an; die siebente setzt vor die erste Sylbe an; die achte setzt zwischen den ersten und zweiten Stammbuchstaben ein th, und zu Anfange ein a; die neunte, welche bloß von Farben gebraucht wird, setzt einen Doppelpunkt oder Dagesch in den dritten Stammbuchstaben; die zehnte setzt die Sylbe tscha voran, und bedeutet einen Wunsch, ein Bitten oder Bemühen. Die eilfte setzt vor die dritte ein a, und wird nun die neunte, und bloß von der Erhöhung und Verstärkung der Farben gebraucht; die zwölfte und drei-

zehnte kommen ſelten vor. Außer dieſen Nebenbegriffen haben die Conjugationen der Araber und Hebräer oft noch verſchiedene Bedeutungen, die ſowohl hiervon, als von den Stammbedeutungen gänzlich abgehen. Manche Bedeutungen ſind von gewiſſen Partikeln, die den natürlichen Schall einer Sache ausdrücken, einige Bedeutungen ſind aus andern Zeitwörtern, die eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einander haben, hergekommen; einige ſind von den derivatis wieder zurück auf das Stammwort gekommen ꝛc. Je tiefer man in die frühere Geſchichte der Sprache zurückgeht, deſto einfacher ſind auch die Conjugationen. So haben z. B. die Hebräer und Araber nur zwei Zeiten, die Vergangenheit und die Zukunft (Perfectum und Futurum). Es ſcheint daher, daß man der Gegenwart, dem Präſens, als durchaus unentbehrlich bei jeder Handlung, auch darum keinen Platz in der Conjugation der Zeitwörter in den älteſten uns bekannten Morgenländiſchen Sprachen angewieſen hat; man achtete damals nicht auf das, was man that, ſondern bloß auf dasjenige, was man gethan hatte und noch thun wollte. Dieſes waren die Handlungen, welche die Menſchen in den früheſten Zeiten beſchäftigten, und da die alten Völker, beſonders im Morgenlande, mehr handelten, als dachten, ſo mußte natürlich auch ihre Sprachkunſt nur mit derjenigen Form des Zeitwortes bereichert werden, welche ſie in ihren Beſchäftigungen hauptſächlich als Handlung betrachteten, nämlich, was ſie gethan oder abgemacht hatten, und was ſie noch thun wollten; dieſes nur beſchäftigte ſie ganz; denn wenn ſie z. B. Waaren ein- und verkauften, ſo rechneten ſie die Zeit des Ein- und Verkaufes nicht, das heißt, wo ſie im Handel begriffen waren, ſondern bloß diejenige nach Abmachung deſſelben; eben ſo geſchah es bei andern Gewerben ꝛc.; nur erſt dann erweiterten ſich die Abänderungen einer Sprache, in Anſehung

der genauen Bestimmung ihrer Verhältnisse, wenn sie zu wissenschaftlichen, besonders philosophischen, Forschungen angewendet wurde. Nur erst als Wissenschaften und Künste aufblüheten, erhielten auch die Sprachen derjenigen Nationen, die sie betrieben, eine wissenschaftlich-künstliche Form. — Dieser Periode gehören auch die sogenannten historischen Zeiten (Tempora) in der Sprachlehre, wie das Imperfectum, Plusquamperfectum ꝛc. ꝛc. an, wogegen das Präsens, Perfectum und Futurum, Haupttempora genannt werden. Unter den Sprachen, deren Zeitwörter in verschiedene Conjugationen eingetheilt werden, steht die Griechische oben an. Diese theilt ihre Zeitwörter, in Beziehung auf die Conjugation, in drei verschiedene Formen, in sogenannte Verba barytona, circumflexa oder contracta, perispomena, und verba in μι. Alle drei Formen haben einige Veränderungen mit einander gemein, eine jede hat aber auch etwas Charakteristisches für sich eigen. Barytona werden diejenigen Zeitwörter genannt, die in der letzten Sylbe entweder den schweren Akzent oder tonum gravem, oder auch, nach Einigen, gar keinen ausgedrückten Akzent haben, das heißt, wo es in seiner natürlichen Gestalt erscheint, die letzte Sylbe gar nicht betont ist, als λέγω, τύπτω. Von dieser Abtheilung oder Klasse bilden die alten Sprachlehrer sechs besondere Conjugationen, die durch den Buchstaben, der vor der Endigung des Präsens ω hergeht, bezeichnet werden. Die erste hat im Präsens die Buchstaben: β, π, φ, πτ, und hat zu charakteristischen Buchstaben im Futur ψ, und im Perfectum φ, als: λείβω, λείψω, λέλειφα, γράφω, γράψω, γέγραφα; die zweite hat im Präsens γ, κ, χ, κτ, im Futurum ξ, im Perfectum χ, als: λέγω, λέξω, λέλεχα; die dritte hat im Präsens δ, θ, τ, im Futur σ, im Perfectum κ, als: πλάθω, πλάσω, πέπλακα; die vierte

hat im Präſens ζ, σσ, ττ, im Futur ξ, oder σ, und im Perfectum χ oder κ, ταττω, ταξω, τετταχχ, φραζω, φραδω, πεφραδα; die fünfte λ, μ, ν, ρ, hat im Futur ω, im Perfectum κ, als: κρίνω, κρινῶ κεκρικα, und die ſechſte hat im Präſens einen Vokal oder Diphthong vor dem ω; im Futur σ, im Perfectum κ, als: ψαύω, ψαύσω, ἔψαυκα, σῴζω, σωσω, σεσωκα. Es giebt nun noch einige Zeitwörter, die unter keine von dieſen Klaſſen gebracht werden können; es ſind aber nur ſo wenige, auch gehen ſie nicht in allen Zeiten nach der gewöhnlichen Regel, daß man es nicht für nöthig gefunden hat, eine beſondere Klaſſe daraus zu machen. Die zweite Klaſſe machen die Verba circumflexa oder contracta aus; man erkennt ſie daran, daß ſie den vor dem ω im Präſens vorhergehenden Vokal mit demſelben zuſammenziehen, und ſolches mit einem Zirkumflex bezeichnen, als: ποιέω, ποιῶ, ὁράω, ὁρῶ. Hierunter gehören drei Gattungen, die ſich ohne Contraction in αω, εω und οω endigen. Sie entſtehen aus den Barytonen der ſechſten Klaſſe, werden auch eben ſo behandelt, nur daß im Präſens und im Imperfectum die letzten Vokale oder Diphthonge zuſammengezogen werden. — Die dritte Klaſſe machen die Zeitwörter in μι aus, nämlich diejenigen, die ſich im Präſens ſtatt auf ω in μι endigen. Sie ſtammen von den Zeitwörtern, die ſich auf αω, εω, οω und υω endigen, her, ſo daß das ω in μι verwandelt wird; der vor dem ω hergehende kurze Vokal in einen langen, und wenn das Zeitwort mit einem einzelnen Conſonanten anfängt, ſolcher mit einem ι, wenn es aber mit einem doppelten anfängt, nur ein ι vorgeſetzt wird; z. B. aus τίω wird τίθημι, aus δόω, δίδωμι; aus ἵαω, ἵημι, aus κλύω, κίκλυμι. Dieſe Wörter haben nur im Präſens, im Imperfectum und im zweiten Aoriſt ihre beſondere Abänderung, im Uebrigen gehen ſie aber nach der ordentlichen Form. Die Griechen haben nun noch, außer dem

Aetiv und Passiv, das Medium, welches ein eigenes Genus verbi ausmacht. Nach Buttmann soll man das Medium der Bedeutung von dem Medio der Form nach wohl unterscheiden, da der Sprachgebrauch die Bedeutung des Passivs und des Medii, selbst in den Zeiten, wo eine doppelte Form existirt, nicht so regelmäßig unter dieselben vertheilt hat, daß man bei der Benennung Medium stets Form und Bedeutung zugleich vor Augen haben könnte. Ueber den Werth, die eigentliche Bedeutung und die Abwandlung des Mediums sehe man die Griechische Sprachlehre nach. Was noch einige Neuerungen in den Conjugationen der Griechischen Sprache anbetrifft, besonders über die Anomalie in den Verben ꝛc., so findet man darüber das Nöthige in Buttmanns Griechischer Grammatik. — Die Conjugationen der Lateinischen Sprache werden zunächst durch den Infinitiv bestimmt. Man hat deren vier, welche sich endigen: die erste auf are, als: amare; die zweite auf ere mit langem e, als: monere, docere; die dritte auf ere, mit kurzem e, legere, colere; die vierte auf ire, mit langem i, als: audire. Dann sind hierbei auch die Perfecta und Supina zu berücksichtigen, welche in jeder Conjugation gewisse Endigungen haben, welche jedoch nicht als Unterscheidungsmerkmale gelten, weil sie in Ansehung ihrer Endung minder vielfach von der gemeinen Regel abweichen. Die gemeinschaftlichen Endungen sind jedoch im Perfectum und Supinum: in der ersten Conjugation avi, atum, als: amavi, amatum; in der zweiten ui, itum, als: monui, monitum, hier wird jedoch beim Supinum das i zuweilen herausgeworfen, als: doctum, statt docitum; in der dritten i, um, als: legi, lectum; in der vierten ivi, itum, audivi, auditum. Man lernt die Abweichungen am besten durch

den Gebrauch und durch Wörterbücher. Die Grundlage des ganzen Zeitwortes in der Conjugation ist das Präsens, Perfectum, Supinum und der Infinitiv, weil daraus die übrigen Tempora gebildet werden, und um zu zeigen, daß man ein Verbum conjugiren kann, sagt man bei der Analyse eines Zeitwortes diese vier Theile her, als: amo, avi, atum, are. — Die Verba passiva, oder die Passiva der vorher genannten vier Conjugationen, haben im Präsens or und der Infinitivus endigt sich in ari, eri, oli (coli), iri. Das Perfectum bilden sie mit dem Hülfsworte sum, welches im Perfectum fui, und im Infinitiv esse hat; z. B. amatus sum, es, est, in der Einheit, und in der Mehrheit amati sumus, estis, sunt. Die Verba Deponentia oder ablegende Zeitwörter, welche Benennung daher rührt, daß sie die Bedeutung des Passivs und mit derselben zugleich ihre thätige Gestalt abgelegt haben, werden wir die Passiva durch alle vier Conjugationen behandelt; nur geht ihre ehemals active Form daraus hervor, daß sie noch das Futurum infinitivi, die Gerundia und Supina, nebst den Partizipien in us und urus beibehalten haben. Ein Mehreres hierüber, so wie über die umschreibende Beugung (Conjugatio periphrastica), wenn nämlich das Zeitwort sum mit den Partizipien in us zusammengesetzt wird; dann über die Conjugationen der unregelmäßigen oder abweichenden Zeitwörter (Verba anomalia, irregularia), der mangelhaften Zeitwörter (Verba defectiva), der unpersönlichen Zeitwörter (Verba impersonalia) sehe man in der Grammatik nach. — Unter den übrigen Europäischen Sprachen hat die Deutsche und so auch die Englische nur eine regelmäßige Conjugation; die Französische und Italienische vier, und die Spanische drei ꝛc., die durch die

Endigung des Infinitivs von einander unterſchieden werden. Jede bildet ihre Abänderung auf eine ihr eigene Weiſe. Die Deutſche regelmäßige Conjugation erkennt man an dem Imperfectum und Perfectum, wo ſich jenes ohne Veränderung der Vokale auf te, und dieſes nebſt dem Hülfsworte auf et endiget, z. B.: ich liebe, ich liebte, ich habe geliebt; um das e, als einen hohlen, oft ſchleppenden Vokal nicht ſo oft tönen zu laſſen, ſo zieht man die Endſylben des Wohlklanges wegen oft zuſammen, beſonders in der Umgangs- oder Geſellſchaftsſprache, nicht ſo in der feierlichen Rede; indeſſen muß dieſes Zuſammenziehen auch keine Härte geben. Im Conjunctiv iſt daher das Zuſammenziehen, der Deutlichkeit wegen, lieber zu vermeiden. Die Zeitwörter auf eln und ern, werfen; wenn es ſeyn kann, lieber das letzte e weg, als das erſte: ich ſammele, du ſammelſt, nicht ſammeleſt, er ſammelt, ich ſammelte, geſammelt; dauern, dauere, du dauerſt, er dauert, dauere, gedauert ꝛc. Die Deutſche Sprache hat nun noch eine große Anzahl unregelmäßiger Zeitwörter, deren Beugung nicht auf einerlei Art geſchieht. Aller Vermuthung nach waren die Zeitwörter im Anfange der Sprache wohl alle unregelmäßig, nur erſt in der Fortbildung derſelben ſuchte man die Zeitwörter nach und nach nach gewiſſen allgemeinen übereinſtimmenden Regeln zu beugen, welches man auch in der Hochdeutſchen Mundart gewahrt, worin die unregelmäßigen Zeitwörter immer mehr und mehr verſchwinden, indem man ſie regelmäßig zu beugen ſucht, wie z. B. die Zeitwörter fragen, fürchten, jagen, klagen, ſpalten, ſpeiſen, werben, klimmen, backen, braten, dingen ꝛc. ꝛc. Man hat auch die unregelmäßigen Zeitwörter in gewiſſe Regeln und Ordnungen zu bringen geſucht, hier nur einige derſelben. Die erſte

Regel iſt dieſe: das Imperfectum endiget ſich niemals auf ein e, wie bei den regelmäßigen, eben ſo der Imperativ oder die befehlende Art, ſie ſchließen ſich immer einſylbig, mit einem Conſonanten, z. B. ich ſehe, ich ſah, ich komme, ich kam ꝛc. Die zweite Regel: Verwandeln die unregelmäßigen Zeitwörter in der zweiten und dritten Perſon des Präſens meiſtentheils den Vokal der erſten Perſon, entweder in einen Diphthongen oder andern Vokal, z. B. ich breche, du brichſt, er bricht. Nach dieſen Regeln werden nun die Biegungen ſelbſt beſtimmt. Die erſten ſind diejenigen, welche im Imperfectum ein a, und im Imperativ ein i haben, z. B. ich befehle, ich befahl, befiehl; ich gebe, ich gab, gieb; die zweite nimmt im Imperfectum ein ie an, und behält im Imperativ den Vokal des Wortes, wie er im Präſens war, z. B. ich blaſe, ich blies, blas; ich bleibe, ich blieb, bleib; die dritte hat im Imperfectum ein gewöhnliches i, mit einem doppelten Conſonanten, z. B. ich beiße, ich biß, beis; die vierte hat im Imperfectum ein o, z. B. ich gebiete, ich gebot, gebeut; die fünfte hat im Imperfectum ein u, z. B. ich grabe, ich grub. Andere begnügen ſich nicht mit dieſen fünf Conjugationen, ſondern ſie vermehren ihre Anzahl auf acht bis neun. Wenn man aber, ſagt ein Schriftſteller, alle Unrichtigkeiten in einer jeden Sprache, in gewiſſe Klaſſen bringen wollte, ſo würde man die Conjugationen in einer jeden derſelben ſehr vermehren können; denn es giebt wohl keine Sprache, wo nicht in einzelnen Zeiten und Arten, ja ſogar in den Perſonen, Abweichungen von der Regel vorkommen; daher hat man auch in allen Sprachen regelmäßige und unregelmäßige Conjugationen. Die Paſſiva aller thätigen Zeitwörter werden mit dem Hülfszeitworte werden conjugirt, z. B. ich werde geliebt, gelobt, geſchätzt ꝛc. — Bei der Beu-

gung oder Conjugation der Engliſchen Zeitwörter iſt unrichtig zu bemerken; denn dieſe Sprache, obgleich ſie mannigfaltige Veränderungen erlitten hat, da mehrere Nationen auf die alte Britiſche Sprache, als die Angelſachſen, Dänen, Norweger, Franzoſen eingewirkt haben, hat ſich, was ihre grammatikaliſche Bildung anbetrifft, am wenigſten von ihrem urſprünglichen Charakter entfernt; daher iſt auch ihre Conjugation höchſt einfach. An dem Zeitworte ſelbſt wird wenig geändert, nur das Imperfectum wird bloß durch ed, und wenn ſchon ein e am Ende ſteht, durch Vorſetzung eines d gebildet, z. B., Präſens, I löve, ich liebe, Imperfectum, I löved, ich liebte, und daſſelbe findet im Participium der vergangenen Zeit ſtatt, wovon alle verfloſſene Zeiten und das Paſſivum gebildet werden, z. B. loved, geliebt. Die andern Zeiten bilden die Engländer, wie die Deutſchen, durch die Hülfszeitwörter: löve, haben, shall, ſollen, will, wollen, let, laſſen, máy, mögen, can, können, ꝛc. Noch iſt zu bemerken, daß beim Conjugiren das Präſens und das Imperfectum noch folgende Abänderung erleiden: nämlich es erhält Erſteres ſo wie Letzteres in der zweiten Perſon der Einheit ein st, z. B. thou lovedt, du liebeſt, thou lovedst, du liebteſt, und in der dritten Perſon der Einheit im Präſens ein s, he löves, oder ein th, he loveth. Die unregelmäßigen Zeitwörter in der Engliſchen Sprache werden alle von der alten Angelſächſiſchen Sprache hergeleitet; ſie ſind alle einſylbig oder doch von einſylbigen abgeleiteten Wörtern, ſind meiſtens auch im Deutſchen unregelmäßig, und werden faſt immer denſelben ähnlich gebildet. Man hat in der Engliſchen, wie in der Deutſchen Sprache, eine große Anzahl unregelmäßiger Zeitwörter, die aber leicht zu erkennen ſind, indem ſie nie in einer Perſon abweichen, do und go etwa ausgenommen, welche in der dritten

Person der Einheit does und goes haben, sondern die ganze Unregelmäßigkeit besteht in der Bildung der zwei Zeiten, des Imperfectums und Partizipiums, und diese beiden kommen bei den meisten derselben, wie bei den regelmäßigen Zeitwörtern, überein. Mehreres über die Conjugationen, s. die Englische Grammatik. — Die Franzosen haben in ihrer Sprache vier regelmäßige Conjugationen, welche sich endigen: die erste auf er, wie aimer; die zweite auf ir, wie finir; die dritte auf oir, wie devoir und die vierte auf re, wie rendre. Diese vier Beugungen haben nun noch verschiedene Unterabtheilungen, so daß sie damit eilf regelmäßige Conjugationen bilden. Man erkennt die vier Conjugationen auch noch an dem Präsens, dem 2ten Imperfectum oder Definit, und den beiden Partizipien (présent und passé). Die erste Conjugation bildet ihre Stammzeiten nur auf eine einzige Art, z. B. aimer, Präsens: j'aime; Imperf.: j'aimai; Part. prés.: aimant; Part. passé: aimé. Die zweite bildet sie auf vier Arten. Die erste Art geht wie finir.

Infinitiv.	Präsens.	2tes Imperfect.
1ste Art wie finir	je finis	je finis
2te " " sentir	je sens	je sentis
3te " " ouvrir	j'ouvre	j'ouvris
4te " " tenir	je tiens	je tins

Part. prés.	Part. passé.
finissant	fini
sentant	senti
ouvrant	ouvert
tenant	tenu

Die dritte Conjugation bildet ihre Stammzeiten wie die erste auf eine einzige Art, z. B. devoir. Präs.: je dois; 2te Imperf.: je dus; Part. prés.: dévant; Part. passé: dû. — Die vierte Conjugation bildet sie auf fünf Arten:

Infinitiv.	Präsens.	2tes Imperfect.
1ste Art wie plaire	je plais	je plus
2te " " connoître	je connais	je connus
3te " " conduire	je conduis	je conduisis
4te " " plaindre	je plains	je plaignis
5te " " rendre	je rends	je rendis

Part. prés.	Part. passé.
plaisant	plu
connoissant	connu
conduisant	conduit
plaignant	plaint
rendant	rendu

Hier ist nun noch bei allen eilf Conjugationen (die sieben besondern gehen aus dem Vorhergehenden hervor) zu bemerken, daß, wenn die erste Person auf ein e ausgeht, so wird der zweiten Person ein s hinzugefügt; die dritte ist immer der ersten gleich, die dritte Person im Imparfait subjonctif ausgenommen, z. B. j'aime, tu aimes, il aime, que j'aimasse, que tu aimasses, qu'il aimât. Wenn die erste Person einer Zeit auf s oder se, ausgeht, so hat die zweite auch ein s oder se, und die dritte bekommt dann ein t statt der genannten beiden Buchstaben. Bei vielen Zeitwörtern der ersten Conjugation findet man noch manche Verschiedenheiten in den älteren Sprachlehren, die aber nach neueren Französischen Sprachlehrern, als: de Wailly, de Levizac, Doberten,

Moziu, de la Combe, Perrard und Andern größtentheils beſeitiget worden ſind. So z. B. hat man ſechs Arten von Zeitwörtern der erſten Conjugation, die eine Veränderung erleiden. Die erſte Art hat vor der letzten Sylbe ein ſtummes e, welches in mehreren Zeiten und Perſonen die Veränderung leidet, daß es einen accent grave bekommt, z. B. je mène, tu mènes, il mène, ils mènent; die erſte und zweite Perſon des Plurals behält das ſtumme e, eben ſo iſt es im Conjunctiv: que je mène etc. und im Imperativ: mène, qu'il mène, qu'ils menent. Auf dieſe Weiſe gehen poser, lever, achever, ramener etc. Die zweite Art unterſcheidet ſich von der erſten nur darin, daß das e des Infinitivs mit dem accent aigu oder auch mit dem Zirkumflex bezeichnet wird, z. B. céder, cédant, cédé, je cède, je cedai; mêler, mêlant, mêlé, je mêle, je mêlai; ſo auch empêcher. Die dritte Art betrifft diejenigen Zeitwörter, die auf ler, ter im Infinitiv ausgehen, wie appeller, atteller, niveller, achetter, jetter, regetter, welche Zeitwörter ſeit der neuen Umwälzung in der Franzöſiſchen Sprache, ſeit dem letzten Decennium des verwichenen und dem erſten dieſes Jahrhunderts, das zweite l und t verloren haben, man ſchreibt jetzt nur appeler, niveler, acheter etc.; man ſchreibt nur noch diejenigen Zeiten und Perſonen mit zwei ll oder mit zwei tt, welche den Laut des offenen e haben müſſen, z. B. j'appelle, que j'appelle; appelle, ſo auch j'achette, que j'achette, achette, wofür man aber ſtatt des zweiten l und t den accent grave eingeführt hat, z. B. j'appèle, j'achète etc., welcher Gebrauch aber noch nicht allgemein angenommen worden iſt. Die vierte Art enthält die Zeitwörter, welche ſich auf cer endigen, wo das c vor den Selbſtlauten a, o, u, ein Cedille (ç) bekommt, z. B. placer, je place,

nous plaçons, je plaçois, je plaçai etc. Die fünfte Art enthält die Zeitwörter auf ger, welche nach dem g vor den Selbſtlauten a, o, u immer ein ſtummes e annehmen, z. B. je gage, je gageois, je gageai etc. Die ſechſte Art ſind die Zeitwörter, welche ſich auf ayer, oyer, uyer im Infinitiv endigen, und das y in i verwandeln, z. B. essayer, j'assaie, que j'essaie, essaie etc. Das Paſſivum wird mit dem Hülfszeitworte être gemacht; Infinitiv être aimé; Präſens je suis aimé etc. — Ein Mehreres über die Conjugation oder Abwandlung der Zeitwörter, beſonders der unregelmäßigen, der Hülfszeitwörter ꝛc. in den kultivirten Sprachen, findet man in den Sprachlehren. —

Was das Mittelwort (Participium) anbetrifft, ſo kann man dieſes als ein Eigenſchaftswort (Adjectivum) betrachten, welches die Natur des Zeit- und Nennwortes zugleich hat, und daher auch zwiſchen dieſen beiden Redetheilen in der Mitte ſteht, woher auch der Deutſche Name Mittelwort entſtanden iſt; auch der Lateiniſche Name: Participium, von participare, Theil an etwas nehmen, ſagt ſo ziemlich daſſelbe, indem es ſo viel bedeutet, daß dieſes Wort ſowohl an der Eigenſchaft des Zeitwortes, als auch des Nennwortes Theil nimmt. Einen beſonderen Redetheil kann es daher nicht gut ausmachen, weil es in ſeinem Aeußern mit dem Eigenſchaftsworte und dem Nebenworte überein kommt, dabei aber die Bedeutung der Zeit von ſeinem Zeitworte beibehält und den Fall deſſelben angiebt. Es iſt alſo, ſeiner Natur nach, gleichſam ein Zwitter. In der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache werden die Partizipien förmlich als Eigenſchaftswörter oder Adjectiva dreier Endungen deklinirt. Auch in der Deutſchen, Engliſchen und in andern Sprachen werden ſie deklinirt, jedoch betrachtet Adelung das Participium in der Deutſchen

Sprache mehr als ein Adverbium. Er sagt nämlich in seiner Sprachlehre: „Daß das Deutsche Partizipium ein wahres Adverbium ist, erhellt nicht nur aus dem Begriffe, indem es eine Beschaffenheit für sich als unselbstständig und ohne Einverleibung bezeichnet, sondern auch aus seiner Stelle in dem Zusammenhange der Rede, weil es allemal dasteht, wo ein jedes andere Adverbium stehen würde, z. B. ich fand ihn schlafend, er verhielt sich leidend ꝛc.“ Indessen kann man sie doch wohl auch in unserer Sprache, der Deutschen, als Eigenschaftswörter betrachten, indem man sie mit dem Concretionslaute nach allen drei Deklinationen der Adjectiven abwandeln und sie auch zu Hauptwörtern gebrauchen kann, z. B. ein Gelehrter, ein Geliebter, eine Verlobte, ein Handelnder ꝛc. Sie leiden auch die Comparation oder Steigerung, z. B. reizend, reizender, reizendest; verhaßt, verhaßter, verhaßtest ꝛc. ꝛc. — Die Deutsche Sprache hat, wie die Englische, eigentlich nur zwei Mittelwörter oder Partizipien, das eine im Activ, welches eine gegenwärtige Zeit anzeigt, als: lobend, liebend, loving; das andere im Passiv, welches eine vergangene Zeit anzeigt, als: gelobt, geliebt, being loved. Die Lateinische hat gleichfalls diese beiden Partizipien, aber außerdem noch zwei andere, eins im Activ und eins im Passiv, welche eine künftige Zeit anzeigen. Ueber die Partizipien, deren Deklination ꝛc., sehe man die Sprachlehren nach. — Aus dem Ganzen des Zeitwortes, besonders aus seinem künstlichen Baue, wird man gewahren, daß es in der Sprachkunst zu den künstlichsterſonnenen Redetheilen gehört, und daher gewiß Bewunderung verdient, indem dabei auch nicht ein Fall, im Handeln und im Zustande der Ruhe, kurz in allen Verhältnissen eines handelnden, leidenden und ruhenden Wesens in der Zeit unberücksichtiget geblieben ist.

Dieſer künſtliche Bau und dieſe durchdachte Verhältnißbeſtimmung des Subjects ꝛc. gehören aber einer höheren Kultur in der Sprache an, als die Philoſophie eine Pflegerin derſelben ward. Man gewahrt dieſes auch in den künſtlichen Beziehungen und in der Schärfe, womit die Verhältniſſe beſtimmt worden ſind, die dabei dennoch dem Geiſte einen freien Spielraum zu mehrern Feinheiten übrig laſſen, die der ſcharfſinnigſte Denker nicht erſchöpfen konnte.

Die Nebenwörter (Adverbia) machen die ſiebente Klaſſe der Wörter in der Rede oder den ſiebenten Redetheil aus, und mit ihnen fangen, der Reihe nach, die unbeugſamen oder unveränderlichen Redetheile (inflexibiles) an, die man auch Partikeln nennt. Man gebraucht dieſe Wörter nicht nur und hauptſächlich zur näheren Beſtimmung der Zeitwörter, und geſellt ſie ihnen bei, ſondern man ſetzt ſie auch zu den Haupt- und Eigenſchaftswörtern, auch zu andern Nebenwörtern, um in deren Bedeutung einen gewiſſen Umſtand zu beſtimmen, woher ſie auch den Namen Umſtandswörter erhalten haben. Ein Schriftſteller ſagt: Die Adverbien dienen hauptſächlich dazu, Zweideutigkeiten und Schwierigkeiten wegzuräumen, die ohne ſie in der Rede unvermeidlich ſeyn würden. — Indeſſen ſind dieſe Wörter doch nur eine Frucht der Kultur; denn in den älteſten Morgenländiſchen Sprachen findet man nur wenige Wörter, die eigentlich zu Adverbien beſtimmt ſind, obgleich die wenigen eben zu dieſem Zwecke angewendet werden, wie die große Zahl derſelben in den neuern Sprachen. Die Morgenländer brauchen hauptſächlich ihre Nenn- und Zeitwörter, um das Nebenwort anzuzeigen, woraus man deutlich die erſte Idee des Adverbiums und ſeine Grundbedeutung, den Gegenſtand der Rede näher zu bezeichnen, gewahrt, welches ſowohl durch ein Zeitwort, als auch durch ein Nennwort häufig ge-

ſchehen kann; z. B. für: er ſtand eilends auf, kann man ſagen mit dem Morgenländer: er ſtand auf und eilte, oder auch: er ſtand auf in, mit Eile. Dergleichen Arten ſich ohne beſtimmtes Hinzuthun eines Adverbiums auszudrücken, findet man auch zuweilen in den neuern Sprachen; ſtatt: er iſt neidiſch, argwöhniſch gegen Jedermann, kann man auch ſagen: er beneidet Jedermann oder: er hat gegen Jedermann einen Neid, einen Argwohn ꝛc. Beſonders drückt man die Nebenwörter, die eine Vergrößerung anzeigen, mit einem zum Zeitworte geſetzten Nennworte aus, welches oft einerlei Urſprung oder Bedeutung mit ihm hat; z. B. er war ſehr zornig, drückt der Hebräer ſo aus: er entbrannte mit großem Zorne, oder: er zürnte mit heftigem Zorne; auch ſetzt man in dieſem Falle zwei Nebenwörter zuſammen: ſehr heftig. In andern Sprachen finden ſich nicht nur ähnliche Redensarten, ſondern auch eine Uebereinſtimmung darin, daß ſie oft in die Bedeutung des Zeitwortes Ideen gebracht haben, welche eigentliche Adverbien ſind, und bei dem Hebräer auch durch Zeitwörter gegeben werden. So z. B. ſchließen die Deſideratiua, Frequentativa, Inſchoativa immer ein Adverbium in ſich. Zuweilen ſetzt auch der Morgenländer zwei Zeitwörter zuſammen. Das Eine ſteht dann entweder im Infinitiv, oder beide Verba ſind Finita, beſonders, wenn durch das Adverbium eine Fortdauer der Handlung angezeigt werden ſoll; z. B. ich will nicht mehr fortfahren dich zu ſchützen, ſtatt: ich will dich ferner nicht mehr ſchützen. Oder daß beide Verba finita ſtehen. Er ſetzte hinzu und ſchickte einen Herold, das iſt, er ſchickte wieder. Ihre Werke ſind laſterhaft, abſcheulich, ſagt der Dichter, das iſt, ihre Werke haben ſie abſcheulich gemacht, oder ſie ſind

verabſcheuungswürdig. Als nahe war ſein Kommen, für: als er nahe kam. Ihr thut wohl zu ſehen, das iſt, ihr ſehet recht. Es kommen aber oft ähnliche Redensarten vor, wo das Adverbium, oder ein zum Adverbium gewordenes Nomen ſteht. Manchmal wird das Zeitwort in verſchiedener Form doppelt geſetzt, und durch die eine das Nebenwort angezeigt: Gewiß wirſt du ſterben, wenn ꝛc., drückt es aus, das Sterben ſollſt du ſterben. Oft ſteht das Nennwort doppelt und bedeutet in dem einen Falle ein Nebenwort. Das iſt das Rothe, Rothe! das heißt: was iſt das Rothe da. Es giebt auch Fälle, wo das Nennwort eine Präpoſition hat; z. B. Er kam in der Nacht und im Dunkeln, wovon man auch in andern Sprachen, beſonders in Dichtern, Beiſpiele findet. Bei Zeitwörtern, die einen Zweck ꝛc. anzeigen, ſteht oft ein Nennwort mit beigeſetzter Präpoſition als Nebenwort. Er thuts zur Nichtigkeit, das iſt, vergeblich. Ihr bemüht euch nach Abſcheulichkeit, das iſt, abſcheulich zu ſeyn. In der Griechiſchen Sprache findet man dafür oft das Neutrum vor dem Adjectiv, auch den Dativ vor Nennwörtern; z. B. Er redet böſe Dinge, das iſt, übel. Er ſprach in der Verſammlung, daß iſt, öffentlich. Daſſelbe thut auch der Römer: in publico für publice. Für: ich ſterbe bald, ſagt der Morgenländer: ich gehe ſtark zum Tode oder zum Sterben; der Grieche eben ſo: ἰσχυροτέρως τελευτῶ. Durch die negativen Adverbien, die der Morgenländer dem Futurum oder zweiten Aoriſt vorſetzt, bildet er auch ſeinen unterſagenden Imperativ: thue dies nicht! Der Araber braucht zum Ausdrucke der Nebenwörter des Orts und der Beſchaffenheit ſeinen Accuſativ. — Da die Nebenwörter bei den Zeitwörtern, außer einem damit verbundenen Umſtande, auch die Beſchaffenheit einer Handlung anzeigen, ſo nennt man ſie auch Beſchaffenheits-

wörter. — Was die Entstehung und Bildung der Adverbien anbetrifft, so gewahrt man schon aus dem oben Angeführten, daß sie in die Sprachkunst in dem Grade der Ausdehnung, wie man sie jetzt antrifft, erst später eingeführt, und, außer den wenigen primitiven oder Stammwörtern, von Haupt- und Eigenschaftswörtern, Zeitwörtern, Präpositionen oder Vorwörtern gebildet worden sind, wie man solches in den Sprachlehren aller cultivirten Nationen findet. Man hat einfache und zusammengesetzte Nebenwörter (simplicia und composita); die Letztern, z. B. nudius, von nunc dies, ilicet, von ire licet, videlicet, von videre licet etc. im Lateinischen; im Deutschen: anstatt, von an und statt, baumstark, grundfalsch, grasgrün, sinnreich, hinfällig, abgünstige.; im Französischen: aujourd'hui, avant-hier, dedans, dehors, dorenavant etc. Man steigert oder comparirt auch viele der Nebenwörter, besonders diejenigen, welche von Adjectiven abgeleitet worden sind. Sie bilden im Lateinischen den Comparativ auf us, und den Superlativ auf e, als docte, doctius, doctissime; tute, tutius, tutissime etc. Auch diejenigen Nebenwörter, welche von keinen Eigenschaftswörtern herkommen, machen die Steigerung auf dieselbe Art, z. B. saepe, saepius, saepissime; diu, diutius, diutissime etc.; im Deutschen findet mit den Adverbien dieselbe Steigerung Statt, nur können nicht alle gesteigert werden, wie es auch im Lateinischen der Fall ist. So z. B. können im Deutschen die meisten Umstandswörter nicht gesteigert werden, als wohl, gerne. (bloß: oft, nahe, frühe, spät, ehe, nehmen die Comparation an); dann die Zahlwörter, einige bestimmte ausgenommen; die Beschaffenheitswörter, welche eine Materie bedeuten; jedoch kommen zuweilen die Grade bei ihnen im figürlichen Verstande vor, als: die eisernste Brust, das

ehernste Herz; allein man wird finden, daß diese Steigerungen sehr gezwungen sind und lieber auf eine andere Art durch Umschreibung gegeben werden müssen. Endlich nehmen alle diejenigen Adverbien, die schon durch sich selbst so bestimmt sind, daß sie einen höheren Grad ausschließen, die Comparation nicht an, als: blutfremd, baumstark, steinhart, schriftlich ꝛc.; und wenn man einige gesteigert findet, so ist es im Superlativ, z. B. der blutfremdeste Mensch, das steinharteste Herz, das vielgültigste Versprechen ꝛc. Bei den übrigen Nebenwörtern, welche die Steigerung leiden, wird sie im Comparativ durch er, und im Superlativ durch st oder est gemacht, z. B. theuer, theurer, theuerst; rauh, rauher, rauhest; rund, runder, rundest; matt, matter, matteste; jung, jünger, jüngst; arm, ärmer, ärmst ꝛc. Die von der Comparation abweichenden Nebenwörter, als: hoch, höher, der höchste; viel, mehr, am meisten; gut, besser, am besten ꝛc., findet man in den Sprachlehren. Um die Grade im Steigern auch nach dem Verhältnisse zu vermindern, bedient man sich statt des Comparativs des weniger, und in der edlern Schreibart des minder, z. B. weniger oder minder mächtig, groß, schön, gelehrt ꝛc. Auf eben diese Art lassen sich der Comparativ und Superlativ durch mehr und am meisten umschreiben, z. B. sei immer mehr eingedenk, mehr traurig, als lustig. Man kann die gesteigerten Adverbien auch als Adjectiva gebrauchen. Wie es mit den Deutschen Adverbien ist, so ist es auch mit den Englischen. Man kan in dieser Sprache aus jedem Eigenschaftsworte ein Nebenwort machen, indem man Ersterem die Sylbe ly zusetzt, als: certain, certainly; und in der Steigerung dem Comparativ er, und dem Superlativ est giebt; z. B. often, oftener, oftenest;

soon, sooner, soonest etc. — In der Französischen Sprache geschieht dasselbe mit der Bildung der Nebenwörter von Eigenschaftswörtern, indem man zur weiblichen Form derselben, z. B. petite, grande, und dann zu denjenigen Adjectiven, welche sich auf i endigen, wie poli, ment hinzusetzt, als: petitement, grandement, poliment etc.; und zu denjenigen, die sich auf ent oder ant endigen, mment, als; obligeant, obligeamment, constant, constamment etc. Eben so kommen auch die Steigerungen oder Comparationen vor, z. B. joliment, plus joliment, le plus joliment; sagement, plus sagement, le plus sagement etc., und eben so geschieht es auch in andern neuern Sprachen. — Die Eintheilung der Nebenwörter in den neuern Sprachen in Hinsicht ihrer Eigenschaft und Bestimmung, kommt im Wesentlichen so ziemlich überein. Man kann die Nebenwörter in zwei Hauptklassen bringen, je nachdem sie sich entweder außer dem Gegenstande oder an dem Gegenstande selbst befinden. Im ersten Falle nennt man sie Umstände, und im andern Beschaffenheiten. Man theilt sie daher auch beide in Umstandswörter (Adverbia circumstantiae), und in Beschaffenheitswörter (Adverbia qualitatis). Zu den vornehmsten Umstandswörtern gehören die Nebenwörter der Zeit, des Orts, der Ordnung und der Zahl, des Bejahens und Verneinens, des Zweifelns und Versicherns, der Dauer, des Umfangs, der Art, der Gleichheit und der Vergleichung, des Beweises, des Grades der Stärke etc. — Zu den Beschaffenheitswörtern gehören eine große Anzahl Adverbien oder Nebenwörter, welche die Ersteren an der Zahl weit übertreffen, und, nach den Hauptwörtern, den zahlreichsten Redetheil bilden, der, allem Vermuthen nach, den Interjectionen am nächsten steht.

Wenn man gleich in den älteſten Morgenländiſchen Sprachen, wie auch ſchon oben angeführt worden, wenige Adverbien antrifft; ſo ſind hier aus denſelben ſchon andere Wörter gebildet, oder ſolche darein umgeſchaffen worden; denn wenn man die Bildung der Sprachen von den Interjectionen herleitet, ſo können auch wohl zunächſt von denſelben die Nebenwörter abgeleitet werden, nur gehört ihre Vermehrung in den neuern Abendländiſchen Sprachen der höhern Ausbildung derſelben an. Zu dieſer Abtheilung der Nebenwörter gehören z. B. die Adverbien, roth, ſchwarz, gut, böſe, groß, klein, lieb, theuer ꝛc. ꝛc. Was das Uebrige der Nebenwörter anbetrifft, ſo ſehe man ſolches in den verſchiedenen Sprachlehren nach.

Die Vorwörter, Verhältnißwörter, Präpoſitionen (Praepositiones) machen die achte Klaſſe von Wörtern in der Rede, oder den echten unbiegſamen Redetheil aus. Dieſe Wörter ſind in der Sprachkunſt ſehr wichtig geworden, obgleich ſie urſprünglich nur bloße Nebenwörter oder Adverbien waren, und es auch noch ſind, ſobald ſie das Verhältniß zwiſchen zwei Gegenſtänden nicht bezeichnen oder ausdrücken; z. B. Fritz kommt aus der Stadt, hier zeigt aus das Verhältniß an, und iſt alſo Verhältnißwort; wenn ich aber ſage: die Predigt iſt aus, ſo iſt hier aus das Nebenwort. Als Verhältniß- oder Vorwörter iſt ihre Stellung, wie ſchon oben angeführt worden, ſehr wichtig. Sie erſetzen, nach Adelung, das, was durch die Caſus der Deklination oder Beugung nicht ausgedrückt werden kann, und werden daher in einer Sprache, deren Deklination mangelhaft und unvollkommen iſt, wie z. B. die Deutſche, häufiger gebraucht, als in einer andern, welche vollſtändigere Deklinationen hat, wie z. B. die Lateiniſche. Sie führen den Namen Präpoſitionen, weil ſie dem Gegenſtande, mit welchem ein

anderen im Verhältnisse steht, gemeiniglich vorgesetzt werden. Den Casus des mit einem andern im Verhältnisse stehenden Gegenstandes rührt aber nicht von der Präposition, sondern von dem Verhältnisse selbst her, indem Sprachen, welche die Deklinationszeichen vollständig haben, dieses Verhältniß in vielen Fällen durch den bloßen Fall oder Casus ausdrücken, wo die Deutsche und andere Sprachen Präpositionen nöthig haben; daher kann man auch nur uneigentlich sagen, daß sie einen Fall zu sich nehmen oder regieren. Die Vorwörter oder Präpositionen sind daher besonders wichtig in denjenigen Sprachen, die keine vollständige Deklination haben, oder deren Nennwörter nicht abgewandelt werden, wie auch schon oben angeführt worden, weil sie hier die Casus anderer Sprachen ersetzen, dieses ist besonders auch in der Französischen und Englischen Sprache der Fall, welche sie zur Ersetzung der Casus, also zu näherer Bestimmung der Hauptwörter brauchen. — Die Präpositionen sind nun, als solche betrachtet, entweder untrennbar (inseparabiles) oder trennbar (separabiles). Die untrennbaren Vorwörter stehen in einigen Sprachen nie allein, in andern kann man sie wieder trennen, und wenn man sie auch oft von dem Worte nicht trennen kann, mit dem sie zusammengesetzt worden sind, so können sie doch für sich bestehen, und bestehen auch für sich als Verhältniß- oder Vorwörter. Im Lateinischen findet man sechs Vorwörter, welche man nie allein antrifft, sondern immer mit Zeitwörtern, auch mit Haupt- und Eigenschaftswörtern verbunden; es sind: amb, com, con oder co, di oder dis, re, se, ve; z. B. ambio, comedo, confundo, colligo, corruo, disrumpo, differo, revertor, resisto, sepono, vecors, vegrandis etc. In der Deutschen Sprache findet man zwar auch mit andern Wörtern zusammengesetzte Verhältnißwörter; allein

sie können auch für sich bestehen, wie man auch im Lateinischen die trennbaren oft mit andern Wörtern verbunden findet, z. B. umschreiben, umschlagen, umsehen, durchdenken, durchlaufen, durchführen, Durchgang, widerstehen, Widerstand, zuführen, Zufuhr, zureiten, zubereiten, Zubereitung, überlassen, überschwemmen, vorspielen, Vorspiel, Gegensatz, Gegenmittel, misfahren, mitstimmen, überlassen, Ueberlassung, beispringen, Beiluger ꝛc. ꝛc. Man kann die Vorwörter im Deutschen auch in einfache und zusammengesetzte (simplica und composita) theilen. Zu den einfachen gehören: an, auf, aus, mit, durch, von, nach, zu, bei ꝛc.; zu den zusammengesetzten werden gezählt: anstatt, zuwider, außerhalb, innerhalb, diesseits, jenseits, unweit ꝛc. Hierzu kann man nun noch diejenigen rechnen, welche von andern Redetheilen entlehnt worden sind, wie: laut, kraft, während, halber, zwischen, unter, hinter, gegen, neben, nächst ꝛc. — Die Griechen, Deutschen, Engländer und Franzosen haben Präpositionen, welche den Genitiv oder zweiten, den Dativ oder dritten, den Accusativ oder vierten, und auch den Dativ und Accusativ oder dritten und vierten Fall regieren; die Letztern, wenn nämlich das Subject sich im Zustande der Ruhe befindet, oder wenn es sich nach einem Ziele hinbegiebt oder hingebracht wird, oder sie haben auch, wie im Griechischen, den Genitiv und Accusativ, zweiten und vierten, oder den Genitiv, Dativ und Accusativ, den zweiten, dritten und vierten Fall. Auch im Deutschen hat nun Präpositionen, welche mit dem Genitiv und Dativ zugleich verbunden werden können. Der Lateiner hat nur Vorwörter für den Accusativ und Ablativ, oder zweiten und sechsten Fall, und für beide zugleich, nur

in den vorher schon angeführten Verhältnissen. Präpositionen bei den Griechen, die bloß den Genitiv regieren, sind: ἀντὶ, ἀπὸ, ἐξ (ex), πρὸ; den Dativ: ἐν, σὺν; den Accusativ: ἀνὰ, εἰς, πρὸς; den Genitiv und Accusativ: διὰ, κατὰ, ὑπὲρ; den Genitiv, Dativ und Accusativ: ἀμφὶ, ἐπὶ, μετὰ, παρὰ, περὶ, πρὸς, ὑπὸ etc. Auch die Nebenwörter des Orts und der Zeit regieren den Genitiv oder zweiten Fall, z. B.: ἐγγὺς, nahe, ἐγγὺς τινος, nahe an ꝛc. ꝛc. Man gewahrt hieraus, daß es im Griechischen, wie im Deutschen, Partikeln giebt, welche bald Nebenwörter, bald Präpositionen sind, je nachdem sie in dieses oder jenes Verhältniß zu den Nennwörtern treten. Zum Beispiel ἅμα und ἅμα heißen beide als Adverbia, zusammen, häufig haben sie aber den Dativ bei sich, und heißen dann als Präposition sammt. Im Deutschen werden mit dem Genitiv verbunden: anstatt, statt, halb oder halber und dessen Zusammensetzungen außerhalb, innerhalb ꝛc., kraft, laut, mittelst, vermittelst, ungeachtet, vermöge, während, wegen ꝛc.; mit dem Dativ: aus, außer, bei, entgegen, mit, nach, nächst, nebst, sammt, seit, von, zu, zuwider ꝛc.; mit dem Accusativ: durch, für, gegen (gen), ohne, um und wider; mit dem Genitiv und Dativ, zufolge, längs; mit dem Dativ und Accusativ: an, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor und zwischen. Die Französischen und Englischen Vorwörter sind nicht nach den Fällen der Deklination oder den Deklinationsfällen abgetheilt; man muß sie daher aus dem Gebrauche, nach den Verhältnissen und Beziehungen, worin sie zu dem Subjecte oder dem Gegenstande der Sache stehen, die sie regieren, kennen lernen. Die Franzosen bringen ihre Vorwörter in acht Klassen. 1) Um den Ort zu bezeichnen, als: loin, à coté, vis-à-vis, dans, de-

vant, derrière, à travers etc.; 2) die Ordnung zu bezeichnen, als: avant, après, entre, depuis etc.; 3) eine Verbindung zu bezeichnen, als: avec, pendant, suivant, durant etc.; 4) eine Trennung zu bezeichnen, als: sans, point, hors, excepté etc.; 5) einen Gegensatz zu bezeichnen, als: nonobstant, malgré, contre etc.; 6) einen Zweck zu bezeichnen, als: pour, touchant, envers etc.; 7) die Ursache und das Mittel zu bezeichnen, als: par, moyennant, à force, à cause etc.; 8) ein Verhältniß, einen Umstand anzuzeigen, als: de, à etc. Da sich die Präpositionen in der Englischen Sprache nur aus dem Gebrauche näher bestimmen lassen, da sie alle Beziehung auf den regierten Gegenstand, um ihn in dieses oder jenes Verhältniß zu setzen, machen, so lassen sie sich auch am wenigsten klassificiren, und wenn dieses geschehen sollte, so würde die Klassification derselben sehr weitläuftig werden; auch findet man sie in den neuern, selbst in ältern, Sprachlehren nicht klassificirt, noch weniger in Hinsicht des Falls, den sie regieren sollen, bestimmt. Nur durch die Anwendung derselben, wie sie der Syntax lehrt, kann man sie näher kennen lernen. Die vornehmsten sind: above, about, after, against, at, before, behind, between. beyond, by, beside, for, from, in, of, upon, our, over, through, to, with, within, without etc. Von den Vorwörtern in der Lateinischen Sprache regieren von den trennbaren dreißig den Accusativ, wovon am meisten vorkommen: ad, apud, ante, erga, contra, extra, inter, per, post, trans, supra, ultra etc.; von denen, die den Ablativ regieren, giebt es vierzehn, als: a, ab, abs, absque, clam. coram, cum, de, e, ex, prae, pro, sine, tenus; den Accusativ und Ablativ regieren vier: in, super, sub, subter. Man sehe das

Weitere über die Präpositionen; außer den Sprachlehren, im Syntax, weiter unten.

Die Bindewörter oder Conjunctionen (Conjunctiones) machen den neunten unabwandelbaren Redetheil aus. Diese Wörter bilden denjenigen kleinern Theil der Rede, welcher die Gedanken eines Satzes unter einander verbindet, oder auch die Beziehung derselben auf einander anzeigt. Nach Adelung sind es Umstandswörter, welche das Verhältniß zwischen ganzen Sätzen, oft auch zwischen den Gliedern eines und desselben Satzes bezeichnen, und in so fern sie dieses Verhältniß angeben, sind sie Conjunctionen, wenn nicht, so sind sie nur Umstandswörter. Sie dienen also hauptsächlich dazu, aus den verschiedenen Gliedern eines Redesatzes ein vollständiges Ganze zu bilden. Die Sprachlehrer haben sie in Absicht auf ihre Bedeutung in verschiedene Klassen gebracht, die hier nur kurz angezeigt werden sollen, da ihr Begriff selbst durch ihre Benennung angezeigt wird, oder er geht dadurch hervor. Es sind nun: 1) Verbindende (Copulativae), als: και; et, atque; und, auch, sowohl, als auch; et, aussi, tant, ni; and, but, also, even, likewise, neither etc. — 2) Trennende (Disjunctivae), wenn mögliche Bedingungen einander ausschließen, als: ητοι, ή; sed, aut, sive; entweder, oder; ou, soit; or, either etc. — 3) Bedingende (Conditionales), εἰ, ἐαν; si, dummodo; wenn wenn nur, wo nicht, sonst; si, sinon; if, provided etc. — 4) Erläuternde (Explanativae), welche zur Erklärung dienen; γαρ, ητοι; videlicet, nempe; als, nehmlich, wie denn, zumal da; savoir, c'est à dire, comme; for Instance, that is to say, for Example etc. — 5) Entgegenstellende (Adversativae), αλλα, δε; at, ast, autem; aber, doch, jedoch, sondern, al-

ſein, hingegen; mais, néanmoins, cependant; but, but yet, but if, else, yet so, yet etc. — 6) Den Grund oder die Urſache angebende (Causales), oder welche das Verhältniß der Urſache gegen die Wirkung bezeichnen, γαρ, ουν; nam, enim; denn, weil, dieweil, darum, daher, mithin, folglich, nun, daß, damit; car, comme, parceque, puisque; that, since, because, thereupon etc. — 7) Beſchließende, ſchließende (Conclusivae), ουν, αρα; ergo, ideo; nun, aber, dieſerhalb, derohalben, weshalb; or, donc, par consequence, ainsi; therefore, wherefore, whereupon etc. — 8) Auf Zeit und Ordnung ſich beziehende (Ordinativae), ετι, περαν; insuper; überdies, während, indeſſen, ſo lange; pendant que, tandis que, du temps que, tantque, aussi longtemps que; besides etc. — 9) Eine Zeitfolge bezeichnende (Consecutivae), επει, επειδη; postquam; nachdem, indem, ehe, ehe noch, kaum, ſobald als, ſeit; après, cependant, à peine, depuis que, des que, aussitôt que etc. — 10) Einen Zweifel bezeichnende (Dubitativae), αρα; num; ob; si, savoir si, quoiqu'il en soit etc. — 11) Nachgebende (Concessivae), μεν, εα, γε, καιτοι; quamvis; obſchon, obgleich, wenn gleich, ungeachtet, wie wohl; however, though, be it so etc. — Außer dieſen hier angeführten Conjunctionen in fünf Sprachen, die aber nicht als vollſtändig in jeder Abtheilung anzuſehen ſind, weil nur zu ihrer Bezeichnung einige aus jeder Abtheilung herausgehoben worden ſind, giebt es nun noch einige Abtheilungen in dieſer oder jener Sprache, z. B. führt Adelung noch in ſeiner Sprachlehre folgende an: Comparativa oder vergleichende: wie, gleich wie, gleich, als, ſo; ainsi que, aussi bien que, autant

que etc.; Proportionales, wenn zwei Sätze, in gleichem Verhältniſſe ſteigen und fallen: je-je, deſto ꝛc.; Illativä, eine Folge aus dem vorigen anzudeuten: daher, weswegen, deshalb ꝛc.; Exceptivä, eine Ausnahme bezeichnende: außer, außer daß, ſonſt; Reſtrictivä, einſchränkende: als; Excluſivä, ausſchließende: weder, noch; Circumſcriptivä, umſchreibende; daß du dich wohl befindeſt, iſt mir angenehm; Continuativä, fortſetzende: erſtlich, erſtens, zweitens, endlich, zuletzt ꝛc. Dann findet man noch: Potentiales; immerhin; sane; ἄν, κέ, und Optativae: ach daß! utinam; εἴθε etc. Alle dieſe Conjunctionen oder Verbindungswörter ſind in Anſehung ihres Gebrauches gleichfalls verſchieden; indem man einige zu Anfange einer Rede ſetzt, andere dagegen ſetzt man einigen oder etlichen Worten nach; einige können allein ſtehen, andere beziehen ſich auf einander, wiederum andere werden einem Redeſatze nachgeſetzt. Diejenigen, welche einen Redeſatz anfangen, ſind im Deutſchen und auch in andern Sprachen: dieweil, obſchon, nachdem, gleichwie, allein, aber, angeſehen ꝛc. Einem Redeſatze werden nachgeſetzt: alſo, daher, dann, dennoch, demnach ꝛc. Im Deutſchen iſt beſonders das Wörtchen ſo zu bemerken, mit welchem gemeiniglich die zweite Hälfte der Periode anfängt, wenn eins oder das andere Bindewort vorangegangen iſt, z. B. weil, nachdem, obſchon, wenn ꝛc., dann folgt — ſo. Man gewahrt aus dem Angeführten, daß die Conjunctionen, wie wir ſie jetzt in den Sprachen finden, ſchon einer ſpätern Periode in der Sprachkunſt angehören, als nämlich die Sprache ſchon mehrere Kulturſtufen überſtiegen hatte, und ſie ſchon als ein, wenn nicht vollendet-ausgebildetes (denn als eine ſolche kann man keine Sprache

betrachten, weil eine Abgeschlossenheit hier nicht Statt findet) doch nach Kunstregeln verfeinertes Ganze dastand; denn in den alten Morgenländischen Sprachen findet man dergleichen Unterschiede in den Umstandswörtern nur sehr wenige, sie behelfen sich, wegen Mangel dieser Art von Wörtern, mit den Umschreibungen, wie auch schon oben bei den Eigenschaftswörtern, S. 105, angemerkt worden ist. In den ältesten Morgenländischen Sprachen sind die Conjunctionen und Präpositionen mit unter den Adverbien begriffen; daher findet man in den älteren Sprachen alle diese unabwandelbaren Wörterklassen sehr richtig unter dem Namen der Partikeln vereiniget, weil sie, obgleich in der Anwendung verschiedene Verhältnisse bezeichnend, doch auf eine und dieselbe Art, wie die Hauptklasse von ihnen, die Adverbien, gebraucht werden können, und sie nur ihren Klassennamen dann erhalten, wenn sie dessen anzeigende Wirksamkeit erfüllen.

Die Empfindungswörter, Interjectionen (Interjectiones), machen die zehnte und letzte Klasse der unabwandelbaren Redetheile aus. Sie sind die ältesten Wörter in der Sprache, wie auch schon oben, S. 8, angeführt worden ist; an ihnen erkennt man noch den rohen, den Urzustand derselben; sie sind das erste Element der Töne zur Bildung der Sprache; sie waren die Veranlassung zu derselben, und wenn sie sich gleich in der Fortbildung und Verfeinerung der Sprache zum Theil verloren oder sehr verändert haben, so können wir sie doch nicht ganz entbehren, weil sie am besten die weniger lautlosen und die heftigen Empfindungen ausdrücken, wo die Sprache wegen Ueberfüllung des Gefühls in Freude und Schmerz stockt, und nur eine einzige Sylbe, ein unartikulirter Laut dem gepreßten Busen, der gepreßten Brust, Luft macht. Daß die Empfindungswör-

ter keiner äußern Veranlassung ihre Entstehung verdanken, sondern, daß sie wirklich innere Empfindungen sind, geht daraus hervor, daß man sie fast in allen Sprachen einerlei findet, und sie sich nur durch kleine Nebenumstände unterscheiden. Der Hebräer hat sein ach! und hoi! eben so gut, als der Lateiner. Wie sich die verschiedenen innern Empfindungen durch die Interjectionen äußern, ist schon oben, S. 3, angeführt worden. Bei äußern Empfindungen drückt man sie durch einen Laut aus, der das, was man hört, nachahmt. Zum Beispiel: ich höre einen Laut gewisser Art, und drücke die Empfindung, die darüber in mir entstanden ist, durch einen Laut aus, der denselben nachahmt, als: platz! husch! knick! knack! klirr! klang! pisch! plump! ꝛc. Diese äußern hörbaren oder durch das Gehör mitgetheilten Empfindungen prägen sich in die Seele ein, und man gebraucht sie dann wieder bei allen ähnlichen Fällen, wo man Jemanden diese Eindrücke beschreiben will. Hieraus, wie man leicht sehen wird, bilden sich Wörter, die nun nicht mehr Interjectionen, sondern Ausdrücke klarer Vorstellungen sind, z. B. das Platzen, das Klingen, der Klang ꝛc. Man hat sehr oft, sagt ein Schriftsteller, die Frage aufgeworfen, ob man die Interjectionen unter die Redetheile rechnen könne, oder nicht? Hierauf kann geantwortet werden: Wenn man die Ausdrücke: Worte, Rede und Sprache, in ihrem weitesten Umfange nimmt, und dadurch jeden vernehmlichen Ausdruck, ohne Rücksicht auf den Grund der Klarheit, versteht, so kann man die bisherige Gewohnheit beibehalten, und sie als einen Theil der Rede betrachten; daß sie aber gerade den letzten Theil der Rede ausmachen, davon scheint dieses die Ursache zu seyn, weil sie jetzt in unsern kultivirten Sprachen nicht mehr Ausdruck bloßer Empfindungen, sondern klarer Vorstellungen sind. Gebraucht man sie aber

in Absicht auf ihre ursprüngliche Entstehung, als Ausdrücke dunkler Empfindungen, so sind sie bloß Wurzeltöne, aus denen die Rede entstanden ist, nicht aber eigentliche Theile der Rede, die aus klaren Begriffen entstanden sind; daher sind sie auch keiner eigentlichen Derivation und auch keiner Beugung fähig, welches Beydes schon klare Vorstellungen voraussetzt. Eher kann man zweyfelhaften Interjectionen zusammensetzen, weil Ausdrücke von schnell auf einander folgenden Empfindungen in einen zusammengefaßt werden können. — Bey der jetzigen Ausbildung der Sprache, überhaupt bey allen kultivirten Sprachen, wenn auch einige darunter, wie die Griechische und Lateinische, zu den Abgeschlossenen gehören, weil ihre Fortbildung durch das Aufhören dieser Völker aufgehört hat (denn die Neugriechische hat doch den alten Typus verloren, sie ist ein anderes Gebilde) kann man nicht bloß Worte, sondern ganze Redensarten als Interjectionen gebrauchen; z. B. quid, malum, tibi vis? hos infandum! locuta esse dicitur! Hu, Unglück über Unglück thürmt sich auf den schon ankerlosen Boden seiner Hoffnungen! Dahin, dahin, fähret der Nachen seines Glückssterns! Wehe, wehe, dem Lande, dessen Boden von dem Blute der Erschlagenen raucht! Fort, fort, Schlangengezücht! Euch erwartet die Hölle! Heysa, wie schön schwinge sich diese Tänzerin! Ho, ho, das macht das Garaus nicht! Pfui, welches Fratzengesicht! welcher Austernschnitkel in der Sauce! Platz da! wo Wölfe aus dem Lammsfelle gucken! Auf, auf, ihr treuen Kämpen! Knaks, da brach die Brücke, und er fiel ins Wasser, daß es sagte: plumpt! ꝛc. ꝛc. Alle diese Redensarten haben den Ton der Interjection, diese mag nun am Anfange oder am Ende des Satzes stehen. Auch ist dieselbe so innig mit unsern Gefühlen verschwistert, daß sie uns durch den ganzen Rede-

ſatz begleitet, und wir ſie gleichſam tief in jedem Worte empfinden. Alle dergleichen Redeſätze, wie die angeführten, ſind daher Interjectionsſätze, die in der höhern Sprache, vorzüglich in der Dichtkunſt, wohl gebraucht werden können, jedoch mit Vorſicht und am rechtn Orte, weil ſie ſonſt gerade das Gegentheil von demjenigen bewirken, was man durch dieſelben bewirken will; es ſind dann Hyperbeln, welche man in der Proſa und Poeſie ſo viel, als möglich, zu vermeiden ſucht, weil ſie, bei öfterer Wiederholung, den Genuß einer noch ſo gehaltvollen Rede, eines noch ſo ſchönen Gedichts ſtören. Ein Schriftſteller ſagt: „Je mehr der Menſch bei der Kultur ſeines Verſtandes dahin arbeitet, klare und deutliche Begriffe zu haben, und ſolche hörbar auszudrücken, um ſo mehr entlediget er ſich aller dieſer Ausdrücke als bloßer Empfindungen. Hat eine Sprache den höchſten möglichen Grad der Ausbildung und Verfeinerung erlangt, ſo wird ſie auch den geringſten nur möglichſten Grad des Gebrauchs dieſer Interjectionen haben, weil ſie ſich lieber nach klaren Begriffen, als nach dunklen Empfindungen ausdrückt; daher finden wir ſie auch mehr da gebraucht, wo heftige Leidenſchaften ſich der Seele bemeiſtern, als da, wo deutliche Vorſtellungen ſind; mehr bei der ungebildeten und ſinnlichen Klaſſe eines Volks, als bei dem aufgeklärten Theile deſſelben.“ — Hier muß man wohl die Interjectionen trennen oder überhaupt den Gebrauch oder die Anwendung derſelben nicht mißverſtehen, und ſowohl zwiſchen den Interjectionen, ſo wie zwiſchen dem Anwenden derſelben einen Unterſchied machen. Diejenigen Interjectionen, welche bloß rohe Ausbrüche der Empfindungen enthalten, ſind wohl von denjenigen zu trennen, welche durch ihren Ton das Gefühl in Anſpruch nehmen, und beſonders die interjectionirten Redensarten, wie einige, als Beiſpiel, oben angeführt worden ſind.

Der grobsinnliche, der rohe Mensch, kann sowohl seine Ausbrüche der Freude, wie des Schmerzes, nur auf eine mehr sinnlich-grobe Art ausdrücken. Er wägt nicht die Ausdrücke, sondern sein Mund sprudelt über, wenn Empfindungen sich seiner Seele bemeistern, und wenn die Heftigkeit des Affects auch den Gebildeten fortreißt, so sind, vermöge seiner Bildung, seine Empfindungen doch geregelter und zarter, als bei dem Ungebildeten, der bloß den Ausbrüchen seines Gefühls folgt, und die Empfindungen in Freude und Schmerz so giebt, als die Natur sie ihn lehrte. Es sind bloß Sylben, bloß einzelne unartikulirte Wörter, die er herausstößt; Redensarten im Tone der Interjectionen, wie die oben angeführten; völlig ausgebildete und gemein verständliche Wörter, als Interjectionen, entströmen nicht seinen Lippen, weil hierauf schon die Kunst, ein gebildeter Geist, Einfluß übt, also Natur und Kunst vereint wirken. Die Interjectionen bestehen daher nicht bloß in Empfindungswörtern, die nur durch die Empfindung, welche sie anzeigen, verstanden werden, wie, im Deutschen: ach, oh, weh, au weh, pfui, fa, juch, juchhey, ha, hallo! ꝛc.; im Griechischen: ιη, ιω, ἄ, ἄ, ιε, αἰαῖ, ὦ βαβαί, ω πα, αττᾶ! etc.; im Lateinischen: jo, hu, ju, vae, heu, proh, ehem, vah, papae, heus, eho, eja! etc.; im Französischen: ah, eh bien, ô, oh, ouf, helas, ha, ah, fi, fi donc, gare, place, hem, hola, halte! etc. etc.; sondern auch in förmlich ausgebildeten Worten, wie: still! kein Wort! haltet das Maul! ruhig, sag' ich! geschwiegen! wie hübsch! wer da! auf, auf! leider! Feuer! Feuer! Mord! Mord! zu Hülfe! Hol's der Henker! Kopf weg! i der Geyer! Holz her! Wunder über Wunder! Es lebe der König! O Himmel! Gerechter Himmel! Hilf Himmel! Gott

lob! Gott behüte! Gott erbarme ſich! oder: daß Gott erbarm! Gott ſei Dank! Gott Lob und Dank! Gütiger Gott! mein Gott! Heil dir! ꝛc. ꝛc., und ſo auch in andern Sprachen. Man kann nun dieſe Empfindungen, dieſe Empfindungswörter auch noch im Tone der Interjection fortführen, wie oben ſchon angeführt worden; z. B. Gottlob, es iſt vollbracht! ſie hat ausgelitten, ausgerungen! Gott erbarme ſich über dieſe Sünder! Still, die Uhr ſchlägt! Leider, werde ich Alles verlieren! werde ich nichts retten aus dem Schiffbruche meines Vermögens! ꝛc. Man kann auch die Interjectionen in zwei Klaſſen bringen: 1) in eigentliche Interjectionen, die nur beſtimmt ſind, Empfindungen auszudrücken, und die weiter gar keine Bedeutung haben, wie die meiſten der oben in mehreren Sprachen angeführten, und 2) in uneigentliche Interjectionen, die aus Wörtern mit einer klaren Bedeutung beſtehen, und zur Bezeichnung einfacher Empfindungen gebraucht werden, wie oben Beiſpiele angeführt worden ſind. Beide Arten der Interjectionen, ſowohl die unartikulirten, als die artikulirten, drücken nur einzelne Empfindungen aus, welche keiner Verbindung fähig ſind, daher können ſie auch nicht in die Conſtructionsordnung gebracht werden, regieren weder etwas, noch können ſie von einem andern regiert werden; denn die Interjections-Redensarten oder Sätze, führen bloß den Ton der Empfindung fort, das heißt, der Interjection, und werden übrigens, unabhängig von der Interjection, durch ihre Verhältniſſe unter einander regiert. Wenn daher die Interjectionen einen Fall zu regieren ſcheinen, ſo rührt derſelbe nicht von ihnen oder einem gewiſſen Verhältniſſe her, in welches eine Sache durch die Empfindung geſetzt wurde, ſondern bloß von dem

Verhältniſſe, worin man ſich daſſelbe denkt. Man findet ſie daher ſtets mit allen Fällen verbunden, z. B. mit dem Nominativ: ἀμοὶ γεῖ δειλε, ach, ich armer Menſch! Ecce homo! Mit dem Genitiv: ὦ τῶν κενῶν ἐλπίδων, ach, der eitlen Hoffnung! Mit dem Dativ: Heil dir! Pfui dem garſtigen Menſchen! Vae tibi misero! Mit dem Accuſativ: ah, me miserum! Pfui dich an! ꝛc. Was nun ihre Stellung anbetrifft, die ſie in der Rede einnehmen, ſo kommt es bloß darauf an, wie der Sprechende den Nachdruck ſeiner Rede geben will. Am häufigſten ſtehen ſie zu Anfange der Rede, aber oft auch am Ende, wenn die Reihe der Rede mit einer einfachen Empfindung geſchloſſen wird. Obgleich die Empfindungswörter der zweiten Klaſſe, die uneigentlichen, in der Sprache ſehr wichtig ſind, ſo findet man ſie in den neueſten Sprachlehren faſt gar nicht erwähnt, oder wenn man ſie berührt, ſo geſchieht ſolches nur ſehr oberflächlich, und doch kann man ſie eben ſo wenig entbehren, als die eigentlichen in der Natur gegründeten. Wahrſcheinlich rührt dieſes daher, daß man ſie mehr für rhetoriſche Figuren hält, die zwar den Ton der Interjection tragen, aber nicht lauter Empfindungen ſind, ſondern in den natürlichen Redeton aufgelöſet werden können, wenn man die Interjection fortläßt.

Der Syntax (Syntaxis) oder die Wortfügung macht den zweiten Theil der Orthologie oder Rechtſprechung aus. Wenn uns die Etymologie das ganze Sprachgebäude in den einzelnen Theilen ſeiner künſtlichen Aufführung zeigt, ſo macht uns der Syntax mit der Verbindung dieſer einzelnen Theile zu einem wohlgeordneten und gefälligen Ganzen bekannt. Da oben in der Etymologie ſchon ſo Manches auf den Syntax Bezug habende geſagt worden iſt, was ſich, um ſo viel, als möglich, verſtändlich bei

den einzelnen Theilen zu seyn, nicht gut davon trennen ließ, so braucht das Wesentliche des Syntaxes hier nur herausgehoben zu werden, oder sich die Lehre desselben nur auf das Wesentliche zu beschränken. — Daß sowohl die Etymologie, als der Syntax im Urzustande der Sprachkunst gleichen Schritt gegangen sind, läßt sich zwar nicht mit Gewißheit bestimmen oder behaupten; jedoch aus den ältesten Morgenländischen und den Sprachen noch kulturloser Völker vermuthen, in der weitern Fortbildung der Sprache ging aber Letzterer der Ersteren nach; denn noch bis jetzt ist die Wortfügung, besonders in den Zeitwörtern, mancher Verbesserungen fähig, oder sie leidet vielmehr noch manche Abänderungen in ihren Theilen, welches bei der Etymologie nicht so der Fall ist, die schon eher ein geschlossenes Ganze bildet, wenn man nämlich die Ableitung der Wörter ꝛc. abrechnet, und bloß den wirklich künstlichen Bau der einzelnen Redetheile betrachtet, wie sie oben angeführt worden sind. — Daß man im Anfange oder beim Beginnen der Sprache redete, wie Einem der Schnabel gewachsen war, und wie man es auch noch zum Theil thun sollte, das heißt, ohne alle Künstelei, ohne allen Zwang, ohne bestimmte Formen, ohne Ueberdenken der Rede und Aufmerken auf den Ton und auf die Fehler, die man machen könnte, wodurch das Sprechen ängstlich wird, einen Zwang erleidet, leidet wohl keinen Zweifel, mithin hat man erst spätenhin, bei der Ausbildung der Sprache, die Regeln für den Syntax gebildet, und konnte sie auch erst da bilden, als man auf die Conversation aufmerksam wurde, und die Schriftsprache eingeführt ward, wodurch dasjenige Fehlerhafte in der Sprache der Correctur unterworfen werden konnte, was bei der Unterhaltung nur flüchtig vorüberging. — Mar theilt gewöhnlich den Syntax oder Redesatz in drei Klassen; die erste handelt von der Verbindung

einzelner Wörter mit einander; die zweite von der Verbindung mehrerer Wörter zu einem Satze, oder von der Ordnung, in welcher die Wörter in einem Satze auf einander folgen, und die dritte von der Verbindung mehrerer Sätze zu einer Periode. Man theilt auch den Syntax in den einfachen oder gemeinen, schmucklosen (Syntaxis simplex, s. communis, s. recta) und in den zierlichen oder schmuckvollen (Syntaxis ornata). Die Art, wie die Wörter auf einander folgen müssen oder wie sie zusammengehören, nennt man die Constructionsordnung. Alle Sprachen kommen in der Zusammensetzung der Wörter zur Rede in vielen Stücken so ziemlich überein, am meisten aber die Deutsche mit der Lateinischen, weil Erstere ein Zögling der Letzteren ist, indem die ältesten Deutschen Gelehrten eher Lateinisch, als Deutsch schreiben lernten, und daher auch ihre Muttersprache nach der Lateinischen ausbildeten; indessen sind ihr doch noch manche Eigenheiten übrig geblieben. — Ehe wir nun zur Lehre des Syntaxes übergehen, wird es erst nöthig seyn, die Verhältnisse des Handelnden und der Handlung, so wie des Gegenstandes des Handelns in der Rede oder vielmehr in einem Redesatze, hier näher zu bestimmen oder auseinanderzusetzen. Bei der Verbindung von Worten zu einem Satze, muß man 1) das Subject berücksichtigen, worunter man die Person oder Sache versteht, von welcher etwas gesagt wird; 2) das Prädikat, womit man dasjenige bezeichnet, was von einer Person oder Sache gesagt wird; und 3) das Objekt oder den Gegenstand der Rede, womit man denjenigen Gegenstand bezeichnet, worauf die Handlung des Subjects gerichtet ist. Sage ich z. B. der Baum ist grün, so ist Baum das Subjekt und grün das Prädikat, welches ich dem Subjekte beilege; es ist also die Eigenschaft des Sub-

jectes. Sage ich nun: die Sonne erleuchtet die Erde, so ist Sonne das Subject, erleuchtet das Prädikat und Erde das Object, worauf sich die Erleuchtung bezieht, indem sie von dem Subjecte, der Sonne, ausgeht ꝛc. — Wie sich die Wörter der einzelnen oben angeführten Redetheile zu einander verhalten, gewahrt man am besten aus den Sprachlehren, weil solches ausführlich hier abzuhandeln nicht der Ort ist. Hier nur Einiges davon zur bessern Uebersicht des hier Vorzutragenden. Einige Sprachlehrer bringen die Lehre von der Verbindung der einzelnen Wörter der oben abgehandelten Redetheile, und wohl nicht unzweckmäßig, in drei Klassen, welche bestehen: 1) aus dem Nomen oder Nennworte, wozu nun das Hauptwort oder Substantiv, das Beiwort oder Adjectiv, nebst dem Partizipium, in so weit es als Adjectiv gebraucht wird, das Fürwort oder Pronomen, das Zahlwort oder der Numerus, und der Artikel gehören; 2) aus dem Zeitworte oder Verbum, wozu auch das Partizipium in einem andern Verhältnisse gezählt wird; 3) aus den Partikeln, wozu das Nebenwort oder Adverbium, das Verhältnißwort oder die Präposition, das Bindewort oder die Conjunction, und das Empfindungswort oder die Interjection gehören. — Da das Hauptwort, als das Haupt aller oben angeführten Nennwörter in der Wortfügung betrachtet wird, so folgen diese ihm auch, wenn sie mit ihm verbunden werden, oder sich auf dasselbe beziehen, im Geschlecht, der Zahl und dem Falle, das heißt, sie stehen mit demselben in gleichem Geschlecht, Numerus und Casus, z. B. ein neues, großes Haus, welches ꝛc. Hic est magnus animus, qui se Deo tradidit. Omnis subita mutatio periculosus est.; indessen kann der Casus oder Fall der rückwärts deutenden Fürwörter auch von einer Präposition, von

einem Zeitworte ꝛc. beſtimmt oder regiert werden, z. B. das große Haus, von welchem, ſtatt welches. Recipio miseros, quibus fortuna pepercit etc. Im Griechiſchen leidet dieſe Regel eine ſcheinbare Ausnahme, indem, wie bei den Attikern gewöhnlich geſchieht, dem weiblichen Geſchlechte im Dual die Beiwörter oder Adjectiven ꝛc. mit maskuliniſcher Endung beigefügt werden, z. B. ἄμφω τούτω τὼ μεγάλω πόλει, für αἱ ταύτα τὰ μεγάλα π. Da aber die Beiwörter auf ος, beſonders bei den Attikern, häufig generis communis ſind, ſo kann man annehmen, daß dieſes im Dual gewöhnlich mit allen Beiwörtern ꝛc. der Fall iſt. Wenn zwei oder mehrere Hauptwörter in gleichem Verhältniſſe gegen das Subject oder gegen das Prädikat ſtehen, ſo ſtehen ſie in gleichem Caſus; z. B. Ruhm und Unſterblichkeit erwarten dich. Kerker, Block und Feſſeln ſind dem Unſchuldsvollen, ſind dem Weiſen, nichts als Steine, Holz und Eiſen. Wenn man einem Gegenſtande mehrere Namen oder Titel beilegt, wodurch alſo ein Hauptwort das andere erklärt, ſo ſtehen die Erklärenden in der Appoſition oder dem Zuſatze, alſo auch in gleichem Falle, z. B. Pompejus Imperator; Athenae urbs Graeciae. Apud Herodotum, patrem historiae, sunt innumerabiles fabulae. Der Deutſche ſetzt hier das erklärende Hauptwort bei einem Eigennamen vor, z. B. der König Friedrich Wilhelm, die Stadt Berlin, der Schlaf, Freund des Müden, Troſt des Unglücklichen, Labſal dem Schwachen, Stärkung dem Kinde und dem Greiſe. Die in der Appoſition ſtehenden Hauptwörter ſind daher immer Theile eines und deſſelben Subjects oder Prädikats in einem Satze. Man gebraucht auch die Eigenſchaftswörter und Partizipien nach Art der Hauptwörter in der Appoſition, z. B. Cato graecas litteras

senex didicit, Annibál, Italia profugas, pervenit ad Antiochum. Die Kaiſerlich-Königlichen Gerechtſamen ꝛc. ꝛc. Der Artikel, ſ. oben, S. 100 u. f., den die meiſten bekannten kultivirten Sprachen, außer der Lateiniſchen, beſitzen, iſt in der Zuſammenſetzung der Wörter gleichfalls wichtig, indem er die Hauptwörter genau beſtimmt, ihnen gleichſam eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit giebt, welche die Eigennamen ohne ihn haben, jedoch mit Ausnahme derjenigen eigenen Namen der Völker, Länder, Berge, Wälder, Meere, Flüſſe ꝛc., denen derſelbe als eine gewiſſe Eigenthümlichkeit, die in dem Dunkel der Sprache liegt, geblieben iſt, als z. B. die Elbe, die Donau, der Rhein, der Main, der Nil, der Miſſiſippi ꝛc., das Mittelmeer, die Nordſee ꝛc., der Thüringer Wald ꝛc., der Veſuv, der Mont-blanc ꝛc., die Mark, die Lauſitz, der Breisgau ꝛc., die Europäer, Aſiaten, Afrikaner ꝛc., und ſo auch in andern Sprachen, z. B. le Rhin, le Mein, la Seine, la Meuse, l'Etna, le Caucase, le Jura, l'Asie, l'Afrique, l'Europe; in vielen Fällen braucht der Franzoſe Ländernamen mit dem Artikel, wo der Deutſche keinen vorſetzt, z. B. la Chine, Chika, la Caroline, la Jamaique, le Thibet etc. Carolina, Jamaika, Thibet ꝛc. Der Engländer folgt hierin größtentheils den Deutſchen; der Grieche kommt in der Anwendung des Artikels mit dem Deutſchen ſo ziemlich überein, nur in Hinſicht des unbeſtimmten Artikels in der Deutſchen, überhaupt in den neuern Sprachen, weicht der Grieche mit dem beſtimmten ab, weil er jenen nicht hat, oder doch nicht ausdrückt, und wenn ſolches geſchieht, um die Unbeſtimmtheit bemerklich zu machen, ſo geſchieht ſolches durch das Fürwort τὶς, τὶ, z. B. γυνή τὶς ὄρνιν εἶχεν, ein Weib hatte eine Henne. Im Griechiſchen bekommen auch gewöhnlich die Ei-

gennamen den Artikel, z. B. ὁ Σωκράτης, οἱ Ἀθῆναι, und er bleibt nur dann weg, wenn eine nähere Bestimmung mit dem Artikel darauf folgt, z. B. Σωκράτης ὁ φιλόσοφος. Im Deutschen werden, außer den oben angeführten Eigennamen, die übrigen nur mit dem bestimmten Artikel gegeben, wenn man Namen von Personen nur mit Geringschätzung und Verachtung nennt: der Ravaillac, der Clement, Mörder der beiden Heinriche in Frankreich; und dann, wenn sie wieder als Gattungsnamen gebraucht werden, z. B. er ist der Socrates, der Cicero und der Alexander unserer Zeit; der Horaz, der Virgil, der Homer werden erklärt; der Göthe, der Schiller, der Bürger, der Gellert werden gelesen; der Linné wird studirt, nämlich dessen Pflanzenkunde ꝛc. Ueberall, wo der Artikel eine Gattung als ein selbstständiges Ding bezeichnen soll, oder einen einzelnen Gegenstand aus der Gattung, als schon bekannt, oder doch leicht zu erkennend, heraushebt; also überhaupt bei allen Gattungswörtern, welche bezeichnend hervortreten, muß der Artikel stehen; z. B. die Musik ist entzückend; der Geiz ist ein abscheuliches Laster; der Mensch (nämlich der bewußte) ist wieder da; ich habe die Serenade gehört, welche sie bestellt haben ꝛc. Dagegen fällt derselbe weg, 1) wenn mehrere Hauptwörter auf einander folgen, z. B. Haus, Hof, Vermögen, Ehre, kurz Alles hat er verloren. Nous sommes tous égaux à la mort: dignités, grandeurs, richesses, honneurs, sceptres et couronnes, tout est confondu sous la même poussière etc. 2) Wenn dem Hauptworte bestimmte und auch allgemeine Zahlwörter, wie z. B. im Deutschen: all, einige, etliche, manche ꝛc. vorgehen; dann auch Fürwörter, mit Ausnahme der abstracten Possessiva, z. B. zehn Thaler,

tausend Soldaten, alle Menschen, einige Bücher; dix ecus, mille soldats, François prèmier, Frédéric second etc.; bei den letzten Namen braucht aber der Deutsche, so wie der Engländer, den Artikel, wie Franz der Erste, Friedrich der Zweite, Francis the first etc.; dann auch nach Präpositionen oder Vorwörtern, z. B. ohne Amt, ohne Freund, ohne Aussichten, ohne Vermögen. Ueber Wiesen und Felder zieht der Reif eine Decke; aus Versehen, aus Mangel an Gelde ꝛc. :: Sans emploi, sans ami, sans bien etc. 3) Vor den Titeln allgemein bekannter Personen; z. B. König Friedrich, Kaiser Joseph, Doktor Luther, Herr Schmidt, wo jedoch die Franzosen den bestimmten Artikel gebrauchen; z. B. le Roi Frédéric, l'Empereur Joseph, le Docteur Luther, nur bei Herr ausgenommen, brauchen sie ihn nicht, als Monsieur Schmid etc. 4) Bei einer oben angeführten Apposition. 5) Bei Aufschriften und Bücherticeln, z. B. Königliches Gymnasium, Börse, Münze, Griechische Sprachlehre, erster Theil, zweiter Band, erstes Kapitel; man findet aber auch hier in andern Fällen den Artikel, z. B. der erste Theil, die zweite Abtheilung des ersten Buches ꝛc. 6) Wenn weder die Gattung, als ein Individuum, noch einer oder der andere bekannte Gegenstand herausgehoben wird, sondern nur die Gattung, Art und Materie überhaupt angedeutet werden soll; z. B. Heißt das Glück, Ehre und Reichthum? Habe Geduld, es wird schon werden. Er geht auf Raub aus; er macht Beute. Gieb mir Brod, Zucker, Mandeln; es ist von Holz, Bley, Eisen ꝛc. ꝛc. 7) Noch in vielen andern, nicht leicht nach Regeln zu bestimmenden Fällen, die man aus den Sprachlehren und der Sprachanwendung erlernt,

z. B. in Fällen, wo mit dem Artikel auch die Biegungszeichen im Deutſchen weggeworfen werden, als: mit Fleiß arbeiten, mit Blut beſprißt, aus Fleiſch und Knochen beſtehen, von Haus zu Haus gehen, mit Weib und Kind hungern, ꝛc.; dann in Fällen, wo der Artikel mit der Präpoſition verſchmolzen wird, als: im Stande ſeyn, zum Ueberfluß, am Ende ꝛc.; dann auch nach weder, noch, verſchieden, gewiß, unterſchieden; ni, divers, different, certain etc., z. B. weder Freund, noch Feind, gewiſſe Perſonen, unterſchiedene Waaren; ni humanité, divers motifs, differentes raisons, certains marchands etc. Sehr oft braucht der Franzoſe einen Artikel, wo ihn der Deutſche nicht braucht, und auch ſo umgekehrt. Der Engländer läßt den Artikel the öfter weg, als der Deutſche; z. B. die Jagd iſt ein groſſes Vergnügen, Hunting is a great pleasure. Da der Artikel the in der Engliſchen Sprache in der Einheit und Mehrheit nicht verändert wird, ſo wird er, wenn mehrere Hauptwörter ſich folgen, nicht wiederholt, wie es im Deutſchen der Fall iſt, z. B. the father, mother an children have been at home, der Vater, die Mutter und die Kinder ſind zu Hauſe geweſen. Auch darf man im Deutſchen, wenn die Hauptwörter, dem Geſchlechte nach, verſchieden ſind, auch die verſchiedenen Geſchlechtsartikel nicht fehlen laſſen, z. B. ihn verfolgen Beide, der Mann und die Frau, und nicht der Mann und Frau. In der Griechiſchen Sprache wird der Artikel oft da weggelaſſen, wo der Deutſche ihn ſetzt, jedoch geſchieht dieſes nur bei allgemeinen Begriffen, wo die Deutlichkeit nicht darunter leidet, und wo wir den Artikel auch weglaſſen könnten, z. B. Θεῖον γὰρ ἀγαθὸν καὶ γάμος, die Ehe iſt doch wohl ein göttliches Gut. Mehrere Abweichungen und Beſon-

derheiten findet man in den Griechischen Sprachlehren bemerkt. Der unbestimte Artikel, ein, bezeichnet nur unbestimmt einen Gegenstand, z. B. ein Mensch, ein Vogel, ein Haus, eine Frau; un homme, une femme; a man, a woman. Die Griechen haben diesen Artikel nicht in ihrer Sprache, sie gebrauchen statt desselben das Fürwort τὶς, τὶ, wie auch schon oben bemerkt worden. Wenn die eigenen Namen als Gattungsnamen stehen, so erhalten sie auch diesen Artikel, z. B. ein Göthe, ein Schiller unserer Zeit; nur ein Friedrich konnte so handeln. Bezeichnet dieser Artikel die Gattung, so kann man ihn setzen, auch fortlassen, z. B. in Gedanken ist sie schon (eine) gnädige Frau, als er noch (ein) Regent war. Mein Bruder ist (ein) Arzt, Philosoph, Jurist. Hier ist (ein) guter alter Wein ꝛc. Die Franzosen gebrauchen ihn hier auf gleiche Weise, als: Monsieur est (un) médecin. Votre frère est (un) boulanger. Mon ami est (un) gentil-homme. Cette Dame est (une) Allemande etc. Dagegen gebraucht ihn hier der Engländer in vielen Fällen, z. B. His brother is a Physician, dagegen läßt der Engländer diesen Artikel fort, wo der Deutsche ihn braucht, z. B. What Man is he? was ist er für ein Mensch. O what fair Ladies are these; was ist dieses für ein schönes Frauenzimmer. It is fine Cloth, fine Gold, Silk etc.; es ist ein feines Tuch, feines Gold, eine feine Seide ꝛc. Noch mehrere Fälle, wo man ihn wegläßt, oder setzt, je nachdem es in dieser oder jener Sprache gebräuchlich oder fehlerhaft ist, findet man in den Sprachlehren.

Das Zeitwort oder Verbum, s. oben, S. 115 und f., richtet sich in der Zahl oder dem Numerus nach dem Nennworte oder Nomen, Hauptworte, ꝛc., worauf es sich bezieht, geht es dann auf mehrere

Hauptwörter oder Subjecte in einem Redesatze, so steht es in der Mehrzahl, dem Plural; daher kann ein Zeitwort, welches sich nur auf ein einzelnes Subject bezieht, nie in der Mehrzahl stehen; nur im Deutschen macht die Höflichkeitsformel, welche nicht nur alle Personen von gleichem und höherem Stande in der Mehrzahl anredet, sondern auch den Höhern die dritte Person in der Mehrzahl giebt, eine Ausnahme; z. B. Herr Müller, Herr von Müller besuchen Sie uns. Seine Durchlaucht haben befohlen ꝛc. Die Griechen und Lateiner verbinden dagegen gern ihre Collectiva oder Sammelwörter, s. oben, S. 89, welche in der Einheit eine Mehrheit ausdrücken, mit dem Plural des Zeitwortes, auch mit der Mehrheit des Beiwortes, welches im Deutschen, Französischen und in andern neuern Sprachen nicht der Fall ist; z. B. sagt der Grieche: ὡς φάσαν ἡ πλῆθὺς, so sprach die Menge; τὸ στρατόπεδον ἀνεχώρουν, das Heer ging zurück; der Lateiner: turba ruunt, der Haufen stürzt hervor; der Franzose sagt hier wie der Deutsche: l'armée a passé le Rhin, das Heer hat den Rhein passirt; la cavallerie a passé le fleuve à la nage, die Reiterei hat den Fluß im Schwimmen passirt ꝛc. Wenn im Griechischen das Adjektiv als Prädikat von dem Subjekte oder Hauptworte getrennt ist, so steht es oft im Neutrum, wenn jenes männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, jedoch nur von Sachen, nie von Personen, woher man sich jedesmal etwas dazu denken kann, z. B. ἡ ἀρετὴ σπουδαῖον, die Tugend ist lobenswerth. Am gewöhnlichsten ist der Gebrauch, wenn es sich auf mehrere einzeln genannte Gegenstände zugleich bezieht, oder wenn Personalbenennungen darunter sind. Man findet daher auch oft bei diesen einzelnen Gegenständen, weil sie als Neutra angesehen werden, das Zeitwort in

der Einheit ſtehen, welches auch im Lateiniſchen bei lebloſen Dingen der Fall iſt, wenn ſie einzeln ſtehen und keine Mehrheit darunter iſt, z. B. Casus et natura in nobis dominatur (auch dominantur). Mens et ratio et consilium in sensibus est (auch sunt). Im Deutſchen, Franzöſiſchen und in andern Sprachen ſteht hier immer die Mehrzahl des Zeitworts; z. B. das Haus und der Garten gehören ihm; Haß, Neid und Mißgunſt kämpfen in ihm ꝛc. 1. Eine Ausnahme macht hier nur die Rechenkunſt, welche oftmals die Einheit, den Singular, gebraucht, z. B. eins und zwei iſt drei, drei mal vier iſt zwölf ꝛc. La beauté, le naturel, l'esprit et la douceur captivent bientôt nos coeurs. La jolousie et l'avarice sont deux maux qui ruinent la santé etc. Das Subjekt wird im Griechiſchen, wie im Lateiniſchen, wenn es aus der Verbindung und dem Zuſammenhange deutlich zu erkennen iſt, und kein Nachdruck darauf ruht, gewöhnlich weggelaſſen, wo der Deutſche immer die Fürwörter: ich, du, er, es ꝛc. ſetzt. Dieſes rührt hauptſächlich in den genannten beiden Sprachen daher, weil der Nominativ oder Nennfall, ſchon in dem Zeitworte ſteckt, bei den neuern Sprachen aber zugeſetzt werden muß, z. B. amo, ich liebe, j'aime, I love etc.; in amo ſteckt alſo ſchon ego, und ſo bei der weitern Conjugation in der Einheit und Mehrheit auch tu, nos, vos, z. B. dum spero, für ego spero; si vales, für tu vales etc. Einige Beſonderheiten in der Griechiſchen Sprache, z. B. dem ausgelaſſenen Fürworte durch die Appoſition etwas beizufügen ꝛc. ꝛc., findet man in der Grammatik. Bezieht ſich ein Zeitwort auf verſchiedene perſönliche Fürwörter oder Subjekte, ſo richtet es ſich nach der vorzüglichen Perſon des Satzes, nämlich nach der Erſten vor der Zweiten, und nach der Zweiten vor der Drit-

ten; z. B. Ego et tu sumus in periculo. Si tu et Tullia valetis, bene est; ego et Cicero valemus. Wir, ich und du, sind in Gefahr. Wenn du und Tullia sich wohl befinden, so ist es gut; wir, ich und Cicero, befinden uns wohl. Im Deutschen setzt man, wie so eben gezeigt worden, gern das Fürwort der Mehrheit voran, wenn es sich nämlich ohne Härte thun läßt, z. B. wir, ich und Fritz, haben dich lange gesucht; ihr Beide, du und Herrmann, werdet das nicht erfahren. Wenn das Zeitwort voransteht, so pflegt man es im gewöhnlichen Leben auch wohl nach dem nächsten Fürworte zu beugen; z. B. das muß er und sein Bruder wissen, oder das müssen sie, er und sein Bruder, wissen; wann wirst du und Leopold kommen? oder besser, wann werdet ihr, du und Leopold, kommen? oder wann wirst du mit dem Leopold kommen. Es versteht sich übrigens hier, daß alle Nominativa der Hauptwörter in der dritten Person stehen, z. B. pater amat, (er), der Vater liebt. Der Mann schneidet das Holz, nämlich: er schneidet, die dritte Person des Zeitwortes im Präsens, und so in allen andern Sprachen, z. B. l'homme mange de la viande (il mange). The man love the boy (he love) etc.

Was nun die Veränderung der Nennwörter oder Substantiven, und der Zeitwörter in den Fällen (Casus), Arten (Modi) ꝛc., oder die Verbindung der Zeitwörter mit den Hauptwörtern (die Lehre von der Rection) anbetrifft, so ist dieses der wichtigste Theil der Wortfügung, weil hierdurch erst die wahre Verbindung der Sätze unter einander, oder vielmehr der Worte zu einem Satze Statt findet; erst die Worte unter sich eine künstliche Verbindung, mancherlei Beziehungen auf und unter-

einander erhalten. Wenn man ein Hauptwort mit einem Zeitworte verbindet, ſo können dadurch zwei Verhältniſſe entſtehen; entweder regiert Erſteres das Letztere, oder umgekehrt das Letztere das Erſtere. Im erſten Falle wird das Hauptwort entweder mit dem Infinitiv des Zeitwortes, oder mit deſſen beſtimmtern Modus verbunden. Geſchieht nun ſolches mit dem Infinitiv, ſo nimmt derſelbe das Wörtchen zu im Deutſchen vor ſich, um den Gegenſtand des Begriffes des Hauptwortes zu bezeichnen; z. B. der Befehl das zu thun, die Begierde empor zu kommen, ſich auszuzeichnen; das Verlangen nützlich zu ſeyn; die Ehre vorgezogen zu werden; die Erlaubniß wegzugehen, die Gefahr zu ſterben; die Macht Schaden zu thun ꝛc. ꝛc. Der Franzoſe ſetzt hier die Präpoſition de vor, z. B. la permission de s'enaller; le danger de mourir; le desir d'être ûtile; l'honneur d'être prèferer; il reçu la permission de vendre ses hardes. Der Engländer folgt hier dem Deutſchen, und ſetzt das Wörtchen to, zu, vor, z. B. the power to love, die Macht zu lieben; the permission to yo away, die Erlaubniß wegzugehen ꝛc. Wenn ein Verbum finitum von einem Hauptworte regiert wird, ſo iſt dieſes ſtets das Subject, und das Zeitwort, als Prädikat, muß ſich nach deſſen Zahl und Perſon richten. Wird dagegen das Hauptwort von dem Zeitworte regiert, ſo wird daſſelbe in mannigfaltige Verhältniſſe gegen das Prädikat geſetzt, welche Verhältniſſe durch die Caſus oder Fälle an dem Hauptworte, und wo dieſe nicht zureichen, durch Präpoſitionen ausgedrückt werden; beſonders iſt dieſes Letztere bei denjenigen Sprachen der Fall, deren Hauptwörter, Eigenſchaftswörter ꝛc. nicht abgewandelt werden, wo dann die Präpoſitionen in die Stelle der Caſus oder Fälle treten. — Die eigent-

liche Caſus oder Fälle des Subjects ſind der Nominativ und der Vocativ. Der Erſte drückt beim Zeitworte das Subject der erſten und dritten und der Letzte der zweiten Perſon aus. Beide werden Caſus recti genannt, weil ſie eine Sache gerade zu anzeigen, wie auch ſchon oben, S. 98, angeführt worden iſt. Der Nominativ zeigt die Perſon oder Sache in der Sprachkunſt an, von der man redet, und ſteht bei jedem perſönlichen Zeitworte (Verbum impersonalis) auf die Frage: wer und was? Zum Beiſpiel puer discit; aves volant; vir est doctus; omne principium est grave etc. Der Knabe ſpricht; die Vögel fliegen; der Mann iſt gelehrt; aller Anfang iſt ſchwer; ich ſchreibe Neuigkeiten; der König begnadiget; ich bitte Sie. l'Enfant parle; les oiseaux volent; l'homme est savant etc. The boy speaks; the birds flecs etc., und ſo auch in andern Sprachen. Bei den unperſönlichen Zeitwörtern wird das Subject durch das unbeſtimmte es im Deutſchen vertreten, wenn es nicht ausdrücklich dabei ſteht, wie es doch häufig der Fall iſt, z. B. es friert mich ꝛc. Im Deutſchen können die Paſſivis nur dann im Nominativ ſtehen, wenn das Activum den Accuſativ erfordert. Man ſagt daher ganz richtig: ich werde geſucht, gerufen, genannt, weil man ſagt: man ſucht, ruft und nennt mich; aber unrichtig: ich werde berichtet, er iſt übel begegnet worden, ich bin verſichert, wir ſind geholfen worden, weil man ſagt: einem helfen, begegnen, verſichern, etwas berichten ꝛc.; bei welchen Zeitwörtern es, es ſtehe nun ausdrücklich oder nicht, wieder die Stelle des Subjects vertritt, und der Caſus des leidenden Gegenſtandes bleibt; es iſt mir berichtet worden; uns iſt geholfen worden ꝛc. Die Zeit-

wörter mit unvollständigen Prädikaten erfordern einen doppelten Nominativ, einen des Subjects, und einen des vollständigen Prädikats; es sind hauptsächlich: seyn, werden, bleiben, heißen, scheinen; im Lateinischen sum, fio, forem, existo, moveor, nascor etc., und so auch in andern Sprachen. Zum Beispiel: Friedrich war ein großer König; Herrmann ist ein Feldherr geworden; er bleibt immer ein Kind; Alexander hieß der Große; er scheint ein ehrlicher Mann (nämlich zu seyn) ꝛc. Senecta ipsa est morbus. Nemo ignavia immortalis factus est. Brutus extitit vindex Romanae Libertatis etc. Il reste toujour enfant; il parait honnête homme. Brutus fut le défenseur de la liberté Romaine etc. Pitt was a great Men into the cabin etc. Auch die Passiva der Zeitwörter, welche im Lateinischen ein nennen, schätzen, verachten, erkennen, erwählen und tituliren bedeuten, z. B. nominor, appellor, dicor, vocor, eligor, invenior etc.; so auch im Teutschen: heißen, nennen, schelten, schimpfen ꝛc., haben einen doppelten Nominativ bei sich; z. B.: Augustus appellatus est pater patriae etc. Er ist ein Betrogener geheißen, genannt, geschimpft, gescholten ꝛc. geworden. Wenn ein Nominativ mit einem andern Hauptworte durch als verglichen, erklärt, erläutert oder eingeschränkt wird, so steht dieses gleichfalls im Nominativ; z. B. er blüht wie eine Rose, er fiel, als ein Held, oder als Held ꝛc. Hierher gehören auch die Zeitwörter im Lateinischen, mit welchen eine Beschaffenheit, ein Zustand oder eine Geberde beschrieben wird, und die gleichfalls einen doppelten Nominativ haben; z. B. Multi pauperes incedunt nudi etc. — Der Vokativ, wie schon oben an-

geführt worden, bezieht sich größtentheils auf die zweite Person eines Zeitwortes, und wird beim Anreden oder Zurufen gebraucht, und solches sowohl ohne, als mit den Partikeln o! ha! heus! z. B. Heus Syre! O magna vis veritatis! Im Deutschen weicht der Vokativ nur in einem Falle von dem Nominativ ab. Nämlich, da der dritte Fall der Adjective in der Einheit, der Natur der Sache nach, nicht Statt findet, so wird demnach der Vokativ, der wegen seiner eigenen genauen Bestimmung keines bestimmten Artikels bedarf und nur allein Pronomina Possessiva oder Adjectiva vor sich leidet, aus dieser dritten Form gemacht, und in diesem einzigen Falle lautet der Deutsche Vokativ anders, als der Nominativ, als Weiser! großer Gelehrter! Deutscher! ꝛc. Die oben angeführte Bestimmung des Vokativs hat er auch in andern Sprachen. Die jetzt folgenden vier Fälle oder Casus werden Casus obliqui genannt, weil sie sich auf einen andern Gegenstand beziehen, wie auch schon oben, S. 98, angeführt worden ist. Einige Sprachlehrer machen hier unter den genannten vier Fällen noch einen Unterschied, und theilen sie in unmittelbar und mittelbar regierte Fälle. Zu den Erstern rechnen sie bloß den Accusativ oder Zielfall; der auf die Frage wen? wenn von Personen, und auf die Frage was? wenn von Sachen die Rede ist, gesetzt wird; zu den andern: den Genitiv, Dativ und Ablativ auf die Frage: wessen? wem? womit, wodurch, woran? Diese Eintheilung ist gewiß sehr zweckmäßig und verständlich; da aber die gewöhnliche Eintheilung in Casus recti und obliqui schon oben, beim Nominativ und Vokativ, befolgt worden ist, so muß auch hier schon fortgefahren werden, jedoch mit Berücksichtigung der angeführten Eintheilung. — Die Bestimmung des Genitivs ist schon oben, S. 97, angeführt

worden. Er gehört zu den mittelbar regierten Fällen und steht auf die Frage: wessen? wenn? wie lange? Im Französischen auch auf die Frage: von wem? ꝛc., als Ablativ. In der Deklination oder Abwandlung der Wörter hat er die zweite Stelle, und zeigt an, daß dasjenige Wort, welches darin steht (nämlich im Genitiv), mit einem andern Hauptworte im Verhältnisse steht, ohne welches dasselbe nicht deutlich verstanden werden kann; z. B.: der Vater, der Sohn, die Mutter, die Tochter, müssen ihre völlige Deutlichkeit erst von einem andern Worte erhalten, welches sie in das rechte Verhältniß bringt, als: der Vater des Sohns, der Sohn des Vaters; die Tochter der Mutter ꝛc. Dieses Verhältniß ist aber nicht bloß dasjenige, welches sich auf die Zeugung oder wirkende Ursache gründet, obgleich die Benennung des Falls wohl daher genommen worden ist, sondern es giebt derselben unzählige, und daher gehört dieser Fall auch zu den schwierigsten, in Hinsicht der Beziehungen und Bestimmungen, die er veranlaßt, in der Sprachkunst; und Adelung erklärt dieses auch in seiner Sprachlehre, in Bezug auf den Deutschen Genitiv. Er sagt: „Dieser Fall war ehedem im Deutschen von einem weiten Umfange, und es scheint, als habe er alle Verhältnisse ausdrücken müssen, von welchen man nur dunkle Begriffe hatte, und sie daher auf keine bestimmtere Art auszudrücken wußte, oder von welchen man das Vorbild in der Lateinischen Sprache fand, die einen eben so weitläuftigen und oft unbestimmten Gebrauch von diesem Falle macht. Im Fortschreiten der Kultur suchte die hochdeutsche Mundart viele dieser Verhältnisse auf eine bestimmtere Art durch die Präposition; auszudrücken, welche die Süddeutsche Sprache noch jetzt durch Genitive bezeichnet, welche die Hochdeutsche Schreibart nicht selten wieder von derselben entlehnt, und sich da-

durch das Ansehen der Neuheit und Kürze giebt. Daher sind diejenigen Fälle, in welchen die Hochdeutschen noch jetzt das Zeitwort mit einem Genitiv verbinden, bloße Ueberbleibsel von dem älteren Gebrauche dieses Falls; daher sich auch keine bestimmte Regeln darüber geben lassen, sondern man muß diese Fälle aus dem Gebrauche erlernen." — Die Anzeige des oben angeführten Verhältnisses geschieht nicht in allen Sprachen auf dieselbe Art; denn bald geht eine Veränderung mit dem Einen, bald mit dem Andern vor. Die erste Art ist in der Hebräischen Sprache, wo dasjenige Wort, auf welches sich das folgende bezieht, und welches in andern Sprachen den Genitiv regiert, verändert wird; man nennt dieses gewöhnlich den Statum constructum, in andern Sprachen geht dieses mit den folgenden vor. Da dieser Fall unter allen der verwickelste ist, so haben die Sprachlehrer auch eine Menge Regeln erfunden, die den Gebrauch desselben bestimmen sollen; allein sie sind nicht auf alle Fälle anwendbar, wenigstens reichen sie nicht aus, wie man diesen Fall in verschiedenen Verhältnissen von Schriftstellern angeführt findet. Hier nur einige dieser Verhältnisse. Man zeigt durch diesen Fall an: das Verhältniß einer Eigenschaft zu ihrem Subjekte; z. B. calliditas hominis, fortitudo regis; die Verschlagenheit des Menschen, die Stärke des Königs; la ruse de l'homme, la force du Roi; the craft of the man, the power of the King; oder umgekehrt, des Subjekts zu seiner Eigenschaft: puer bonae indolis; Meister der Kunst, Meister der Verstellung; maître de l'art etc.; der Form zur Materie: vas auri, une vase d'or; a vessel of gold; der Deutsche braucht hier entweder das Eigenschaftswort golden, eine goldene Vase, oder die Präposition von; eine Vase von Gold; oder umgekehrt der Materie zur

Form: aurum vasis. Hier werden bei andern Sprachen Eigenschaftswörter oder Präpositionen gebraucht, oder man umschreibt dieses Verhältniß oder es läßt sich gar nicht geben. Man gewahrt aber hieraus, daß vielerlei Worte in verschiedenen Verhältnissen, auch verschieden verändert werden. So ist z. B. der Herr des Hauses etwas ganz anders, als das Haus des Herrn; der Schild des Ritters und der Ritter des Schildes; die Tasse des Kaffees, wofür man aber besser die Kaffeetasse sagt, und der Kaffee der Tasse, nämlich der eingeschenkte ꝛc. Dieserhalb haben auch einige Sprachlehrer, um diesen Fall in allen seinen Verhältnissen auszudrücken, dafür besondere Namen erfunden, z. B. Genitivus possessionis oder des Besitzes; Genitivus causae oder der Ursache; Genitivus objecti oder des Objects; Genitivus aggregatus, der angehängte oder letzte Genitiv, ꝛc. ꝛc. — Da der Genitiv in jeder Sprache seine Eigenthümlichkeiten hat, und der constructio genitivi überall die meisten Schwierigkeiten macht, obgleich man in neuester Zeit so viel, als möglich, in den kultivirten Sprachen sich bemühet hat, seine Verhältnisse näher zu bestimmen, so läßt sich hier, außer dem schon oben angeführten, nicht viel über ihn sagen, weil alle seine Besonderheiten hier nicht angeführt werden können, ohne nicht diesen Artikel der Sprache über die Gebühr auszudehnen; auch findet man die vielen Abweichungen von der Regel, in Hinsicht dieses Falles, in allen Sprachlehren. Nur Einiges wird hier noch am rechten Orte stehen. Im Deutschen steht der Genitiv auf die Frage: wessen? Die Länder des Fürsten, die Güter des Grafen, das Haus meines Nachbars, die Werkstatt des Künstlers, das Portrait des Königs, der Verein der Frauen oder Jungfrauen, der Ruhesitz der

Ausgedienten, der Befehl des Feldherrn, die Nachkommen Adams, die Reize des Frühlings, die Schönheit dieser Person ꝛc. Dann gewöhnlich auf die Frage: wann? z. B. wann werden wir reisen? des Morgens, des Mittags, des Abends, des Nachts. Wann geht die Post ab? des Sonntags, des Montags; auch bloß Sonntags, Montags, Dienstags ꝛc., heutiges Tages. Das Verhältniß des Orts und das Verhältniß der Art und Weise anzuzeigen, jedoch mit vielen Einschränkungen, wo man statt desselben Präpositionen gebraucht. So z. B. sagt man im Genitiv: Eine Sache höhern Orts melden, meines Wissens, meines Bedünkens, geraden Weges, stehenden Fußes, guten Theils, ich meines Theils, eines schmähligen Todes sterben, der Hoffnung, des Zutrauens, Jemandes Gnade leben; Willens, guten Muthes, des Todes seyn; eines Geschlechts, eines Sinnes seyn; es ist so Herkommens ꝛc. ꝛc. Dann steht der Genitiv bei denjenigen Zeitwörtern, welche, außer dem Nominativ des thätigen und dem Accusativ des leidenden Gegenstandes, auch noch die Sache erwähnet wissen wollen, als: berauben, beschuldigen, entlassen, entledigen, entsetzen, gewähren, überführen, überheben, überzeugen, vermuthen, würdigen ꝛc. ꝛc. z. B. Jemanden einer Sache berauben, Jemanden des Landes verweisen ꝛc. Hierher gehören auch die Reziproka: sich einer Sache annehmen, anmaßen, äußern, bedienen, begeben, befahren, befleißigen, bemächtigen, bemeistern, bescheiden, entäußern, entbrechen, enthalten, entladen, entsinnen, entziehen, erinnern, rühmen, schämen, überheben,

untersagen, vermuthen, versehen, versichern, weigern ꝛc. Sich der Sünde fürchten, sich eines Bessern bedenken, Jemanden eines Bessern belehren, werden nicht immer mit dem Genitiv verbünden, z. B. sich vor Jemanden fürchten ꝛc. Die Präpositionen, die bloß den Genitiv regieren oder nach sich haben, sind schon oben, S. 171, erwähnt worden. In der höheren Schreibart setzt man den Genitiv gern voran, z. B. des Lebens Freuden, der Leidenden Trost; wie viele der Seligkeit Stunden sind mir in deinem Arme, o Liebe! dahin geschwunden ꝛc.; der Mitternacht Stunden haben oft in ihrem Gefolge manche Geheimnisse. — Wenn der Sinn des Genitivs nicht klar genug hervortritt, wenn das Verhältniß, worin er steht, wohl demjenigen, der ihn darein gesetzt hat, klar ist, doch aber im Gefühle für jeden Fremden noch etwas Dunkles, nicht klar Hervortretendes hat, dann wähle man lieber eine der Präpositionen von, in, an ꝛc. ꝛc. — Im Englischen wird der Genitiv, den man in dem Wörtchen of erkennt, welches ihm vorgeht, auch auf die Frage: wessen? gesetzt, jedoch öfterer, wie im Deutschen, und in ganz andern Verhältnissen. Z. B. nach einem Hauptworte, welches ein Gewicht, Maaß, Zahl oder einen Theil anzeigt, und dann überhaupt da, wo man im Deutschen zwei Hauptwörter neben einander stellt; z. B. a pound of meat, ein Pfund Fleisch, a glass of water, ein Glas Wasser. — Vor den Namen der Menschen, Königreiche, Länder, Inseln, Flüsse, Städte, Monate ꝛc.; als: He is the son of John; the Kingdom of great Britain; the City of Paris, die Stadt Paris; the Month of July, der Monat July. Nach dem Zeworte I am, wo wir auch mit wessen? fragen, als: I am of opinion, ich bin der Meinung. Nach

vielen Adjectiven und Zeitwörtern, beſonders ſolchen, welche eine Gemüthsbeſchaffenheit anzeigen, und ſie in dem Gerundium und Partizip ſtehen. Man bildet nun im Engliſchen auch noch den Genitiv, wie wir ihn bei Eigennamen in Verbindung mit Gattungsnamen bilden, z. B. Wilhelms Pferd, ſtatt: das Pferd des Wilhelms. Der Engländer ſagt daſſelbe: Williams horse, ſtatt: the horse of William. Man ſetzt daher das Wort, welches im Genitiv ſtehen ſollte, demjenigen, wovon es regiert wird, vor, und an daſſelbe ein s mit einem Apoſtroph (’). In der Mehrheit wird der Apoſtroph aber weggelaſſen, wenn ſie ſich auf ein s endiget, als: the sons dûty, der Söhne Pflicht. Wenn die Mehrheit aber nicht regelmäßig gebildet worden iſt, ſo muß man das s anhängen, als: men's property, der Männer Eigenthum. Wenn zwei Genitive in einem Satze zuſammen ſtehen, ſo wird das s dem Letzten angehängt, als: in King Richard's reign, welches auch im Deutſchen Statt findet: unter König Richard's Regierung, nur wird hier der Ausdruck des Genitivs dem Gattungsworte gegeben, wenn der Artikel vorſteht, z. B. unter des Königs Richard Regierung ꝛc. Gewöhnlich wird durch das apoſtrophirte s der Genitivus possessionis angezeigt, als: the child's parents, des Kindes Aeltern; the Lady's chambermaid, das Kammermädchen der Dame; the Subjects love is their Kings surest Guard, die Liebe der Unterthanen iſt die ſicherſte Wache der Könige. Wo im Deutſchen zwei Subſtantive zuſammengeſetzt werden, gebraucht der Engländer den Genitiv, z. B. the Master of the House, der Hausherr; a Master of Language, ein Sprachmeiſter ꝛc. — Im Franzöſiſchen gebraucht man den Genitiv in vielen Fällen, wie im Deutſchen, auf

die Frage: wessen? z. B. l'amour du père et de la mère; la justice du Roi; l'amitié de la sœur; l'humanité de la Princesse; le prix du jardin et de la maison; l'atelier du peintre, du sculpteur; le portrait du Roi et de la Reine etc. Wenn im Deutschen zwei Hauptwörter zusammengesetzt werden oder beisammen stehen, steht im Französischen der Genitiv, z. B. la robe de chambre, der Schlafrock; la ville de Paris, die Stadt Paris; une bouteille de vin, eine Flasche Wein ꝛc. Nach den Wörtern, die eine Vielheit oder Wenigkeit anzeigen, z. B. beaucoup de livres, peu d'argent etc. Wegen der Zeitwörter, die im Französischen einen Genitiv regieren, ist es sehr zweifelhaft; selbst die neuesten Sprachlehrer, ein Levizac, Mozin ꝛc. bestimmen hierüber nichts ausdrücklich, sondern empfehlen hier nur den Gebrauch, welcher die Lernenden mit den Besonderheiten dieses Zweiges der Französischen Sprachlehre, nämlich der Verbindung der Zeitwörter mit den Fällen der Hauptwörter, oder von dem Subjecte und den unmittelbar und mittelbar regierten Hauptwörtern durch Zeitwörter, am besten bekannt macht, weil sich hierüber keine bestimmten Regeln geben lassen, denn jede würde viele Abweichungen haben. In einigen Fällen regiert das Hülfswort être den Genitiv, z. B. il est de mon devoir, und dann regieren ihn, wie im Deutschen, viele zurückwirkende Zeitwörter (Verbes pronominaux), z. B. se venger de quelqu'un, se repentir de quelque chose etc. Die Präpositionen, so wie die Adverbien, welche den Genitiv regieren, welche Letzten dann als Präpositionen gelten, als: beaucoup, peu etc. z. B. beaucoup des livres, peu d'argent etc., lernt man aus den Sprachlehren kennen, weil es von Erstern eine große Anzahl giebt, besonders regieren die zusammengesetzten

Präpositionen den Genitiv, z. B. autour de la ville, de la table; au travers des ennemis, des dangers; auprès de cette arbre; à cause, j'ai été prié à cause de vous etc. In allen diesen Sprachen ist der Genitiv, außer den bestimmten Fällen, die oben angeführt worden sind, ein sehr unbestimmter Fall, der nur zu oft durch Präpositionen und andere Fälle umschrieben und gegeben werden kann, wie auch schon oben angeführt worden; man muß sich daher bei seinem Gebrauche in Fällen, wo er Unverständlichkeiten veranlassen könnte, sehr in Acht nehmen, und lieber ein Vorwort gebrauchen, als die Stelle im Satze dunkel lassen, welches besonders in der Deutschen Sprache leicht angeht, die an Hülfswörtern so reich ist; auch die Französische kann sich der Vorwörter oder Präpositionen bedienen, obgleich bei denselben dergleichen zweifelhafte Fälle, ob nämlich dieser Casus recht steht oder nicht, oder ob er Dunkelheiten oder Unverständlichkeiten veranlaßt, weniger vorkommen, besonders wenn man in die Sprachkunst eingedrungen ist; nur lassen sich Regeln hierüber schwer entwerfen, weil Vieles, ja das Meiste, auf die Constructionsordnung oder Stellung der Wörter in einem Satze ankommt, die doch sehr verschieden angetroffen wird, welche Verschiedenheit den Styl des Schriftstellers ausmacht.

Der Dativ, s. oben, S. 97, steht auf die Frage: wem? wozu? Er ist in der Deklination der dritte Fall oder Casus, und von den mittelbar regierten der zweite, und gehört daher zu denjenigen Fällen, die sich auf etwas beziehen (Casus obliqui); er bezeichnet daher die Sache oder Person, auf welche sich das damit verbundene Zeitwort bezieht. Man bezeichnet ihn entweder durch die bloße Endigung, wie im Lateinischen und Griechischen, oder durch Vorsetzung einer Partikel oder eines Vorworts, wie im He-

bräischen, Französischen und Englischen, oder durch den Artikel, wie im Deutschen. Den Namen Dativ hat er, wie auch schon oben bemerkt worden, von Geben, weil ihm etwas gegeben wird und er also dadurch den Gebefall bezeichnet, z. B. ich gebe dir ein Buch, eine Schrift, ein Gemälde ꝛc. Die Handlung des Gebens ist also bei diesem Falle die vorherrschende, obgleich der Gegensatz davon eben so häufig damit angezeigt wird, z. B. sagt man eben so gewöhnlich: dare alicui pecuniam, als: eripere alicui pecuniam, Jemanden Geld geben, als Jemanden Geld rauben, abnehmen; jedoch ist die erstere Beziehung auf seinen Namen wohl die richtigere, weil im Ganzen mehr gegeben, als genommen wird, also das Erstere auch der eigentliche Zweck der meisten Handlungen ist, woher er auch der Zweckfall genannt wird; denn ich muß erst geben, ehe Jemand nehmen kann, oder es muß erst gegeben worden seyn, ehe ich nehmen kann. Von dem gewaltsamen Nehmen, dem Rauben, kann hier nicht die Rede seyn, weil solches nach dem Begriffe aller civilisirten und kultivirten Nationen von dem Mein und Dein, eine ungerechte Handlung ist. Im Griechischen kommt der Dativ mit dem Deutschen so ziemlich überein, und begreift, wie dieser, mehrere Verhältnisse, die durch die Präpositionen an, für, gegen, zu, vollständiger ausgedrückt werden, und daher weiter keiner Erklärung bedürfen, als: δοῦναί τινι, Jemanden geben, ἐχθρὸς τινι, Jemanden feind ꝛc. Ferner folgt er im Griechischen auf den Begriff der Vereinigung, des Zusammentreffens, z. B. ὁμιλεῖν τινι, mit Jemanden umgehen; μάχεσθαι τινι, mit Jemanden kämpfen; ὅμοιός τινι, Jemanden gleich, ähnlich ꝛc. Dann zeigt er in dieser Sprache eine Handlung, die eine Richtung des Nutzens oder Schadens hat, an, und worin Butt-

mann ihn als Dativus Commodi et Incommodi bezeichnet, worüber man eine Erklärung in ſeiner Grammatik, 6te Aufl. (1811) S. 482 u. f. findet. Ferner zeigt derſelbe noch das Werkzeug, die Urſache, die Art und Weiſe, und die beſtimmte Zeit an, z. B. πατασσειν ῥάβδῳ, mit dem Stocke ſchlagen, σμιλῃ πεποιημένον, mit dem Schnitzmeſſer gemacht. Nach Buttmann kann man dieſen Fall hier den Dativus instrumenti nennen, wie die Lateiner ihren Ablativus instrumenti haben. In Hinſicht der Urſache ſagt man: φόβῳ ἐποίησεν, ich that es aus Furcht; der Art und Weiſe: ταῦτα ἐγένετο τῇδε τῇ τροπῇ, dies geſchah auf dieſe Art; der beſtimmenden Zeit: περὶ τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ, am dritten Tage war er da ꝛc. Man gebraucht auch den Dativ im Griechiſchen beim Paſſiv, beſonders beim Perfectum Paſſivi, z. B. καλῶς λέλεκταί σοι, es iſt ſchön von dir geſagt worden ꝛc. — Der Lateiner gebraucht den Dativ auf die Frage: wem? für wen? wozu? wem zum Nutzen? wem zum Schaden? z. B. Volenti non fit injuria. Malis displicere laus est. Heroum filii noxae. Non scholae, sed vitae discendum. Lupus est homo homini. Homo non sibi soli natus est, sed patriae. Da hoc amicis ac familiaribus tuis, da patriae. Nemo errat uni sibi, sed dementiam spargit in proximos etc. Die Adjective, die eine Bereitwilligkeit oder Tauglichkeit zu einer Sache anzeigen, ſtehen auf die Frage: wozu? und diejenigen, die eine Gleichheit, Aehnlichkeit, oder deren Gegentheil anzeigen, im Dativ. Erſtere können aber auch den Accuſativ mit der Präpoſition ad bei ſich haben, z. B. Ingenium hominis ad res diversissimas habile est. Homo ad nullam rem utilis (idoneus), welches ſo viel bedeutet, als

ein Taugenichts. Das Zeitwort sum, wenn es haben bedeutet, setzt die Person in den Dativ, die Sache aber in den Nominativ, und es selbst nimmt die dritte Person, z. B. est mihi liber etc. Ferner steht der Dativ im Lateinischen bei den Zeitwörtern: parco, benedico, maledico, studeo, persuadeo, arrideo, supplico, excello etc., z. B. Plato persuasit Dionysio etc. Bei denjenigen Zeitwörtern, die so viel als gereichen, zurechnen bedeuten, als: duco, do, verto, tribuo, habeo, sum, fio, steht sowohl die Person, als die Sache im Dativ. Erstere auf die Frage: wem? und Letztere auf die Frage: wozu? z. B. cui bono est etc. Zuweilen wird auch die im Dativ stehende Person weggelassen, als: turpe est literas quaestui (sibi) habere etc. Der Dativ steht ferner bei vielen Zeitwörtern, die mit den Präpositionen: ad, ante, con (statt cum), de, e, in, inter, ob, post, prae, pro, re, sub und super verbunden sind, z. B. adesse, congruere, conjungere, imponere, inferre, injicere, obrepere, prospicere, supervenire etc. etc., z. B. Ego omnibus rebus tuis adero. Caesar Galliam Romano imperio conjunxit etc. Die Impersonalia: licet, libet, contingit, convenit, expedit, vacat etc., haben, wenn sie mit dem Infinitiv esse und fieri zusammen stehen, sowohl das Subject, als Prädikat des Satzes im Dativ bei sich; z. B. licet mihi esse otioso etc. Oft setzt man auch den Dativ nach Art der Griechen, wo eine von den Präpositionen, a, ad, apud, cum mit ihrem Falle stehen könnte, z. B. statt a: honesta bonis viris (statt a bonis viris) quaeruntur etc. Auch die Interjectionen: heu, hae, hem, können den Dativ bei sich haben, der aber öfters ausgelassen wird, z. B. Heu mihi! Heu mihi misero! etc. Diejenigen Zeitwörter, welche bald den Dativ der Person und

den Accuſativ der Sache, oder bald die Perſon in den Accuſativ und die Sache in den Ablativ ſetzen, ſo wie auch diejenigen Zeitwörter, welche, je nachdem ſie in verſchiedenen Bedeutungen genommen werden, bald den Dativ, bald einen andern Fall bei ſich haben, findet man in den Lateiniſchen Sprachlehren, ſo wie auch mehrere andere Beſonderheiten, welche ſich auf den Dativ beziehen. — In der Deutſchen Sprache ſteht der Dativ auf die Frage: wem? und wozu? z. B. wem gehört dieſes Haus, dieſer Pallaſt, dieſes Schloß? Dem Kaufmanne, dem Grafen, dem Fürſten oder der Frau N., der Gräfin, der Fürſtin. Wem zum Beſten geſchieht dieſes? Es geſchieht der Stadt, der Kirche, dem Waiſenhauſe, dem Krankenhauſe, ꝛc. zum Beſten. Wozu dient dieſes? Es dient zum Nähen, Stricken, Sticken; zum Spielen, Singen, Tanzen ꝛc. Ferner ſteht der Dativ 1) als Gegenſtand an dem der im Zeitworte liegende oder ſteckende Begriff verſinnlicht wird, oder von dem die Handlung geſchieht; z. B. Einem auf die Achſel klopfen; dem Vogel die Zunge löſen; dem Manne das Haar verſchneiden; ſeinen Worten einen falſchen Sinn geben; dem Kinde den Apfel aus dem Munde nehmen; dem Baume die Zweige abſchneiden; ihm pocht, ſchlägt das Herz; ihr ſchlägt das Gewiſſen. Alle dieſe Fälle mit tranſitiven Zeitwörtern; aber auch mit intranſitiven, z. B. die Haare ſtehen ihm zu Berge; mir friert das Geſicht, die Füße; der Kopf thut ihm weh: die Wunde in der Hand ſchmerzt mir; ihm blutet das Herz ꝛc. 2) Bei tranſitiven Zeitwörtern, wenn ihr Activum den leidenden Gegenſtand im Accuſativ, das Paſſivum denſelben aber im Nominativ bei ſich hat, als: Einem etwas abbitten, abfordern, abſtreiten, anhaben, anpreiſen, anrathen, aufkündigen, bedingen, befehlen, bringen, benehmen, berichten, bezahlen, borgen, entlaſſen, erwiedern,

erzählen, geben, gebiethen, geloben, geſtatten, halten, glauben, gönnen, klagen, leihen, liefern, leiſten, melden, machen, nehmen, nennen, rauben, offenbaren, opfern, rathen, reichen, ſagen, ſchaffen, ſchenken, ſchicken, ſenden, ſchreiben, ſtehlen, thun, verweigern, verurſachen, verbinden, verpflichten, wünſchen, zeigen, zurechnen ꝛc.

3) Bei intranſitiven oder nichtzielenden Zeitwörtern; als: Einem anliegen, angehören, ausweichen, begegnen, beifallen, danken, dienen, drohen, fluchen, folgen, fröhnen. Einem an die Hand gehen, gefallen, gehören, gehorchen, gelingen, gerathen, geſchehen, geziemen, glauben, gleichen, leuchten, lohnen, nützen; einer Sache obliegen; ſich einer Sache entziehen. Einem rathen, ſchaden, ſchmeicheln; ſich einer Sache unterziehen. Einem trotzen, wehren, weichen, winken, wohl wollen, das wird mir zur Laſt; das iſt mir zu hoch; wie wird mir. Hierher gehören auch die unperſönlichen Zeitwörter, z. B. es ahndet, ekelt, betrübt, gebührt, geziemt, gereut, träumt, ſchwindelt mir; es kommt mir vor, es fällt mir ein, es glückt mir, es fehlt mir, es gilt mir, mir iſt warm, mir iſt kalt, mir iſt übel, mir iſt wohl. — Man hat nun noch mehrere Zeitwörter, welche von einigen Schriftſtellern mit dem dritten, von andern mit dem vierten Falle gebraucht werden, und worüber ſchon mancher Streit entſtanden iſt. Die vorzüglichſten darunter ſind: ankommen, aufgeben, angehen, bezahlen, deuchten, gelten, getrauen, helfen, heißen, koſten, laſſen, lehren, liebkoſen, nennen, rufen, verſichern. Bei allen dieſen Zeitwörtern, ſo wie überhaupt bei allen tranſitiven, wenn der Fall des Gegenſtandes, den ſie regieren, zweifelhaft iſt, darf man nur, um zu ſehen, ob es im Dativ oder Accuſativ ſtehen muß, die ganze Redensart in das Paſſivum verſetzen, findet nun hier der Nominativ Statt, ſo muß im Activo der Accuſativ ſtehen, muß aber der Dativ bleiben, ſo

steht solcher auch im Activo; z. B. sagt man: das Kind wird geliebkoset, also muß es auch heißen: Einen liebkosen; ich werde angegangen, also: Einen angehen; ich werde bezahlt, also auch: Einen bezahlen; mir wird geholfen, also auch: Einem helfen; mir ist berichtet, versichert worden, also auch: Einem berichten, versichern ꝛc. Aufgeben ist mit dem Dativ und Accusativ richtig, z. B. Einen Kranken aufgeben, heißt, ihm die Hoffnung der Wiederherstellung benehmen; und Einem etwas aufgeben, heißt, eine Vorschrift, nach der er handeln soll. Es gilt dein Leben und es gilt ihm das Leben. Ich lehre dich und ich lehre dir die Malerey; ich habe es ihm geheißen und ich habe ihn kommen heißen, und so in mehreren andern Fällen. — Andere Verhältnisse, z. B. des Mittels und des Werkzeuges, der Gesellschaft, Verbindung, der Zeit, des Ortes der Ruhe ꝛc., die dieser Casus ausdrückt, geschieht mittelst der Präpositionen, die oben, S. 170, angeführt worden sind. — In der Englischen Sprache wird der Dativ, der das Wörtchen to als Kennzeichen vor sich hat, wie in der Deutschen Sprache, auf die Frage: wem? oder wozu? gesetzt; es sind hierüber noch folgende Regeln zu beobachten. Einige Hauptwörter, die eine Freund- oder Feindschaft, Gemüthsbewegung oder ein Amt bezeichnen, haben hier den Dativ, und im Deutschen den Genitiv, als: He is a Friend to Wine, er ist ein Freund des Weines; dann auch die Hauptwörter, welche ein Recht, Anspruch ausdrücken, und wo wir dann im Deutschen das an oder auf gebrauchen, als: God is faithful to his Word, Gott hält sein Wort. Das Wörtchen to, als Kennzeichen des Dativs, wird nach einigen vorzüglich einsylbigen Zeitwörtern, die ein Begehren und Verlangen ausdrücken, besonders wenn das persönliche Fürwort gleich darauf folgt, als: to tell, to give etc.,

so wie auch in kleinen Redesätzen nach einigen Adjectiven, z. B. nach like, gleich, ähnlich, near, nahe, each, every, no, one, nigh und next ausgelassen; ausgenommen von dieser Regel ist to say, welches immer to hinter sich stehen hat. Hier einige Beispiele von dem Angeführten: Tell me some News, sagt mir etwas Neues. Give me the book, gebt mir das Buch. Give each somewhat, gebt Jedem etwas. He shall make you no Presents, er soll euch keine Geschenke geben. To do one a pleasure, Einem einen Gefallen erzeigen. Near the city, nahe bei der Stadt ꝛc. Das Fürwort it hat immer den Dativ nach sich, und bei demselben kann der Dativ gesetzt oder ausgelassen werden, je nachdem es der Wohlklang erfordert; z. B. Give it to my Son, gebt es meinem Sohne. Tell it her, sagt es ihr ꝛc. — In der Französischen Sprache steht der Dativ auf die Frage: wem, zu wem, an wen, an was, zu was, wo, wohin, woran? ꝛc., z. B. la maison appartient à Mr. Weiss, oder à l'artiste, oder au père, oder à la mère, oder à la Comtesse; j'écris à l'oncle et à la tante, à Mr. N., au Ministre, au Roi; je m'adresse à l'Empereur et à l'Impératrice; je me plais à la ville, à la campagne, au jardin. Ces châteaux, ces palais appartiennent aux Princes et aux Princesses. Les Religieux pensent aux églises. Les chasseurs se trouvent à la chasse. Les Nobles et les Bourgeois se divertissent aux environs de la ville. Nous avons été à la comédie. Je me trouve au désespoir. Je préfère une conscience libre à l'honneur et aux richesses. Mon ami va à l'exposition des peintures et sculptures. Mon fils pense aux revers de la

fortune etc. Wenn gleich viele Franzöſiſche Zeitwörter mit den Deutſchen in Regierung des Dativs übereinkommen, ſo finden doch auch eben ſo viele Ausnahmen Statt, wo Franzöſiſche Zeitwörter den Dativ und die Deutſchen den Accuſativ, und ſo umgekehrt haben; ſo z. B. haben accomoder, anſtehen, assister, secourir, aider, helfen, beiſtehen, croire, glauben, braver, trotzen, éclairer, leuchten, flatter, ſchmeicheln, menacer, drohen, prévenir, zuvorkommen, rencontrer, begegnen, remercier, danken, servir, dienen ꝛc., den Accuſativ oder régime directe im Franzöſiſchen, und im Deutſchen den Dativ oder régime indirecte. Ausgenommen von den genannten Zeitwörtern ſind aider und croire, welche man auch mit dem Dativ antrifft; z. B. aidez à sa soeur; croire aux devins, aux songes, an Wahrſager, an Träume glauben. So hat jouer, ſpielen, im Deutſchen den Accuſativ, z. B. Schach, Karten, Kegel, Damen ſpielen, und im Franzöſiſchen den Dativ: jouer aux échecs, aux cartes, aux quilles, aux Dames etc. Wenn das Hülfswort être in der Bedeutung von c'est le devoir ſteht, ſo regiert es häufig den Dativ, z. B. C'est au général à commander, et c'est au soldat d'obeir; c'est aux gens de lettres á juger des ouvrages d'esprit, mais sans préjuge; c'est aux maîtres à parler et aux disciples d'écouter; quand un maître a donné ses ordres, c'est à l'inférieur de se conformer à sa volonté, afinque le désordre ne regne pas etc. Die Zeitwörter der Mittelgattung (Verba neutria), die weder ein Thun, noch ein Leiden, ſondern bloß einen Zuſtand, auch wohl eine Handlung ausdrücken, die in der handelnden Perſon ſelbſt vorgeht, alſo keinen äußeren Gegenſtand hat,

regieren gewöhnlich den Dativ, auf die schon oben angeführten Fragen, wovon auch daselbst Beispiele angeführt worden sind, als: j'étais à la champagne, je suis souvent à la ville et aux environs de la ville; je réfléchis au temps passé, aux affaires dont vous m'avez parlé etc. Von den zurückwirkenden Zeitwörtern (Verba reciproca) haben auch mehrere den Dativ nach sich, z. B. se fier à quelqu'un etc. — Ein Mehreres über den Dativ in der Englischen und Französischen Sprache findet man in den Sprachlehren.

Der Accusativ oder Zielfall, Anklagungsfall, Thatfall, s. auch oben. Er macht der vierte Casus in der Declination, und der einzige unmittelbar regierte Fall (Regimen directum) in der Sprachkunst. Er steht auf die Frage: wen? oder was? In der Griechischen und Lateinischen Sprache wird er durch seine Endungen ausgedrückt, in der Englischen, Französischen, Italienischen und Deutschen Sprache durch gewisse Partikeln und den Artikel, die er zum Theil mit dem Nominativ oder Nennfall gemein hat. Er wird aber auch aus dem Zusammenhange erkannt, und am deutlichsten da, wo die Wörter der Ordnung der Natur nach folgen. Oefters aber zeigen in diesen Sprachen gewisse Partikeln, die dem Nominativ vorgesetzt werden, und die Affixa, welche den Wörtern nachstehen, den Accusativ an. So ist Bi ist eth bei den Hebräern das Zeichen desselben; es steht immer vor und bedeutet ursprünglich ein Zeichen. Auch vor den Affixis, zeigt diese Partikel denselben Fall an, wird aber darum oft beschrieben, z. B. er besuchte, oth-i, mich. Daß sie auch zuweilen vor den Nominativ in den ältesten Hebräischen Büchern gesetzt wird, beweiset, daß man beide Fälle nicht immer so ganz genau durch sie mehr

aber durch die Verbindung unterschieden hat, gerade wie jetzt in den neuern Sprachen der Artikel in beiden Fällen gebraucht wird, nur mit dem Unterschiede, daß dieses hier der gewöhnliche, dort aber der seltenere Fall ist. Die übrigen Morgenländer sollen, nach einem Orientalisten, eben solche Merkmale gebrauchen. Die Samaritaner bezeichnen den Accusativ durch die Partikel jath, doch haben sie auch bisweilen eth. Die erste Partikel hat auch der Chaldäer. Der Syrer spricht sie nach seiner Mundart joth aus, er setzt jedoch häufiger L dafür. Hiermit kommt der Aethiopier überein. Er setzt dem Nomen, welches den Accusativ ausdrücken soll, La oder, welches jedoch auch als Zeichen des Dativs gebräuchlich wird, und hängt dem Eigennamen am Ende Ha an. Der Araber hat Casus durch Endungen, welche sich auf drei beschränken, on, en, an, und wovon der dritte oder letzte Casus, Fall, der Accusativ ist. In der alten Arabischen Sprache soll man aber diese Abwandlungen der Wörter nicht finden, und auch jetzt sollen sie im gewöhnlichen Leben nicht vorkommen, sondern nur in Schriften, daher glauben viele Gelehrten, daß diese Endungen eine Nachahmung der Griechischen Sprachen und das Werk eines Grammatikers seyen. Der Accusativ endiget sich also in der Arabischen Büchersprache auf an, z. B. Asadon, der Löwe, hat im Accusativ Asadan, den Löwen. Er ist im männlichen und weiblichen Geschlechte einerlei, auch ändert er sich nicht im Dual oder Plural; man setzt hier den Genitiv an seine Stelle. Er steht auch beim Zeitworte, um eine gewisse Beschaffenheit oder einen Zustand von einer Person anzuzeigen, wo man sonst den Nominativ oder einen andern Fall setzen würde. Zum Beispiel Jalikaun, reitend oder zu Pferde. Hier wird der Accusativ Rakiban, reitend, von Rakiboon, um den Zustand auszudrücken, gesetzt;

gehen aber gewisse Partikeln, z. B. aber, sicher, vielleicht, wenn doch wäre ꝛc. voran, so verwandeln sie nicht die Eigenschaft, sondern das Subject oder das Nennwort, von welchem eine gewisse Eigenschaft oder ein Zustand gesagt wird, in den Accusativ. Zum Beispiel, wäre doch Amron zu Hause, wird der Nominativ Amron in den Accusativ Amran gesetzt. Dieses Zeichen des Accusativs wird in dieser Sprache auch gebraucht, um die Nennwörter der Zeit in Nebenwörter zu verwandeln, wenn man dabei wann? oder wie lange? fragen kann: Früher überfiel er den Feind seines Stammes. — Sabachan, frühe, der Accusativ von dem Morgen. Dieser Fall, sagt die von gebornen Arabern geschriebene Grammatik, die Scharumija, steht statt des Genitivs mit ausgelassener Partikel in, statt Fi Sabachien, zu der Morgenzeit. Bei den Hebräern sollen sich, der Bedeutung nach, Aehnlichkeiten finden. Vor den Assiris soll der Araber aber wieder Orientaler seyn; denn ihnen setzt er, um den Accusativ auszudrücken, das dem Hebräischen correspondirende Ija vor, und sagt Ijasa, mich. — Den Accusativ erfordern alle Zeitwörter, welche einen Sinn oder einen Affect ausdrücken, z. B. sehen, hören, fühlen, leben ꝛc. und dieser wird durch die Natur der Sache begründet, nun trifft ihn auch bei den meisten Völkern an, wozu sie zum Theil noch einen andern, den Genitiv, der Grieche und der Hebräer den Ablativ, zu regieren gebrauchen. In mehreren Sprachen, z. B. in den Morgenländischen, in der Griechischen, Lateinischen ꝛc. wird oft zu einem Zeitworte, welches einen Accusativ regiert, ein Nennwort, das von ihm herstammt oder in der Bedeutung mit ihm verwandt ist, gesetzt, z. B. ἔργον τὸ πραγμα, die Thaten hat er gethan; pugnavit pugnam, er hat einen Kampf gekämpft, Dan din, das Gericht hat

er gerichtet, das ist, gehalten. Hierdurch wird oft die Bedeutung des Zeitwortes erhöht und verstärkt. Die Griechen brauchen gern den Accusativ bei nichtzielenden Zeitwörtern (Intransitiva), z. B. bei Substantiven oder Hauptwörtern, welche den Sinn des Zeitwortes als Abstraktum darstellen, um noch eine Bestimmung hinzufügen zu können, z. B. κινδυνεύω τοῦτον τὸν κίνδυνον, ich werde mich dieser Gefahr unterziehen; ζῆν βίον ἥδιστον, er führt ein sehr angenehmes Leben ꝛc. Die Griechische Sprache vermeidet dadurch, sagt Buttmann, die kraftlose Häufung solcher Zeitwörter, wie unser machen, thun, haben, führen ꝛc. Die Griechen brauchen den Accusativ bei vielen Zeitwörtern, sowohl von den nähern, als entferntern Objekten, z. B. von ποιεῖν ist das nahe Objekt die That, von λέγειν, die Worte, entferntes Objekt ist von beiden die Person, welcher etwas gethan oder gesagt wird; dessenungeachtet sagen die Griechen immer: κακῶς ποιεῖν τινα, Jemanden Böses thun; κακῶς λέγειν τινα, Jemanden schmähen. Daher kommt es denn, daß diese und viele ähnliche Zeitwörter in der Griechischen Sprache häufig zwei Accusative, der Person und der Sache, zugleich regieren, welches auch im Lateinischen nicht selten, und auch im Deutschen der Fall bei einigen Zeitwörtern ist; z. B. docere aliquem artem, Jemanden eine Kunst lehren ꝛc. Ein noch entfernteres Objekt ist der Accusativ, wenn er, wie im Griechischen sehr gewöhnlich ist, nur den Theil, Umstand oder bestimmtern Gegenstand andeutet, worauf irgend ein allgemeiner Ausspruch eingeschränkt wird, in welchen Fällen wir Deutschen eine Präposition, wie an, in ꝛc. gebrauchen, z. B. καλὸς ἐστι τὸ σῶμα, er ist schön von Körper. — Ἔνιος τὸν πατρίδα, seines Vaterlandes ein Syrer ꝛc. Auch die Lateinischen Dichter ahmen diese Constructionsform nach, z. B.

os humerosque deo similis etc. Auch die Griechen brauchen bei dem oben angeführten Accusativ zuweilen eine Präposition, z. B. κατα. Zuweilen steht auch, wie bei den Arabern, der Accusativ für ein Adverbium, z. B. χρονον τινα, eine Zeitlang, welches man auch bei den Lateinern und in andern Sprachen findet, z. B. tempus aliquod etc., wobei man wieder einige Vorwörter versteht, z. B. das schon angedeutete κατα. Man findet auch zuweilen den Infinitiv als Accusativ bei den Adjectiven, besonders bei denjenigen, die ein Vermögen, eine Gleichheit ꝛc. bezeichnen, z. B. λεγειν τε και πραττειν δυνατωτατος, der Mächtigste im Reden und Handeln, welches man auch bei andern Nationen findet; z. B. bei den Lateinern: ambo cantare periti; bei den Hebräern Ohabe Lanum, die zu schlafen lieben. In diesen Fällen setzt auch der Araber seinen Accusativ. Was die Präpositionen, welche im Griechischen den Accusativ regieren, betrifft, so sind sie oben, S. 171, schon angeführt worden. Ein Mehreres über den Accusativ der Griechen sehe man in den Sprachlehren nach. — Bei den Lateinern steht der Accusativ auf die Frage wen? oder was? z. B. Occasio facit furem, Gelegenheit macht den Dieb; manus manum lavat, eine Hand wäscht die andere; veritas odium parit, die Wahrheit gebiert den Haß; Famam curant multi, pauci conscientiam, Viele sind um den Ruf bekümmert, aber Wenige sind sich seiner bewußt ꝛc. Der Accusativ steht ferner: 1) Auf die Frage wohin? z. B. abeo in Asiam, in Italiam; perveni ad Capuam; eo domum; proficiscor Syracusas. Man findet ihn hier mit einer Präposition, aber auch ohne dieselbe. — 2) Auf die Frage: wie hoch? wie weit, wie lang, breit, dick oder tief? z. B. Centum cubitos alta turris. Zama quinque dierum iter

ab Carthagine abest. Aedium fundamenta quinque pedes in terram demissa sunt. Scrobes tribus pedibus latas et octo pedibus longas facito. Man findet auf die Frage wie weit und wie lang? auch den Ablativ, welches man aus den Sprachlehren und Wörterbüchern näher ersehen kann. 3) Bei vielen zielenden und nicht zielenden Zeitwörtern und Verbis deponent., welche ihn sonst nicht haben, und ihn nur durch die mit denselben verbundenen Präpositionen: ad, ante, circum, in, inter, ob, praeter, sub, subter, trans, erhalten, welche Präpositionen auch oft ausdrücklich wiederholt werden, z. B. Pro patria, parentibus et amicis quodlibet adire periculum oportet. Drusus in Germania mortem obiit. Caesar primus exercitum trans Rhenum in Germaniam transduxit etc. Auch die Passiva behalten von diesen Activis den Accusativ bei. — 4) Bei mehreren Intransitivis, wenn sie ein Thun anzeigen, besonders bei Wörtern von einerlei Ursprung oder verwandter Bedeutung, z. B. Doleo (ob) vicem tuam. Vivo vitam jucundissimam etc. — 5) Bei den unpersönlichen Zeitwörtern (Impersonalia) decet, dedecet, oportet, juvat, delectat, fallit, praeterit, fugit, steht die Person im Accusativ, und bei oportet wird ut vor dem Conjunctiv allemal ausgelassen, oder statt dessen ein Accusativ cum infinitivo gesetzt, z. B. Candida pax homines, trux decet ira feras. Me justum esse gratis oportet etc. — 6) Die Zeitwörter, welche ein Bitten, Fragen, Erinnern, Fordern und Lehren bedeuten, so auch die thätigen Zeitwörter, deren Passiva einen Nominativ vor und nach sich haben, und die auch schon oben angeführt worden sind. Zu den Erstern gehören: rogo, oro, exero, precor, hortor, interrogo, con-

sulo, doceo, moneo, flagito, exigo, erudio etc. und, dann die Activa, von den oben schon angeführten Passivis. Zum Beispiel: Hoc beneficium te rogo; Interrogavit s. rogavit me sententiam; me hanc rem consulit etc. Die oben angeführten Zeitwörter behalten den Accusativ der Sache auch im Passiv bei. — 7) Die Zeitwörter: sequor, imitor, sector, juvo, deficio, effugio, erubesco und deren Zusammensetzungen regieren, gleichfalls einen Accusativ, wenn gleich im Deutschen andere Fälle dabei stehen, z. B. mortem effugere nemo potest, dem Tode kann Niemand entfliehen. Tempus me deficit, es fehlt mir an Zeit. Nulla ars imitari solertium naturae potest. Keine Kunst kann die Geschicklichkeit der Natur nachahmen ꝛc. ꝛc. — 8) Stehen gewisse Interjectionen gern bei einem Accusativ, oder man findet sie wenigstens bei demselben, z. B. ah, vah, proh, o, en, ecce, hem und heu! Ah me miserum! O tempora, o mores! Ecce miserum hominem! etc. Es sind die schon oben, unter den Interjectionen, S. 178 und 180 u. f., angeführten Interjectionssätze. Ein Mehreres über manche Abweichungen von den oben angeführten Regeln, in Hinsicht des Accusativs, findet man in den Sprachlehren und Wörterbüchern. Was die Präpositionen, welche den Accusativ regieren, anbetrifft, so ist schon oben, S. 172, Manches darüber gesagt worden; auch wird weiter unten noch Einiges darüber vorkommen. — In der Deutschen Sprache steht der Accusativ auf die Frage wen? und was? z. B. ich suchte dich, ich sah ihn, ich fragte ihn ꝛc. Frage: Wen? Ich fand einen Schatz, ich hob einen Zettel auf ꝛc. Frage: Was? Ueberhaupt steht im Deutschen der Accusativ, so wie auch in den meisten lebenden Sprachen, bei einem

zielenden Zeitworte (Verbum activum), deſſen Paſſivum einen Nominativ erfordert. Er iſt alſo, als Perſon oder Sache, derjenige Gegenſtand, auf den der Begriff des Zeitwortes unmittelbar wirkt, wie auch ſchon oben, bei den Fragen gezeigt worden iſt. Der Sturm entblättert die Roſe. Der Vater liebt den Sohn und auch die Tochter. Der Herr ruft ſeinen Knecht. Der Arme bittet dich um Almoſen. Ich bitte den Monarchen nur um eine Gnade ꝛc. ꝛc. Hierher gehört auch das Zeitwort laſſen, wenn deſſen mangelhaftes Prädikat durch einen Infinitiv ergänzt wird, welcher gleichfalls den Accuſativ der Perſon erfordert, z. B. laß mich dieſen Tag vollenden; ſie ließen ihn gehen; laß dich nichts merken. Es bekommt dann auch den Accuſativ der Sache; z. B. ich ließ es ihn merken; laß ihn deinen Reichthum nicht merken, wo aber der zweite Accuſativ von dem Infinitiv abhängt. — Die meiſten Reciproka, welche wahre Activa ſind, regieren daher gleichfalls den Accuſativ; z. B. ich erinnere, unterſtehe, beſinne, befleißige, freue, beklage, ſchäme mich ꝛc.; nur einige machen darunter eine Ausnahme; z. B. ich getraue mir ꝛc. — Viele nichtzielende Zeitwörter oder Intranſitiva regieren gleichfalls den Accuſativ, wenn ſie eine thätige Bedeutung annehmen; z. B. dieſen oder jenen Weg gehen, dieſen oder jenen Berg, Hügel hinaufſteigen; die Treppe auf- und abgehen; ſich einen Buckel lachen; etwas nicht gewahren können; ein Amt abdanken; einen guten Kampf kämpfen; einen langen Schlaf ſchlafen; ein herrliches Leben leben ꝛc. — Die drei letzten hier angeführten Intranſitiva mit dem Accuſativ, verwirft zwar Adelung nicht ganz mit Unrecht; allein man

findet sie doch bei sonst guten Schriftstellern, und wenn sie keine Härte geben, z. B. wie bei leben, so kann man sie wohl gebrauchen, z. B. er kämpfte einen langen Kampf, ehe er heim zu seinen Vätern ging, enthält hier keine Härte. Man findet ferner viele unpersönliche Zeitwörter (Impersonalia), wenn sie eine thätige Bedeutung haben, gleichfalls mit dem Accusativ; als: es befiel ihn ein Schwindel, oder es schwindelt, gewahrt, gereut, kränkt, betrübt, dauert, schmerzt, schaudert, schwitzt, hungert, dürstet, schläfert, ergötzt, betrifft, wundert, verdrießt mich ꝛc.; es regnet Blut, es schneiet Flocken einer wälschen Nuß groß, es hagelt Steine ꝛc. auf die Frage: was? — Einige Zeitwörter regieren einen doppelten Accusativ, als: lehren, kosten, heißen, bezahlen, schimpfen, schelten und nennen; z. B.: er nennt mich seinen Freund; er schilt mich einen Betrüger; er lehrt mich die Malerey; er heißt mich einen Schelm; er bezahlt mich die Schuld; es kostet mich zehn Thaler ꝛc. ꝛc. Diese Zeitwörter nehmen auch leidend den Nominativ zweimal zu sich, z. B. ich werde sein Freund genannt ꝛc. Nach Adelung und einigen andern Sprachlehrern und Schriftstellern, soll man viele der genannten Zeitwörter auch mit dem Dativ der Person und den Accusativ der Sache gebrauchen, wie auch schon oben, S. 212, angeführt worden ist, z. B. er lehrt mir die Philosophie; er hat mir das geheißen; es kostet mir zehn Thaler ꝛc. — Wenn dieses auch der Deutschen Sprache analoger ist, so hat doch einmal bei den genannten Zeitwörtern der doppelte Accusativ bei den besten Schriftstellern das Bürgerrecht gewonnen. Der Accusativ steht ferner: 1) bei dem Verhältnisse der Zeit, auf die Frage wen? Es geschieht den dritten Tag, n-

unſerer Ankunft; die Woche dreimal, potzigen Sonnabend. — 2) Eine Zeitdauer zu bezeichnen, auf die Frage: wie lange? Warten ſie noch ein Paar Tage, noch einen Augenblick ꝛc. — 3) Eine Wiederholung anzuzeigen, auf die Frage: wie oft? Die Feinde ſind dreimal geſchlagen worden; ich ſehe ihn alle Tage ꝛc. — 4) Das Verhältniß der Größe, Ausdehnung, des Gewichts, Alters, Werths und Preiſes anzuzeigen, z. B. es koſtet einen Thaler, es wiegt einen Centner; eine Elle lang, zwei Fuß breit, ſechs Zoll dick ꝛc. — 5) Das Verhältniß des Raums, in welchem eine Bewegung vor ſich geht; z. B. wir reiſen, gehen, fahren dieſen Weg ꝛc. Die Präpoſitionen, die den Accuſativ regieren und oft bei Verben ſtehen, ſind ſchon oben, S. 170, angeführt worden. — In der Franzöſiſchen Sprache ſteht, wie in der Deutſchen, der Accuſativ auf die Frage: wen? was? que, qu'est-ce que? und qui est-ce que? z. B. Je vois la maison; je loue la vertu; j'aime la lecture; je loue mes amis; je les loue souvent; j'aime Dieu et tout le monde. Aus dem hier Angeführten wird man gewahren, daß auch im Franzöſiſchen die thätigen Zeitwörter (Verba activa) den Accuſativ oder vierten Fall regieren, jedoch kommen ſie hierin nicht immer mit den Deutſchen überein, wie auch ſchon oben, S. 214, angeführt worden iſt; die Letztern werden oft durch eine Präpoſition ꝛc. erklärt, wo die Franzoſen auf die Frage: wie? was? den vierten Fall ohne eine ſolche ſtellen. Die Zeitwörter, die eine Seyn oder Werden und dergleichen bedeuten, nehmen gegen die Natur der Deutſchen Sprache den vierten Fall zu ſich, ungeachtet die Frage Wer? dabei Statt findet, welches beſonders wegen der Wort-

fügung in ganzen Sätzen zu bemerken ist, z. B.: Il n'est pas encore Conseiller, mais il le deviendra bientôt. Ausnahmen von dieser Regel machen die persönlichen Fürwörter; denn sonst könnte man nicht sagen je suis, il est etc.; auch dann nicht, wenn être ein bloßes Hülfszeitwort ist; auch kann letzteres Zeitwort wohl zuweilen den Genitiv regieren, wie auch schon oben, S. 205, angezeigt worden. — Ein Französisches Zeitwort kann nicht zwei Accusative, wie im Deutschen einige Zeitwörter, s. oben, S. 223, regieren; z. B. er läßt seine Kinder das Französische lernen; ich lasse meine Schüler Französische Bücher lesen, sagt der Franzose: Il fait apprendre le François a ses enfants; je fais lire des livres françois à mes écoliers. Die zurückzielenden Zeitwörter, oder die im Französischen sogenannten Verbes pronominaux, regieren den Accusativ auf die Frage: Wen? und den Dativ auf die Frage: Wem? Daher nennt man sie auch: Verbes pronominaux directes und Verbes pronominaux indirectes. Man kann diejenigen Zeitwörter dieser Art, welche den Accusativ, also das régime direct haben, leicht von denen, welche den Dativ, oder das régime indirect haben, unterscheiden. Man darf nur avoir statt être setzen; ist nun das Zeitwort ein Pronominal direct, so wird das Fürwort, welches das Zeitwort begleitet, mit moi, toi, soi, lui, elle, nous, vous, eux, elles erklärt werden können, ist das Zeitwort aber ein Pronominal indirect, so wird die Erklärung mit à moi, à toi, à lui, à elle, à nous, à vous, à eux, à elles Statt finden; hat aber keins von beiden Statt, wie bei se douter, s'apercevoir, s'imaginer, se souvenir etc., so folgen die Zeitwörter der Regel der Pronominaux directes, und haben gewöhnlich de nach sich; z. B.

ils se sont doutés, apercus, imaginés, souvenus de —; denn man kann nicht ſagen: douter une personne, douter à une personne, ſondern douter d'une chose, douter de quelque chose etc. Die unperſönlichen Zeitwörter (Impersonalia) regieren gewöhnlich den Accuſativ, wenn gleich im Deutſchen die Frage: Wen? oder Was? Statt haben könnte, z. B. que vous plait-il? nur gilt dieſes nicht von den perſönlichen Fürwörtern im Conjunctiv, weil man ſonſt nicht ſagen könnte: il plait, ſondern se plait etc. — Im Engliſchen iſt der Accuſativ äußerlich vom Nominativ gar nicht unterſchieden, man muß daher aus dem Gebrauche kennen lernen, wo der Accuſativ in dieſer Sprache ſteht: 1) Steht der Accuſativ gewöhnlich vor dem Dativ, als he has delivered the book to your brother, er hat das Buch eurem Bruder gegeben. Bezieht ſich aber auf das Wort, welches im Accuſativ ſteht, noch ein Satz, ſo wird der Accuſativ, um ihn mit ſeinem Anhange genauer zu verbinden, hinten nach geſetzt, z. B. I have shewed to his wife the picture painted by the able hand of Hogarth; ich habe ſeiner Frau das Gemälde gezeigt, welches der geſchickte Hogarth entworfen hat. — 2) Gebraucht man im Engliſchen auch häufig den Accuſativ mit dem Infinitiv, wie im Lateiniſchen, wobei die Conjunction that ausgelaſſen iſt. Das Subject, welches in den Accuſativ zu ſtehen kommt, wird dann gleich nach dem erſten Zeitworte, und vor dasjenige, welches im Infinitiv ſteht, geſetzt. I know him to be an honest man; ich weiß, daß er ein ehrlicher Mann iſt. Dann auf die ſchon oben, S. 219, in der Lateiniſchen Sprache angeführten Fragen: Wie lang? wie breit? wie hoch? wie tief? wie theuer? wie viel? wenn? wie alt? ſteht der Accuſativ, z. B. It is seven

foot long, es iſt ſieben Fuß lang; an hand broad, eine Hand breit; ten foot wide, zehn Fuß weit; a foot higher, einen Fuß höher; thirty foot deep, dreißig Fuß tief; he is full ninety years old, er iſt völlig neunzig Jahr alt ꝛc. ꝛc. Was die Präpoſitionen, die den Accuſativ regieren, anbetrifft, ſo wird darüber noch unten Einiges vorkommen.

Der Ablativ, ſ. oben, S. 98, macht in der Deklination den ſechſten und letzten Fall aus, und gehört zu den mittelbar regierten Wörtern, unter welchen er gleichfalls die dritte und letzte Stelle erhält. Er ſteht auf die Frage: Womit? wodurch? worin? wovon? woran? woraus? wonach? worauf? weswegen? wo? wofür? wie theuer? wie oder auf welche Weiſe? wann oder zu welcher Zeit? und wird von einer entweder ausdrücklich geſetzten oder ausgelaſſenen Präpoſition regiert. Dieſer Fall zeigt das Verhältniß eines Nennwortes zu einem andern Nenn- oder Zeitworte an, wodurch Abſonderung, Entfernung, Mangel, Beraubung, Verſchiedenheit ꝛc. ꝛc., oder Verbindung, Verknüpfung, Abhängigkeit in gewiſſen Zuſtänden, Handlungen oder Leiden ausgedrückt werden. Zum Beiſpiel, Abſonderung: Er that es außer mir. Entfernung: Er ging weg von mir. Mangel: Er iſt von Allem entblößt. Beraubung (thätig und leidend): Er nahm es von ihm; von ihm ward es genommen. Verſchiedenheit: Er ging vom Hohen zum Niedern ꝛc. ꝛc. — Die Benennung Ablativ, Wegnehmungsfall, hat er in der Lateiniſchen Sprache wahrſcheinlich daher erhalten, ſagt ein Schriftſteller, weil er häufig das Gegentheil vom Dativ anzeigt; wegen der Verſchiedenheit aber, die er bei Vergleichungen ausdrückt, hat man ihn auch Vergleichungsfall genannt, und

weil er in der Lateiniſchen Sprache, nicht aber in der Griechiſchen, ſeine beſondern Endbeugungen hat, ſo hat er auch den Namen Lateiniſcher Fall erhalten. Da dieſer Fall, ſelbſt in der Lateiniſchen Sprache (die Erfinderin eines eigenen Caſus ablativi, welcher Ablativus absolutus genannt wird) in der Mehrheit, dem Plural, immer, und in der Einheit, dem Singular, häufig mit dem Dativ oder dritten Falle in der Endbeugung überein kommt, und er nur durch Vorwörter in allen Sprachen kennlich gemacht wird, oder dieſe nur die Kennzeichen deſſelben abgeben, ſo gewahrt man daraus, wie ihn andere Sprachen, auch ſolche, die durch Endbeugungen ihre Caſus bilden, entbehren, und ſeine Stelle durch den Gebrauch gewiſſer Partikeln erſetzen. — Die Griechiſche Sprache hat keinen beſondern Ablativ in der Deklination, ſie verbindet dafür mit dem Genitiv oder mit dem Dativ gewiſſe Vorwörter, die bald ausdrücklich geſetzt, bald aber dabei verſtanden werden; z. B. ἐκ παιδὸς, von Jugend auf; μεταλογου πάντα πρᾶττειν, mit Vernunft alles thun; σὺν αἰσχύνῃ, mit Schande, τῶν φαύλων διαφέρειν, vom Schlimmen verſchieden ſeyn ꝛc. — Auch die Morgenländiſche Sprache zeigt dieſen Fall durch gewiſſe Vorwörter, welche dem Nennworte vorgeſetzt werden, an. Der Hebräer ſetzt dem Ablativ haufig Partikeln vor, als B in Becha, in dir; dann vor, z. B. Min Hammelech, von dem König. Me-ir, aus der Stadt, und Eth und Im, mit. Der Morgenländer ſetzt auch oft den Ablativ ſtatt eines Adjectivs, z. B. ein Rathgeber mit Verſtand, das iſt ein Verſtändiger. Das Waſſer im Meere, das Meerwaſſer, das Thier aus dem Walde, das wilde ꝛc. Der Samaritaner, Chaldäer und der Syrer ſetzen gleichfalls gewiſſe Partikeln vor das Nennwort, um den Ablativ anzu-

zeigen. Auch der Aethiopier thut dieses. Der Araber hat auch seine Partikeln, die dem Ablativ beigefügt werden, oder denselben anzeigen, z. B. in, von ꝛc. Da er aber in der Bücherſprache seine Fälle durch Endbeugungen bildet, so schließt bei ihm der Genitiv oder zweite Fall, auch den Dativ und Ablativ in sich; z. B. Birabben, durch oder in dem Herrn, wird schon aus dem Vorworte Bi als Ablativ erkannt, hat aber zum Ueberfluß noch die Endigung en erhalten. Oft setzt der Araber auch den Accusativ für den Ablativ; z. B. in der Nacht kann er ausdrücken: Athamatan, statt Fi Athamaten. Auch bei dem Hebräer findet man eben so das Nomen ohne Vorwort, bei Nacht. Dieser Fall tritt auch ein, wenn von dem Wesen oder von der Person, wie sich der Araber ausdrückt, etwas bestimmt wird, das zuvor unbestimmt war. Der Morgenländer braucht auch die Vorwörter des Ablativs, um andere Fälle auszudrücken, ja manchmal bloß dem Prädikate eine gewisse Stärke und einen Nachdruck zu geben, oder seine genaue Verbindung mit dem Subjecte anzuzeigen; z. B. Gott ist mein Helfer. Diese Redensart ist aber bei dem Hebräer nicht so gewöhnlich, als bei dem Araber. Man findet sie auch zuweilen in andern Sprachen, z. B. in der Lateinischen. In magnis viris non est habendus; für einen großen Mann halte man ihn nicht; im Griechischen: ἐν καλῷ, ἐν ἡδονῇ; er ist schön, ist angenehm; in pulchro, ingrato. Wenn der Deutsche den Ablativ mit einem Vorworte braucht, um einen gewissen Theil des Prädikats anzuzeigen, den wir dem Subjecte zuschreiben, so können andere Sprachen solches durch einen andern Fall ausdrücken, zum Beispiel: er ist gut von Gemüth, drückt der Lateiner zwar auch durch den Ablativ, de animo, aus, aber er braucht auch zuweilen den Accusativ mit einer Umschreibung oder einer Prä-

poſition, die aber auch fehlen kann, z. B. Quod ad animum attinet. Der Grieche ſetzt hier ſeinen Accuſativ mit einer Präpoſition, z. B. κατὰ τὴν ψυχὴν, oder er verſteht ſie bloß darunter. Auch bei den Arabern findet man hier den Accuſativ ſtatt des Ablativs; auch bei dem Syrer. Der Hebräer drückt in ſolchen Fällen durch Präpoſitionen mit dem Dativ den Ablativ aus. Manchmal hat ſein Nominativ abſolutus eine ähnliche Bedeutung. — Bei dem Lateiner ſtehen die Namen der Länder und Inſeln auf die Frage: Wo? und woher? im Ablativ, aber meiſtens mit einer Präpoſition, z. B. Mithridates rex tota Asia vagabatur. Die Namen der Städte nach der dritten Deklination ſtehen auf die Frage: Wo? im Ablativ, z. B. Alexander Babylone mortuus est. Die Namen der Städte, wie auch domus, rus, humus, ſtehen auf die Frage: Woher? im Ablativ, z. B. Dionysius Platonem Athenis arcessivit. Die Namen der Zeiten ſtehen auf die Frage: wann? oder zu welcher Zeit? im Ablativ, wenn in dabei verſtanden werden kann, hingegen auf die Frage: Wie lange Zeit? ſowohl im Ablativ, als im Accuſativ. Wenn man im Deutſchen den Ablativ nie ohne Präpoſition gebrauchen kann, ſo kann dieſes der Lateiner in vielen Fällen. So z. B. auf die Frage: Womit? kann der Ablativ ſowohl mit, als ohne die Präpoſition cum ſtehen. Mit derſelben ſteht er, wenn eine Geſellſchaft oder Begleitung angezeigt werden ſoll, z. B. ivi cum amico; pugnavi cum hoste etc., in jedem andern Falle, beſonders wenn ein Werkzeug oder ein Hülfsmittel zu einer Sache angezeigt werden ſoll, wird cum weggelaſſen, z. B. Omnibus viribus laboravi. Nemo sua sorte contentus. Dann ſteht der Ablativ auf die Frage: Wodurch? wenn nicht von Perſonen und Thieren, ſondern von Sachen die Rede iſt. Dei providentia mundus ad-

ministratur etc. — Die Adjectiva dignus, indignus, fretus, praeditus, contentus, venalis, carus etc., regieren einen Ablativ, z. B. Excellentium hominum virtus imitatione non invidia digna est etc. Von Verben regieren einen Ablativ: 1) diejenigen, die einen Ueberfluß, Mangel oder eine Beraubung anzeigen, als: abundo, redundo, affluo, diffluo, careo, vaco, indigeo, spolio, privo, viduo, orbo etc., z. B. Abundarunt semper auro regna Asiae etc. — 2) Die Deponentia: utor, fruor, fungor, potior, nitor, dignor, vescor, dann auch: gaudeo, vivo, floreo, afficio etc. etc. nehmen gewöhnlich einen Ablativ ohne eine Präposition zu sich, z. B. virtute decet, non sanguine niti etc. — 3) Haben viele Zeitwörter, vermöge der Präpositionen a, ab, abs, de, e, ex, super, womit sie zusammengesetzt sind, den Ablativ bei sich, wobei oft die Präposition wiederholt wird, z. B. Sylla dictatura se abdicavit. Potest ex casa vir magnus exire. — Socrates primus Philosophiam devocavit e coelo etc. — 4) Die Zeitwörter, die ein schätzen, kaufen, verkaufen, miethen, ausleihen ꝛc. anzeigen; setzen den Werth der Sache auf die Frage: Wohin? und wie theuer? in den Ablativ; z. B. Haec domus magno aestimata est, etc. — 5) Alle Verba passiva, so auch die Neutra und Deponentia, wenn sie ein Leiden anzeigen, haben das Nomen, welches das Leiden verursacht, im Ablativ, mit der Präposition a oder ab, z. B. Amor a patre. — Laudatur ab his etc. Ein Mehreres über den Ablativ im Lateinischen sehe man in den Sprachlehren. — Unter den neuern kultivirten Sprachen kommt die Italienische der Lateinischen vielleicht darin am nächsten, daß sie den Ablativ durch ihre Artikel als Gegensatz des Dativs auszudrücken scheint; wenn

z. B. der Artikel des Dativs al ist, so ist der des Ablativs dal; durch das vorgesetzte d unterscheidet sich hier der Ablativ von dem Dativ. — In der Deutschen Sprache wird der Ablativ gewöhnlich als der Gegensatz des Dativs in der Deklination ausgedrückt, der sonst einerlei Endigung mit jenem hat, und daher in vielen neuern Sprachlehren in der Deklinationstabelle gar nicht mehr aufgeführt, sondern nur dabei bemerkt wird, daß er wie der Dativ abgewandelt wird; nur das ihm vorgesetzte Vorwort macht ihn zum Ablativ. Adelung erwähnt ihn in seiner Sprachlehre, sowohl unter der Deklination oder Abwandlung der Wörter, als auch unter dem Syntax, bei der Verbindung der Hauptwörter unter sich, und mit andern Redetheilen, gar nicht; er scheint also gleichsam den Dativ für ihn mit einer Präposition einzusetzen, wo nämlich diejenigen Fälle vorkommen, wo der Ablativ stehen soll. Neuere Sprachlehrer übergehen ihn nicht gänzlich in ihren Sprachlehren, sondern bemerken, daß man ihn in der Deutschen Sprache durch die Präposition von ꝛc., des Dativ in der Abwandlung der Neunwörter unterscheidet. Genau genommen, ist er in denjenigen Sprachen ganz überflüssig, wo er in der Deklination sich von dem Dativ gar nicht weiter unterscheidet, und nur die Präposition das Verhältniß desselben ausdrückt. Dieses kann daher eben so gut durch den Dativ geschehen, da in dem Verhältnisse des Ablativs nichts Besonderes liegt, was durch ihn bloß allein ausgedrückt wird, wie es in den andern Fällen geschieht, und daher findet man ihn auch bei den Franzosen und Engländern nicht durch den Artikel besonders ausgezeichnet. Der Unterschied dieses Casus in den genannten Sprachen in Bezug auf die Deutsche, besteht nur darin, daß er sowohl in der Französischen, wie in der Englischen, mit dem Geni-

tiv äußerlich überein kommt, also mit demselben einen gleichen Artikel hat, z. B. im Französischen du und de la für das männliche und weibliche Geschlecht in der Einheit, und des für beide Geschlechter in der Mehrheit, und im Englischen durch of, by und from in der Einheit und Mehrheit, welche, Letztere (by, from) jedoch im Genitiv nicht gebraucht werden. Zum Beispiel: Je viens du jardin et de la maison; il s'âgit des acteurs et des actrices. He came from London; he came out of England; from the Family of the Stuarts. Wenn daher im Deutschen der Dativ mit Vorwörtern die Stelle des Ablativs vertritt, so geschieht es im Französischen und Englischen durch den Genitiv. Daher finden alle oben bei dem Dativ im Deutschen, S. 210, angeführten Verhältnisse auch bei dem Ablativ mit Präpositionen Statt, so wie die oben, S. 203, angeführten Genitivs-Verhältnisse in der Französischen und Englischen Sprache, mit Berücksichtigung der Bedeutung auf den Ablativ. Die Englische Sprache setzt in Hinsicht des Ablativs noch fest. 1) Bei einer Bewegung von einem Orte nach dem andern, steht auf die Frage: Woher? from, wie schon vorher ein Beispiel angeführt worden ist; dann auch bei einer Bewegursache, als: from this motive, wegen dieses Beweggrundes; from the honour, wegen der Ehre. Ferner steht from, den Anfang einer Zeit anzuzeigen, als: from Frederick William the II'. time, von Friedrich Wilhelm des Zweiten Zeiten an. Dann eine Ordnung und den Ursprung oder die Abkunft zu bezeichnen, z. B. from first to last, vom Ersten bis zum Letzten; from the family of the Henrys. In diesen drei letzten Bedeutungen steht from auch als Adverbium, als: from thence, von da. — 2) By wird jederzeit zu dem Sub-

sekte gesetzt, das die leidende Bedeutung verursacht, wo die Deutschen von gebrauchen, z. B. he has been honoured by every one; er ist von Jedermann geehrt worden ꝛc. ꝛc.

Was von den übrigen oben, S. 185, angeführten Nennwörtern in Verbindung mit dem Hauptworte oder Substantiv hier noch außerdem, was schon oben, S. 102 u. f., S. 109 u. f. und S. 111 u. f. an verschiedenen Stellen, und dann oben, S. 185, angeführt worden ist, findet man in den verschiedenen Sprachlehren, weil dieses hier nicht wesentlich zum Zwecke dieses Artikels gehört. Hier nur Einiges, als Bemerkungen. Wenn in der Deutschen Sprache das Eigenschaftswort immer vor dem Hauptworte hergeht, so geht im Lateinischen und Französischen, auch zum Theil im Englischen, dasselbe bald vor, bald nach; z. B. Vir doctus, bonus animal, virtus pulchra; un nouveau livre, une belle maison, la grande ville, le petit garçon, un homme aimable, un drap noir, un chemin ample, une conscience large, un habit noir, un juste prix; a gentleman so honoured, ein so geehrter Herr ꝛc.; gewöhnlich folgt aber der Engländer hierin dem Deutschen, als: the good Advice, der gute Rath, a great city, eine große Stadt, a fine Rose, eine schöne Rose, dear Friend, theurer Freund ꝛc. Werden die Beiwörter den Eigennamen hinzugesetzt, so stehen sie, nebst den Zahlwörtern, im Deutschen und so auch im Französischen und Englischen, hinter denselben; z. B. Alexander der Große, Ludwig der Ersehnte, Philipp der Schöne, Karl der Zwölfte, Ludwig der Vierzehnte, Joseph der Zweite; Alexandre le Grand, Louis le Désiré, Philippe le Bel, Charles douze, Joseph second; Alexandre the Great, Joseph the Second etc. Es scheint hier, da man die Bei-

wörter hinter den Eigennamen gewöhnlich mit einem großen Anfangsbuchstaben schreibt, als wäre das Beiwort in ein concretes Hauptwort umgewandelt worden, allein es ist ein wahres Eigenschaftswort, man darf es nur vor das Hauptwort setzen, um es als ein solches gleich zu erkennen, z. B. der ersehnte Ludwig, der schöne Philipp ꝛc. Wird ein Eigenschaftswort als Beschaffenheitswort zur Erklärung gebraucht, so steht es gleichfalls hinter dem Hauptworte, z. B. ein Gesetzgeber, weise wie Sokrates, ein Held, groß wie Cäsar, ein Minister, hochherzig wie dieser ꝛc. Un legislateur, sage comme Socrates, un héros, grand comme Caesar; a Hero, great as Caesar etc. Im Englischen steht das Beiwort auch hinter dem Hauptworte, wenn etwas folgt, welches sich allein auf das Adjectiv bezieht, als: a Wowan worthy of credit, eine glaubwürdige Frau. Das Beiwort wird auch im Deutschen und in andern Sprachen gleich einem relativen Fürworte gesetzt, z. B. die Rose, die schönste unter den Blumen; la rose, la plus belle parmi les fleurs; the Rose, the feinest under the flowers. Wenn es im Deutschen vor zusammengesetzten Hauptwörtern steht, so kann es sich, wie der Artikel, nur auf das bestimmte oder Grundwort beziehen, und nicht auf das bestimmende, z. B. ein seidener Strumpffabrikant, ein Französischer Zeitungsleser; es muß daher heißen: ein Fabrikant seidener Strümpfe, ein Leser Französischer Zeitungen ꝛc. Wenn mehrere Eigenschaften einem Subjecte beigelegt werden, so folgen die sie bezeichnenden Worte auf einander und werden mit, auch ohne und verbunden, z. B. die finstern, stillen Schatten des Todes; die ganze, lange und traurige Nacht; die bunten und blühenden Wiesen; der wolken-

loſe, blaue Himmel, und ſo auch in andern Sprachen, bloß daß in einigen, wie in der Franzöſiſchen, die Beiwörter dem Hauptworte vorgeſetzt werden, auch mitunter nach; z. B. un homme vertueux, modeste; il est utile et cher à sa famille; il est beau et glorieux de mourir pour sa patrie et pour sa foi etc. — Die Zahlwörter richten ſich nach den Beiwörtern in den verſchiedenen Sprachen und gehen den Vorwörtern bald vor, bald nach. — Was die Fürwörter oder Pronomen betrifft, ſo iſt das Nöthige ſchon oben, S. 111 u. f., geſagt worden. Auch kommt das Hauptſächlichſte von Ihnen ſowohl bei den Hauptwörtern, als auch bei den Zeitwörtern vor.

Was die Zeitwörter (Verba) anbetrifft, ſo iſt das Weſentliche darüber ſchon oben, S. 115 u. f., und S. 191 u. f., angeführt worden. Hier nun noch Einiges, welches die Zeitwörter insbeſondere angeht. Das Zeitwort richtet ſich gewöhnlich in der Zahl nach dem Nennworte oder Subjecte, worauf es ſich bezieht; ſteht dieſes einzeln, ſo ſteht auch das Zeitwort im Singular, bezieht ſich Letzteres aber auf mehrere Subjecte, ſo ſteht es in der Mehrzahl oder Plural, wie auch ſchon oben, S. 192, angeführt worden iſt. Die Handlungen oder Verrichtungen, die aus denſelben hervorgehen, und in gewiſſen Zeiten geſchehen, geſchehen waren und geſchehen werden, kann man aus dem oben, S. 115 u. f., Angeführten erſehen. Von den Arten (Modi) geht der Indikativ und der Imperativ, beide ſchon aus ihrer Beſtimmung hervor, indem man bei dem Erſten mit Beſtimmtheit und Gewißheit ſpricht, und bei dem Letzten befehlend und verbiethend, oder auch aufmunternd und ermahnend, ja ſogar bittend ſpricht, auch damit anredet; ſ. oben, S. 140 u. f. Der Conjunctiv, ſ. daſelbſt, wird geſetzt, wenn das Prädikat vom

Subjecte nicht mit völliger Gewißheit gesagt werden kann oder soll; man setzt ihn daher nach allen Zeitwörtern und Partikeln, welche einen noch ungewissen und zweifelhaften Erfolg bedeuten, wohin alle Zeitwörter, welche ein Bitten, Rathen, Ermähnen, Wünschen, Scheinen, Befehlen, Wollen, Bedingen ꝛc. bezeichnen; auch sind gewöhnlich gewisse Conjunctionen mit ihm verbunden, als: daß, damit, wenn, als wenn ꝛc. im Deutschen, und im Lateinischen: si, sin, nisi, ni etsi, tametsi, etiamsi, autequam, posteaquam, quia, quando etc.; auch mehrere Adverbien, z. B. simulac, simulatque, ubi etc., nach welchen auch oft der Indikativ steht, je nachdem von einer Sache zweifelhaft oder mit Zuverläßigkeit geredet wird. In der Französischen Sprache steht der Conjunctiv, außer den oben angeführten Zeitwörtern, nach den relativen Pronomen: qui, que, dont, lequel, laquelle, où, d'où, par où; nach allen Fürwörtern, welche immer que nach sich haben. Nach den Redensarten: il n'y a personne, il n'y a rien, il n'est rien etc. Nach vielen Conjunctionen, als: afin que, puisque, à moins que, avant que, jusqu'a ce que etc. In der Englischen Sprache wird er auf eine gleiche Weise gebraucht. Der Conjunctiv steht überhaupt auch da, wenn man den Inhalt seiner Rede oder der Rede eines Andern anführt, in so fern dabei gleichfalls die Wahrheit unentschieden bleibt, die Anführung mag übrigens mit daß oder ohne dasselbe geschehen, und in vielen andern Fällen, welche die Sprachlehren näher bestimmen. — Der Infinitiv, s. oben, S. 142, ist einer der wichtigsten Arten der Zeitwörter in der Wortfügung oder dem Syntax. Dieser Modus kann sowohl in der gegenwärtigen, als auch in der vergangenen und zukünftigen Zeit ausgedrückt werden, und macht in allen Sprachen sehr viele Schwierigkei-

ten. Die Deutsche Sprache bildet ihren Infinitiv, indem sie an die Wurzelwörter die Sylbe en anhängt; s. oben, S. 148; sie drückt durch dasselbe den Begriff des Zeitwortes ohne Bestimmung der Zeit, der Person und der Zahl aus, z. B. lieben, bitten, scherzen ꝛc.; endigt sich das Wurzelwort auf l und r, so hängt sie ein bloßes n an, z. B. wandeln, ändern ꝛc.; endiget sich das Wurzelwort auf en, so wirft man zur Vermeidung zweier tonloſen Sylben das erste e weg, z. B. von Segen sage ich nicht segenen, sondern segnen, von Regen, nicht regenen, sondern regnen ꝛc. Man pflegt dem Infinitiv die gegenwärtige Zeit beizulegen, er bezeichnet aber im Deutschen eigentlich gar keine Zeit, diese muß, wenn sie bestimmt werden soll, besonders ausgedrückt werden; die gegenwärtige durch ein Adverbium der Zeit, die vergangene durch das Partizipium Perfectum, und den Infinitiv von den Hülfswörtern haben oder seyn; die künftige durch den Infinitiv des Hülfswortes werden. Bloß durch diese Zusätze werden die Zeiten bestimmt. Der Deutsche Infinitiv hat viele Besonderheiten, die wir zum Theil in andern Sprachen nicht antreffen. Man gebraucht ihn 1) zur Ergänzung des Prädikats, bei solchen Zeitwörtern, welche nur einen allgemeinen Umstand bedeuten; dergleichen Wörter sind: dürfen, können, lassen, mögen, müssen, sollen, werden, wollen ꝛc. Wenn ich z. B. sage: ich kann, ich mag, ich darf ꝛc., so weiß der Andere nicht, was ich kann, mag oder darf. Hier dient nun der Infinitiv zur Ergänzung des ganzen Zeitworts; z. B. ich kann gehen, ich mag nicht ausgehen, ich darf nicht daran denken ꝛc. Hierher gehören auch solche Worte, die zwar ein vollständiges Prädikat sind, wo aber der folgende Infinitiv entweder die Stelle eines Nominativs vertritt, oder wo zwei Sätze in einen verkürzt zusammengezogen

werden, z. B. ich heiße dich ſchlafen, ich lehre dich tanzen, wo der Infinitiv ſtatt eines Nennwortes ſteht; oder: ich höre ſchießen, welches ſo viel ſagen will: ich höre, daß man ſchießt; ich fühle den Puls ſchlagen, anſtatt: ich fühle, daß der Puls ſchlägt. Dergleichen Verkürzungen mit dem Infinitiv verurſachen aber oft Zweideutigkeiten. Denn z. B. ſage ich: laß ihn rufen, ſo kann ſolches heißen: verſtatte, daß er gerufen werde, und verſtatte, daß er rufe; ich höre ihn rufen, kann heißen, ich höre, daß er ruft, und auch, daß er gerufen werde. Wo dergleichen Zweideutigkeiten Statt finden können, muß man ſich der Verkürzungen mit dem Infinitiv enthalten. Zweitens brauchen die Deutſchen den Infinitiv mit dem Wörtchen zu, wenn ſie den Gegenſtand der Handlung, oder eine Abſicht, oder eine Nothwendigkeit bezeichnen wollen; z. B. es fängt an zu regnen; ich befehle dir zu kommen; ich komme, mit dir zu reden; es iſt etwas Neues zu ſehen; es iſt noch viel zu ſagen ꝛc. Alle dieſe Sätze können durch die Conjunctionen daß und wenn in zwei Sätze aufgelöſet werden; z. B. ich befehle, daß du kommeſt; ich komme, daß ich mit dir rede. Dieſe Art zu reden, nennen einige Sprachlehrer das Gerundium; allein die Deutſche Sprache kennt dieſes nicht, ſondern es iſt bloß aus der Lateiniſchen Sprache in die Deutſche übertragen worden. Wenn man ſich nur ein wenig beſtimmt ausdrücken will, ſo kann ſie dieſen Namen nicht führen; denn die Gerundia der Lateiniſchen Sprache ſind eigentlich Nennwörter, und zwar die Caſus des unbeſtimmten Partizipiums; allein dieſer Infinitiv iſt unbeugſam. Der Ausdruck des Infinitivs mit dem Wörtchen zu, dient auch nicht allein zur Umſchreibung des Gerundiums, ſondern auch des Supinums. Ein Schriftſteller ſagt, wenn man dieſer Art des Ausdruckes bloß um

der Kürze willen einen beſonderen Namen geben will, ſo wäre es nicht zu tadeln, nur der Name des Gerundiums paſſe ſich nicht für ihn. Man gebraucht dieſen Infinitiv auch nach einigen Nennwörtern der Abſicht, Mäßigkeit, Nothwendigkeit und dergleichen; zum Beiſpiel: es iſt Pflicht, Gott zu dienen. Wende ich aber den Satz um, ſo muß ich ſagen: Gott dienen, nicht aber Gott zu dienen, iſt Pflicht; weil es dann als das Subject des Satzes und als ein Nennwort anzuſehen iſt. Drittens wird der Infinitiv als ein Nennwort gebraucht, und zwar auf doppelte Art: 1) ohne Bezeichnung der Selbſtſtändigkeit, das heißt, ohne Artikel, in welchem Falle er nur im Nominativ gebraucht werden kann. Z. B. eine Gottheit glauben, iſt der Anfang der Freude; 2) mit genauer Beſtimmung der Selbſtſtändigkeit, folglich mit dem Artikel oder einem andern Beſtimmungsworte, in welchem Falle er doch weder mit dem unbeſtimmten Artikel, noch mit einem beſtimmten Zahlworte, und nur allein in der einfachen Zahl gebraucht werden kann; z. B. das Trinken iſt zur Geſundheit nöthig; alles Fleißes ungeachtet; von vielem Weinen blind werden. — Die Lateiniſche Sprache, die mit der Deutſchen darin überein kommt, daß ſie den Infinitiv gleichfalls von den Wurzelwörtern herleitet, durch Hinzuſetzung der Sylbe re, ſ. oben, S. 148, kommt auch in Anſehung des Gebrauches zum Theil mit demſelben überein, zum Theil weicht ſie davon ab. Auch hier wird der Infinitiv 1) als ein Nennwort zum Subjecte des Satzes gebraucht, z. B. Errare humanum est. Scire tuum nihil est. Es wird in dieſem Falle, ſo wie der ganze Satz, als ein Neutrum angeſehen, daher muß auch das Adjectiv und das Pronomen, welches darauf folgt, im Neutrum ſtehen. 2) Zur Ergänzung des Prädikats bei ſolchen Zeitwörtern, die nur einen allgemei-

nen Umſtand anzeigen, das heißt: ein Wollen oder Nichtwollen, ein Wünſchen, Verbieten, Zulaſſen ꝛc., als: volo, nolo, cupio, paro, aino, studeo etc., z. B. Homines sese parare divitias optant. Die bekannte Regel in der Lateiniſchen Grammatik: wenn zwei Zeitwörter zuſammenkommen, das Letztere im Infinitiv ſtehen müſſe, muß nach dieſem Grundſatze näher beſtimmt werden, weil ſonſt Anfänger in dieſer Sprache leicht verführt werden können. Eine Eigenheit der Lateiniſchen Sprache iſt auch, daß ſie zuweilen den Infinitiv mit dem Accuſativ verbindet, und beide zuſammen machen dann das Subject der Rede aus; z. B. vivere patrem, utile est liberis, iſt eben ſo viel als: vita patris est liberis utilis. Cajus audit patrem dixisse, iſt eben ſo viel als: audit dictionem patris. Hier enthält der Ausdruck zwei Sätze, z. B. im gegenwärtigen Fall a) Cajus audit, b) Pater dixit; im letzten Fall wird dann das Subject in den Accuſativ geſetzt. Dieſes iſt die bekannte grammatikaliſche Regel: Accusativus cum Infinitivo; man nennt ſie ſonſt auch: Orationem infinitam. Die Lateiner verbinden bloß den Accuſativ damit; die Griechen aber alle bei ihnen üblichen Fälle oder Caſus mit und ohne Präpoſition, welche Art zu reden, nämlich den Infinitiv zum Subject der Rede zu machen, haben auch die Hebräer. Wenn wir dergleichen Ausdrücke in die Deutſche Sprache übertragen wollten, ſo kann ſolches nicht anders, als durch Hülfe der Partikeln geſchehen, wodurch ein ſolcher Satz in mehrere aufgelöſet wird, z. B. ὁ ἐν δικαιοσύνῃ τοῦ ἀνθρώπου, wenn der Menſch gerecht wird. — Die Franzoſen gebrauchen den Infinitiv ſehr häufig und zierlich: 1) wo im Deutſchen ein Hauptwort ſteht; z. B. il n'a pas daigné le regarder, er hat ihn keines Blicks gewürdiget; 2) wo die Deutſchen Conjunctionen ge-

brauchen; z. B. Un marchand de vin accusé de falsifier son vin, se tira d'affaire, ein Weinhändler, welcher angeklagt war, daß er seinen Wein verfälsche, zog sich aus dieser Sache ꝛc. 3) Bei den Zeitwörtern aller, allez dire, venir dire, apprendre, informer etc. wo die Deutschen das Präsens oder eine andere Zeit zweimal gebrauchen; z. B. Allez instruire votre ami de ce fâcheux evénement, gehen sie und unterrichten seinen Freund von dieser verdrießlichen Begebenheit. In der Englischen Sprache wird der Infinitiv durch to bezeichnet, welches in der Wortfolge weit seltener ausgelassen wird, als in der Deutschen ꝛc. z. B. will you learn to speak English, wollt ihr Englisch sprechen lernen? Nach den Hülfszeitwörtern wird to ausgelassen, davon ist ought ausgenommen, wo es dann nach folgenden Zeitwörtern gesetzt wird, als: He ought to say it, er muß es sagen. Folgen mehrere Zeitwörter im Infinitiv aufeinander, so wird das to nur zum ersten gesetzt, als: he will go to see and buy a horse, er will gehen, um ein Pferd zu sehen und zu kaufen. Nach bid, dare, need, make, see, hear, feel, perceive, observe, let und auch oft nach have, wird to, als Zeichen des Infinitivs, weggelassen. Ferner ist beim Englischen Infinitiv noch zu bemerken: 1) Folgen alle Casus, der Nominativ ausgenommen, jederzeit nach dem Infinitiv, als: to pay a debt is just, eine Schuld zu bezahlen ist billig. 2) Wird der Infinitiv häufig als das Substantiv des Zeitwortes gebraucht; z. B. boy's love to play, Kinder lieben das Spiel. 3) Drückt der Engländer gewöhnlich das Deutsche um vor dem Infinitiv durch in order to, oder auch for to aus. 4) Gebraucht der Engländer statt unsers Deutschen Infinitivs oft das Participium ing, als: I saw him dancing, ich sahe ihn

...ſchen, nach Wodrow den Engliſchen Sprache das ...Deutſchel Paſſiv, mit dem Zeitworte I am, und ...darauf folgenden Infinitiv mit to ausge... drückt, z. B. I was to write, ich muß ſchreiben. ...Wird das Infinitiv zuweilen in den Paſſiv geſetzt, ...wo im Deutſchen das Activum ſteht, und es geſchieht ...gewöhnlich da, wo eigentlich eine leidende Bedeutung ...zum Grunde liegt. Z. B. Hängt der Infinitiv mit to ...an einem andern regierenden Zeitworte, ſo kann ...dieſes allein ſtehen, und das regierende Zeitwort kann ...unterdrückt werden. Z. B. I dont know how, to ...act in this affair, ich weiß nicht, wie ich mir heraus... helfen ſoll.

Die Participien (Participia) können, im Deutſchen und ſo auch in andern Sprachen, wie ein jedes Adverbium mit dem Zeitworte verbunden werden; z. B. Ich ſchlafe ruhig oder ſchlafend. Die Participien des Lebens ſind ſparſam geſtreut. Man muß diejenigen Fälle, wo ſich das Participium Praeſentis, vom dem Adverbio, unterſcheidet. Es giebt auch Zeitwörter, mit den Hülfswörtern haben, ſein und werden, die fehlenden Zeiten und das fehlende Paſſiv nach der Deutſchen Conjugation zu erſetzen. An Zeitwörtern haben wollen Einige müſſen ich mahle ſie gefragt, gebeten, erſuchet, ich habe ihn nicht geſchimpft und habe ihn. Dieſe Form iſt in den meiſten Fällen eine Zuſammenziehung zweyer Sätze mit Auslaſſung des Nachſatzes. Nach dem Zeitworte kommen, um die Art und Weiſe der Bewegung zu bezeichnen, und zwar in den meiſten Fällen anſtatt des Participii Präſ. ſteht das P. B. er kommt gegangen, geritten, gefahren, gelaufen, gekrochen ꝛc. In der Lateiniſchen Sprache ſind die Participien von größerer Wichtigkeit, als in der Deutſchen. Sie dienen derſelben ſowohl zur Kürze und Deutlichkeit im Ausdrucke, als

auch zur Abwechselung, und besonders dazu, die häufige Wiederholung des qui, quae, quod zu vermeiden. Wenn zwei Sätze, die von einerlei Person oder Sache reden, durch welcher oder der, und, wenn, weil, als oder da, obgleich, indem, nachdem ꝛc. verbunden sind; so werden sie im Lateinischen in einen Satz zusammengezogen, indem die Partikel weggelassen, und das Zeitwort desjenigen Satzes, zu dem die Partikel gehört, in die nämliche Zeit des Partizipiums gesetzt wird, und zwar in gleichem Geschlechte, gleicher Zahl und gleichem Fall mit der Person oder Sache, von der geredet wird. Man nennt diese die Partizipalconstruction, obgleich sie auch auf dieselbe Weise auf die Beiwörter angewandt werden kann. Beispiele der Zusammenziehung der Sätze in Hinsicht der Pronomen und Partikeln: Prudentia est verum expetendarum fugiendarumque scientia. Male parta, malè dilabuntur etc. Die Participien des Futurs in rus und dus setzt der Lateiner statt ut und qui, wenn eine Absicht angezeigt werden soll, und geht diese Absicht auf die Person selbst, so steht das Partizipium in rus, geht aber die Absicht auf einen andern Gegenstand, so steht das Partizipium in dus, und solches nach den Zeitwörtern curro, do, loco, statuo, tribuo, trado, suscipio etc. z. B. Darius pervenit ad Arbela vicum, nobilem sua clade facturus. Has literas accepi tibi perferendas. Das Participium des Passivs setzt der Lateiner gern da, wo im Deutschen das Hauptwort auf und ausgeht, und ein Genitiv des Objects dabei steht; und die Deutschen Präpositionen: in, aus, wegen, umschreibt er, besonders bei Hauptwörtern, die einen Affect ausdrücken und die Ursache anzeigen, warum etwas geschieht oder nicht geschieht, er drückt sie gewöhnlich durch ein Participium Perf. aus, z. B. A mundo condito, seit Erschaffung der Welt.

Antonium condiam, vor Erbauung der Stadt. Hoc fecit amore oder odio tui, er hat es aus Liebe oder Haß gethan. Nach den Zeitwörtern sehen, hören, finden, wird der Deutsche Infinitiv gewöhnlich durch das Partizipium Präs. ausgedrückt; oft wird auch das Zeitwort durch das Partizipium bloß umschrieben und nach nolo, volo, cupio wird das Partizipium Perf. statt des Infinitivs gebraucht; z. B. Socratem audio dicentem, ich höre den Sokrates sagen. Habeo perspectum cognitum, für perspexi cognovi. Monitum et volo, statt volo te monitum esse, ich will dich erinnert haben. Wenn zwei Sätze, die von zweierlei Personen oder Sachen reden, durch als, da, nachdem, indem, wenn, weil, obgleich, verbunden sind, so zieht sie der Lateiner in einen Satz zusammen, indem die Partikel weggelassen, das Nennwort in den Ablativ, das Zeitwort aber, zu dem die Partikel gehört, in den Ablativ des Partizipiums gesetzt wird. Man sagt daher statt: Postquam Troja a Graecis expugnata erat, Aeneas in Italiam venit: Aeneas, Troja a Graecis expugnata, in Italiam venit etc. Die Abweichung von den angeführten Regeln beim Gebrauche des Partizips in der Lateinischen Sprache, sehe man in den Sprachlehren nach. — Die Griechen bedienen sich am häufigsten der Partizipien, und dieses auch schon aus dem Grunde, weil sie von den meisten Zeiten Partizipien haben, woraus für sie der Vortheil entsteht, daß sie bei dieser Construction, in Verbindung mit derjenigen des Relativs und der des Infinitivs, ohne Verwirrung mehrere Sätze in- und durch einander mischen können, z. B. ἐκεῖνα μοῦσαν διδάσκω, ἃ τοὺς θεοὺς ἤγηται τιθυκέναι. Hier ist ἃ Object von θεοὺς, dieses selbst wieder Subject von τιθυκέναι, und dieses hängt ab von ἤγηται. Hier müssen Deutsche sagen:

er erzählt mir das, weil er glaubt, daß diejenigen gestorben seyen, welche es gesehen hätten. Hiezu kommt nun noch, daß sich nicht bloß die Zeitwörter, welche mit andern durch Relativa verbunden sind, sondern jedes durch die Partikeln, als, weil, nachdem, so daß ꝛc., hinzugefügte Zeitwort, dessen Subjekt schon beim vorhergehenden Zeitworte genannt worden ist, mit Abwerfung jener Partikeln in ein Partizip verwandeln könnten, welches dann den Casus seines Subjektwortes annimmt, und sie es auch da thun, wo die Deutlichkeit nicht darunter leidet. Ja sie verwandeln selbst solche Zeitwörter und Sätze in Partizipien, welche die Deutschen durch die bloße Conjunction daß von dem vorhergehenden Zeitworte regieren lassen. Sie weichen daher mit ihrer Partizipial-Construction weit von der unsrigen, der Deutschen, und auch von der in andern Sprachen ab. Wie bei den übrigen Constructionen des Partizipiums in andern Sprachen, hat auch hier das Partizip, als Zeitwort betrachtet, entweder einerlei Subjekt mit dem vorhergehenden Zeitworte, und steht also im Nominativ, oder es hat ein verschiedenes Subjekt, und steht daher mit demselben als wahres oder entferntes Objekt des vorhergehenden Zeitwortes, in einem der Casus obliqui, als im Genitiv, Dativ oder Accusativ. Beispiele hievon findet man in den Griechischen Sprachlehren. Eine besondere Eigenheit in der Griechischen Sprache ist noch, daß die Zeitwörter, welche das Anhören einer Handlung bezeichnen, welche in andern Sprachen den Infinitiv erhalten, hier das Partizip bei sich haben. — In der Französischen Sprache wird das Partizipium Präsentis (Participe présent) auch oft gebraucht zwei Sätze in einen zusammen zu ziehen, wobei das Partizipium unveränderlich bleibt; z. B. Ayant parlé longtemps, il se tut. Toutes les circonstances contrariant nos projets, il est

prudent de les abandonner. Man muß sich aber hüten, in dieser Sprache das Partizipium Präsentis mit gewissen Adjectiven oder Beiwörtern zu verwechseln, welche ihm ähnlich sind, aber in einer ganz andern Bedeutung. Man nennt diese Adjectiven Adjectifs-verbaux, z. B. Nous n'aurions pas pu nous figurer des circonstances si facheuses et si contrariantes. Diese Adjectiva haben kein Régime nach sich, wie die Partizipien, und richten sich nach dem Geschlechte und der Zahl des Hauptwortes; wie man aus dem so eben angeführten Beispiele ersehen wird. Mehrere Sprachlehrer nehmen von dieser Régel der Adjectifs-verbaux, die Partizipia Präsentis: appartenant, approchant, dépendant, jouissant, répugnant, tendant, usant etc. aus; allein sie machen, nach neuern Sprachlehrern, keine Ausnahme, weil sie in den Redensarten, in welchen man sie gebraucht, zu wahren Adjectiven geworden sind; z. B. Une humeur répugnante à la mienne; eine Laune, die der meinigen ganz zuwider ist ꝛc. Die Franzosen gebrauchen ihr Partizipium Präsentis, wie die Griechen, auch da, wo die Deutschen die Bindewörter: als, da, nachdem, wenn, weil ꝛc. gebrauchen, z. B.: Le Poussin, célèbre peintre François, étant à Rome, un prelat vint lui rendre une visite etc. In der französischen Sprache wird das Partizipium Präsentis auch Participe actif genannt, weil das Subject, besonders bei den thätigen Zeitwörtern, als handelnd vorgestellt ist. Auch wird dieses Partizip mit dem Vorworte en verbunden, gewöhnlich gérondif genannt. Der Unterschied zwischen dem Partizipium Präsentis und dem Gerundium ist dieser, daß Letzteres sich immer auf das Subject beziehe, das Erstere dagegen, wenn es auf das Régime folgt, sich auf dieses bezieht; z. B.: La plupart des Grands du Ro-

yaume, jugeant la seconde croisade contraire au bien de l'état, voulurent en détourner St. Louis etc. Das Gerundium würde hier: La plupart des Grands du Royaume en jugeant la seconde etc., nicht denſelben Sinn haben, auch iſt der Redeſatz weniger genau. Das Partizipium Perfecti (Participe passé) iſt veränderlich und nimmt das Geſchlecht und die Zahl des Régime directe an, wenn dieſes Régime vor dem Partizipium ſteht, es mag mit avoir oder être conjugirt werden; z. B. Le commerce a rendu cette ville florissante, und cette ville que le commerce a rendue florissante. Folgt auf das Partizipium Perfecti unmittelbar ein Infinitiv, ſo muß man genau darauf achten, ob das Partizipium oder der Infinitiv das Régime regiert, er mag nun ausdrücklich dabeiſtehen oder in Gedanken ergänzt werden; z. B. La maison que j'ai fait bâtir, und la maison que j'ai faite. In den unperſönlichen Zeitwörtern iſt dieſes Partizipium unveränderlich, es mag mit avoir oder mit être conjugirt werden, z. B.: Il s'est passé bien des évenements depuis quarante ans, und: Les évenements qui se sont passés depuis ce temps, ont ils contribué à nous rendre plus sage? — In der Engliſchen Sprache wird das Partizipium häufiger gebraucht, als in der Deutſchen, auch weicht der Engländer in der Anwendung deſſelben ſehr von uns ab und nähert ſich hierin mehr dem Lateiner; daher kann er ſich auch weit kürzer ausdrücken, als wir. Er befolgt bei der Anwendung ſeiner Partizipien folgende Regeln: 1) Wenn wir Deutſche durch die Endigung ung oder ang von den Zeitwörtern Subſtantiva oder Hauptwörter bilden, ſo bildet der Engländer ſie mit ſeinem Partizip ing, wobei dann jederzeit, da dieſes nun ein Subſtantiv iſt, der Genitiv nachfolgen muß, als: at the going

down of the sun, beim Untergange der Sonne. 2) Auf diese Weise kann das Partizipium, wie ein Substantiv, in alle Fälle gesetzt werden, und alle Vorwörter, z. B. in, with, without, from, between etc., ihm vorgesetzt werden; z. B. I am tired with walking, ich bin müde vom Gehen. 3) Wenn wir Deutschen unsere Rede mit als, da, nachdem ꝛc. anfangen, so läßt gemeiniglich der Engländer diese Worte weg, und setzt das erste Zeitwort ins Partizipium, und zu dem zweiten die Person; als: Having héard of his return, I went to him, als ich seine Zurückkunft erfuhr, ging ich zu ihm. 4) Wo im Deutschen zwei Zeitwörter durch und verbunden werden, da verwandelt der Engländer gern das eine ins Partizipium, mit Auslassung des und, als: We sat up talking, till it was late at night; wir saßen bis in die spät Nacht beisammen und sprachen. 5) Der Engländer läßt auch meistens das beziehende Fürwort aus, und setzt das Partizipium, als: A man travelling to England, ein Mann, der nach England reiset. 6) Da die Form der Zeiten eines thätigen und eines intransitiven Zeitwortes etwas sehr schwankendes in der Bedeutung hat, als: I write, so sucht der Engländer diese dadurch festzustellen, daß er nun die jetzt wirklich vorgehende Handlung durch: I am writing, ausdrückt, und die dann wirklich vorgehende Handlung durch: I was writing. 7) Gebraucht der Engländer auch oft das Partizipium anstatt des Infinitivs, als: I go a walking, ich gehe spatzieren. 8) Wird das Partizipium auch nach folgenden Präpositionen gesetzt, als: after, by, for, from, in, of, on, upon etc.; z. B. Without laughing, ohne zu lachen; you hinder me from writing, ihr hindert mich am schreiben ꝛc. ꝛc.

Was das Gerundium und Supinum anbetrifft, so kommen sie hauptsächlich in der Lateinischen Sprache vor. Gerundium ist eine Modifikation des Infinitivs. Man zeigt diese Modifikation in einigen Sprachen durch Vorsetzung des Artikels oder einiger Vorwörter ꝛc. an, z. B. im Griechischen τὸ τυπτειν, τοῦ τυπτειν, τῷ τυπτειν; im Französischen, in den ältern Sprachlehren, durch, d'aimer, à aimer, pour aimer. Der Lateiner hat aus dem Partizip des Passivs in dus, ein besonderes Participium absolutum gebildet, und dessen Abänderung da gebraucht, wo in andern Sprachen mit dem Infinitiv auf die angenannte Art geredet wird; dicendi, dicendo, dicendum, welches er mit einem besondern Namen, Gerundia, Verrichtungswörter, genannt hat. Ein Schriftsteller sagt: „Die Sprachlehrer sind über den Ursprung und die Bedeutung dieser Wörter nicht einig, und schwerlich wird sich etwas Bestimmtes darüber sagen lassen. Einige glauben, ihr Name rühre daher, weil sie die Stelle des Infinitivs vertreten; quia (infinitivi vicem gerunt? Andere erklären die Derivation vielleicht nicht glücklicher; quod a participio passivo gerantur et imperentur. Noch Andere meinen, sie seyen deswegen so genannt worden, weil dadurch eine gewisse Fortdauer der Handlung angezeigt werde; quasi aliquid gerere significent. Wiederum Andere sind der Meinung, daß man ihnen diesen Namen bloß willkührlich gegeben habe, um sie von dem Partizipium zu unterscheiden ꝛc. — Viele Schriftsteller sind der Meinung, und wohl nicht mit Unrecht, daß man sie sehr gut entbehren kann, weil sie nur Abänderungen eines Partizipiums absolutum sind; auch findet man sie nur noch in den Lateinischen Sprachlehren. In den neuesten Sprachlehren der neuern Sprachen findet man sie nicht mehr in der Tabelle der Zeitwörter an-

gesetzt. Man muß bey beiden oben angeführten Participien nur sein müssen nach der gewöhnlichen Art damit verbinden. So heißt z. B. expugnandis urbibus nicht in den Städten, die erobert werden müssen, sondern unbestimmt, beim Erobern der Städte; der Grieche würde hier sagen: ἐν τῷ πολιορκεῖν τὰς πόλεις. Hiervon nehmen die Lateiner das Neutrum und brauchen es statt des Infinitivs durch alle Casus; z. B. im Nominativ: aeternas quoniam; poenas in morte timendum. Lucr. Quam viam nobis ingrediendum sit. Cic. Die übrigen Gerundia werden also, so construirt, als wenn sie Nennwörter wären. Erfordert z. B. die Verbindung den Genitiv, so setzt man es in diesen Fall, und die Lateiner nennen es Gerundium in di. z. B. Tempus scribendi, erfordert sie den Dativ oder Ablativ, so setzt man es in eben diesen Fall, und nennt es das Gerundium in do, z. B. scribendo operam dare, in scribendo; und daſſelbe gilt vom Accusativ, wo es das Gerundium in dum genannt wird, z. B. inter legendum ad docendum. Hieraus erhellt: 1) daß die Regierung derſelben nicht mehr Schwierigkeiten hat, als die Regierung der Fälle beim Nomen oder Nennworte. 2) Weil sie statt des Nennwortes stehen, so haben sie denjenigen Fall bei sich, den der ordentliche Infinitiv hat, geschieht dieſes aber nicht, so ist es auch nicht der Infinitivus absolutus, sondern das Participium, z. B. ad expugnandum urbes und ad expugnandas urbes. 3) Daß auß eben der Ursache zuweilen der Infinitiv da stehen kann, wo sonst ein Gerundium stehen muß. Die Grammatiker nennen es graecismum, weil es im Griechischen keine Gerundia giebt, sondern der Infinitiv deren Stelle vertritt; z. B. iniit consilium tullere reges. — Die Supina oder Bewegungswörter in der Lateinischen Sprache, sind

eigentlich Hauptwörter der vierten Deklination, die von dem Zeitworte gebraucht werden. Sie haben nur den Accusativ und Ablativ in um und u und regieren den Fall ihres Zeitwortes. Das Supinum um wird nach einem Zeitworte statt des Deutschen Infinitivs gesetzt, wenn eine Bewegung an einem Orte oder die Absicht angezeigt wird, warum eine Bewegung vorgeht, im Deutschen sagt man gewöhnlich zu und um zu. Z. B. Venio salutatum amicos etc. Das Supinum in u wird statt des Deutschen Infinitivs nach gewissen Adjektiven gesetzt, die eine Gestalt oder Beschaffenheit anzeigen, als: facilis, difficilis, affabilis, dignus, optimus, rarus etc; z. B. Plerasque dicta, quam te sunt faciliora. Dann auch nach den Hauptwörtern fas, nefas, opus; und bei Zeitwörtern, die eine Bewegung von einem Orte anzeigen, auf die Frage: Wovon?

Ueber die Partikeln, als die dritte und letzte Klasse der Redetheile in der Wortfügung, kann hier nur wenig gesagt werden, weil sie nicht nur ihrer Natur, sondern auch ihrer Verhältnisse zu andern Redetheilen nach, oben schon an verschiedenen Stellen erwähnt worden sind, als S. 162 u. f., und S. 185 u. f. Hier nur noch einige Bemerkungen über die Nebenwörter (Adverbia) und über die Präpositionen oder Vorwörter (Praepositiones), da die Conjunctionen und Interjectionen schon zur Genüge an den angeführten Orten abgehandelt worden sind. Man gebraucht die Nebenwörter oder Adverbien in der Rede, den Redesätzen, nicht bloß zur nähern Bestimmung des Zeitworts, sondern auch der übrigen Worte in dem Redesatze. Sie werden daher im Satze immer dahin gesetzt, wo sie etwas zu bestimmen finden, gemeiniglich vor dem Bestimmten, aber auch nach, welches, nach den verschiedenen

Sprachen, verschieden ist, und aus dem Gebrauche erlernt werden muß. Z. B. Er ist ganz Zärtlichkeit, ganz Hingebung für seine Familie; sie ist ganz Liebe für ihre Kinder. Wenig Gutes, viel Böses; lauter weiße Pferde, etwas Wein. Man hielt ihn für treulos, aber er ist es nicht. So schön, als eine Rose; so groß und stark, als ein Baum; so edel und hochherzig, als die Mutter der Gracchen, so weise, als Socrates. Bei diesen Vergleichungen steht das Adverbium mehr substantivisch. Zur Bestimmung des Zeitwortes: Er ist krank; mein Nachbar ist reich; die Blume wird welk; der Wein macht beredt; die Wunde schmerzt sehr. This man is now Secretary to the Prince; dieser Mann ist jetzt Sekretair beim Fürsten. Es steht aber auch hier im Englischen oftmals vor dem Zeitworte; z. B. He formerly loved women to excess; er liebte ehemals das Frauenzimmer bis zur Ausschweifung. Ueberhaupt stehen im Englischen die Nebenwörter: ever, never, always, neither, only, best, vor dem Zeitworte; als: I ever believed, that he is a good gentleman; ich glaube immer, daß er ein guter Mann ist. Neither wird manchmal des Nachdrucks wegen einem zum Ueberflusse angehängt; z. B. He does not love him, nor I neither; er liebt ihn nicht, und ich auch nicht. Etudiez premièrement votre leçon. Il parle fort obligeamment; il a salué très-poliment; il raisonne bien sensement. Cette demoiselle à l'air bien gai, bien tendre, bien doux; les yeux admirent d'abord la beauté, l'esprit s'en occupe ensuite, puis les sens la desirent, et le coeur s'y livre après etc. Wenn der Be-

auf das Zeitwort und auf die übrigen Wörter in den Redesätzen gebraucht. Beziehen sie sich auf ein Nomen oder Nennwort, so haben sie, wie die ihnen ähnlichen Beiwörter, dieses Nennwort in einem gewissen Casus bei sich, es verhält sich übrigens so ziemlich, wie die Nebenwörter oder Adverbien in andern Sprachen; worin gleiche Verhältnisse mit diesen zu jenen Wörtern Statt finden. Buttmann hat übrigens nicht unrecht, nur diejenigen Partikeln Adverbien zu nennen, die, wo möglich, allein und ohne Beziehung stehen; alle diejenigen Nebenwörter, die eine Beziehung haben und einen Fall regieren, sind Präpositionen. — Was die Präpositionen, die einen bestimmten Fall, als den Genitiv, Dativ oder Accusativ, regieren, anbetrifft, so läßt sich hierüber wenig sagen, ohne nicht nutzlos diesen Artikel auszudehnen; denn ihre Bedeutung in der Wortfügung geht schon aus der Bestimmung hervor, die der Fall, den sie regieren, anzeigt, und aus dem Begriffe, der mit jedem einzelnen dieser Wörter, als Präposition, verknüpft ist. Hier ist daher nur noch zu bemerken: daß, wenn mehrere Hauptwörter, die entweder gar nicht, oder nur durch und und oder verbunden sind, durch eine und eben dieselbe Präposition verbunden werden sollen, so kann solche im Deutschen wiederholt, oder auch nur einmal gesetzt werden; z. B. durch List, Betrug und Verrath, oder durch List, durch Betrug und durch Verrath; sind sie aber durch entweder, theils oder durch andere Partikeln verbunden, so ist die Wiederholung nothwendig; z. B. entweder durch List oder durch Gewalt, theils mit Geld, theils mit Waaren bezahlen. Diese hier angeführte Regel findet auch in andern Sprachen Statt, z. B. in der Lateinischen: Per arduia et astra; per tuum scelus; per vim, per fraudem hoc mihi ereptum est; im

Engliſchen: by day and by night, bei Tage und bei Nacht. By sea and by land, zur See und zu Lande. Der Franzoſe wiederholt gern die Präpoſition bei mehreren Hauptwörtern, z. B. Il fait cela par intéret, par amour de la gloire; il a fait cela par erreur, par abus ou par hazard. A force de prières, à force de le répéter, il a pensé à mon affaire, a ce qu'il me doit. Wenn zwei Präpoſitionen ſich unmittelbar in einem Satze folgen, ſo machen ſie Härte und Dunkelheit; z. B. durch mit Geld beſtochene Stimmen; ohne mit ihm geweſen zu ſeyn ꝛc. Man muß hier den Satz anders ſtellen, oder nur ein paſſendes Wort dazwiſchen ſchieben; z. B. durch die mit Geld beſtochenen Stimmen. Wenn Adelung will, daß man ſagen ſoll, ſtatt: Deutſchland grenzt an Frankreich, Deutſchland gränzt an Frankreich an, ſo iſt dieſes letzte an gewiß überflüſſig, und der Satz ohne dieſes an ganz verſtändlich; Deutſchland gränzt Frankreich an, würde freilich, wenn nicht unverſtändlich, doch nicht deutlich genug den Satz beſtimmen. Und ſo auch in dem Satze: Was für Bilder gehen meine Seele vorbei, ſtatt: was für Bilder gehen vor meiner Seele vorbei. Hier kann aber der erſte Satz, der Kürze wegen, eben ſo gut ſtehen, nur mit dem Dativ, mit Auslaſſung der Präpoſition, wie es der Lateiner thut; z. B. was für Bilder gehen meiner Seele vorbei, weil ich die Seele nicht gehen kann, wohl aber einen Weg, die Präpoſition wird daher hierunter verſtanden, ohne ſie zu ſetzen. Gerade dieſes macht unſere Sprache klanglos und hart, daß wir ſo viele nutzloſe Worte hinzuſetzen, um verſtändlich zu werden, wodurch wir nur zu oft der Verſtändlichkeit ſchaden und unſere Sprache mit einer Laſt von Beiwörtern beladen, wie in früheren Zeiten die Heere mit einem

überflüssigen Troß. Der Ort, welcher das Ziel einer Bewegung ist, wird im Deutschen mit verschiedenen Präpositionen ausgedrückt, über die sich aber keine bestimmten Regeln geben lassen, weil ihre Anwendung aus dem Gebrauche erlernt werden muß. Man gebraucht als Präpositionen der Bewegung nach einem Ziele, sowohl mehrere, die den Dativ, als auch die den Dativ und Accusativ regieren, als, mit nach: er reiset nach Berlin, Wien, Paris und London, nach der Stadt, nach Hofe, nach Hause ꝛc. gehen. Dann auch bei gewissen Bewegungen, ohne Bestimmung des genauen Zielorts; z. B. der Wind dreht sich nach Westen; sich auf der Reise nach Morgen wenden; den Mantel nach dem Winde tragen ꝛc. Mit auf, bei der Bewegung nach einem höher gelegenen Orte, als: auf den Berg steigen, auf das Schloß, auf die Promenade, auf das Rathhaus, auf die Wache, auf die Post, auf die Börse gehen ꝛc. Es ist nicht allemal eine wirkliche Höhe damit verknüpft, sondern man denkt sich nur bloß gewisse Orte höher gelegen, z. B. auf die Universität gehen, auf das Land, auf die Messe, auf den Jahrmarkt reisen ꝛc. Mit an, welches eine Richtung nach der äußern Fläche eines Dinges bezeichnet; z. B. an seine Arbeit gehen, sich an einen Ort begeben, an den Hof gehen, an das Ufer fahren, an einen Freund schreiben ꝛc. Mit in, um die Richtung nach dem Innern einer Sache zu bezeichnen; z. B. in die Stadt kommen, gehen, reiten, in die Kirche, in den Garten, in das Getreide, in die Schule gehen, in den Weg treten, in die Tasche stecken, in das Haus brechen ꝛc. Mit vor; die Richtung von dem Innern nach einem äußern unbestimmten Ziele; z. B. vor die Thür, vor das Thor gehen ꝛc. Mit zu, wenn das Hauptwort ohne bestimmten Artikel gebraucht wird, und nur die Art und Materie des Zeitwortes bestimmt

wird; z. B. zu Tanze, zu Biere, zu Weine, zu Felde, zu Bette, zu Markte, zu Tische, zu Stühle, zu Schiffe ꝛc. gehen; zu Boden fallen, zum Doctor schicken, zum Richter gehen ꝛc. — Auf eben die Art wird auch die Ruhe angedeutet. Besonders zu berücksichtigen sind diejenigen Präpositionen, die sowohl den Accusativ, als den Dativ regieren, besonders in Hinsicht des ersten Falles, des Accusativs, der auf so manche feine Beziehungen gesetzt wird, die man aus dem Gebrauche kennen lernen muß. Auch sehe man darüber die Sprachlehren und großen Wörterbücher nach. Wie es in der Deutschen Sprache mit den Präpositionen geschieht, so geschieht es auch in der Lateinischen und in andern Sprachen, wo man alle die Fälle, die eine Präposition regiert, aus dem Gebrauche kennen lernen muß.

Was nun den zweiten Theil des Syntaxes oder der Wortfügung, den zierlichen Syntax (Syntaxis ornata) anbetrifft, so geht er aus dem ersten Theile hervor. Die Zierlichkeit einer jeden Sprache beruht auf der schicklichen Wahl und Verbindung, sowohl einzelner Wörter, als auch ganzer Redensarten und Sätze, die unsere Gedanken lebhafter, deutlicher und mit größerem Wohlklange ausdrücken. Die Redekunst oder Rhetorik giebt zwar zu dieser Zierlichkeit Anleitung; allein sie läßt sich nicht so durch Regeln erlernen, als durch fleißiges Lesen der besten oder sogenannten klassischen Schriftsteller in einer Sprache, und durch sorgfältige, unter Leitung eines geschickten, nicht pedantischen, Lehrers, angestellte Uebungen in den jüngern Jahren, in den spätern durch eigenes, aufmerksames Lesen mit kritischer Genauigkeit in Hinsicht der Constructionen oder Stellungen der Worte in einem Satze und in einer ganzen Periode. Die eigentliche Rangordnung der Worte in einer Sprache, nach den Gesetzen der

Grammatik, geht nicht nach dem, wie sie der Schriftsteller in seiner Schrift geordnet hat, sondern wie sie, vermöge der grammatikalischen Regeln, aufeinander hätten folgen sollen. Daß sich sowohl die Schriftsteller, so wie ein jeder Andere in den gemeinen Reden nicht immer an die von der Grammatik vorgezeichnete Ordnung der Wörter, wie sie nämlich unter einander regiert und bestimmt werden, binden, sondern die Wörter in einer ganz andern Ordnung setzen, als wie sie sich, den Regeln der Wortfügung nach, auf einander beziehen, wird man in jeder Sprache, die man versteht, gewahren. Zum Beispiel die Worte des Cornelius Nepos, aus dem Timoleon, Kap. 5: huic Lamestius vadimonium cum imponere vellet, sollten eigentlich in folgender Ordnung, wie sie von einander regiert werden, stehen: cum Lamestius vellet imponere vadimonium huic. Wenn man eine Sprache gründlich erlernen will, so muß man zuerst diese natürliche Ordnung der Worte, und die Ursache, warum ein Wort in dieser oder jener Abweichung und Abwandlung stehe, z. B. wenn dieser oder jener Casus, dieser oder jener Modus auf das vorhergehende Wort folge, wissen. Diese Ursachen sind theils aus dem Sprachgebrauche hergenommen, theils liegen sie auch in der Natur und Beschaffenheit des vorhergehenden Wortes. Beide Ursachen müssen von allen denjenigen, die eine Sprache grammatikalisch, also gründlich, erlernen wollen, mit einander verbunden werden. Eine jede Sprache hat zwar ihre eigene Constructionsordnung; allein es giebt auch gewisse Regeln, die alle Sprachen mit einander gemein haben, z. B. daß der Nominativ vor dem Infinitiv in gleicher Zahl hergehen müsse; daß ein transitives Zeitwort gewöhnlich einen Accusativ zu sich nimmt; daß, wenn zwei Zeitwörter zusammen kommen, wovon das eine das andere regiert, das Letzte im Infinitiv stehn,

und das Erſtere der Ordnung nach vorangehen müſſe ꝛc. Jungen Leuten kann man leicht die Art, wie die Worte auf einander, der Ordnung nach, folgen müſſen, in der Mutterſprache zeigen; man darf nur eine deutliche Rede in die natürliche Conſtructionsordnung ſetzen laſſen, und ſie dann die Worte nach Gefallen oder Gutbefinden verſetzen und nach ihrem eigenen Gefühle urtheilen laſſen, ob ſie die beſte Stellung haben. Zum Beiſpiel, wenn man die Worte: ich kann dieſem Menſchen heute kein Geld geben, nach der Conſtructionsordnung ſetzt, ſo würden ſie ſo lauten: ich kann geben kein Geld dieſem Menſchen heute. Nun laſſe man ſolche verſetzen, ſo werden ſie von ſelbſt gewahren, daß es nicht gleichgültig ſei, auf welche Weiſe man ſie verſetze. Man laſſe ſie nun urtheilen, ob es einerlei ſei, wenn ich ſage: heute kann ich dieſem Menſchen kein Geld geben; kein Geld kann ich dieſem Menſchen heute geben; geben kann ich heute dieſem Menſchen kein Geld ꝛc. — Wenn daher der Schriftſteller von der in ſeiner Sprache üblichen Conſtruction abweicht, ſo kann dieſes aus verſchiedenen Urſachen geſchehen. Erſtlich, um der Deutlichkeit willen. Dieſes ſcheint zwar widerſinnig, daß die Ueberſchreitung der natürlichen Conſtructionsordnung ein Beförderungsmittel der Deutlichkeit ſeyn ſollte, und dennoch iſt es ſo, weil die Verſetzung nicht willkührlich iſt, ſondern ſich auf gewiſſe Regeln gründet. Die Hauptregel iſt dabei, daß Alles, was in Anſehung der Idee zuerſt kommt, muß auch im Ausdrucke zuerſt geſetzt werden. Zweitens kann man auch des Nachdrucks wegen, und um verſchiedene Nebenbegriffe zugleich auszudrücken, von der Conſtructionsordnung abgehen. Aus den beſten Schriftſtellen aller Nationen kann man leicht eine Menge von Beiſpielen dieſer Art auffinden, welche dieſen Satz erklären. Es

diene hierzu, um dieſes hier zu erklären, das oben angeführte Beiſpiel; als: ich kann dir heute kein Geld geben — aber mein Buchhalter; heute kann ich dir kein Geld geben — aber morgen oder übermorgen; dir kann ich heute kein Geld geben — aber deinem Vater; geben kann ich dir heute kein Geld — aber verſprechen, daß du es morgen oder übermorgen erhalten ſollſt; Geld kann ich dir heute nicht geben — aber einen Wechſel ꝛc. Hieraus kann man nun die verſchiedenen Nebenbegriffe gewahren, die daraus hervorgehen, wenn der Satz geändert wird oder die Conſtructionsordnung wechſelt. Drittens geſchieht es des Wohlklanges wegen, wozu ſich jedoch ſchwer Regeln geben laſſen, weil ſich der Klang der einzelnen Wörter und der Redeſätze wohl fühlen, aber ſchwer beſchreiben läßt; am beſten bildet man ſich hierin durch lautes Leſen der beſten Schriftſteller, wodurch man leicht, bei einem nur einigermaßen ausgebildeten Gefühle, empfinden lernt, was wohl lautet oder angenehm klingt, worin der meiſte Fleiß, die meiſte Glätte und Geſchmeidigkeit liegt, indem die Worte eines jeden Redeſatzes, einer jeden Periode in einem Abſchnitte beim Leſen eines guten Schriftſtellers, leicht von den Lippen herabgleiten müſſen. Man hat daher wohl die Empfindung des ſchönen Klanges der Worte, des ſchönen Styls eines Schriftſtellers; allein es läßt ſich nicht immer ſagen, nicht immer beſchreiben, warum es ſchön klingt oder wohl lautet, weil auch hierin das Gefühl, die Empfindung, nachdem ſie in der früheren Lebensperiode ausgebildet, verfeinert, und nicht durch Härten der Lebensverhältniſſe abgeſtumpft worden, ſehr verſchieden iſt; indeſſen kann man doch mit Gewißheit annehmen, daß ein leichter, gefälliger Styl, eine leicht eindringende, ſchmuckloſe Rede jeden Gebildeten anſpricht und in

ihm diejenigen Empfindungen erweckt, die der Schriftſteller durch die Einkleidung ſeines abgehandelten Gegenſtandes zu bezwecken beabſichtigte. Wenn daher die beſten, die klaſſiſchen, Schriftſteller nicht immer aus den oben angeführten Gründen bei der natürlichen Conſtruction bleiben, ſo muß man ſie doch leſen, ja ſtudieren, ſie allemal zum Grunde legen, wenn man eine Sprache nicht nur nach den Regeln, ſondern auch nach den Eigenthümlichkeiten ihrer Schriftſteller, in der Wendung und dem Fluſſe ihres Styls, erlernen, oder ſie ſich zu eigen machen will, um ihre Schönheiten zu empfinden. — Ueberhaupt hat eine jede Sprache ihren eigenen Gang, der von allen andern unterſchieden iſt, und der mit in dem Charakter des Volkes liegt, welches ſie redet, in welchem ſie ſich ausbildete. Auch verbindet jeder die Glieder einer Periode anders, als der andere; daher iſt der Wohlklang aus der Stellung der Worte nicht in allen Sprachen einerlei. Wenn man nun dieſes, ſo wie noch vieles Andere beurtheilen will, ſo muß man den natürlichen Gang der Rede in einer jeden Sprache kennen lernen. Wenn daher Anfänger in einer Sprache nicht dazu angehalten werden, die natürliche Verbindung der Worte kennen zu lernen, ſo werden ſie niemals eine Feſtigkeit darin bekommen. Einen Beweis von dem Geſagten haben wir an denjenigen, die eine Sprache aus dem bloßen Gebrauche, und nicht nach den Regeln der Grammatik erlernen. Hat man in einer Sprache ſchon eine Fertigkeit erlangt, ſo hat man zwar nicht mehr nöthig die Conſtructionen aller einzelnen Worte aufzuſuchen; allein man muß doch die Verbindung der Haupttheile einer Periode überſehen, damit man die natürliche Ordnung, und warum der Schriftſteller davon abgewichen iſt, erkenne. Bei denjenigen, welche periodiſch ſchreiben, und insbeſondere bei den Dichtern, iſt es unumgänglich nöthig. Bei den Er-

stern wird oft der Hauptsatz durch eingeschaltete Nebensätze zerschnitten und das Subject vom Prädikate getrennt. Hier muß man gleichsam das Skelett der Periode mit einem Blicke übersehen, um die Nebensätze vom Hauptsatze zu unterscheiden. Bei den Dichtern ist es noch nothwendiger, weil sie ihre Ausdrücke und Constructionen nicht immer nach der Grammatik abmessen; denn sie werden von dem Feuer ihrer Phantasie hingerissen und sind daher so voll von dem zu schildernden Gegenstande, daß sie nicht ängstlich darüber wachen, ob die Worte nach der gewöhnlichen Ordnung gesetzt sind. Sucht man nun die natürliche Ordnung und Stellung der Worte nicht auf, so versteht man sie entweder gar nicht, oder sieht wenigstens den Nachdruck und die Stärke ihrer Gedanken nicht ein. Dieses gilt nicht bloß von den Dichtern fremder Sprachen; sondern auch von denjenigen in der Muttersprache. Diejenigen also, sagt ein Schriftsteller, die so sehr gegen die Construction eifern, und doch immer von der Bildung des Styls nach den besten Mustern der Alten reden, wissen selbst nicht was sie wollen; denn man kann erst den Numerus einer Rede recht fühlen, wenn man sie versteht; allein ohne Construction, wenigstens im Ganzen genommen, wird man nie eine Rede verstehen lernen. — Man kann daher den Grund mancher Schöngeister, mancher Aesthetiker oder Bellettristen leicht einsehen, warum sie so sehr gegen alle Construction eingenommen sind, weil es eben keine leichte Sache um die Construction ist; denn wer richtig construiren will, muß die Idiotismen derjenigen Sprachen, in welcher er die Worte nach ihrer natürlichen Ordnung setzen will, gut verstehen; denn ohne diese wird er nie gut fortkommen. Oft geschieht es, daß ein Wort, von welchem ein anderes regiert wird, nicht ausdrücklich dasteht, sondern nur die Idee in dem

vorhergehenden ſteckt; beſonders kommt dieſes bei den kanoniſchen Schriftſtellern oft vor. Die Gewohnheit einer jeden Sprache einen gewiſſen Theil der Schwierigkeiten ausmachen, verurſachen auch in der Conſtruction nicht wenig Verlegenheit. So auch, wenn man ungewiß iſt, welches Wort das Subject der Rede iſt, oder wenn dieſes oder jenes Participium oder Adverbium gehört; nicht minder, wenn der Theile der Rede ſehr verſetzt und auf verſchiedene Art in Ordnung gebracht werden können; z. B. Unus praelata impetu lateris alterius remum detersit; Liv. XXVIII., 30. Wenn z. B. zwischen lange Parentheſen eingemiſcht ſind, und die Aufmerkſamkeit dadurch unterbrochen oder vermindert wird, ſo hält es auch ſchwer, die natürliche Ordnung zu finden. Aus dieſen angeführten Schwierigkeiten erhellt nun zugleich auch die Nothwendigkeit der Conſtruction ſehr deutlich. Aus den Regeln einer jeden Sprache muß ſolche hergeleitet werden, und wer eine richtige Conſtructionsordnung in einer Sprache entwerfen will, muß mehr als die erſten Grundſätze oder den ſogenannten Syntax kennen; er muß den ganzen Genius der Sprache in ſeiner Gewalt haben, ſie iſt daher nicht gleichgültig.

Betrachtet man nun die Verbindung der Wörter näher und aus dem Geſichtspunkte der eigentlichen Wortfügung, ſo beſteht ein jeder Redetheil aus Sätzen und dieſe Sätze bilden ſich zu Perioden. Zu jedem Satze gehört ein Subjekt und ein Prädikat. Das Zeitwort iſt das Einverleibungswort, vermittelſt deſſen dem Subjecte ein Prädikat entweder zu- oder abgeſprochen wird. Ein jedes einem Subjecte entweder zu- oder abgeſprochene Prädikat macht einen Satz aus. Das Subject braucht aber nicht immer als ein ſelbſtſtändiges oder als ein ſelbſtſtändig gedachtes Ding angeſehen zu werden, es kann auch der Infini-

tiv eines Zeitwortes oder ein Nebenwort seyn. Jeder Satz ist entweder einfach, wenn er bloß aus dem Subjecte und dessen Prädikate besteht, oder er ist zusammengesetzt, wenn zwei oder mehrere Sätze zu einem einzigen Satze verbunden werden. Ein jeder Satz ist entweder ein nackter, oder ein ausgebildeter, oder ein erweiterter Satz. In einem nackten Satze sind Subject und Prädikat ohne alle nähere Bezeichnung ausgedrückt; z. B. die Blume entzückt mich; in dem ausgebildeten Satze sind Subject und Prädikat, vermittelst einzelner Redetheile, als Eigenschafts-, Verhältniß-, Umstandswörter ꝛc., näher beschrieben; z. B. die schöne Rose entzückt mich durch ihren Wohlgeruch; sie nimmt meinen Geruchssinn durch ihren zarten Duft außerordentlich in Anspruch. In dem erweiterten Satze sind endlich Erklärungs-, Zwischen- oder Nebensätze, welche die Verhältnisse, Eigenschaften, Umstände ꝛc. des Subjects oder des Prädikats näher bestimmen, eingeschoben; die liebliche Rose, die Königin der Blumen, welche durch ihren angenehmen Duft Alles um sich her entzückt, welket leider! schnell dahin, und entwirft uns ein Bild von den Reizen unsrer Jugend, die auch nur zu schnell dahin welken! Bei den Zwischensätzen muß man sich hüten, sie nicht früher einzuschieben, als bis der Gegenstand, worauf sie sich beziehen, genannt worden ist; z. B. wenn ich glauben darf; doch, warum sollte ich dieses nicht, da ich schon so viele Beweise davon habe, daß sie mein Freund sind; so — hier muß erst: daß sie mein Freund sind, vorangehen. Jeder nakte und jeder ausgebildete Satz muß entweder ein Subject und ein Prädikat, oder mehrere Subjecte und mehrere Prädikate enthalten; eben so muß auch jeder erweiterte Satz mehrere Subjecte oder Prädikate und Neben- oder Zwischensätze haben.

Zum Beiſpiel: Der Winter nahet ſich; iſt ein nackter einfacher Satz; der harte Winter nahet ſich mit ſchnellen Schritten, und vor ſeinen eiſigen Fußtapfen flieht der mit Früchten beladene Herbſt, iſt ein ausgebildeter zuſammengeſetzter; der Winter, auf welchen die Jugend bisher harrete, naht ſich; ein durch einen Nebenſatz erweiterter Satz; Schwäche des Geiſtes, Mangel des Geſchmacks, Unruhe der Begierden, Verwöhnung an rauſchende Vergnügungen, tödten nur zu oft das Vergnügen an den Reizen der Natur, iſt ein einfacher Satz mit mehreren Subjecten. Der ſanft glänzende, beſcheidene Mond kommt hinter dem dunkeln Walde hervor, verſilbert die Höhen der Berge umher, und ſteigt langſam feierlich den mit Sternen beſäeten Himmel herauf, iſt ein einfacher Satz, mit mehrfachen Prädikaten. In Anſehung der Form ſind die Sätze entweder erzählend, wenn ſie Begebenheiten oder Urtheile, wie wir ſie empfinden, darſtellen, oder bittend und befehlend, oder fragend, oder wünſchend, oder auch ausrufend. Dieſe verſchiedenen Formen beſtehen aber nicht bloß für ſich, ſondern können auch in einem und demſelben Satze mit einander abwechſeln; z. B. die erzählende mit der ausrufenden: ich weiß, du biſt ſtolz; o der Stolz erblaßt vor einer ſolchen Scene! Die erzählende mit der fragenden: Wenn dieſes iſt, welche Worte ſind denn traurig genug, ein ſolches Bild zu ſchildern? Die zuſammengeſetzten Sätze ſind ſo vielfach, als es Verhältniſſe zwiſchen zwei und mehreren Sätzen giebt, welche durch Conjunctionen ausgedrückt werden können, folglich eben ſo vielfach, als die Conjunctionen in einer Sprache ſind; ſ. oben, S. 173. Die verſchiedenen Sätze einer Rede werden nun durch Nebenwörter und Partizipien verbunden. Dieſe Zuſammenziehung der

Sätze giebt der Rede Nachdruck und Kürze und heißt: Partizipal-Construction. Diese Zusammenziehung findet nur dann Statt, wenn mehrere mit einander verbundene Sätze eins und eben dasselbe Subject in einem und eben demselben Fall haben, da denn die Nebensätze entweder ihr Zeitwort wegwerfen oder auch dasselbe in ein Partizipium verwandeln. In beiden Fällen gehen sie in ein bloßes Nebenwort über, bestimmen als solches das Zeitwort des Hauptsatzes, und machen mit demselben einen und eben denselben Satz aus. Der verkürzte Satz kann in den meisten Fällen dem Hauptsatze bald vor, bald nachgesetzt, bald aber auch zwischen dessen Subject und Prädikat eingeschaltet werden. Da die Nebenwörter kein Substantiv, wohl aber ein Zeitwort bestimmen können, so findet auch diese Zusammensetzung nur dann Statt, wenn der verkürzte Nebensatz den Begriff des Zeitwortes bestimmt, nicht aber wenn er unmittelbar auf das Hauptwort bezogen werden kann und muß. Das Zeitwort, welches auf solche Art verschwiegen werden kann, ist nur allein das Zeitwort seyn, in einigen wenigen Fällen, nur andere Arten Zeitwörter lassen sich auf diese Art nicht verstoßen. Die Zusammenziehung der Sätze durch Nebenwörter ist anwendbar: 1) Wenn mehrere mit einander verbundene Sätze ein gemeinschaftliches Zeitwort haben, z. B. Julius Cäsar war groß in Gefahren, kühn im Entwerfen, und schnell im Handeln. 2) Wenn zwei oder mehrere Sätze einerlei Subjecte in gleichem Falle, aber verschiedene Zeitwörter haben, und das Bindewort und anwenden; z. B. des Lebens überdrüßig, durchbohrte sich Kato selbst die Brust; statt: Kato war des Lebens überdrüßig, und er ꝛc. 3) Wenn ein Subject durch die rückwärts deutenden Personenwörter der und welcher vermittelst des Zeitwortes seyn näher beschrieben werden soll; dann wird nicht nur dieses, son-

dern auch das Perſonenwort ausgelaſſen, z. B. Johann Huß, ſtandhaft wie Sokrates, ſtarb auf dem Scheiterhaufen; ſtatt: Johann Huß, welcher ſtandhaft wie Sokrates war ꝛc. 4) Wenn ein Satz mit den Bindewörtern da, weil, als ꝛc. anfangen ſoll, ſo werden dieſe, ſo wie das Zeitwort ſeyn, oft ausgelaſſen, z. B. unfähig die Lebensfreuden länger zu genießen, ſtiftete der weltſatte Benedikt ſeine Klöſter auf Monte-Caſſino; ſtatt: weil oder da der weltſatte Benedikt unfähig war ꝛc. — Die Zuſammenziehung durch das Mittelwort der Gegenwart erfordert Vorſicht; denn da es ohne Biegungszeichen gleichſam ein Beſchaffenheitswort iſt, ſo kann es ſich wohl auf das Zeitwort, aber nie auf das Subject, noch auf das Ziel des Satzes beziehen. Wenn ich z. B. ſage: Emil trat ſingend in das Zimmer, ſo iſt die Zuſammenziehung richtig, weil ſich ſingend nicht auf das Subject Emil bezieht, ſondern auf das Zeitwort trat; ſage ich aber: Emil fand ſeinen Bruder ſchlafend, ſo iſt die Zuſammenziehung fehlerhaft; denn ſchlafend ſoll ſich hier auf das Zielwort Bruder beziehen. Dieſe Zuſammenziehung findet daher nur Statt: 1) Wenn ein beziehender Erklärungsſatz mit einem Zeitworte, welches in der Gegenwart ſteht, verbunden iſt; dann geht das Zeitwort des Erklärungsſatzes in das Mittelwort der Gegenwart über und nimmt die Biegungszeichen an; das zweckandeutende Perſonenwort wird aber ausgelaſſen; z. B. Ach, nur zu bald verwelken die jetzt blühenden Blumen! ſtatt: ach! nur zu bald verwelken die Blumen, welche jetzt blühen. 2) Wenn zwei Sätze einerlei Subject und mit und verbundene Zeitwörter in gleicher Zeit, jedoch nur in der mehr beziehenden und bezeichnenden Gegenwart haben, alsdann bleibt das Bindewort weg und das eine Zeitwort geht in das Mittelwort über, nimmt aber keine Biegungszeichen an, und beſtimmt folglich weder

das Subject, noch das Zeitwort, ſondern nur, wie auch ſchon bemerkt worden iſt, das Zeitwort; z. B. ſcherzend ſagte ſie, ſtatt: ſie ſcherzte und ꝛc.; weinend ſtand er da, und erzählte, ſtatt: er ſtand da, weinte und ꝛc. — Das Partizip der Vergangenheit hat eine leidende Bedeutung, wenn es mit dem Hülfsworte ſeyn gebogen wird, und eine thätige, wenn es das Hülfswort haben zu ſeiner Biegung gebraucht. In der Zuſammenziehung der Sätze pflegt man nur das erſte zu gebrauchen, wobei dann die rückwirkenden Perſonenwörter, ſo wie auch das Hülfszeit- und Bindewort wegbleiben; z. B. von ſeinen Freunden verrathen, von ſeinen Feinden verfolgt, entfloh Themiſtokles nach Perſien; ſtatt: Themiſtokles, welcher von ſeinen Freunden verrathen und von ſeinen Feinden verfolgt wurde, entfloh nach Perſien. Aber den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß er da. Hier ſoll das Mittelwort geſtützt eine thätige Bedeutung haben. Die neueren Dichter ſind aber für dieſe Zuſammenſetzung, weil man, in ſofern jener Satz mit haben aufgelöſet wird, nach den Eigenheiten unſerer Sprache ſagen kann: er ſaß da, und hatte den Kopf auf die Hand geſtützt; auch in einem verneinenden Satze finden ähnliche Zuſammenziehungen Statt; z. B. in unkultivirten Ländern gedeihen weder Künſte noch Wiſſenſchaften; ſtatt: in Ländern, welche nicht kultivirt ſind ꝛc. Wo iſt der Sterbliche, welcher Freuden unentzückt genoſſen, Leiden ungerührt ertragen hätte? Wo iſt der Menſch, der bei den Qualen ſeines Bruders unentflammt ſein Pfeifchen raucht, ſtatt: ohne entzückt, ohne gerührt und ohne entflammt ꝛc. Jetzt folgen wir dem Menſchenfreunde, den Blick nach der Heimath gekehrt ꝛc. Weitläuftige Umſchreibungen können zwar nicht auf eine ähnliche Weiſe zuſammengezogen, aber doch abgekürzt werden; z. B. die Ehrſucht, welche den Menſchen ins Verderben ſtürzt;

kürzer: die verderbliche Ehrsucht. Die Wunde, welche ihm den Tod brachte; kürzer: die tödtliche Wunde ꝛc. Was nun die Verbindung der Sätze zu einer Periode anbetrifft, so stellte man im Anfange der Sprachkunst die Sätze ohne Verbindung neben einander; nur erst, als man anfing auf die Sprache mehr aufzumerken oder aufmerksamer darauf zu werden, fing man auch an die Sätze zu verbinden, anfänglich jedoch nur sehr einfach und einförmig; daher verbindet die Hebräische Sprache noch die meisten Sätze mit und; nur als sich die Sprachen zu verfeinern anfingen, brachte man auch hierin mehr Mannigfaltigkeit, daher entstand auch die große Zahl von Conjunctionen, die oben, S. 173, angeführt worden sind; auch änderte man die Sätze selbst durch Zusammensetzung, Verkürzung, Aenderung der Frage, der Ausrufung ꝛc. ab. — Ein jeder Redesatz macht für sich ein Ganzes aus und wird am Ende, zum Zeichen seiner Abgeschlossenheit, mit einem Punkte bezeichnet. Er wird jederzeit in einem Athem, ohne Absatz ausgesprochen. Erweitert man nun diesen Satz, er sey einfach oder zusammengesetzt, bis zu einer gewissen beträchtlichen Länge, oder verbindet man vielmehr mehrere Sätze zu einem schön verbundenen Ganzen zusammen, jedoch so, daß das Ganze immer noch in einem Athem, ohne Ermüdung, ausgesprochen werden kann, so entsteht eine Periode im engsten Verstande, welche sich von dem kleinsten Satze durch die größere Länge und Ausdehnung unterscheidet. Die Periode oder die Verbindung mehrerer Redetheile hat ihre Vollkommenheit den Griechen zu verdanken, welche die Wahlredenheit als eine besondere Kunst übten, wozu sich ihre Sprache in vieler Hinsicht eignet, welche Art der Wahlredenheit, Rhetorik, schon unter Redekunst, Th. 121, S. 390, angeführt worden ist, und wovon unter

Wahlredenheit, in W, noch Einiges vorkommen wird, weil ſolches hier, unter Sprache und Sprachkunſt, nicht her gehört. Die Periode kann aus jedem Satze gebildet werden; denn jeder Satz iſt einer Erweiterung oder Ausdehnung fähig, und die Vollkommenheit einer Rede beſteht, in Anſehung ihres äußern Baues, hauptſächlich darin, daß einfache und zuſammengeſetzte Sätze mit den Perioden auf eine geſchickte Art abwechſeln. Man gebraucht ſie eigentlich in der ernſthaften und feierlichen Schreibart häufiger, als in der Sprache des geſellſchaftlichen Umganges. In jeder Periode liegt ein Hauptſatz zum Grunde, und ſo wie dieſer beſchaffen iſt, einfach oder zuſammengeſetzt, ſo iſt es auch jener. Soll ein einfacher Satz zu einer Periode erweitert werden, ſo kann ſolches entweder durch Erweiterung, Beſchreibung, und umſtändliche Bezeichnung, ſowohl des Subjects, als des Prädikats, oder auch dadurch geſchehen, daß man den einfachen Hauptſatz in mehrere Sätze zertheilt, welche einen und eben denſelben Hauptgedanken von verſchiedenen Seiten darſtellen, und oft werden beide Mittel in einer und eben derſelben Periode zugleich angewandt. So läßt ſich z. B. der einfache Satz: Die Reize des Frühlings erfüllten uns mit einem unausſprechlichen Vergnügen, auf folgende Art zu einer Periode erweitern. Das Grün, welches die Wieſen und Raſenplätze bekleidet und auf das Mannigfaltigſte abwechſelt; die junge Saat, welche auf den Aeckern hervorſproßt; die in den Gärten blühenden Blumen; die Blüthen der Bäume in den Wäldern; das ſanfte Gemurmel des nahen Silberbaches; das Geriefele der Bergquelle, welche herab zu dem Bache fließt, an deſſen Rande eine Nachtigall ihre Silbertöne dem Echo Preis giebt; die Milde der Luft; die aus den friſchen Kräutern aufſteigenden Düfte, die das Thal mit ih-

rem Wohlgeruche schwängern; der westliche Himmel, der bei dem Untergange der Sonne vor Purpur glühete, kurz Alles in der Natur erfüllte unsere Herzen mit einem Vergnügen, welches uns eben so unvergeßlich bleiben wird, als es unbeschreiblich war. Vollkommner sind dagegen die zusammengesetzten Perioden, in welchen ein zusammengesetzter Hauptsatz zum Grunde liegt, dessen Vordersatz und Nachsatz, oder wenigstens einer von beiden, auf verschiedene Art erweitert und zu einem schön verbundenen Ganzen ausgedehnt werden kann, in welchem die Aufmerksamkeit des Zuhörers oder Lesers bei jedem Satze zunimmt, bis sie endlich am Ende der Periode befriediget wird. Die zusammengesetzten Perioden sind daher so einfach, als es die zusammengesetzten Hauptsätze sind, welche zum Grunde gelegt werden, und da sowohl der Vordersatz, als auch der Nachsatz, auf eine vielfache Art erweitert werden können, so findet auch eine unendliche Mannigfaltigkeit unter den Perioden Statt. Hier nur einige, als Beispiel dieser Periodenbaue.

Die copulative Periode. In den Thälern Arkadiens lebten die Hirten in Unschuld ihre Tage hin; ihr Herz war über Neid, Kummer und Sorgen erhaben; nur Scherz und Spiel, Liebe und Freundschaft wohnten in ihren kleinen Hütten, und auf den Wiesen, wo ihre Herden weideten, wurde die Freude und Fröhlichkeit noch durch Gesang und Tanz, und durch die Silbertöne einer Flöte oder durch das Horn erhöhet; so, daß die ganze weite Umgegend von dem Echo benachrichtiget ward, daß ein glückliches Völkchen in diesen Thälern wohnt. — Das Leben mit seinen Abentheuern, gleicht dem Englischen Tanze, den man da eben beginnt, wo immer am untern Ende der Kolonne neue Paare sich anschließen, und am obern Ermüdete abtreten, auf die Sessel sinken, und ansehen, was sie vor kurzem selber noch thaten. — Die conditionale Periode. Wenn ich den Abend meiner Tage erreichen, wenn er eben so heiter

seyn soll, als es mein Morgen war; o, so vergönne mir, gütiger Himmel, nicht Reichthum, nicht Würden, nur dieses Loos, aus den Unruhen der Geschäfte nicht unwürdig ermattet, in den Schatten des Landes zurück zu kehren, da die letzten Erquickungen der Weisheit zu schöpfen, und nur einigen redlichen Freunden und meinem Thale bekannt, den Geist voll stiller Zufriedenheit zu dem Genusse weit höherer Freuden auszuathmen, als er hier empfing. (Hirschfelds Landleben) — Beispiele, wenn die gerade Art des Vortrages in der Periode, sich in den Ausruf und in die Frage verwandelt: Nur nicht so stolz, Jünglinge, auf die Fülle eurer aufstrebenden Kraft! nicht so mitleidig hingesehen auf die matten Augen, das gesenkte Haupt, das dünne Silberhaar, und den schleifenden Gang des Alters! euch scheinen wir Greise fast Wesen einer fremden Gattung, die gar nicht begreifen, gar nicht zu ahnen vermögen, was für Gefühle euren Busen heben, welche Genüsse euch beglücken? waren wir nicht einst jung, wie ihr? hüpften, liebten, genossen wir nicht das Leben wie ihr? auch eure Schritte werden einst langsamer und gemächlicher werden; auch um euch wird einst die Mode eures Mittelalters zu einer bleibenden erstarren, die euch ins Grab begleitet; auch ihr werdet einst auf Alles, was euch jetzt in wilde Regung setzt, mit philosophischem Lächeln hinblicken, und das Beginnen eurer Enkel sehr natürlich, aber nicht sehr weise finden. (Ernst und Scherz, 1803, 156 Blatt) — Was meinst du, Mütterchen, war unser Tag durchs Leben nicht froh? hüpften wir nicht gleich den Blüthengestalten in den Ballsälen? warst du nicht auch schön, so schön wie eine Grazie? und war ich nicht auch zärtlich, lebhaft und kühn, wie einer der glücklichen Jünglinge, die uns jetzt mit mitleidigen Blicken begrüßen? — Mehrere andere Periodenbaue müssen hier übergangen werden.

Was hier über die verschiedenen Redesätze und deren Verbindung untereinander und zu einer Periode ist gesagt worden, hat auch Beziehung auf andere Sprachen, wenn gleich hin und wieder Manches da-

von abweicht, wie man aus den Sprachlehren, sowohl der alten, als lebenden Sprachen ersehen kann, weil hier Beispiele von einigen derselben anzuführen, zu weit führen würde. Eine Hauptregel bei den Perioden ist, sich der Parentheſen so viel, als möglich, zu enthalten, weil sie der Deutlichkeit und Ründe schaden; auch schiebe man nicht zu viele Sätze in einander, welche Dunkelheit verursachen, drängen nicht zu entfernte Vorstellungen in eine Periode zusammen; verbinde nicht Sätze mit einander, welche keinen leichten und ungezwungenen Zusammenhang haben; dann verlasse man die einmal angefangene Construction niemals; messe die Länge der Sätze nicht ängstlich gegen einander ab; suche die Aufmerksamkeit mit dem Gange der Periode zu steigern, und mache sie nie länger, als es die Deutlichkeit gestattet; denn zu ausgedehnte Sätze und Perioden machen eine Rede schleppend und langweilig.

Es kommt nun noch bei jeder Sprache auf ihre Harmonie, ihre Uebereinstimmung im Ausdrucke und Klange an. Die Harmonie einer jeden Sprache zeigt sich auf einer doppelten Seite; erstlich in dem Mechanischen derselben, was zum Schalle und zur Aussprache gehört, und wovon Th. 159, S. 725, die Rede gewesen ist; dann in dem Geiste oder in der Bedeutung derselben, wodurch die schönen Gegenstände, die das Genie ersonnen hat, bezeichnet werden. Der gute Klang oder die Klarheit der Worte und Redesätze steht mit den Gedanken in der genauesten Harmonie, weil es eine wesentliche Eigenschaft einer jeden schönen Rede ist, daß sie das Ohr klar und bestimmt rühre, damit man sie nicht nur gern höre, sondern auch desto leichter behalte. Der Klang einzelner Sylben, ihre Kürze und Länge, die Akzente der Wörter, die Menge einsylbiger, kurzer und langer Wörter, sind die Stücke, die das Harmonische in der Sprache

ausmachen. Durch die Zergliederung der physischen Elemente einer Sprache wird man gewahr, bis auf welchen Grad sie des Harmonischen fähig ist. Hieraus ersieht man, daß die Rede eine bald langsamere, bald geschwindere, bald sanft fortfließende, bald fröhlich laufende, bald rauschende, bald pathetisch einhergehende Bewegung machen könne. Diese Eigenschaften müssen aber in der Sprache schon liegen, ehe sich der Dichter derselben bedient, um seine Empfindungen in derselben auszudrücken; denn es würde eine vergebliche Arbeit seyn, wenn man eine Reihe kurzer Sylben langsam, oder länger schnell, oder harte u. rauhe Worte sanft aussprechen wollte. Hierzu gehört nun das Sittliche oder Leidenschaftliche einer Sprache, welches uns durch die Empfindung des Ohrs schon mitgetheilt wird, ohne auf die Bedeutung der Worte zu sehen, daß ein Wort vor andern traurig, zärtlich, ungestüm und dergleichen klinge, daß es etwas Gemäßigtes, Feines oder Lebhaftes in sich fasse. Je mehr nun eine Sprache dergleichen Eigenschaften hat, um so harmonischer ist sie. Ein Beweis hiervon liegt unter andern auch in der Leichtigkeit der Aussprache. Nicht das Rauhe und Harte in der Artikulation, sondern die Schwierigkeit, welche das Organ in der Aussprache zu überwinden hat, macht das Unharmonische in einer Sprache. Die Empfindung von der Mühe, die derjenige haben muß, welcher redet, ermüdet uns selbst. Daher klingt eine Sprache jederzeit harmonischer, wenn sie derjenige spricht, dessen Organisation darnach eingerichtet ist, als wenn sie ein anderer spricht, wo dieses nicht der Fall ist. Daher kommen uns Sprachen, in denen Selbst- und Mitlauter mehr zusammengehäuft werden, als in unserer Muttersprache, sehr schwer vor, weil unsere Organisation nicht darnach eingerichtet ist. Nur dieses ist das Urtheil der Ohren, wovon die Alten so viel reden. Würden wir einen

alten Griechen; sagt ein Schriftsteller, die Gedichte Homers oder die Reden Isokrates lesen hören, so würden sie uns weit harmonischer klingen, als jetzt, da wir sie nach unserer Organisation modeln. Ein Tonstück, welches der Künstler für die Flöte gesetzt hat, klingt ganz anders, wenn es auf der Violine gespielt wird, obgleich die nämlichen Töne ausgedrückt werden. Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Sprache. Obgleich die Harmonie schon in der Sprache seyn muß, wenn Redner und Dichter sie zur Bezeichnung ihrer Gedanken brauchen wollen, so können sie dennoch, wenn sie das Genie dazu haben, durch eine gute Wahl und durch kleine Veränderungen und Neuerungen in der Stellung der Wörter, durch kleine Feinheiten in der Veränderung des Klanges, durch neue verständliche Wörter und Redensarten, sehr viel zur Vervollkommnung dieser Harmonie beitragen. Diese Veränderung geht freilich nicht auf einmal vor sich; denn eine Sprache muß lange und mannigfaltig bearbeitet werden, ehe sie zu jedem Ausdrucke und zu jeder Schönheit fähig wird. Es wird von dem Schriftsteller eine beständige Aufmerksamkeit erfordert, dasjenige zu ersetzen, was bei der zufälligen Bildung der Sprache übergangen worden ist. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man unsere besten Dichter von den Zeiten der Minnesänger bis auf unsere Tage in einer chronologischen Ordnung studiert, so groß auch der Abstand zwischen den beiden Extremen ist, so gewahrt man doch die allmählige Abänderung der Sprache. — Den Dichtern haben die Sprachen den größten Theil ihrer Ausbildung zu verdanken; denn nur durch ihre erlaubten Freiheiten haben sie den Wörterreichthum derselben nicht nur vermehrt, sondern auch in Ausdruck und Wendung Harmonie gebracht. Die Wörter müssen daher nicht allein unter sich in der richtigen Harmonie und dem

richtigen Verhältnisse stehen, sondern sie müssen auch zu dem Gedanken, den sie ausdrücken sollen, vollkommen passen. Die erste und nothwendigste Eigenschaft derselben ist daher, daß die Bedeutung vollkommen klar sey. Ein Wort, daß nicht zugleich einen klaren und leicht faßlichen Begriff erweckt, taugt in einem Redesatze nicht; denn die Begriffe wirken nur in so fern auf den Leser und Hörer, wenn die Zeichen, die sie ausdrücken sollen, auch klar gedacht worden sind. Hierin unterscheidet sich eine ausgebildete Sprache von einer unausgebildeten, in welcher viele Wörter in den Redesätzen vorkommen, die keinen klaren Begriff geben, und so den Satz dunkel lassen, oder doch wenigstens die Verständlichkeit desselben erschweren. Eine ausgebildete Sprache, die mit den Begriffen harmonisch ist, muß hinlängliche Biegsamkeit, Mannigfaltigkeit der Wortfügungen, vielerlei Verbindungen, Trennung, Versetzung der Wörter ꝛc. haben. Die Wörter müssen so beschaffen seyn, daß der Gedanke, der dadurch ausgedrückt werden soll, von andern richtig unterschieden werden kann. Es können zwei Worte an sich mancherlei Bedeutungen haben; allein durch die Verbindung muß doch genau bestimmt werden, was für eine Idee eigentlich bestimmt werden soll. Zweitens müssen alle Theile der Rede so in einander gefügt werden, daß im Ganzen eine richtige Symmetrie daraus entstehe, und dieses muß nicht allein in einzelnen Sätzen, sondern in der ganzen Rede sichtbar seyn. Kurze und lange Sätze müssen mit einander abwechseln; lauter kurze Sätze geben keine Mannigfaltigkeit, und lauter lange Perioden sind zu gekünstelt und ermüden den Leser. Drittens muß die Sprache, besonders in der feierlichen Rede, in der Geschichte und Philosophie, und in den schönwissenschaftlichen Schriften, der Würde und Größe der Gedanken angemessen seyn. Große Gedanken durch

niedrige Ausdrücke bezeichnet, sind eben so fehlerhaft, als kleine durch erhabene. Zwischen Gedanken und Worten muß auch eine sinnliche Uebereinstimmung seyn. Wenn z. B. der Dichter eine mühsame Uebersteigung von Hindernissen ausdrücken will, so giebt er auch seinen Gedanken einen schwerfälligen Gang, z. B. Virgil: ille inter sese magna vi brachia tollunt. Hierbei ist eine besondere Vorsicht nöthig, damit man nicht in das Tändelnde verfalle. Komische Gedanken erfordern einen drolligen, und erhabene, einen feierlichen Ausdruck. Um seinen Werken ein zierliches Ansehen zu geben, muß der Schriftsteller unter mehreren Ausdrücken den schönsten wählen. Er muß die verschiedenen Theile in der vollkommensten Harmonie mit einander verknüpfen, jedoch mit einer gewissen Nachlässigkeit, damit man die Mühe nicht merke, die der Künstler auf das Aeußere seines Werkes verwendet hat. Ein besonderes Hülfsmittel, Harmonie zwischen Worten und Gedanken zu zeigen, ist, wenn der Künstler in wenig Worten viel sagt, wenn sein Ausdruck weder zu gedehnt und schleppend, noch auch zu abgebrochen ist. Wenn der Leser bei den Worten eben das denkt und empfindet, was der Schriftsteller und Dichter dabei gedacht und empfunden hat; dann kann man sagen, daß zwischen Gedanken und Ausdruck die stärkste Harmonie sey. Ein harmonischer Periodenbau in Leichtigkeit, Fluß und Zierlichkeit der Rede, ist folgender Aufsatz.

Der Schmetterling. Schönes, liebliches Spielwerk der Natur! in einer frohen Feierstunde fügte sie deinen zierlichen Gliederbau zusammen; sie überzog dein Körperchen mit farbigem Federstaube; malte dir die Morgenröthe, das Silberweiß der Lilie, das Dunkelblau des nächtlichen Himmels auf deine zackigen Flügel, ließ dich aufflattern von der Hand und rief dir lächelnd die Verheißung des schönsten Looses nach.

Als du zum erſten Male zu einer Blüthe niedergaukelteſt, und dein ſchönes Bild in einem Thautropfen erblickteſt, lernteſt du dich kennen, betrachteteſt du dich mit Entzücken, bewunderteſt jedes niedliche Glied deines ätheriſchen Körperbaues, und ſtaunteſt, daß dir es gehöre. — Glückliches Weſen! Deine Schöpferin erfüllt, was ſie verhieß! Auf leichtfächelnden Schwingen ſchwebſt du von Blume zu Blume; jede bietet dir im reinlichen Kelche ein Göttermahl. Eilend ſaugſt du es ein und fächelſt, gleich dem Zephire, weiter; und biſt du geſättiget von den Freuden des Lebens, und iſt verſchoſſen dein glänzender Putz, ſo erfüllſt du froh deine einzige Pflicht, ſo frohe Geſchöpfe zurück zu laſſen, als du ſelbſt biſt. An ſicherem Orte ordneſt du deine Eierchen, breiteſt dich mit ſorgſamer Mutterliebe über ſie hin, und biſt nicht mehr! Seliges, dreimal ſeliges Weſen! Du kennſt nicht die laſtende Sorge und die Leidenſchaft, welche die Stirn des Menſchen durchfurcht; nicht die Angſt und Leiden der unglücklichen Thiere, die er zu ſklaviſchen Genoſſen ſeiner Mühſeligkeiten herabwürdigte; nicht einmal den Wechſel der Jahreszeiten, der die freien Thiere mit Trübſalen überhäuft. Du lebſt nur, ſo lange die Erde ſchön genug iſt, dich zu erfreuen, und ſinkſt mit ihrem bräutlichen Schmucke, wenn der Nord ihn ihr abſtreift. — Was erblick' ich? Mit ängſtlicher Sorgfalt folgt er einem Geſpielen. Immer flieht ihn dieſer, und immer folgt er voll zärtlicher Sehnſucht hinab in das duftende Gras, hinauf zu der blüthengefüllten Krone des Baumes. Es iſt, ja es iſt eine Geliebte, eine ſtolze Geliebte, die ihm Verachtung zu heucheln ſcheint. Mit bangem Flügelſchlagen fleht er um Gehör; er putzt mit ſeinen Füßchen den ſchlanken Leib; er zeigt ſeine Gewandheit in hundert künſtlichen Schwingungen; ſie bemerkt ihn nicht! Ein dritter Gefährter, ein Nebenbuhler naht, und gefällig ſcheint die Schöne ihn auf der Kleeblume zu erwarten. Der Verſchmähte entfernt ſich, als zürne er; er ſteigt zur Blüthe der Linde hinauf und kehrt doch gleich wieder; er möchte die Grauſame fliehen und vermag es nicht! Ach, Laura! ich kenne ſeine Gefühle! Wenn ich dein ſchönes Auge ſo Liebe heuchelnd von Jüngling zu Jüngling

irren sah; Liebe sprechend, die du nicht fühltest, Verheißungen thun, die du nicht zu erfüllen gedachtest; und oft floh ich dann, zürnend wie er! Du winktest, und — ich lag wieder zu deinen Füßen! — Armer Schmetterling! bist du der Eifersucht fähig, dann ist dein kleines Herz geräumig genug, eine Hölle von Quaalen zu fassen! — Da sitzt er bewegungslos auf der Blüthe des Dornbusches, und achtet nicht ihres Purpurs, und nicht des Honigs, der ihm aus ihrem Kelche entgegenduftet. Wer weiß, ob nicht Seufzer, meinem Gehöre zu leise, dem kleinen Busen entschwellen; ob nicht Zähren, zart wie Blumenduft, seinen tausendfachen Gitteraugen entfließen! — Hör' ihn, Schmetterlingsmädchen! Sie nicht so thörigt grausam, wie menschliche Schönen! Sie vergessen so leicht: zarte Leidenschaft erregen, sey nur die eine Hälfte ihrer schönen Bestimmung, die andere süßere sey, sie zu erwiedern! — Sie erhört ihn, ja, sie erhört ihn! Mißtrauisch gegen sein Glück, naht er sich zögernd, bebt zurück, und nahet sich wieder. Ruhig erwartet sie ihn. — Nein, sie fliegt ihm entgegen; sie giebt sich ihm hin, und mit acht vereinigten Flügeln gaukelt das glückliche Paar im lauen Weste dahin! — Hör' ich nicht halblaute Küsse? Girret nicht zärtliches Flüstern? Wehe! da schießt mit weit verbreiteten Schwingen ein schreckliches Ungeheuer auf sie herab. Es ergreift sie, es zerstückt, es verschlingt beide! — Beide! die Geliebte und den zärtlichen Liebenden! Mitten im Hochgenuß der Wonne reißt es beide hinweg zum gräßlichsten Tode. — Scheusal, gefühlloses Scheusal! Schandfleck der Erde! — Ach, Natur! wie kannst du deine schöne Welt durch solch ein Unthier beschimpfen! In welch' ein Jammerhaus verwandelst du sie, durch die bloße Schöpfung des gräulichen Würgers, der gefräßigen — Schwalbe. (Ernst und Scherz. 108 Blatt, 1803.)

In diesem Phantasiespiele herrscht nicht nur Leichtigkeit und Anmuth, sondern der Periodenbau ist auch gerundet, und nirgends bei tändelndem Spiele schwälstig und überladen. Die Sätze gehen leicht in einan-

der über und verſchwiſtern ſich zu einem Ganzen, welches die Aufmerkſamkeit des Leſers ſpannt, und ihn in wenigen Minuten, gleichſam tändelnd, an das Ziel eines Schmetterlingslebens führt. Die Sätze und Perioden in einer Rede müſſen ſich ſo an einander reihen, daß man ihren Uebergang gar nicht fühlt; nur dann kann man annehmen, daß der Schriftſteller ſeiner Sprache ganz mächtig iſt, wenn er gleichſam ſpielend die Wörter zu Sätzen und die Sätze zu Perioden zuſammen ſtellt, ſo daß man jeden Satz in welche Form man will auflöſen kann, das heißt, durch die Conſtruction; denn da die Sprache nur nach dem Gehöre ſich bildet, ſo muß auch der Fluß der Wörter, gleich den Paſſagen in der Tonkunſt, leicht und in einem hohen Grade glatt und biegſam ſeyn; überall kein holprichter oder erſchwerender Uebergang ſich finden, noch weniger Dunkelheit in den Worten und Sätzen, welche den Leſer aufhalten, indem er dergleichen Stellen erſt ein Paarmal überleſen muß, ehe er einen Sinn darin finden kann, wodurch die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand geſtört wird, und kommen dergleichen Stellen öfter in einem Aufſatze eines Schriftſtellers vor, ſo geht nicht nur das Intereſſe an der Sache ſelbſt, ſondern auch der Genuß verloren, beſonders bei bellettriſtiſchen Aufſätzen, wo nicht allein der Gegenſtand, ſondern auch die ſchöne Einkleidung deſſelben und der fließende Styl einen Genuß dem Leſen gewähren; und beſonders iſt dieſes bei dem öffentlichen Vortrage der Fall; denn hier ſtören dergleichen Fehler, ſowohl in der Einkleidung der Materie, als auch in der Conſtruction der Wörter, noch weit mehr, als bei dem Selbſtleſen, dem Nicht-Laut-leſen eines Schriftſtellers; denn hier treffen ſolche Fehler nur mich allein; aber bei dem öffentlichen Vortrage die ganze Geſellſchaft, indem es dann an ein Erörtern und Erklären geht, wodurch oft die ſchönſten

Stellen eines Schriftstellers überlaufen und ihnen wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, weil die Hörer nur immer noch mit den dunklen Stellen ꝛc. zu thun haben, und sie auf diese und jene Weise noch während des weitern Vortrages zu deuten suchen. — Um die Sätze und Perioden nicht mit Worten zu überladen, und sie dadurch schwerfällig, breit und klanglos zu machen, darf man nur die Worte so setzen, wie sie sich Einem nach dem Gegenstande, den man abzuhandeln gedenkt, darbieten, also ohne künstliches Suchen; denn der meiste Bombast oder Schwulst entsteht von dem Ausmalen, von dem ängstlichen Suchen und Stellen der Worte in den Perioden. Es geht hier den Schriftstellern mit der Sprache, wie es den Malern mit den Gemälden geht, wenn sie solche zu oft übermalen und nie den rechten Farbenton treffen, oder denen nie der Gegenstand, den sie entworfen haben, gefällt, sie ändern und künsteln so lange daran, bis sie statt eines Meisterwerkes, eine Mißgeburt daraus gemacht haben. Das zu viele Künsteln in den Perioden, das unzweckmäßige Häufen der Beiwörter, indem man, um etwas Zierliches zu sagen, mehrere derselben hintereinander, ohne bestimmte Beziehung auf das Hauptwort, aufführt, und sowohl dadurch, als auch durch eine verworrene oder verwickelte Construction Dunkelheiten erzeigt oder veranlaßt. Sie stören also die Harmonie der Periode, insofern sie solche überladen. Diese Ueberladung in der Sprache durch Bei- und Nebenwörter geschieht oft ganz zwecklos, selbst von bessern Schriftstellern; daher muß man hierauf die meiste Aufmerksamkeit verwenden, und keine Bei- und Nebenwörter da setzen, wo sie gar nicht hin gehören und nur die Rede schleppend machen. Besonders findet man dieses Häufen der Beiwörter bei Vielen von unsern neuesten Aesthetikern oder Belletristen, eben so verworrene Constructionen,

welche, wie schon oben bemerkt worden, die Perioden oft ganz dunkel machen, so daß man Mühe hat, den Sinn des Schriftstellers zu errathen; ja oft ist gar kein Gedanke darin zu finden, und man würde sich nutzlos abmühen, wenn man einen darin zu finden glaubte, weil der Schriftsteller selbst keinen damit verband, wenigstens würde es ihm sehr schwer fallen, wenn er ihn aus seinen Worten erklären sollte. Es ist daher ein großer Mangel in der Kenntniß der Sprache, wenn sich ein Schriftsteller Fehler gegen die Deutlichkeit derselben zu Schulden kommen läßt, und noch bedeutender treten sie hervor, wenn er wirklichen Unsinn zu Markte bringt; dieses geschieht, wenn man Ausdrücke gebraucht, welche zusammengenommen den zu bezeichnenden Begriff so wenig, als irgend einen verwandten bezeichnen. Man erlangt Deutlichkeit, wenn man solche Ausdrücke wählt, welche den zu bezeichnenden Begriff vollständig bezeichnen, also Angemessenheit; dann durch die richtige und regelmäßige Stellung der Wörter, also Bestimmtheit, und durch einen sorgfältigen Bau der Sätze und Perioden, jedoch ohne zu großen Schmuck. Man braucht ferner noch bei den Sätzen und Perioden einer Sprache die grammatischen oder Wortfiguren, weil sie wesentlich zur Verschönerung der Sprache beitragen. So giebt die Inversion oder Versetzung der Wörter, wodurch man von der natürlichen Wortfolge abweicht, einem Satze oft einen großen Nachdruck, jedoch muß sie mit Vorsicht und auch nicht in allen Sprachen auf gleiche Weise gebraucht werden. Ganz vorzüglich eignet sie sich für solche Sprachen, die eine vollständige Deklination in Ansehung der Biegungssylben haben, wie die Lateinische und Griechische. In diesen Sprachen kann man die Wörter mit der größten Freiheit versetzen, nicht so in denjenigen Sprachen, welche ihre Casus nicht an den Nennwörtern bezeichnen, wie

die Franzöſiſche, Engliſche ꝛc. So kann man in der Lateiniſchen Sprache ohne alle Zweideutigkeit ſagen: Filius amat patrem und patrem amat filius; wenn man aber in der Franzöſiſchen Sprache dieſe Worte: Le père aime le fils, verſetzen wollte, ſo würde nicht derſelbe Gedanke bleiben. Die Deutſche Sprache hat hier mehr Freiheit, aber weniger als die Lateiniſche. Die Inverſion wird hauptſächlich da gebraucht, wo man einen Begriff aus der Rede herausheben will, der dann an die Spitze der übrigen geſtellt wird, wodurch er zum Hauptbegriff wird, der Rede einen Nachdruck giebt, und dadurch die ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zieht; z. B. Noch immer lobeſt du mich; wie matt würde dieſer Satz klingen, wenn man nach der natürlichen Wortfolge ſagen wollte: Du lobeſt mich noch immer. Da die Inverſion des Nachdrucks willen geſetzt wird, ſo iſt der Schriftſteller auch nur in ſo fern dazu berechtiget, wenn er einen wirklich fruchtbaren Nebenbegriff an die Stelle des gewöhnlichen Hauptbegriffes ſetzen will; iſt dieſes aber nicht der Fall, ſo wird die Verſetzung fehlerhaft, und beſonders da, wo Mangel an Deutlichkeit in einem Satze oder einer Periode ſolche zu ſetzen verbietet. — Die Aphäreſe iſt gleichfalls eine grammatiſche Figur, die darin beſteht, daß am Anfange ein oder mehrere zur ordentlichen Form des Wortes ſonſt gehörige Buchſtaben weggenommen werden. Sie gehört eigentlich den Dichtern an, kommt aber auch in der Proſa vor, jedoch jetzt ſeltner, als ehemals, und ſie iſt auch mit Recht daraus verwieſen worden, weil ſie nicht nur Härte giebt, ſondern auch Undeutlichkeit veranlaßt, ja einem gebildeten Ohre ſehr unangenehm klingt, wie z. B. 's is 'e Schand, es iſt eine Schande, wo man aber Buchſtaben vorn wegwerfen kann, die keine Härte durch ihre Abſcheidung dem Worte hinterlaſſen, wie höhnen, ſtatt verhöh-

neu, so kann man sie auch in der gebildeten Sprache gebrauchen, jedoch mit Vorsicht und immer nur da, wo man den vollen Ausdruck des Wortes nicht geben kann, und sich dieser Verkürzung bedienen muß, weil sie zum Wohlklange des Satzes oder der Periode beiträgt. — Die Apokope oder Verbeissung, gleichfalls eine grammatische Figur, läßt ein oder mehrere Buchstaben, die zur Form des Wortes sonst gehören, am Ende desselben weg, wo es die Aphärese am Anfange thut; z. B. Seel', statt Seele, könnt', statt könnte. — Die Synkope oder Verschluckung, auch eine grammatische Figur, bei welcher Buchstaben aus der Mitte und am Ende des Wortes gleichsam verschluckt werden, z. B. die lang' verhalt'nen Thränen ꝛc. — Die Archaismen oder veralteten Worte, die aus dem Gebrauche gekommen sind, muß man sich so viel, als möglich, in der Sprache enthalten; denn sie stören den Genuß des Vortrages in einer gebildeten Sprache; es sind z. B. baß, traun, dickbesagt, Einem hoffiren ꝛc. Aus dergleichen Wörtern und Redensarten entsteht eine altfränkische Schreibart, die zuweilen, wenn sie am rechten Orte, ohne Affectation angebracht wird, eine angenehme Wirkung thut, z. B. in den Proben oder Versuchen, welche Bürger von einer Uebersetzung des Homers gegeben hat. In einer Art von Illusion, welche durch diese Archaismen bewirkt wird, glaubt man einen so alten Dichter, als Homer ist, wirklich zu hören, wenn unter andern Andromache zum Hektor sagt: Herztrauter Mann, fürwahr! dich fällt noch selbst dein Wagemuth. — Oder wenn Hektor Andromachen antwortet:

Herztrautes Weib, zerhärme dich nicht so.
In deinem Sinn! —

Geh' du jetzt hin! geh' an dein Kunſtgeſchäft!
An dein Gewebe und Spindel heim!
Gebeut auch dem Geſind ſein Tagewerk ꝛc.

Man gewahrt hieraus, daß dieſe Figur mehr für den Dichter, als für den Proſaiſten iſt. — Die Diäreſe oder Verlängerung, eine grammatiſche Figur, welche dazu dient, die Wörter zu verlängern, indem man aus einer Sylbe zwei macht, welches geſchieht, indem man entweder einen Doppellaut in ſeine einfache Töne auflöſet, oder einen Mitlaut in ſeinen verwandten Selbſtlaut verwandelt, z. B.: mein Geiſt zurücke ſtrebt. Obgleich man die Diäreſe auch in der Proſa findet, ſo gehört ſie doch eigentlich der Dichtkunſt an, weil man hierin oft des Sylbenmaaßes wegen die Worte verlängert, in der Proſa ſie aber eher verkürzt, als verlängert, weil ſie durch Letzteres klangvoller und nicht ſchleppend werden. Man hat nun noch einige andere grammatikaliſche Figuren, die aber in der freien Rede, der Proſa, nicht vorkommen, wohl aber in der gebundenen. — Was die Provinzialismen anbetrifft, ſo können ſie in der höhern Umgangsſprache wohl aufgenommen werden, jedoch mit Vorſicht, eben ſo in der Bücherſprache; denn wenn es den Provinzialismen auch nicht an Klang fehlt, ſo haben ſie doch manche Eigenthümlichkeiten, die ſich für eine ausgebildete Sprache nicht ſchicken, und würde man viele dergleichen Wörter in die Sprache bringen, ſo würde durch dieſes Gemiſch die gereinigte Sprache ſehr verlieren, zum Theil ſogar unverſtändlich werden. Uebrigens haben in Deutſchland berühmte Schriftſteller den Verſuch gemacht, Provinzialismen in die Hochdeutſche Mundart einzuführen, allein ſie habe nicht viel Anhänger gefunden. So z. B. hat Leſſing mehrere dergleichen Worte gebraucht; z. B. in ſeinem Nathan dem Weiſen

Hätte er hat ausgegattert, anstatt ausgekundschaftet oder ausspionirt, und dieses Wort enthält schon den Begriff des Auskundschaftens und Ausspionirens, diese Ausdrücke werden also durch den Laut des Wortes verstärkt. Es zeigt die höchste Geschäftigkeit und Wachsamkeit dabei an, die gleichsam alle Oeffnungen durchspäht, um etwas, das in die Schlinge fallen soll, zu entdecken; und da die deutlich ausgedrückten Begriffe von Ausspioniren und Auskundschaften auf Patriarchen in Person nicht passen, so kommt der dunklere Begriff, welcher mit ausgattern verknüpft ist, hier gerade zu statten, um die eigennützige, immer geschäftigte Wachsamkeit des Patriarchen im Allgemeinen zu bezeichnen. In einer der Scenen von diesem Drama ist zwischen dem Tempelherrn und Nathan von dem Tadel oder Vorwurf die Rede, womit eine Nation die andere, aus religiösen Vorurtheilen, beleidiget. Hier hat sich Lessing des Wortes mäkeln, um den Tadel in Kleinigkeiten auszudrücken, bedient, und ganz am rechten Orte; denn es ist von Makel (Flecken) abgeleitet, und der Verfasser bedient sich dieses Wortes hier sehr glücklich, um den ungegründeten Tadel selbst wieder in einem verächtlichen und tadelnswerthen Lichte darzustellen, z. B.:

Nathan.

Nur muß der eine nicht den andern mäkeln;
Nur muß der Knotr den Knubben hübsch vertragen;
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vergessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr.

Sehr wohl gesagt! — doch kennt ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?

Wir haben kein Wort in unſerer Bücherſprache, welches den tadelnswerthen Tadel in einem einzigen Ausdrucke bezeichnet hätte; und doch iſt dieſes eine ganz eigene Anwendung und beſondere Beſtimmung des Begriffes vom Tadel, den wir nicht entbehren können, und wodurch alſo auch der provinziale Ausdruck mäkeln in unſerer Bücherſprache nothwendig wird. Die Bemühungen Leſſing's, Bürger's und mehrerer Anderen in dem verwichenen, und diejenigen von von der Hagen, Zeune und Andern in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, ſo manche gute Provinzialismen, ſo manche gehaltvolle Wörter der Plattdeutſchen Sprache in die Hochdeutſche zu übertragen, haben den gehofften Erfolg nicht gehabt, wenn auch hin und wieder ein einzelnes Wort Beifall fand und eingebürgert worden iſt, ſo ſind doch die Mehrzahl wieder ausgeſchieden, oder ruhen in den Werken und Aufſätzen derjenigen, die ſich bemüheten ſie einzuführen. Ein Schriftſteller ſagt über die Provinzialismen folgende gehaltreiche Worte: „Die provinziellen Ausdrücke habe größtentheils die beſondere Eigenſchaft, daß ſie durch ihren Laut ſchon bezeichnend ſind, durch einen mißverſtandenen Begriff von Verfeinerung der Sprache ſind dergleichen Wörter nach und nach ausgeſchloſſen worden, weil man ſie für die edlere, geſittete Sprache gleichſam für zu nachdrücklich und bezeichnend hielt. Um das Grobe zu vermeiden, verfiel man in's Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den Deutſchen Schriftſtellern, denen man Genie und Geſchmack gewiß nicht abſprechen konnte, ſich zuerſt über dieſen affectirten Wortekel hinwegſetzten, und ſich der nachdrucksvollen Provinzialismen, die ſelbſt ſchon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreiſt bedienten, beſonders da, wo es ihnen Bedürfniß war, den leidenſchaftlichen Ausdruck in der Umgangsſprache lebendig darzuſtellen. Damit wird aber nicht

behauptet, daß der unbedingte Gebrauch der Provinzialismen in der ganzen Schreibart durchaus zu erlauben sey, was oben gesagt worden ist, gilt nur von der Bezeichnung solcher Nebenbegriffe, für welche die Hochdeutsche Sprache keine Ausdrücke aufzuweisen hat. In allen den Fällen aber, wo das Provinzielle die Verständlichkeit verhindert, Zweideutigkeiten erzeugt und den Wohllaut beleidiget, wird man sich auch seiner Aufnahme in die Schriftsprache widersetzen, und lieber einen weniger genau bezeichnenden Hochdeutschen Ausdruck wählen, als den Wohllaut stören oder Dunkelheit in der Rede hervorbringen." — Unsere Sprache, die Deutsche, könnte noch einen weit größeren Wörterreichthum haben, wenn man viele sehr zweckmäßige und passende, die Gegenstände bezeichnende, Plattdeutsche Wörter, besonders viele Concreta darin aufgenommen hätte; allein man hat lieber Fremdwörtern den Vorrang gegeben, und sie mit einem Deutschen Fuße eingebürgert, dem man es aber ansieht, daß es nur ein Stelzfuß ist. Auch in andern lebenden Sprachen, z. B. in der Französischen und Italienischen, hat man sich bemühet, die Provinzialismen auszurotten, jedoch ist man dabei so national geblieben, den Fremdwörtern den Eingang zu wehren, indem man in der eigenen Sprache den Materialienkasten zu haben glaubt, woraus man ergänzen, bilden, übertragen ꝛc. kann. — Was nun die Grammatikalischen Fehler anbetrifft, so gehören dazu die Barbarismen, Disconvenanzen, Solöcismen, Pleonasmen, Flickwörter und Zweideutigkeiten. — Die Barbarismen in einer Sprache sind die Abweichungen von der Regel, überhaupt von dem Ueblichen in derselben, und in so fern begreift man auch die Solöcismen mit darunter; wenn man sie aber genau betrachtet, so sind beide unterschieden. Barbarismus ist, strenge genommen,

wenn man sich in einer Sprache ein Wort erlaubt, das nicht in dieselbe gehört, und Solöcismus, wenn man zwar gewöhnliche Wörter, aber auf eine fremde Art mit einander verbindet. Man kann auf verschiedene Art Barbarismen in eine Sprache bringen: 1) wenn man Wörter braucht, die gar nicht zu dieser Sprache gehören, und ihnen höchstens nur eine Endigung aus dieser Sprache anhängt; 2) wenn man aus übertriebener Analogie Wörter aus fremden Sprachen einführt; 3) wenn man einheimische Wörter in einer fremden und dieser Sprache nicht angemessenen Bedeutung braucht. Dieses Letztere kommt am häufigsten vor. So hat man in den drei lebenden weit verbreitetsten Sprachen, der Deutschen, Französischen und Englischen, Germanismen, Gallicismen und Anglicismen, worunter man Wörter oder Ausdrücke versteht, die der einen oder der andern dieser Sprachen gemäß sind, aber nicht derjenigen, in welcher man sich ausdrückt. So z. B. wenn man im Französischen die Deutschen Ausdrücke: Ich nehme mir die Freiheit, mir ist warm, es ist kalt in diesem Zimmer, er hat gute Eingeweide, mit: Je me prends la liberté, il m'est chaud, il est froid dans cette chambre, il a de bonnes boyaux, geben oder übersetzen wollte, so wäre dieses ein Germanismus, weil diese Art sich auszudrücken der Deutschen Sprache gemäß ist, und es im Französischen heißen muß: Je prends la liberté etc., j'ai chaud, il fait froid dans cette chambre, il a de bonnes entrailles. So würde dagegen der Franzose, welcher die Ausdrücke seiner Sprache: Je me suis fait du mal, je me suis cassé le bras etc., durch: Ich bin mir wehe gethan, ich bin mir den Arm gebrochen, übersetzen wollte, einen Gallicismus auf die Deutsche Sprache begehen, und so auch in andern Sprachen. Man gewahrt hieraus,

daß jede Sprache ihre eigenthümlichen Ausdrücke hat, die es in einer andern Sprache nicht sind; eine jede hat ihre besonderen Nebenbegriffe, wenn diese nun verwechselt werden, so entsteht daraus ein Barbarism. Bei lebenden Sprachen fühlen wir das Lächerliche, welches hieraus entsteht, bei den alten ausgestorbenen oder abgeschlossenen, müssen wir es erst durch Beispiele suchen. Wenn z. B. ein Wort in unserer Muttersprache zwei Bedeutungen hat, so kommen wir oft in die Versuchung, in einer fremden Sprache, die wir nicht völlig verstehen, dem Worte, das wir für das unsrige setzen, gleichfalls beide Bedeutungen zu geben, wodurch wir einen Barbarismus machen. Wenn man daher eine Sprache lernen will, so ist es nicht genug, sie bloß übersetzen und sprechen zu können, sondern man muß auch in den Geist derselben eingedrungen seyn, um keine Verstöße in ihren eigentlichen Ausdrücken zu begehen. Die Benennung: Barbarismus, kommt von den Griechen, welche alle Nationen, die entweder die Griechische Sprache gar nicht, oder doch nicht gut redeten, Barbaros, gleichsam in einer Art von Verachtung, nannten, weil sie nicht so gesittet und geistreich wie sie waren. — Unter Disconvenanzen versteht man die Glieder eines Satzes, wenn sie nicht zusammen passen; wenn man z. B. gegen die Regeln anstößt, welche über die Wiederholung einzelner Wörter in einem Ausdrucke, einem Satze, oder einer ganzen Periode gegeben worden sind. So z. B. ist es eine Disconvenanz, wenn man 1) um einen Gegensatz auszudrücken, Worte gebraucht, die keinen vollkommenen Gegensatz machen, z. B. das Maaß ist immer zu lang oder zu klein, statt: ist immer zu lang oder zu kurz, weil klein der Gegensatz von groß ist. La mesure est toujours trop longue ou trop petite; hier ist petit der Gegensatz von grand, es sollte daher courte heißen. 2) Wenn

die Eigenſchafts- oder Beiwörter nicht zu den Hauptwörtern paſſen oder ſich ſchicken, bei welchen ſie ſtehen: z. B. ein fürchterliches Vergnügen, un plaisir terrible, eine abſchreckende Schönheit, une beauté effrayante. Hier könnten die Beiwörter nur als Satyre ſtehen; denn ſonſt kann ein Vergnügen nicht fürchterlich, und eine Schönheit nicht abſchreckend ſeyn. Seyn ſie verſichert, daß Niemand die Achtung und Zuneigung vermindern kann, die ich für ihr Verdienſt hege; soyez persuadé que personne ne peut diminuer l'éstime et l'affection que j'ai pour votre mérite. Man hat Zuneigung zu den Perſonen, und Achtung für ſie und das Verdienſt, aber nicht Zuneigung zu dem Verdienſte. 4) Wenn die Synonimen (ſinnverwandte Ausdrücke), die man gebraucht, um das Bild einer Sache zu entwerfen, ganz müßig ſtehen und keine neuen Gedanken darbieten; z. B. die bittern und ſchmerzhaften Thränen, die ich bei dieſer Neuigkeit vergoß; les larmes amères et douloureuses que j'ai versées à cette nouvelle. Kummer und Gram vergällen die Blütentage ſeines Lebens. Da dieſe ſinnverwandten Wörter keine neuen Gedanken geben, ſo ſtehen ſie überflüſſig und überladen nur den Satz, eins von beiden kann daher nur ſtehen, entweder bitter oder ſchmerzhaft, Kummer oder Gram. Es giebt davon noch mehrere Fälle bei den Partizipien, bei den Zeitwörtern, bei den Verneinungen ꝛc., die hier übergangen werden müſſen, weil man aus den wenigen Beiſpielen erſieht, was eine Disconvenanz iſt. — Unter Solöcismen verſteht man ein jedes falſch geſchriebene Wort und jede Conſtruction, welche gegen die Regeln und Figuren der Sprache iſt. — Pleonasmus ſagt man von jedem überflüſſigen Worte, welches nur eine müßige und matte Widerholung eines

schon ausgedrückten Gedankens ist; es ist gleichsam eine Ueberfüllung des Satzes; z. B. Er hat eine Wunde an seiner Hand, statt an der Hand, weil die Hand schon dem Subjekte zugehört, also sein überflüssig ist. — Ich erhielt Ihren Brief, den Sie an mich geschrieben hatten, statt Ihren an mich geschriebenen Brief. Ihr Augen weinet; sein Mund rief; seine Hand schlug mächtig auf die Feinde, statt weinet Augen; er rief; er schlug ꝛc. Da in allen diesen Fällen das Subject die That ausübt, so sind die einzelnen Glieder mit dem Subjecte zu erwähnen nicht nur überflüssig, sondern erzeugen auch Härte, ja oft Undeutlichkeit; denn daß ich die Feinde mit keinem andern Gliede meines Körpers schlagen kann, als mit der Hand, versteht sich von selbst; eben so ruft mein Mund durch mich, und weinen meine Augen, oder bloß ich weine; oder er oder sie weint ꝛc., welches die Handlung hinlänglich ausdrückt, weil man aus keinen andern Körpertheilen Thränen fließen läßt, als aus den Augen. So ist es auch eine Ueberladung, wenn ich sage: Aus den Augen fließen ihre Thränen, statt: und ihre Thränen fließen, weil sie aus keinem andern Behälter fließen können; nur dann ist die Bestimmung nöthig, wenn es mehrere Gegenstände giebt, die eins und dasselbe verrichten können, oder auch mehrere Glieder am Körper; z. B. Er that es mit dem rechten Fuße und nicht mit dem linken; er sah es mit dem rechten Auge, oder sein rechtes Auge hat es gesehen, weil ihm das linke verbunden war; und so auch in andern Sprachen; z. B. im Französischen: Mon ami à mal à sa tête, statt: à la tête. Les pleurs et les larmes de ces infortunés me touchent vivement. Ils furent surpris par une tempête orageuse etc. — Die Flickwörter, Fr. chevil-

les (hölzerne Nägel); wenn Wörter, es sei in gebundener oder ungebundener Rede oder Schreibart, bloß zur Ausfüllung dastehen. Hauptsächlich kommen sie bei den Dichtern vor, wo ein solches Wort oft des Reimes willen dasteht. Man zählt zu diesen Flickwörtern gewöhnlich Bei- und Nebenwörter, die keinen zu der Sache gehörigen Nebenbegriff ausdrücken, die also einen Gedanken weder klarer, noch bestimmter, noch gewisser, noch zusammenhängender, noch rührender machen, die also ganz überflüssig da stehen; z. B. sehnend-geöffnete Lippen, strahlend-funkelnde Augen, ein blitzend-glänzender Stein, ein milder, süßer Blick ꝛc., alle durchschossene Beiwörter sind überflüssig, indem sie weder die wahre Eigenschaft verstärken, noch einen besondern Nebenbegriff in Beziehung auf das Hauptwort haben, sondern bloß um etwas Zierliches zu sagen, stehen. — Ich kann nicht daran denken, ohne nicht sogleich zu zittern; hier ist sogleich überflüssig, weil man, wenn man an eine erschütternde Sache denkt, und solche ein Zittern zuwege bringt, auch gleich zittert; denn wenn man nicht mehr daran denkt, also Einem der Gedanke nicht mehr vorschwebt, so zittert man auch nicht mehr; also muß es heißen: Ich kann kaum daran denken, ohne nicht zu zittern, und so auch im Französischen.

Je ne puis y penser sans frémir à l'instant.
Je crains de faire un crime en vous le racontant.

Hier steht à l'instant bloß des Reimes wegen, sonst überflüssig. — Was die Zweideutigkeit (Amphibologie, Amphibolie, E'quivoque) anbetrifft, so muß man sich so viel, als möglich, aller zweideutigen Redensarten in der Rede enthalten, weil daraus Mißverständnisse entstehen, überhaupt der Deutlichkeit eines Aufsatzes geschadet wird. Es ist hier aber bloß von solchen Wörtern die Rede, welche

eben ſo gut in dem einen, als in dem andern Sinne genommen werden können; z. B. Mein Vater hat immer ſeinen Bruder geliebt, ſelbſt in der Mitte ſeiner Widerwärtigkeiten. Mon père a toujours aime son frère, même au milieu de ses adversités, hier weiß man nicht auf wen ſich die Widerwärtigkeiten, adversités, beziehen, ob auf den Vater oder auf den Bruder. Hier muß daher, um dieſen Satz nicht dunkel zu laſſen, ſtehen, ſelbſt mitten in den Widerwärtigkeiten des Erſteren. Aio te Aencida Romanos vincere posse, oder: Chremetem audivi percussisse Demeam. Im erſten Satze iſt nicht klar angezeigt, wer überwinden wird, Aencides die Römer, oder die Römer ihn; im andern iſt es ungewiß, ob Chremes den Demen, oder Demen den Chremes geprügelt hat. Man gewahrt hieraus, wie ſehr man Acht darauf haben muß, daß ſich keine dergleichen Zweideutigkeiten in die Rede einſchleichen, wo der Hörer oder Leſer ungewiß bleibt, wem eigentlich die Handlung gilt. Daher ſpreche und ſchreibe man ſo natürlich, als es die Geſittung erfordert. Die Orakel bedienten ſich häufig dieſer Amphibologien. — Die übrigen in der Sprachkunſt vorkommenden Figuren, z. B. die Trope, Metapher, Parabel, Allegorie, Metonymie, Synekdoche, Metalepſe, Proſopapöie, Apoſtrophe, der Klimax, die Hyperbel ꝛc. ꝛc., ſind rhetoriſche oder Sachfiguren und gehören nicht hierher, ſondern unter Redekunſt und Dichtkunſt; da unter Redekunſt, Th. 121, S. 390 u. f., nichts davon vorgekommen iſt, ſo wird ihrer unter Wahlredenheit und Verskunſt Erwähnung geſchehen.

Was die Proſadie oder Verskunſt anbetrifft, ſo macht dieſe zwar einen beſondern Theil in der Grammatik aus, und ſchließt ſich an den Syntax an; allein da die Poeſie oder Dichtkunſt unter den

ſchönen Künſten eine für ſich beſtehende Kunſt iſt, ſo iſt ſie in ſo fern von der Sprachkunſt zu trennen, und erfordert daher auch einen eigenen Artikel; ſie wird alſo unter Verskunſt, in V, abgehandelt werden, da unter Poeſie, Th. 114, S. 69, ſie nur kurz erklärt, aber nicht abgehandelt worden iſt; auch werden die Artikel Volkspoeſie, Tonmeſſung, noch Manches darüber enthalten.

Die Orthographie oder Rechtſchreibung, ſ. Th. 121, S. 355, macht den andern oder zweiten Hauptheil in der Sprachkunſt aus. Sie hat den Zweck, uns die Wörter nach der Ausſprache, nach ihren Sylben, Tonzeichen, Sprachzeichen ꝛc. richtig ſchreiben zu lehren. Denn durch das Sprechen machen wir unſere Gedanken und Vorſtellungen Andern durch die dazu erfundenen Sprachtöne hörbar; und durch das Schreiben machen wir dagegen dieſelben artikulirten Töne den Augen ſichtbar, und dadurch dem Verſtande hörbar, oder ſie vielmehr demſelben klar, indem wir ſie ihm durch das, wenn auch nicht lautbare, Leſen mittheilen. Wenn es gleich eine allgemeine, auch ſchon oben, S. 183, erwähnte Hauptregel iſt: die Wörter herauszuſprechen, wie Einem der Mund gewachſen iſt, und dieſe Regel auch hier anwendbar bleibt, nämlich ſo zu ſchreiben, wie man ſpricht, oder wie man die Worte aus dem Gedankenmagazine zuſammenzieht und durch die Sprache an das Licht bringt, ſo iſt es doch auch nöthig, gewiſſe Regeln feſtzuſetzen, wie man die Buchſtaben zu den Worten zuſammenreihen ſoll, damit die Sprache eines Jeden in der Schrift überein komme, und nicht willkührlich bald dieſe, bald jene Zeichen in den Wörtern trage, wodurch ſie, bei der Aehnlichkeit vieler Wörter von ungleicher Bedeutung, unverſtändlich werden würde. Daher ſchreibt man z. B. im Deutſchen Pfeil, Feile; Lehm, Leim; Zeichen, zeigen; Wid-

der, wieder; Zähren, zehren; Waid, weit; Rum, Ruhm; den, denn; Fliese, fließe; Pfahl, fahl; leiden, leiten; abreißen, abreisen; Reue, Reihe; her, hehr; Zeichen, zeigen; beweißen, beweisen ꝛc. ꝛc. Diese hier angeführten Wörter machen sich bei der richtig akzentuirten Aussprache einem feinen Gehöre bemerkbar genug; allein beim Schreiben könnte doch bei weniger Aufmerksamkeit eins mit dem andern verwechselt werden, wenn man bloß nach der Aussprache ohne weitere Regeln schreiben wollte; daher ist die Lehre der Rechtschreibung von großer Wichtigkeit; und hauptsächlich wegen der Uebereinstimmung, nach der Ableitung der Wörter von ihrer Wurzel. Man muß daher bei der Rechtschreibung besonders auf die nächste Abstammung der Wörter sehen, woraus denn wieder manche Regeln fließen. So z. B. schreibt man Häckſel, Gebäude, Bäcker, Aeltern, Aermel ꝛc. mit einem ä, weil diese Wörter von hacken, bauen, backen, alt, arm, abgeleitet sind. Freilich sind dadurch auch manche Härten in den Fluß der Sprache gekommen, manches Gezwungene, indem man nicht der Biegsamkeit des Worttons folgte, sondern sich strenge nach der Ableitung der Wörter richtete. Dieses hat man auch in neuester Zeit eingesehen, und daher bei vielen Wörtern mit einem ä, dieses in einen einfachen Vokal, wie e, verwandelt, und so schreibt man jetzt auch Ermel, Eltern, Ente ꝛc. mit einem bloßen e, und berücksichtiget die Abstammung oder die Wurzel nicht mehr, weil sie Härte giebt und etwas Gezwungenes hat; denn ich muß gleichsam bei dem Doppellaute ä die Töne quälen, weil das ä zwei Töne vereint, die doch beide gehört werden sollen, und so hat man es auch mit dem ö, wo es sich thun lassen wollte, gemacht; indessen sind hier die Meinungen immer noch getheilt, wie man dergle-

chen Wörter schreiben soll, ob mit einem ä oder mit einem bloßen e; man findet daher bei guten und klassischen Schriftstellern beides; auch schreibt man nicht Wörter mit einem ä, wie ächt, die nach der Abstammung mit einem bloßen e, echt, geschrieben werden sollten, und wie man es auch sonst geschrieben findet. Streng genommen, müßte man sich an der Abstammung, der Wurzel des Wortes, halten, und diese nie verloren gehen lassen, weil es sonst schwierig wird, eines jeden Wortes Abstammung zu erforschen, wie es schon mit vielen Wörtern der Fall ist, deren Abstammung sehr zweifelhaft ist, weil die eigentliche Wurzel in dem Verfeinern der Sprache verloren gegangen ist, und man nur noch Vermuthungen hegt, daß es von diesem oder jenem Urworte abstammen könnte; allein mit Gewißheit ist es nicht zu bestimmen, da sich mehrere Aehnlichkeiten mit andern Wörtern darbieten. Von der andern Seite würde eine Sprache, wenn man ihr nicht das Rauhe und Harte benehme, sehr klanglos werden, und da nicht allein auf die richtige Zahl der Buchstaben in einer Sylbe, in einem Worte gesehen werden muß, sondern auch auf den Ton in der Aussprache, damit dieser nicht durch Doppeltöne, Theilungen der Töne ꝛc. gequält wird, so muß dadurch auch manches Wort anders geschrieben werden, wenn es heißt: schreibe, wie du sprichst; denn sonst würde die Schrift mit der Sprache nicht überein kommen; denn wenn ich Ermel spreche und Aermel schreibe, so kann dieses allenfalls dem Eingeborenen, dem die Deutsche Sprache Muttersprache ist, nicht auffallen, aber jedem Fremden, der die Deutsche Sprache erlernen wollte, würde dieses viel Schwierigkeiten machen, das Wort anders zu schreiben, als es gesprochen wird, wie dieses auch in der Englischen Sprache geschieht, wo die Wörter wieder ganz anders ausgesprochen, als geschrieben werden.

Daher macht dieſe Sprache beim Erlernen, beim Leſen und Schreiben ſo große Schwierigkeiten, die nur dadurch ganz uberwunden werden können, wenn man mit Engländern fleißig converſirt, um den Wortton, und ihre Schriften lieſet, um die Rechtſchreibung zu erlernen. Eine Sprache, die noch hierin viele Schwierigkeiten bietet, hat den höchſten Grad der Kultur in der äußern Form noch nicht erreicht, wenn gleich ein hoher Geiſt im Innern waltet, den ihre Zeichen ausdrücken, nämlich den Geiſt des Schriftſtellers. In dem äußern und innern Charakter der Sprache, das heißt, in der Bedeutung und den Begriffen der Wörter, und in deren Zeichen oder Buchſtaben, leuchten uns noch immer die Alten, Griechen und Römer, als Muſter vor; und wenn gleich die Schriftzeichen oder Buchſtaben der Erſtern, bei zwar beſtimmten Formen, noch manches Mißfällige dem Auge durch die ungleichen, beſonders großen Buchſtaben β, ϑ, φ, χ, ψ zwiſchen den kleinen, und durch die etwas unförmlichen Buchſtaben ξ, ζ, ſich darſtellt, ſo iſt doch die Schreibart der Wörter mit wenigen Ausnahmen nach der Ausſprache beſtimmt, ſelbſt in den Abwandlungen, welches einen Beweis von der hohen Kultur der Sprache der genannten Völker giebt. Man wird wenige Wörter in der Lateiniſchen Sprache finden, die nicht ſo geſchrieben, wie ſie ausgeſprochen werden; denn die wenigen Unterſchiede des ae und e, des im und in, des con und com etc., die bei Anfängern einige Schwierigkeiten machen können, heben ſich jedoch bei richtiger Ausſprache der Wörter, indem man, wenn das ae vom e, das in von im wohl unterſchieden wird, deutlich eins vor dem andern hervortönen hört. Ueberhaupt iſt nicht nur in den alten Sprachen, ſondern auch in den neuern oder lebenden auf das richtige Buchſtabiren und Leſen der Wörter in den Elementarſchulen zu ſehen, weil von

dieſem [illegible] die Beſchäftigung der Wort-
ableitung; denn wenn [illegible] der Wörter genau
werde ich ſie auch richtig ausſprechen, beſonders wenn
ich auf die Bedeutung, auf den Ton, der den ver-
ſchiedenen Buchſtaben und den Wörtern zukommt, aufmerkſam gemacht werde. Alles dieß fehlt nun
der Deutſchen Sprache, daß ſie mehr in der Vernachläſſigung gelebt habe, von dem erſten Zuſammentreffen
aller Sprachen abzuſtammen, weil der Charakter der
Deutſchen in der Kultur von jeher ſehr langſam und
unmerklich geweſen ſey; daher auch ihre, nur ſelten
fremden vermiſchten Sprache, in einem langen Zeitraume nur ſehr unbeträchtliche Veränderungen im
Aeußern erlitten habe, wenigſtens ſeyen ſie nicht ſo
wichtig geweſen, daß der nächſte Urſprung der Wörter
dadurch verdunkelt worden wäre; daher hätten die
Deutſchen zu allen Zeiten im Ganzen ſo geſchrieben,
wie ſie geſprochen hätten. — Dieſes iſt allerdings richtig, daß die Kultur unſerer Sprache nur ſehr langſam
vorgerückt iſt, wenigſtens bis zu Gottſcheds Zeiten;
allein ſie hat dafür auch ſeit dieſer genannten Zeit, bis
auf die jetzige, Rieſenſchritte gethan, ſo daß jene Zeit
in der Ausbildung der Sprache mit der unſrigen gar
nicht zu vergleichen iſt; allein um ſo mehr iſt es zu
verwundern, daß ſich in einer ſo kurzen Periode der
höheren Ausbildung die Wurzeln von ſo vielen Wörtern verloren haben, wie man aus dem großen Wörterbuche des genannten Schriftſtellers gewahrt, und
mithin in Ungewißheit iſt, ob die Wörter auf dieſe
oder jene Weiſe richtig nach der Ausſprache geſchrieben werden; indem die Ableitungen durchaus dunkel
ſind. Man hätte alſo glauben ſollen, daß gerade bei
dem langſamen Ausbilden derſelben, ſie die höchſte
Genauigkeit in Hinſicht ihrer Wurzel- oder Grundwörter aufweiſen könnte; allein es iſt nicht ſo, woraus
hervorgeht, daß die Deutſche Sprache nur darum ſo

langsam vorgeschritten ist, daß man sie total in früheren Zeiten vernachläßiget hat: indem die Gelehrten sich mit der Griechischen und Lateinischen, und späterhin die gebildete Welt mit der Französischen nnd Italienischen Sprache beschäftigten, und ihre eigene Muttersprache, der Säugling ihrer Jugend, die Zierde und das Dokument ihrer Nationalität, als eine holprige, verachtungswerthe Pöbelsprache hielten; statt andere Nationen stolz auf die ihrige waren, und sie als das Nationalgut herzten und pflegten, sie mit Liebe ausbildeten. Man muß es um so mehr denjenigen Deutschen Männern einer früheren Zeit (besonders im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderte), die in ihrer Sprache schrieben, so kauderwelsch ihre Schriften mitunter durch die eingestreueten Lateinischen Brocken und durch die vielen Provinzialismen auch waren, Dank wissen, daß ihnen dieses Kleinod am Herzen lag; und was würden sie damals schon geleistet haben, wenn sie von derjenigen Klasse des Volks, die man die feine Welt nennt, wären kräftig unterstüß worden; denn was eine solche Unterstützung vermag, beweiset uns die Zeit, wo Gottsched den Zepter in der Deutschen gelehrten Republik ergriff, und von seinem Thron herabdonnerte: „Schreibt Teutsch, macht Verse, wie ich und meine Schüler!" und sich dadurch ein Heer von Anbetern, aber auch eben so viele Feinde erwarb, weil er seinen Bannstrahl über alle diejenigen ausschickte, die seine Macht nicht erkennen, nicht so wollten, wie er. Bei diesem Kampfe in der Deutschen Sprache, der mit einer Erbitterung und Heftigkeit geführt wurde, wie kaum der dreißigjährige Krieg, nur daß dabei nicht Blut, sondern Dinte in Menge floß, ward auch die feine Welt auf die von ihr so vernachläßigte Deutsche Sprache aufmerksam, und wenn sie auch ihrer Buhlen, der Französischen Sprache, nicht abhold wurde, weil diese in ihrem feinen, ein-

schmeichelnden Gewande, die kräftige und gerade Deutsche Sprache noch sehr in den Hintergrund stellte, so war doch schon viel gewonnen, daß man den Streit spaßhaft fand, und auf Lessing, Haller, Wieland, Bodmer und Andere dabei aufmerksam wurde, welches die Gegner in diesem Streite waren. Hier nur einige Pröbchen, als eine Episode, von den Pfeilen oder Geschossen, welche die Verehrer Gottscheds auf die Gegner abschickten, zur Charakteristik der Herrschaft der Gottschedianer:

Auf Lessing.

Ihr Deutsche, laßt euch doch bedeuten!
Zum Tempel des Geschmacks kann euch nur Lessing leiten!
Und sollt' es auch ein Bierhaus sein;
So bildet euch den Tempel ein!

Auf denselben.

Ach! theurer .... laß dir's klagen!
Wir beide müssen noch verzagen,
Dein Lorbeerbaum geht ein.
Der Gärtner sagt, es müsse Dünger sein!
Gut, dieser soll uns nimmer fehlen,
Weil wir noch Lessing's Schriften zählen!

Auf Wieland.

Du schreibst so matt, als Klopstock rasend schreibt;
Wie listig! ach! ihr wollt uns nur berücken;
Wer nicht in Dunst und Schnee und Wolken bleibt,
Der soll durchaus im Koth ersticken!

Auf Haller.

Dir Lorbeern? Nieswurz! die soll dein Lorbeer sein,
So würden Hirn und Vers, wie dein Cadaver rein.

Auf Klopstock.

Aus einem Juden ward St. Paul der Christen Freude,
Aus einem Christen ward St. Klopstock selbst ein Heide!

Und ſo geht dieſer Kampf mit noch weit niedrigerem Schimpfen von Seiten der Gottſched'ſchen Parthei fort, wogegen die andere, ſchon aus Kernmännern der Deutſchen Literatur beſtehend, in einem ruhigen und feſten Tone, alle Mängel der Gottſched'ſchen Dictatur in der Sprache aufdeckte, und ſich dadurch den Dank ihrer Nation erwarb, ſo wie Gottſched mit ſeinem Lärmen und Toben, der Veranlaſſer zu dieſer Umwandlung der Deutſchen Sprache, zu dieſer Anerkennung des Werthes derſelben von einer Nation ward, die gar nicht wußte, welcher Schatz in derſelben lag, und welcher Glanz ihr einſt durch dieſelbe überkommen würde. Gottſched mit ſeinen Anhängern iſt längſt vergeſſen, und lebt nur noch bei den Sprachforſchern fort, ſtatt Leſſing, Klopſtock, Wieland, Haller ꝛc. zwar längſt ruhen, aber in ihren Werken, welche als Lichtſtrahlen einer Sonne, die den Deutſchen Parnaß erhellte, glänzen, bei ihrer Nation fortleben, und fortleben werden, ſo lange es noch Verehrer der ſchönen Wiſſenſchaften oder Belletriſtik giebt; ja ſo lange noch Deutſch geſprochen wird und unſere Kultur und Sitten nicht der Verwilderung Preis gegeben werden. — Dergleichen Federkämpfe haben einen großen Nutzen für die Sprache und bereichern ſie auf jede Weiſe. Nur gelehrte Feldzüge, wie diejenigen mit der Rechtſchreibung (die ſich in neueſter Zeit unter Wolke ꝛc. wieder erneuerten), mit Bunkeln, und die Angriffe von Voß auf die allgemeine Deutſche Bibliothek, haben wenig genützt, weil dadurch nichts Erſprießliches für die Sprache, noch für die Wiſſenſchaften hervorgegangen iſt, weil wir dadurch weder klüger werden, noch unſerm Gegner beſcheidener, und für unſere Nachkommen weniger anſtößig begegnen lernen, worin doch ſo eigentlich die Kultur einer Nation liegt; denn ein jedes rohes zurückſtoſſendes Benehmen findet man auch bei den Horden in den

Steppen Asiens und Afrika's, gewährt also keinen Vorzug vor diesen. Geschieht ein solcher Streit mit Witz und bleibt er in den Grenzen des Anstandes, so kann er allenfalls das größere gebildete Publikum belustigen, wenn er auch nichts nützt, wie der Federkrieg zwischen dem Freimüthigen und der Zeitung für die elegante Welt im Anfange dieses Jahrhunderts; wird er aber heftig und leidenschaftlich geführt, wobei es gewöhnlich nicht an Schimpfwörtern fehlt, wie so viele Fehden in Privatschriften und öffentlichen Blättern in neuester Zeit beweisen, so leidet dadurch der Werth der Gelehrsamkeit und der Schriftsteller. — Die Deutsche Rechtschreibung, so wie sie im engsten Verstande die Lehre ist, wie eine Sprache nach den in derselben angenommenen Gesetzen richtig geschrieben werden soll, und nicht bloß die Art und Weise bedeutet, wie Jemand eine Sprache und ihre einzelnen Laute schreibt, so wie überhaupt die Deutsche Sprache, verdankt ihre Fortschritte einem Wachter, Frisch, Ihre, Adelung, Campe und andern Männern, welche einen großen Theil ihrer Zeit der Ausbildung ihrer Muttersprache widmeten. Besonders aber haben sich die beiden zuletzt genannten Männer, Adelung und Campe, um ihre Muttersprache das größte Verdienst durch die Herausgabe zweier großen grammatisch-kritischen Wörterbücher der hochdeutschen Mundart erworben, welche bleibende Denkmäler des Fleißes in der kritischen Untersuchung und Feststellung der Regeln in der Rechtschreibung einer Sprache sind, die durch ihren Wörterreichthum ihre Europäischen Schwestern weit übertrifft. — Die Rechtschreibung hat in mancher Rücksicht, fast in allen Sprachen, ihre Schwierigkeiten, und besonders da, wo man ein ä oder ein tiefes e, ein f oder ein v, ein d oder ein t setzen soll. Um nun bei dieser Ungewißheit, sagt Adelung, doch die Ueber-

einstimmung, und mit derselben die allgemeine Verständlichkeit zu erhalten, so hat man fast in allen Sprachen durch eine stillschweigende Uebereinkunft folgende drei Entscheidungsgründe angenommen: 1) die erweisliche, nächste und unmittelbare Abstammung; 2) den allgemeinen Gebrauch, und 3) die Analogie, worunter doch der Letzte am wenigsten gebraucht wird, die beiden Erstern aber oft über die Grenzen ihres Gebietes streitig sind. — Das allgemeine Grundgesetz in der Rechtschreibung, welches auch schon oben, S. 183 erwähnt worden, ist: Man schreibe, wie man spricht, nach der besten und deutlichsten Aussprache, um von jedem Gliede seiner Nation ohne Mühe verstanden zu werden, und beobachte dabei die erweisliche nächste Abstammung oder den allgemeinen Gebrauch, und wo diese nicht hinreichen, die Analogie. Was nun die Deutsche Sprache anbetrifft, so schreibe man das Deutsche und Alles, was das Deutsche Bürgerrecht erhalten hat, das heißt: alle fremden Namen und Wörter, mit Deutschen Buchstaben. Man schreibe deutlich und klar die Wörter nach der Aussprache, und hüte sich, Nebenlaute den Worten beizufügen, die in der Aussprache gar nicht gehört werden; z. B. Ambt, für Amt, nicht pfeiffen, sondern pfeifen, nicht kauffen, sondern kaufen, nicht reuten, sondern reiten, nicht loße, sondern lose, nicht Musse, statt Muse, nicht Füsse, statt Füße ꝛc. Ist man unschlüssig, wenn man ein Wort schreiben soll, dessen Endbuchstaben man nicht genau kennt, so darf man dasselbe nur kresciren; denn in der unbestimmte Art des Zeitwortes im 2ten Fall der Einheit und im 1sten Fall der Mehrheit der übrigen biegsamen Wörter, und in der Steigerung vieler nicht biegsamen Wörter, ist der richtige Endbuchstabe gewöhnlich zu erkennen. Man schreibt daher soll mit einem doppelten l, weil

es in der unbeſtimmten Art ſollen heißt. Rock mit einem doppelten k oder ck, weil es im zweiten Fall der Einheit des Rockes und im erſten Fall der Mehrheit die Röcke heißt, und das unbeugſame Wort los mit einem kurzen s, weil es in der Steigerung loſe, loſer, und nicht loße, loßer. Auf jene Regel gründet ſich überhaupt der richtige Gebrauch der Hauptdoppellaute; ſie folgen gewöhnlich auf geſchärfte Hülfslaute und werden bei der Vermehrung des Wortes deutlich wahrgenommen. Man ſpricht daher nicht des Schifes, die Schife, ſondern des Schiffes, die Schiffe, und daher auch das Schiff; aus demſelben Grunde erhalten die Wörter Fall, Lamm, Narr, Blitz, Tritt ꝛc. am Ende einen Hauptdoppellaut, welcher auch in der Zuſammenſetzung bleibt; z. B. Schifffahrt, Tollhaus, Fleckkugeln. Ein Hauptdoppellaut folgt aber nie nach einem gedehnten Hülfslaute. Man ſchreibt daher Laken, ekelig ꝛc. mit einem Hauptlaute, weil hier die Hauptlaute a und e vor k, ſo wie u und i vor t gedehnt ausgeſprochen werden; aber nie nach einem Hülfsdoppellaute, weil dieſer ſeiner Natur nach überall gedehnt iſt. Man ſchreibt daher nicht kauffen, reitzen, Weitzen, Kreutzer, Schweitz, ſondern: kaufen, reizen, Weizen, Kreuzer, Schweiz. Wenn die Art, einen Laut zu ſchreiben, weder durch die Ausſprache, noch durch die nächſte erweisliche Ableitung beſtimmt werden kann, ſo entſcheidet ſolche der Gebrauch, der, wenn er von dem Gebrauche der Ausſprache, der Bildung und Veränderung der Wörter noch verſchieden iſt, der Schreibegebrauch genannt wird. Iſt nun dieſer allgemein und entſchieden, ſo kann er, ohne Nachtheil der allgemeinen Verſtändlichkeit, der erſten und höchſten Abſicht ſowohl des Sprechens, als des Schreibens nicht verletzt werden; iſt er aber ungewiß und ſchwankend, wie er es in vielen Fällen iſt, ſo

bleibt, wenn die übrigen Schreibegeſetze zu ſeiner Beſtimmung nicht hinreichen, es der Willkühr eines jeden überlaſſen, ihn nach der erkannten größeren Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen. In das Gebiet des Schreibegebrauches, im engſten Verſtande, gehören vornehmlich die Fälle, wo ein gedehnter Hülfslaut durch die Verdoppelung, oder durch ein h, oder auch ein angehängtes e, oder auch gar nicht bezeichnet werden ſoll, wo in Stammwörtern ein ä oder e zu ſchreiben, wo ei oder ey ſtatt finden muß, wo die vier flüſſigen Hauptlaute l, m, n und r ein h erfordern, oder nicht, wo ein t oder th geſchrieben werden muß ꝛc., worunter viele einzelne Fälle ausgemacht, viele aber ſchwankend und willkührlich ſind, beſonders ſeitdem der allgemeine Gebrauch durch ſo manche Neuerungen und Künſteleyen geſtört und unterbrochen worden iſt. Die Analogie hilft oft den ſchwankenden Gebrauch beſtimmen, wenn andere Entſcheidungsgründe fehlen. So zum Beiſpiel würde man ohne deutliche Erkenntniß des Ableitungslautes d, und ohne das Zeitwort gedulden zu kennen, das Hauptwort Geduld mit einem weichen d ſchreiben, wie es hier ſteht, weil die ihm ähnlichen Hauptwörter Huld und Schuld dergleichen haben. Wenn man weiß, daß das e des Stammwortes in abgeleiteten Worten oft in ein i, aber nie leicht in ein ü übergeht, ſo wird man nicht würken, Gebürge und Gefülde ſchreiben, ſondern wirken, Gebirge und Gefilde. Ferner muß man ſich hüten Wörter nach der Ausſprache der Provinzen zu ſchreiben, wenn ſie gleich hin und wider gangbar ſeyn ſollten. Man ſchreibt daher fehlerhaft Damf, Ferd ꝛc., weil man im Hochdeutſchen das p vor dem f ſehr deutlich hört, und es daher Dampf, Pferd ꝛc. ausgeſprochen und geſchrieben werden muß. So muß auch die Abſtammung der Ausſprache nachſtehen, ſobald ſie allgemein iſt; das heißt,

man darf die einmal eingeführte Art, ein Wort zu schreiben, nicht ändern, ohne nicht Verwirrungen in die Sprache zu bringen. Man darf daher nicht Kiche, statt Küche, nicht Kürche, Zeddel ꝛc., statt Kirche, Zettel ꝛc. sprechen und schreiben, wenn gleich diese Schreibarten der Abstammung gemäßer sind. Soll aber die Abstammung die Schreibart bestimmen, so kann es nach Adelung nur 1) die nächste, 2) die erweislich wahre, und 3) die allgemein bekannte thun, weil nur diese die allgemeine Verständlichkeit, die einzige Absicht der Sprache, befördern kann. Ja, verwerflich sind alle im Schreiben vorgenommene Veränderungen, wenn sie sich auf sehr entfernte, ungewisse oder gar willkührliche und ungegründete Ableitungen stützen, wie Aesel für Esel, von asinus, Aerle für Erle, von alnus, ämsig für emsig, von Ameise ꝛc., weil diese Ableitungen zu weit hergeholt und unbestimmt sind. So will Adelung, daß der Unterschied in der Bedeutung eines Wortes auch kein Unterschied in der Schreibart desselben geben soll, so soll z. B. Mal in allen Bedeutungen, die man von ihm findet, nur auf eine und dieselbe Weise geschrieben werden, also nicht, wie Einige wollen, Mahl, Maal und Mal, nach den drei Bedeutungen: Mahlzeit oder Gastmahl; Zeichen oder Merkstein, Denkmal, und Zahlzeichen einmal, zweimal ꝛc., sondern, daß es Mahl oder Mal geschrieben werden soll in allen drei Bedeutungen. — Die Freiheit, von der gewöhnlichen Art zu schreiben abzuweichen, kann sich daher nur auf folgende Fälle erstrecken: 1) Wenn man von einem Worte das Stammwort auffindet, und es dann darnach schreibt, weil man dessen Abstammung documentiren kann. So ist z. B. schlämmen, von Schlamm, erwägen, von wägen, einhällig, von hallen, Gränze, von Rain, Rand abzuleiten, und man

ſchreibt ſie daher beſſer, wie hier angeführt worden, als mit einem e, ergetzen, von getzen, iſt beſſer als ergötzen oder ergätzen, weil ſich hiervon keine Ableitung auffinden läßt. Heurath, beſſer als Heirath, weil es wahrſcheinlich von Heur, Miethe, herkommt; dagegen wird bäſſer, von baß, jetzt beſſer geſchrieben, weil es auf dieſe Art zu ſchreiben ſchon längſt im Gebrauche iſt. So ſtammt Reuter von einem vormals im Hochdeutſchen veralteten Zeitworte reuten her, welches aber längſt in reiten umgewandelt worden iſt, und daher muß es auch Reiter geſprochen und geſchrieben werden. Eräugnen, von Auge, iſt längſt in ereignen umgewandelt worden, und muß daher auch ſo, und nicht nach ſeiner Abſtammung geſchrieben werden. So ſoll man nach einigen Sprachlehrern früher auch Muht, Wuht, Ruhte ꝛc. geſchrieben haben, und nur durch einen Mißbrauch habe ſich ht in th verwandelt, ſo daß man jetzt Muth, Wuth und Ruthe ſchreibt; man wird das eben Geſagte auch aus Blüthe erſehen, wovon das Zeitwort blühen geſchrieben wird, alſo müßte es auch Blühte und nicht Blüthe geſchrieben werden; daſſelbe ſoll größtentheils mit allen Wörtern, welche ſich mit th endigen, der Fall ſeyn; ſo ſchreibt man auch jetzt noch Draht und nicht Drath, weil hier das ht geblieben iſt. Es ſcheint überhaupt, daß mehrere Wörter, welche ſich mit Th anfangen, wie Thal, Thaler, That, Thee, Thon, Thor ꝛc. anfangs ohne dieſes h geſchrieben worden ſind, und daß ſich das h, als Dehnungszeichen, erſt ſpäter eingefunden hat. — 2) Wenn ein Wort aus Unachtſamkeit oder Unwiſſenheit anders geſchrieben wird, als die allgemeine gute Ausſprache es erfordert; ſo ſchreibt man für giebſt, giebt, gieb, gieng, hieng, fieng, beſſer gibſt, gibt, gib, ging, hing, fing, weil das i in dieſen Wör-

tern nicht gedehnt wird, obgleich es in Viertel, vierzig, vier ꝛc. geschieht. — 3) Wenn der Schreibgebrauch schwankend und ungewiß ist, wo man dann diejenigen Worte, welche diesem unterliegen, nach der wahrscheinlichen Abstammung, oder nach der wahren Biegsamkeit und dem Klange, die in einer von beiden Schreibarten vorwalten, schreiben muß.

Was nun die einzelnen Buchstaben, ohne Bezug auf die Worte, anbetrifft, so schreibt der Deutsche 1) alle Anfangsbuchstaben eines Satzes groß, das heißt, er fängt das erste Wort des Satzes, Aufsatzes, der Rede ꝛc. mit einem großen Buchstaben, Anfangsbuchstaben an; eben so nach einem Punkte, nach einem Frage- und Ausrufungszeichen, wenn die beiden Letzten den Satz beschließen, also statt eines Punktes stehen. — 2) In Theilungssätzen steht ein großer Buchstab auch nach einem Kolon; z. B. ich habe dazu folgende Gründe: 1) Weil das Kapital nicht sicher genug ist; 2) weil ꝛc. Es kann auch nach dem Kolon ein kleiner Buchstab stehen. — 3) Erhalten alle Eigennamen einen großen Buchstaben, auch die davon abgeleiteten Adjectiven; z. B. Heinrich, Friedrich, Karl, Hofmann, Krösus, Sadi, Berlin, Wien, Paris, Baden, Rhein, Donau, Spree, Havel, Tiber, Aetna, Jura ꝛc. Preußisches Tuch, Schlesische Leinwand, Spanische Wolle, Französische Weine, Englische Stahlwaaren ꝛc. Auch die von hohen Würden abgeleiteten Eigenschafts- und Beschaffenheitswörter werden von Einigen mit einem großen Buchstaben geschrieben, z. B. Kaiserlich-Königliches Landesgericht, Königliches Schloß, Großherzoglicher oder Fürstlicher Garten ꝛc. Mehrere Sprachlehrer verwerfen bei diesen letztern Eigenschaftswörtern den großen Buchstaben als fehlerhaft; wenn dieses fehlerhaft ist, so ist

es auch derſelbe Fall mit den von Städten abgeleiteten Adjectiven; der Gebrauch giebt beiden dieſes Recht, ſo auch ſie klein zu ſchreiben. — 4) Vor allen Hauptwörtern und als Hauptwörter gebrauchten Wörtern; z. B. der Herr, der Garten, die Geliebte, der Weiſe, das Rund der Erde; das Mein und Dein; ſein Ich, das Gehen, Fahren, Reiten, Schlafen; auch vor Adverbien ohne Artikel, wenn ſie für Hauptwörter ſtehen, z. B. mein Alles, was ich habe. Es giebt wenig Großes, Edles und Schönes in der Welt, woran nicht der Neid ſeinen Zahn gewätzt hätte. Wenn aber bei Eigenſchaftswörtern nur das Hauptwort verſchwiegen iſt, ein offenbar gottloſer, oder wenn es als ein Nebenwort ſteht, am beſten, auf's neue, in allem, ſo fällt, nach Adelung, der große Anfangsbuchſtab weg. In neueſter Zeit ſchreibt man dergleichen Bei- und Nebenwörter, wenn ſie keine Beziehung auf ein wirklich vorangegangenes Hauptwort haben, auch groß, als: Er trat als ein offenbar Gottloſer auf; am Beſten, auf's Neue, in Allem; er iſt in Allem groß ꝛc. Wenn Hauptwörter als Nebenwörter ſtehen, ſo behalten ſie den großen Buchſtaben; z. B. an Kindes Statt, Statt haben, an Statt ꝛc. — 5) Schreibt man die Fürwörter oder Pronomen groß, wenn ſie ſich in ſchriftlichen Anreden auf die Perſon beziehen, die man anredet oder an die man ſeine Rede gerichtet hat, wie z. B. in Briefen, Vorſtellungen oder Geſuchen ꝛc. Auch die Perſonenwörter ſich und ſelbſt erhalten in Briefen und ſchriftlichen Aufſätzen einen großen Buchſtaben, obgleich einige Sprachlehrer dagegen eifern, ſo will es doch die Höflichkeit, z. B. Sie Selbſt haben dieſes mir befohlen. Wenn Sie Sich dieſes gefallen laſſen wollen ꝛc. Es iſt bloß eine Höflichkeits-

formel, es kann also auch klein geschrieben werden; so wie man die Personenwörter in gedruckten schriftlichen Erzählungen ꝛc., auch klein geschrieben findet. Dieses ist also ganz willkührlich und hat keine bestimmte Regel. Auch die unbestimmten Personwörter: Niemand, Jemand; so auch Keiner, Einer ꝛc. Adelung will das Zahlwort ein, zum Unterschiede von dem Artikel, nicht groß geschrieben haben; indessen findet man es bei vielen Schriftstellern. — 6) Bei dem Anfange der Zeilen. in Versen. — Es ist hier nun noch bei der Deutschen Rechtschreibung zu bemerken, daß die alten Deutschen ihre Schriftzeichen von den Römern entlehnten, und wenn sie diese auch nicht unmittelbar von den Römern erhielten, so fanden sie diese Schriftzeichen doch bei den Galliern vor, als nämlich ein Deutscher Völkerstamm, die Franken, nach Gallien hinüber zog und sich dort ansiedelte und das Fränkische Reich in Gallien stiftete, welches das heutige Frankreich ist. Das Bedürfniß der Deutschen Sprache veranlaßte bald in den Römischen Schriftzeichen Veränderungen vorzunehmen, und wenn diese auch nicht absichtlich vorgenommen wurden, so mußten sie doch bei dem Schreiben, besonders Schnellschreiben, nach und nach entstehen; auch wirkte wohl der Anfang der Kultur, die Mode ꝛc. darauf; denn je häufiger man zu schreiben anfing, desto flüchtiger, leichter und kürzer sucht man auch die Schriftzeichen zu machen, um sich das Schreiben zu erleichtern, und so entstand nach und nach unsere jetzige Curentschrift daraus. Als Bücher- und zur feierlichen Schrift, Kanzleyschrift, hatte sich im Mittelalter aus der Römischen Schrift eine gewisse eckige Schrift gebildet, welcher man den Namen Gothische beilegte, obgleich mit Unrecht, und weil sie in den Klöstern von den Mönchen zu den Abschriften der Bücher am häufigsten gebraucht wurde, so nannte man sie auch

Mönchsschrift, unter welchem Namen sie in allen Schriften am bekanntesten ist. Diese Schrift behielt man anfangs, als die Buchdruckerkunst erfunden ward, in ganz Europa bei, vertauschte sie aber in Italien und in dem westlichen Europa sehr bald mit der runden, noch jetzt gebräuchlichen Schrift, welche man die Lateinische nennt, um sie von der Erstern zu unterscheiden, welcher man den Namen Deutsche beilegte, und die mit uns auch die Dänen und Schweden gebrauchen; die Engländer und Holländer, welche diese Schrift auch lange beibehielten, haben sie zuletzt auch mit der Lateinischen vertauscht; nur die Deutschen, Dänen und Schweden sind der alten eckigen Schrift treu geblieben, noch jetzt werden die meisten Bücher mit dieser Schrift gedruckt, und alle Vorschläge, alle Versuche, die von Deutschen Schriftstellern gemacht worden sind und noch gemacht werden, ihre Werke in Lateinischer Schrift herauszugeben, haben wenig Beifall gefunden, und dieß gereicht gewiß dem Deutschen zur Ehre, daß er sich mit seinen Nordischen Verwandten diese Schrift als Eigenthum bewahrt hat. Man bringe nur in einer mit Deutschen Buchstaben geschriebenen Schrift keine mit fremden Buchstaben geschriebenen Wörter an; ausgenommen hiervon sind angeführte Stellen aus Lateinischen, Französischen ꝛc. Schriftstellern, Büchertitel ꝛc., welches sich schon aus der Sache von selbst ergiebt.

— Die Rechtschreibung einzelner Buchstaben, wie man sie verdoppelt oder einzelnen, gedehnt oder kurz in den Worten gebraucht, als: Aal, Ahle (spitziges Werkzeug), Aas (Cadaver), As (Goldgewicht), Aar, Haar, Maaß, Maas (Fluß), Paar, Saal, Sahl, Bahn, Bann, Mahl, Mal, Wahl, Wall, Wahn, wann, wahr, war, Kamm, kam, Kaffee, Beere, Beet, Bethe oder Bete (rothe Rüben), Fee,

Heer, hehr, her, Klee, leer, Meer, See, Speer, Spree, Thee, Theer, Elle, Kehle, Kelle, Herd, Herde, Bier, Biene, Moor, Mohr, Loos, Moos, Schoos, Bart, Nuß ꝛc. ꝛc. findet man ausführlich in den Sprachlehren; eben so die Theilung der Sylben. Was die Zusammensetzung der Wörter anbetrifft, so werden jetzt alle Worte, die man zusammensetzt, z. B. Tagelöhner, Abendstunden, Erbschatzmeister, Konsistorialrath ꝛc., zusammengezogen, wie sie hier geschrieben worden; ehemals schrieb man sie getrennt und verband sie durch Bindezeichen -; z. B. Tage-Löhner, Real-Schule, Intelligenz-Comptoir, Provinzial-Commissarius ꝛc. ꝛc., welche Art, die Wörter zu setzen, man noch jetzt in einzelnen Fällen beibehält, z. B. wenn ein Deutsches Wort mit einem fremden zusammengesetzt wird, eben so bei der Verbindung von Eigennamen mit Gattungsnamen, z. B. Alt-Brandenburg, Groß-Polen, Neu-York, Ober-Italien ꝛc. ꝛc. Im Ganzen ist dieses nur der Willkühr unterworfen; denn man findet auch hin und wieder die Letzteren zusammengezogen und die Ersteren getrennt.

Die Franzosen ziehen zur Rechtschreibung auch einen Theil des Syntaxes, nämlich den Periodenbau. Jede Zusammensetzung von Wörtern, deren Sinn zwar für sich verständlich ist, durch das Folgende aber noch näher bestimmt wird, bildet bei ihnen eine Redensart (Phrase). Giebt die Zusammensetzung mehrerer Worte einen vollständigen Sinn, so nennt man es einen Satz (Proposition). Werden mehrere solcher Sätze durch ihr Verhältniß und ihren Zusammenhang mit einander verbunden, so daß sie einen vollkommnen Sinn ausmachen, so nennt man es eine Periode; z. B.: Le sage ne se borne point à désirer le bonheur de ses semblables

(Phrase); il saisit avec ardeur toutes les occasions qui peuvent l'amener (Proposition); le plus doux sentiment qu'il éprouve, et toujours le fruit des efforts qu'il a faits pour l'opérer (Periode). Für die Sprachlehre ſind dieſe Unterſcheidungen wichtig, um ſich genau auszudrükken; aber in der gewöhnlichen Sprache bedient man ſich weder des Wortes Propoſition, noch des Wortes Periode; man kennt bloß den Ausdruck Phraſe, wie mehrere Sprachlehrer bemerken. Uebrigens ſchreibt man in dieſer Sprache mit einem großen Buchſtaben 1) jedes Wort, das eine Phraſe oder einen Vers anfängt; 2) alle Eigennamen der Menſchen, Oerter, Flüſſe ꝛc., als: Paris, Vienne, la France, l'Ocean, le Rhin etc. 3) Die Benennungen der Würden, der Künſte und Wiſſenſchaften, wenn ſie Hauptgegenſtände der Rede ſind oder in einem beſondern Falle gebraucht werden; z. B. La Philosophie est l'amour de la sagesse. La Grammaire est un guide nécessaire pour bien écrire etc. Alle Gattungsnamen, wenn ſie nicht die vorher angezeigten Gegenſtände unter 3) betreffen, werden dagegen klein geſchrieben. Der Franzoſe ſtellt dabei den Grundſatz auf: daß die großen Buchſtaben nicht nur für denjenigen, welcher ſchreibt, ſondern auch für das Auge des Leſers nicht ſehr angenehm wären, und daher vermieden werden müßten. Die perſönlichen Fürwörter werden im Franzöſiſchen nie mit einem großen Anfangsbuchſtaben geſchrieben; man ſchreibt daher nicht Vous, ſondern vous; und votre wird nur dann groß geſchrieben, wenn es bei einem Titel ſteht; z. B. J'ai reçu la lettre que Votre Altesse a daigné m'écrire. J'ai l'honneur d'être

Monseigneur

de Votre Excellence etc.

Im Englischen findet man die Gattungswörter bald groß, bald klein geschrieben; es scheint daher in dieser Sprache keine besondere Regel darüber zu bestehen. Im Uebrigen richtet sich diese Sprache, was die großen Anfangsbuchstaben anbetrifft, ganz nach dem, was unter der Französischen Sprache darüber ist angeführt worden. Was die Rechtschreibung der Buchstaben, Sylben ꝛc. anbetrifft, so sehe man darüber in den beiden genannten Sprachen die Sprachlehren nach. — Was die Rechtschreibung der Lateinischen Sprache anbetrifft, so herrscht darüber kein besonderes Gesetz, wie dieses auch bei dergleichen Sprachen, die nicht mehr gesprochen werden, das heißt, als eine lebende Sprache, nicht möglich ist. Die wahre Rechtschreibung der Lateinischen Wörter kann man wohl am besten aus alten Römischen Münzen, den Inscriptionen oder Inschriften der öffentlichen Denkmäler, und den Abschriften der classischen Schriftsteller (codices manuscripti), besonders den ältesten dieser Art, die vor dem neunten Jahrhunderte geschrieben worden sind, mit Sicherheit erlernen; und doch reichen diese Quellen bisweilen nicht hin; denn die Römer waren in ihrer Orthographie selbst nicht alle einig. Die Aufschriften der Römischen Münzen und Denkmäler führen auch nicht immer von Sprachkennern her, und da wir von den Büchern der Alten keine Urschriften (Authographa), sondern nur spätere Abschriften haben, deren eine aus der andern genommen worden, so sind wir auch nicht sicher, ob wir nicht, statt der wahren Lesart, vielmehr nur die Fehler der unwissenden und nachläßigen Abschreiber nachahmen. Man hat daher nöthig, sich noch anderer Mittel zu bedienen; hierzu gehört die Abstammung der Wörter, sowohl aus dem Lateinischen, als Griechischen. Wo nun hier die Ableitung ungewiß ist, da ist auch die Schreibart ungewiß. Bei Wörtern, die mit den Präpositio-

nen ad, con, in, ob, sub, per, trans etc. zusammengesetzt sind, wird nach unserer jetzigen Schreibart der letzte Consonant der Präposition bald beibehalten, bald in den nächsten Buchstaben verwandelt; es läßt sich aber nicht erweisen, daß die Römer selbst dergleichen Verwandlungen gebraucht, noch weniger, daß sie einen Wohlklang darin gefunden haben; sie sind aber durch die Gewohnheit einmal eingeführt worden. Wo die Abstammung nicht hinreicht, folgt man der Analogie oder der Uebereinstimmung mit ähnlichen Wörtern. Der Lateiner schreibt nur die Eigennamen, Würdenamen ꝛc. mit einem großen Anfangsbuchstaben, so auch nach einem Punkte; sonst schreibt er alle Gattungsnamen klein. Da die Lateinische Sprache größtentheils nach der Griechischen gebildet worden ist, so hat Letztere auch dieselbe Regeln der Rechtschreibung, nur mit einzelnen Ausnahmen. Ueber die Rechtschreibung der Lateiner und Griechen sehe man auch die Sprachlehren nach. — Was die Art und Weise anbetrifft, wie man seine Gedanken durch geschriebene Wort ausdrücken soll, welches der Lateiner mit einem Kunstausdrucke, Styl (Stylus) bezeichnet; s. den Art. Schreibart, Th. 148, S. 222 u. f. — Was die Orthographischen Zeichen anbetrifft, so handelt davon ein eigener Artikel, weiter unten.

Wenn die Sprache als das köstlichste Gut, was uns die Vorsehung zur Austauschung unserer Gedanken, unserer Entwürfe und Pläne, sowohl im Verkehr des Altagslebens, der Gewerbe, als auch in den Künsten und Wissenschaften, und in der höheren Sphäre des Staatlebens, geschenkt hat, dasteht; wenn sie unsere Erholungsstunden im Kreise der Verwandten, Freunde und Bekannten, durch den Balsam der Rede würzt; wenn wir Freude und Leid dem verwandten Gemüth mittheilen, und durch die Sympathie der Seelen Trost und Stärkung erhalten können; dann erst empfinden wir den wahren Werth der Sprache;

dann erst erkennen wir das unschätzbare Gut, was uns durch ein solches Geschenk geworden ist, was allen andern Geschöpfen abgeht, so nahe sie auch immer unserm Ebenbilde in allen äußern und innern Körpertheilen kommen mögen. Dieses unschätzbare Gut, welches nur den Taubgebornen abgeht, kann auch durch zu lange Einsamkeit, durch ein zu langes Enthalten von aller menschlichen Gesellschaft, wenn nicht ganz verloren gehen, doch sehr erschwert werden, so daß man, einem Kinde gleich, erst die Sprachtöne üben muß, ehe man wieder die vormalige Geläufigkeit erhält. Davon hier ein Beispiel:

— Ein Greis zu Paris, der beinahe ein halbes Jahrhundert, sieben und vierzig Jahre, in dem ehemaligen Staatsgefängnisse, der Bastille, gesessen, und bei der Thronbesteigung Ludwigs des Sechzehnten, durch menschenfreundlichere Staatsbeamten, die bei dem Ministerwechsel an das Staatsruder gelangt waren, die Register der Bastille durchsahen, und Vielen der Staatsgefangenen die Freiheit schenkten, auch seine Freiheit erhielt, hatte die Sprache beinahe ganz verloren. Der Unglückliche hatte in der Reihe von Jahren nur die kalten, eisigen Mauern seines Kerkers zu Gefährten seines Schicksals gehabt, sich nur mit ihnen unterhalten können. Als man ihn aus dem Gefängnisse führte, konnte er nur unartikulirte Töne von sich geben, und nur nach und nach fanden sich wieder einige artikulirte ein. Er glaubte sich bei seinem Austritte auf die Straße in eine andere Welt versetzt; er staunte Alles, was ihn umgab, an, und selbst der Himmel schien ihm ein neuer Gegenstand zu seyn. Man führte ihn nach der Straße, wo er sich dunkel erinnerte, ein Haus besessen zu haben, es war in ein Staatsgebäude umgewandelt worden, die Häuser seiner Nachbaren hatten eine neue Gestalt erhalten; kurz, Alles war in der Straße, wo er gewohnt hatte, anders geworden. Von seinem ehemaligen Bedienten, einem Greise, der als Thürhüter seit funfzehn Jahren in seinem Gemache beschränkt, nicht mehr als die nöthigen Kräfte besaß, um das Seil

der Thür anzuziehen, und der seinen Herrn, dem er ehemals gedient hatte, erkannte, erfuhr er, daß seine Frau vor dreißig Jahren vor Kummer und Elend gestorben sey, daß seine Kinder nach fremden Ländern gegangen, und daß alle seine Freunde nicht mehr sind. Von Neugierigen und Mitleidigen umringt, die seine, vor einem halben Jahrhunderte Mode gewesenen Kleider herbei gelockt hatten, und die ihm nichts als fremde Gesichter zeigten, fühlte er sein Elend in seinem ganzen Umfange jetzt mehr, als die furchtbare Einsamkeit, in welcher er gelebet, sie ihn hatte fühlen lassen. Vom Schmerze überwältiget, kehrte er zum Minister zurück, dessen edeles Mitleiden ihm eine Freiheit geschenkt hatte, die ihm jetzt zur Last ward. Er sagte dem Minister in abgebrochenen, stotternden Worten: „Lassen sie mich in das Gefängniß zurückführen, aus welchem sie mich gezogen haben. Wer kann seine Verwandten, seine Freunde, ein ganzes Menschengeschlecht überleben; wer den Tod aller der Seinigen hören, ohne das Grab zu wünschen? Alle die Todesfälle, welche andere Menschen nur nach und nach zu erleben pflegen, haben mich in einem Augenblicke betroffen. Von der menschlichen Gesellschaft abgesondert, lebte ich mit mir selbst; hier kann ich weder mit mir selbst, noch mit neuen Menschen leben, denen Alles, was ich mit ihnen rede, fremd, und denen meine Verzweiflung nur ein Traum ist. Zu sterben, ist nicht schrecklich, aber als der Letzte einer vergangenen Zeit zu sterben!“ — Der Minister ward gerührt. Man gab ihm in der Stadt eine etwas einsam gelegene Wohnung, verband mit ihm seinen ehemaligen alten Bedienten, der noch mit ihm von seiner Frau, seinen Kindern, seinen Verwandten, Freunden und Bekannten reden konnte; denn der Unglückliche hatte keinen andern Trost, als sich davon zu unterhalten. Er wollte nichts mit dem neuen Geschlechte zu thun haben, das er nicht hatte entstehen sehen, der Kummer, keinen Menschen anzutreffen, der ihm hätte sagen können: „Wir haben uns vor Zeiten gesehen,“ zögerte nicht, seinen Tagen ein Ziel zu setzen. (Hannöversches Magazin, November, 1783.)

Und so hat es mehrere Fälle gegeben, wo Menschen plötzlich der Sprache durch irgend ein Ereigniß, welches heftig auf sie wirkte, und ihren Körper stark erschütterte, beraubt wurden. Auch besondere Krankheitszustände geben dazu Veranlassung. So verlor ein Knabe, Heinrich Axford, welcher von Jugend auf mit Zuckungen geplagt war, im achten Jahre seines Alters die Sprache. Im zwölften Jahre machte er eine Reise zu Pferde, betrank sich zum ersten Male in seinem Leben, träumte darauf in der Nacht, in einen Braubottich voll gährenden Bieres gefallen zu seyn, schrie vor Erschrecken aus vollen Kräften, und bekam seine Sprache wieder. — In Gessenay, im Kanton Bern, verlor ein junges Mädchen im Jahre 1776 in einer schweren Krankheit den Gebrauch der Sprache, ohne am Gehöre zu leiden. Ihre Eltern benutzten diesen Umstand, um ihr die bestmöglichste Erziehung geben zu lassen. Sie schickten sie in die Schule, wo sie schreiben lernte, und an dem Unterrichte Theil nahm, zu dessen Benutzung bloß das Gehörwerkzeug erforderlich war. Im Hause theilte sie mittelst einer Schreibtafel ihre Gedanken Andern mit. Nach einiger Zeit empfand sie in ihrem Körper eine ungewöhnliche Bewegung und schrieb ihrer Mutter, daß sie mit göttlicher Hülfe bald den Gebrauch ihrer Sprache wieder erlangen würde. Ihre Mutter schrieb ihr hierauf wieder oder theilte ihr schriftlich mit, daß sie sich ganz der Vorsehung überlassen und sich nicht mit ungegründeten Hoffnungen, welche ihre Leiden nur vermehren würden, täuschen müsse. Einige Tage darauf erreichte sie ihr vierzehntes Jahr und empfand beim Schlafengehen eine außerordentliche Bewegung in ihrem Körper; sie konnte nicht schlafen und brachte in diesem Zustande einen Theil der Nacht auf ihrem Bette sitzend zu. Ihr Vater war mit dem frühesten Morgen aufgestanden, um seinen gewöhn-

deutlich und verständlich zu singen. Alle Physiologen stimmen darin mit einander überein, daß die nämlichen Werkzeuge zum Singen gehören, welche zur Sprache dienen, und die schon Th. 159, S. 727, angeführt worden sind. Auch muß man dieselben Buchstaben beim Reden, wie beim Singen aussprechen, es geschehe dieses nun in der Mutter- oder in einer fremden Sprache. Es scheint daher wie ein Mährchen, daß ein und dieselbe Person eine dieser Eigenschaften haben könne, und der andern entbehren müsse. Und gesetzt dieses wäre möglich, so scheint es dem Gesetze der Natur gemäßer zu seyn, daß eine Person nicht singen könne, aber doch sprechen; denn wer den Bau des menschlichen Körpers kennt, weiß, daß es leichter ist, bei der Gabe der Sprache zu sprechen, als zu singen; denn es giebt gewisse Werkzeuge, welche während des Redens keiner Bewegung unterworfen sind, und diejenigen, welche man sowohl zum Singen, als zum Sprechen braucht, sind beim Erstern in einer künstlichern Bewegung, als beim Andern. Der gegenwärtige Fall scheint aber diese Theorie umzustoßen.

„Ich erfuhr, sagt Scheffer, daß zu Regensburg ein armes stummes Mädchen wohnte, welche doch sehr gut sänge. Ich ließ sie zu mir kommen und fragte sie über verschiedene Gegenstände, erhielt aber keine Antwort. Ich bat sie zu singen, worauf sie sogleich mit einem Gesange anfing, den sie vom Anfange bis zu Ende sehr gut ausführte. Ich fragte sie von Neuem, allein die Sprache fehlte ihr und sie blieb stumm. Ich bemerkte deutlich, daß sie mir zwar antworten wollte, sich aber vergebens anstrengte, am ganzen Leibe zitterte und über und über schwitzte. Alles dieses gab mir ihre Unruhe zu erkennen, indessen konnte sie nicht das kleinste Wort aussprechen. Ich bat sie von Neuem um einen Beweis ihres Gesanges, welches sie auch ohne die geringste Anstrengung that. Ihre Stimme war sehr angenehm und sanft. Nach geendigtem Gesange redete ich sie nochmals an, konnte

aber eben so wenig, als vorher, etwas aus ihr herausbringen. Man versicherte mir, daß dieses Mädchen lesen könnte; ich gab ihr eine Sammlung von Gesängen, und bat sie, mir einen derselben, welcher auf Noten gesetzt war, zu lesen; allein auch dieses war ihr unmöglich, so sehr sie sich auch anstrengte, und unruhig über die fruchtlosen Versuche war. Ich bat sie daher, daß sie denselben singen möchte, welches sie auch sogleich mit vieler Anmuth und ohne eine einzige Note auszulassen, that. Ich machte einen neuen Versuch, und ersuchte sie, zwei oder drei aus dem eben geendeten Gesange genommene Wörter auszusprechen. Ihre Versuche waren eben so eifrig, aber auch eben so fruchtlos, als die vorhergehenden. Indessen glaubte ich doch einen sehr schwachen Ton zu vernehmen, welcher einige Aehnlichkeit mit den angegebenen Wörtern hatte. Allein das Mädchen war hierdurch sehr ermüdet, dessenungeachtet wiederholte sie ihren Versuch, und erhielt nach und nach durch die öftere Wiederholung der nämlichen Wörter so viel, daß sie dieselben leicht und deutlich auszusprechen vermochte. Dieses Mädchen mochte damals ungefähr dreizehn Jahr alt seyn und war aus Salzburg. Ich untersuchte ihre Stimmwerkzeuge, und fand, so viel ich davon urtheilen konnte, daß kein Fehler daran befindlich war. Sie war sehr wohl gebildet, nur den Hals ausgenommen, welcher etwas zu lang war, hatten die Theile ihres Körpers ein sehr gutes Verhältniß. Der allzulange Hals schien erblich zu seyn; auch schien sie mir einen etwas schwachen Verstand zu haben, welcher daher rühren mochte, weil sie bloß zum Wollespinnen angehalten worden war, indem sie wenig Geschicklichkeit in der Haushaltung zeigte. — Folgender Umstand verdient hier noch bemerkt zu werden. Das Mädchen hatte zwei Schwestern, wovon die Aelteste sehr gut redete, die Jüngste aber, welche sehr jung starb, ganz stumm war. Meine Meinung über diese sonderbare Naturerscheinung ist kürzlich folgende: Die mit vieler Aufmerksamkeit von mir gemachten Versuche und mehrere andere Gründe erlauben mir nicht zu vermuthen, daß ein Betrug hierbei Statt fand. Es würde indessen lächerlich seyn, wenn man diese

Sprachlosigkeit einer übernatürlichen Ursache beilegen wollte. Eben so bin ich auch davon überzeugt, daß sich kein Fehler in den Sprachwerkzeugen befinde, und sowohl die gute Bildung dieser Theile, als der übrigen ihres Körpers bürgen mir für diese Meinung. Im Gegentheil bin ich davon ganz überzeugt, daß dieser Fehler bloß vom vernachläßigten Gebrauche und der wenigen Uebung der dazu erforderlichen Werkzeuge herrühre. Die oben angeführten Versuche bestätigen diese Meinung, und wenn ja noch ein Zweifel übrig bleiben sollte, so heben folgende Beobachtungen denselben. Dieses Mädchen hatte wahrscheinlich in den ersten Jahren ihres Lebens viele Schwierigkeiten im Reden gefunden, und ihre Eltern, welche arm waren, vernachläßigten sie und überließen sie der Natur. Mit den Jahren nahm dieser Sprachfehler immer mehr zu, und Furcht und eine unzeitige Schaam haben sie bei reiferem Alter unstreitig noch mehr verhindert, Versuche mit ihrer Sprachfähigkeit zu machen. Die Schwierigkeiten, welche sie bei Ausdrückung ihrer Gedanken empfand, hatten unstreitig das Gelächter ihrer Gespielen erregt, und die Lust zu sprechen ganz unterdrückt. Hierdurch wurde ihr Unvermögen von Tage zu Tage größer. Was diese Meinung noch mehr bestätiget, besteht in folgenden Umständen; daß man nach dem nämlichen Grundsatze die Leichtigkeit, mit welcher dieses Mädchen sang, zu erklären im Stande ist. Denn jene Hindernisse müssen, nach meiner Meinung, alsdann verschwunden seyn; denn wenn mehrere Personen unter einander singen, so ist man nicht im Stande, denjenigen zu unterscheiden, welcher stottert. Unter den Einwohnern von Salzburg ist es gebräuchlich, daß sie bei ihren Zusammenkünften mehr singen, als reden. Dieser Umstand kann das Mädchen zum Singen gebracht und ihr das Vermögen dazu erleichtert haben. Vielleicht kann auch der Gesang ihr gefallen haben, und dieses war eine Aufmunterung mehr für sie, um die Hindernisse, welche sie bei der Aussprache empfand, zu überwinden. Aus allen diesem erhellt zur Genüge, daß diese Sprachunfähigkeit mehr ein moralisches, als ein physikalisches Uebel war, und wenn ja die Ursache mit in dem Körper lag, so war

sie doch so geringe, daß eine oft wiederholte und lange Zeit fortgesetzte Uebung sie zu heben im Stande war. Ich beschäftige mich jetzt, diesem Mädchen reden zu lernen, und die Folge wird zeigen, ob der Erfolg meiner Erwartung entspricht.

„Die Meinung dieses berühmten Arztes über diese sonderbare Erscheinung, sagt der Herausgeber der Wunder der Natur, woraus dieser Aufsatz genommen worden, ist sehr sinnreich, wenn anders die Thatsache sich so verhält, und es ist die einzige, welche ein Naturforscher hierüber haben kann. Ungeachtet der Zuversicht, mit welcher Scheffer für die Wahrheit dieses Falles spricht, wird es mir doch erlaubt seyn, einige nicht ungegründete Zweifel meinen Lesern mitzutheilen. Das Mädchen und ihre Eltern waren sehr arm, sollte daher diese Stummheit nicht vielleicht ein von ihnen erdachtes Mittel gewesen seyn, um die Freigebigkeit reicher und auf dergleichen Besonderheiten aufmerksamer Personen zu benutzen? Folgende Gründe haben mich auf diese Vermuthung gebracht. Dieses Mädchen hörte Alles, was man ihr sagte, weil sie den Augenblick folgte, wenn man sie zu singen bat. Sie war also nicht von Natur stumm; denn solche Personen sind gemeiniglich stumm und taub zugleich. Scheffer behauptet, daß sie bloß durch die Nachlässigkeit ihrer Eltern stumm geworden sei, jedoch scheint diese Ursache nicht ganz hinreichend zu seyn. Das Mädchen kannte die Bedeutung der Worte, weil sie zu antworten suchte, man hatte sie folglich dieselbe gelehrt; überdies konnte das Mädchen lesen; wie war es aber möglich ihr dieses beizubringen, wenn sie niemals fähig war eine Sylbe auszusprechen. Diese Schwierigkeit scheint in der Scheffersch en Erklärung nicht gehoben zu seyn. Wenn endlich dieses Mädchen bloß dadurch hätte können singen lernen, daß sie Andere hörte und verstand, so

würde ſie um deſto eher haben reden lernen müſſen, weil zum Singen mehr Mühe erfordert wird, als zum Sprechen, und ſo gewöhnlich auch der Geſang bei den Salzburgern iſt, ſo ſingen ſie doch nicht beſtändig, ſondern reden öfter; und da dieſes Mädchen blödſinnig geweſen, und ſich mit Spinnen ernährt haben ſoll, ſo war ſie ohne Zweifel immer in der Geſellſchaft ihrer Eltern und anderer Mädchen ihres Alters, von welchen ſie hätte ſprechen lernen können.“ — So richtig dieſer Satz auch iſt, indem gewiß viele Betriegereien vorgehen mögen und vorgegangen ſind, beſonders von verſchmitzten Bettlern in einer frühern Zeit, die alle Geſtalten, alle Gebrechen annahmen und ſie von ihren Kindern annehmen ließen, um das Mitleid zu erregen, ſo kann man doch in dem Scheffer-ſchen Aufſatze durchaus nichts finden, was einem Betruge ähnlich ſehe, auch wenn wir dieſe gar nicht auffallende Erſcheinung für einen Betrug halten wollten; dann iſt unſer ganzes Leben nur ein Betrug; und wir ſind die Betrogenen oder Betrieger. Scheffer erklärt den Fall ſehr richtig und nach ſeiner Unterſuchung begreiflich, ſo daß hier durchaus kein Betrug obwalten konnte. 1) Würde hier ein Betrug obgewaltet haben, ſo würden die Eltern oder Angehörigen des Mädchens ſie nicht allein zu dem genannten Arzte haben gehen laſſen, damit ſie auf keine Weiſe aus ihrer einſtudirten Rolle hätte fallen oder gebracht werden können, welches bei einem jungen dreizehnjährigen Mädchen bei mancherlei angewandten Verſuchen und Mitteln doch hätte geſchehen können. 2) Beweiſet die Anſtrengung, die ſie, um zu ſprechen, gemacht, und wobei ſie nicht nur gezittert, ſondern auch der Schweiß über und über hervorgedrungen iſt, daß es kein Betrug geweſen, weil eine ſolche Anſtrengung, vor den Augen eines erfahrenen Arztes, doch wohl nicht erkünſtelt ſeyn konnte. 3) Beweiſet das

Singen und Lesen durchaus noch nicht die freie Sprache; denn wie viele Beispiele sind nicht vorhanden, daß ein bloßer scharfer Blick auf ängstliche, blödsinnige Personen gerichtet, sie ganz verwirrt macht und außer Fassung bringt, so daß sie entweder gar kein Wort vorbringen können, oder das Hervorgebrachte nur hervorstottern. Mit dem Lesen ist es ganz etwas anderes, weil das Mädchen hier die Wörter findet, sie vor sich hat, eben so mit dem Singen; ganz anders ist es aber mit dem Sprechen bei einem schwachen Verstande, also auch schwachem Gedächtnisse. Hier soll sie die Worte selbst schaffen, und dieses macht die Schwierigkeit, für denjenigen kaum denkbar, der ein gutes Sprachorgan hat und nicht ängstlich die Töne zu den Worten zu suchen nöthig hat; ganz anders ist dies aber bei einem Individuum, dem diese Spracheigenschaften fehlen; es wird durch diese Aengstlichkeit in Hervorbringung der Töne immer verschlossener und bei einem nur geringen Umgange mit andern Personen, bei der Furcht, die Wörter nicht richtig herauszubringen, stockt am Ende die Sprache ganz, wenigstens ist jeder Versuch um zu sprechen, in Gegenwart von Andern immer mit großer Aengstlichkeit verbunden, und daher meiden dergleichen Personen sehr sorgfältig, wo sie nur können, mit Andern umzugehen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, Wörter herauszustottern. — Auch durch Schlagflüsse, wobei die Zunge gelähmt wird, entsteht Sprachlosigkeit, wenn auch nicht ganz, doch so, daß die Sprache unverständlich wird; und so giebt es noch mehrere Fälle, wo die Sprache verloren gehen kann, und wo sie durch einen Zufall, ein Ungefähr, welches den Körper in eine heftige Bewegung bringt, wider erlangt werden kann. — Ueber die Sprache sehe man nach:

Borrichii dissertatio de causis diversitatis linguarum. Quedlinburg. 1704.

Ch. Hallbaueri dissertatio de linguarum origine et diversitatis eorum causis. Jena, 1739.

Süßmilch's Verſuch eines Beweiſes, daß die erſte Sprache ihren Urſprung nicht von Menſchen, ſondern allein vom Schöpfer erhalten hat. Berlin, 1767.

Ueber den Urſprung der Sprache und Schrift, von J. Nic. Teten. Bützow, 1772.

Verſuch einer Erklärung des Urſprungs der Sprache, von Dr. Tiedemann. Riga, 1772.

J. Gf. Herders Abhandlung über den Urſprung der Sprache. Berlin, 1789.

Ueber die verſchiedenen Meinungen der Gelehrten vom Urſprung der Sprache, von Rud. Wilh. Zobel. Magdeburg, 1773.

K. von Broſſes über Sprache und Schrift, aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen von Michael Hißmann. Leipzig, 1777.

Ph. J. Mülleri animadversiones historico-philosophicae de origine sermonis. Strasburg, 1777.

Ejusdem meditationes de origine sermonis. Prag, 1 et 2.

Samuel Heinecken Beobachtungen über Stumme und über die menſchliche Sprache. Hamburg, 1778.

James Burnet of Monboddo on the origin and progress of language. Edinburg, 1773 — 1775. 3 Theile. Ueberſetzt von C. A. Schmidt, mit einer Vorrede von Joh. Gf. Herder. Riga, 1784—85. 2 Theile.

Grundriß einer Geſchichte der menſchlichen Sprache, von Joh. Chriſt. Chriſtoph Rüdiger. Leipzig, 1782.

Reinr. Aug. Frank de Origine linguae primaevae humana, Erfurt, 1785 — 87 (in vier Programmen).

Jam. Beatties theory of language in 2 parts. London, 1788.

M. Sundewell meditationes circa linguarum originem. Upsal, 1789.

Joh. Gottfr. Eichhorn Prog. quo declarantur diversitatis linguarum ex traditione semitica origines. Göttingen, 1788.

Ueber den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, von J. Ep. Adelung. Leipzig, 1781.

F. K. Fuldas Sprachgeschichte, in Meusels historischen Untersuchungen; 1, 3.

Desselben Abhandlung von Vorurtheilen bei dem Ursprunge der Menschensprache, in Meusels histor. litt. Magazin. Theil 1, 3, 4.

Ant. Joh. Dorsch, philosophische Geschichte der Sprache und Schrift. Mainz, 1791.

K. Glo. Anton über Sprache, in Rücksicht auf Geschichte der Menschheit. Görlitz, 1799.

Fichtes und Forbergs Abhandlungen vom Ursprunge der Sprache, in Niethammers philosophischem Journale, Bd. 1, H. 3 und 4; B. 3, H. 2.

Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre de Sylvo de Sacy, übersetzt von J. S. Vater. Halle, 1804.

Lehrbuch der allgemeinen Grammatik, besonders für höhere Schulklassen, mit Vergleichung älterer und neuerer Sprachen. Halle, 1808.

J. D. Gürtler, allgemeine Grammatik, als Grundlage des Unterrichts in jeder besondern Sprache. Görlitz, 1810.

J. A. Kanne, über die Verwandtschaft der Griechischen und Deutschen Sprache. Leipzig.

Mehrere hierher gehörigen Schriften findet man in J. S. Vaters allgemeiner Sprachlehre. Halle, 1801, S. 277 — 287.

Ueber die einzelnen Sprachen und die Kunst sie zu sprechen, sind nachzusehen:

In den Morgenländischen Sprachen:

Weckherlin's Hebräische Grammatik für Anfänger. Stuttg., 1798; deren 2r Theil, welcher den Syntax enthält, 1805; Hebräisches Lesebuch von demselben, 1806. — Mall's Hebräische Sprachlehre. Landshut, 1808. — Vater's Hebräische Sprachlehre. 1r Cursus für den Anfang ihrer Erlernung; 2r Cursus für die obern Schulklassen und akademischen Vorlesungen. 2te Auflage. 1807. Dessen Hebräisches Lesebuch. Leipzig, 1809. —

J. D. Michaelis Arabiſche Grammatik, ſonderlich der hiſtoriſchen und poetiſchen Schreibart. Göttingen, 1781; deſſen Abhandlung von der Syriſchen Sprache nebſt einer Chreſtomathie; daſelbſt, 1786. — Vater's Handbuch der Hebräiſchen, Syriſchen, Chaldäiſchen u. Arabiſchen Grammatik. Leipzig, 1802; deſſen und Rink's Arabiſches, Syriſches und Chaldäiſches Leſebuch. Daſ., 1802. — Dr. W. Geſenius Hebräiſch-Deutſches Handwörterbuch über die Schriften des alten Teſtamentes, 2 Theile. Leipzig, 1810, 1811. — W. A. Teller, Arabiſches Wörterbuch des neuen Teſtaments. 6ſte Auflage. Berlin, 1805.

In der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache:

J. G. Trendelenburg, Anfangsgründe der Griechiſchen Sprache. 5te Auflage. Leipzig. — Grammatica Graeca. 28ſte Auflage. Halle, 1805. — A. Mathiä, ausführliche Griechiſche Grammatik. Leipzig, 1807. Deſſen Leſebuch zur genannten Grammatik. Daſ. 1809. — Elementarbuch der Griechiſchen Sprache, von Dr. F. Jakob, 4 Theile. Jena, 1809 — 10. — P. Buttmann's Griechiſche Grammatik. 6te Auflage. Berlin, 1811. — J. G. Schneider, kritiſches Griechiſches Wörterbuch, beim Leſen der Griechiſchen profanen Schriften zu gebrauchen. 3 Bde. Jena. — A. Gaza, analytiſches und kritiſches Wörterbuch der altgriechiſchen Sprache, erklärt durch die neugriechiſche Sprache, mit beſtändiger Rückſicht auf die Chronologie der Bedeutung. 3 Bde. Wien, 1810. — J. F. Schleusneri novum lexicon graeco-latinum in novum Testamentum. II. Tomi. Ed. tertia. Lips. 1808. — J. G. Haas, vollſtändiges Griechiſch-Deutſches Wörterbuch. 2 Bde. Leipzig. — Joh. Nic. Funccii de Origine et Puericia Linguae Latinae. Lib. duo. Marb. 1735. — Joh. Ad. Webers Einleitung in die Geſchichte der Lateiniſchen Sprache. Chemn. 1736. — J. Lange, Lateiniſche Grammatik, 37ſte Auflage. Halle, 1804. — Scheller's ausführliche Lateiniſche Sprach-

lehre. 3te Auflage. Leipzig, 1790; dessen Anleitung zur ächt Lateinischen Schreibart, vorzüglich nach Cicero's Mustern, 1810; dessen Anleitung die alten Lateinischen Schriftsteller philologisch und kritisch zu erklären, und dem Cicero gehörig nachzuahmen, nebst einem Anhange von einer ähnlichen Lesart in der Griechischen und Hebräischen Sprache. 3te Auflage. — Kurze Theorie des Lateinischen Styls. Als Leitfaden beim Unterricht entworfen von Georg Gustav Fülleborn. Breslau, 1793. — Schmitson's Geist der Lateinischen Sprache. Leipzig. — Sinteins Hülfsbuch zu Latein. Stylübungen nach Cicero's Schreibart für obere Klassen auf gelehrten Schulen. Züllichau, 1805; dessen größeres Hülfsbuch für dieselbe Sprache; das., 1806; dessen Handbuch der Materialien zu Deutschen und Lateinischen Abhandlungen aus der klassischen Philologie in einigen ihrer Hauptwissenschaften ꝛc. Das., 1807. — F. W. Döring, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. 2 Theile. Jena. — F. Gedicke, Lateinisches Lesebuch und dessen Lateinische Chrestomathie. Berlin. — F. W. Hagen, Materialien zu Uebungen in der Ciceronischen Schreibart, nebst einer Abhandlung über den Periodenbau und Numerus nach Cicero und Quinctilian. 1r Bd., 1ste — 4te Sammlung; 2r Bd., 1ste und 2te Sammlung. Erlangen, 1796 — 1808. — C. G. Bröders praktische Grammatik der Lateinischen Sprache. 4te Auflage. Leipzig, 1811. — Helfr. Bernh. Wenck's Lateinische Sprachlehre oder Grammatik für Schulen. 6te Auflage. Frankfurt am Main, 1811. — J. J. G. Scheller ausführliches und möglichst vollständiges Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Wörterbuch. 7 Bde. Leipzig; dessen Lateinisches Handlexicon. 2 Bde. Das. — M. C. L. Bauer Deutsch-Lateinisches Lexicon. Breslau. — Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Taschenwörterbuch, nach Schellers und Bauer's größern Werken in gedrängter Kürze und mit nöthiger Auswahl abgefaßt. 2 Theile. Leipzig.

In der Deutschen Sprache:

Vollständige und neu erläuterte Deutsche Sprachkunst, abgefaßt von Joh. Christoph Gottscheden, weil. ord. Prof. zu Leipzig. 6te Auflage, von neuem durchgesehen ꝛc., von Joh. Gottlob Hofmann. Leipzig, 1776. — J. C. Adelungs Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. 2 Bde. Leipzig. Dessen Deutsche Sprachlehre für Schulen. Berlin. Ueber den Deutschen Styl, von demselben. Das. Dessen vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie; 1807; dessen Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart. 4 Bde. Leipzig, 1793 — 1801. — J. H. Campe, Wörterbuch der Deutschen Sprache. 5 Bde. Braunschweig, 1807 — 11. Dessen Wörterbuch, zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter. 2 Thle. Das. — A. Hartung Deutsche Sprachlehre für höhere Bürgerschulen. Berlin. — J. F. Heynatz Deutsche Sprachlehre. Berlin. — C. F. Splittegarbes Deutsche Sprachlehre für Anfänger. Halle. — Th. Heinsius, Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesammten Deutschen Sprachunterrichts. 1r — 3r Theil. Berlin, 1809 — 11; der Deutsche Rathgeber, von demselben. Das. — M. J. A. F. Kinderling, über die Reinigkeit der Deutschen Sprache und über die Beförderungsmittel derselben. Eine Preisschrift. Berlin. — J. Ch. Vollbeding, Handwörterbuch zum Behuf der Verbindung der Deutschen Wörter und Redensarten. Berlin. Dessen Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeitwörter mit verschiedenen Wortformen. 4te Auflage. Berlin, 1807. Dessen Wörterbuch der plattdeutschen oder niederdeutschen Mundart, woraus die Niedersächsische gebildet ist. Zerbst. — K. P. Moritz, Vorlesungen über den Styl oder Anweisung zur guten Schreibart. 2 Theile. Braunschweig, 1808. — K. H. L. Pölitz, Materialien zum Diktiren

nach einer dreifachen Abstufung vom Leichten zum Schweren geordnet. Zur Uebung in der Deutschen Orthographie, Grammatik und Interpunktion. Leipzig, 1812 ꝛc. ꝛc.

In der Französischen Sprache:

Die Sprachlehren von Mozin, Pierrard, de Wailly, de la Combe, Daulnoy, Doberten, Debonale, Micq, Servais, Franzeson, Lavis, Wießner, Meynier, Heinzmann, Herrmann, Lang, Quedenfeld, Vernon, Dielitz ꝛc. ꝛc. — Handbuch der Französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl der interessanten chronologisch geordneten Stücke aus den klassischen Französischen Prosaisten und Dichtern (von Ideler und Nolte herausgegeben). 2 Bde. Berlin. Von diesem Werke ist 1833 eine neue umgearbeitete und mit Beiträgen aus der neuesten Französischen Literatur vermehrte Auflage erschienen. — Auszüge aus den Französischen Klassikern. 7 Theile. Braunschweig. — Dictionnaire de l'Academie françoise, revu, corrigé et augmenté, par l'Academie elle-même. Nouvelle édition, enrichie de la Traduction Allemande des mots, par S. H. Catel. IV. Parties en II. Vol. Berlin; und die Französisch-Deutschen und Deutsch-Französischen Wörterbücher von de la Veaux, Catel, Mozin, Schwan, Roux, Flathe, Haas, Schade ꝛc.; und die Taschenwörterbücher (Dictionnaires de poche) von Ehrmann, Rabenhorst ꝛc. ꝛc. — F. Beauval, Gespräche für das gesellschaftliche Leben, zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feinen Wendungen der Französischen und Deutschen Sprache. 3 Bändchen. — L. von Groimberg, elementarischer Cursus der Französischen Sprache und Literatur. Manheim, 1810. — Blumenlese, aus den Französischen klassischen Dichtern und Prosaisten, nach den vorzüglichen Gattungen der schönen Rede für obere Klassen der Gymnasien, 1808. — Französische und Deutsche Gespräche der Frau von Genlis. — Dergleichen, ein Versuch, durch praktische Anweisung Anfängern im Französischen

das Sprechen zu erlernen. — G. F. Lemmig, gründliche Anweiſung, recht ſchnell rein und richtig Franzöſiſch ſprechen zu lernen. Leipzig, 1808. — W. Mila, praktiſches Lehrbuch der Franzöſiſchen Sprache ꝛc. 3te Aufl. 1818 ꝛc. ꝛc.

In der Engliſchen Sprache:

Die Sprachlehren von Arnold, Brown, Ebers, König, Fick, Moritz, Herrmann, Schade, Wagner ꝛc. ꝛc. — Die Wörterbücher oder Dyctionary's von Johnſon, Arnold, Bailey, Fick, Ebers, Schade, Ludwig ꝛc. Das Taſchenwörterbuch (Poket Dictionnary) bei Rabenhorſt in Leipzig. — J. Chr. Fick's Engliſches Leſebuch, oder auserleſene Sammlungen von Aufſätzen aus den beſten Engliſchen Schriftſtellern, mit richtiger Accentuation jedes Wortes und darunter geſetzter Ausſprache und Bedeutung. 4te Aufl. Deſſen Anhang zur praktiſchen Engliſchen Sprachlehre für Deutſche beiderlei Geſchlechts. Nürnberg. — Handbuch der Engliſchen Sprache und Literatur, oder Auswahl intereſſanter, chronologiſch geordneter Stücke aus den klaſſiſchen Engliſchen Proſaiſten und Dichtern (herausgegeben von Ideler und Nolte). 2 Bde. Berlin. — Engliſche und Deutſche Geſpräche für alle Fälle des menſchlichen Lebens von Frau von Genlis. — J. Ebers, Engliſches Leſebuch für Anfänger. — G. Lax, neues Engliſches Elementarwerk für alle Stände, oder Anweiſung, die Engliſche Sprache auf die geſchwindeſte Art richtig ſprechen, leſen und ſchreiben zu lernen. 2te Aufl. 1815. — F. T. Kühne, Engliſches Leſebuch zur Erlernung der Umgangsſprache. Hannover. 1815.

In der Italieniſchen Sprache:

Die Sprachlehren von Veneroni, Philippi, Fritellieri, Nardini, Fernow, Jagemann, Meidinger, Moritz ꝛc. ꝛc. — Die Wörterbücher oder Dizzionari von Antonini, Caſtelli, Placardi, Veneroni, Flathe, Jagemann ꝛc. und das Taſchenwörterbuch, Dizzionario nuovo

portatile, bei Rabenhorſt in Leipzig. Dictionnaire-nouveau-portatif en trois langues, redigé d'après le Dictionnaires d'Alberti, Bottarelli, de Baretti, de Jagemann, de Schwan, de Catel et d'Adelung; par Deutter. 3 Tom. (François, italien et allemand) 1811. — Valenti, v., Italieniſches Elementarbuch, in welchem eine kurze Grammatik, nebſt einer proſaiſchen und poetiſchen Chreſtomathie. Berlin, 1784. — D. A. Filippi, Italieniſches Leſebuch, oder zweckmäßige Uebung, auf eine leichte Art die Italieniſchen Proſaiſten und Dichter bald verſtehen zu können. 4te Aufl. St. Gallen, 1817. Deſſen Leſebuch von Gedicke, Italieniſch und Deutſch ꝛc. — L. Ideler, Handbuch der Italieniſchen Sprache und Literatur, oder Auswahl intereſſanter Stücke aus den klaſſiſchen Italieniſchen Proſaiſten und Dichtern, nebſt Nachrichten von den Verfaſſern und ihren Werken. 2 Thle. Berlin. — Vorübungen zur Erlernung der Italieniſchen Sprache. 1805. — Italieniſche und Deutſche Geſpräche, oder Anleitung zur vollkommenen Kenntniß der, der Italieniſchen Sprache eigenen Ausdrücke, von Frau von Genlis. 3te Aufl. 1809. — Pietro Gaetani, Chrestomatia italiana. II Tomi. Lips. — Novelle morali di Francesco Soave. Ad uso de giovani Studiosi della lingua italiana. Da Frittellieri. Parte I. Berlin, 1810. — A. J. Fornaſari, kurzgefaßte theoretiſch-praktiſche Anleitung zum Selbſtunterricht in der Italieniſchen Sprache. Wien, 1815.

In der Spaniſchen Sprache:

Die Sprachlehren von Barth, Wagner, Sanvos ꝛc. ꝛc. Die Wörterbücher von Wagner, Schmidt, Cormon ꝛc. ꝛc. — Coleccion de varias piezas en prosa y en verse, sacadas de los majores Autores Espannoles; p. E. A. Schmid. Weimar, 1805. Spaniſches Leſebuch für Anfänger, von J. D. Wagner. Leipzig. — Handbuch der Spaniſchen Sprache und Literatur. Proſaiſcher Theil (von Ideler) Berlin. — Reflexiones sobre el Estilo y en particular sobre el de las Cartas sacadas de los mejores autores y gramatistas con las reglas mas

preciuas de la ortographia castellana p. J. D. Wagner. Leipsic, 1811.

In der Portugiesischen Sprache:

Die Sprachlehren von Meidola, v. Junk, Wagner ꝛc. — Dictionnario novo portuguez-allemano et allemano-portuguez; von J. D. Wagner. Leipzig, 1811.

In der Dänischen, Schwedischen, Polnischen und Russischen Sprache:

Die Dänischen Sprachlehren von Lange, Tode und Müller; die Wörterbücher von Müller, Reisler, Baden ꝛc. Tilemann, Dänisches Lesebuch für Deutsche. Kopenhagen. — Sjoebarg, Schwedische Sprachlehre. 2te Aufl. Stralsund. J. G. P. Möller, Schwedisches und Densches Wörterbuch. Upsal, 1782—90. — Die Polnischen Sprachlehren von Adamowitz, Vater, Bandtke, Kutsch, Moneta ꝛc. Die Wörterbücher oder Dictionnaire von Bandtke, Eberlein, Mongrovius, Vogel ꝛc. ꝛc. Mongrovius, Polnisches Lesebuch für Anfänger, mit einem Lexicon und Sprachlehre, Königsberg. Vogels Polnisches Lesebuch, Breslau. — Russische Sprachlehren von Heym, Rodde, Vater ꝛc. Die Wörterbücher von J. Heym, Rodde ꝛc. J. Heym, Lesebuch für Anfänger der Russischen Sprache, Riga; dessen Chrestomathie der Russischen Sprache, für Anfänger, Riga. Le livre en trois langues pour faciliter à la jeunesse l'intelligence des langues Russe, Allemande et Françoise. Riga. — K. J. Tham, kurzgefaßte Böhmische Sprachlehre, nebst Böhmisch-Deutsch und Französischen Gesprächen. Prag. Dessen Deutsch-Böhmisches National-Lexicon. Prag. H. J. Farkas de Farkasdfalva, Ungarische Sprachlehre. Wien. — J. Molnar, Deutsch-Wallachische Sprachlehre. Wien. — Relkowich, Slavonisch und Deutsche Sprachlehre. Wien ꝛc. ꝛc.

Ueber die Schriftsprache sehe man, außer den schon unter Schrift und Schreibkunst, Th. 148, S. 345 und 448 u. f., angeführten Schriften, noch folgende nach:

Herm. Hugonis de prima scribendi origine liber, cum notis Trotzii. Utrecht, 1758.

Thom. Astle's origin and progress of writing as well hieroglyphick as elementary. Lond. 1784.

J. Gottlob Imm. Breitkopfs Beiträge zu einer Geschichte der Schreibekunst ꝛc., herausgegeben von J. C. F. Roch. Leipzig, 1801.

Allgemeine Bemerkungen über die Hindernisse der Erfindung und ersten Verbreitung der Schreibekunst; aus der neuen Literatur und Völkerkunde, 48 St., 1790.

Beiträge zur Geschichte der alphabetischen Schrift. Göttingisches historisches Magazin, 4r Bd. 46 St.

Sam. Sim. Witte, über die Bildung der Schriftsprache und den Ursprung der keilförmigen Inschriften zu Persepolis. Rostock, 1792.

Freret, Réflexions sur les principes generaux de l'art d'écrire et en particulier sur les fondements de l'écriture Chinoise; in den Mémoires de l'Academie des Inscriptions. Amsterd. Tom. 9. p. 328 et seq.

Ch. F. Webers Versuch einer Geschichte der Schreibekunst. Göttingen, 1807.

Eine eigenthümliche Sprache ist die Bauchsprache, Bauchsprecherey; Fr. la Ventriloque, wovon diejenigen, welche sie ausüben, Bauchredner, Bauchsprecher; Griech. Engastrimanteis (Εγγαστριμαντεις), auch Engastrimythoi; Fr. Ventriloques genannt werden, und die darin bestehen soll, daß Personen, aus Gewohnheit oder wegen einer gewissen widernatürlichen Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge eine dumpfe Stimme von sich hören lassen, welche aus ihrem Bauche zu kommen scheint, und wodurch sie verschiedene Täuschungen bewirken können, so, als wenn mehrere Personen mit einander redeten, ein Angstruf aus einem verborgenen Orte ertönte, z. B. aus dem Kamine oder Schornsteine, aus dem Keller oder aus einem andern entfernten Gemache ꝛc.; sie also diese Eigenschaft der Stimme

zu mimischen Darstellungen benutzen können und auch benutzen, wie der jetzt bei uns, in Berlin, anwesende Bauchredner, Herr Alexander, der schon vor mehreren Jahren hier anwesend war, und diese Kunst zum Erstaunen des Publikums ausführte; s. weiter unten. Da unter Bauch, Th. 3, dieser Artikel übergangen worden ist, weil es in dem früheren Plane der Encyklopädie nicht lag, dergleichen Artikel aufzunehmen, auch unter Redner, Th. 121, solches nicht geschehen ist, so wird hier Einiges darüber zu sagen nöthig seyn, weil er unter Sprache so eigentlich gehört. Unter Bauchsprache versteht man diejenige Art der Sprache, indem man artikulirte Töne ohne Bewegung des Mundes und der Lippen und ohne Luft aus dem Munde und der Nase von sich zu lassen, hören läßt, oder hervorbringt, indem man gleichsam, statt die Worte herauszustoßen, sie mit einem Luftzuge herauszubringen, sie innerhalb tönen läßt, so, daß man eine zwar vernehmliche, aber nur dumpfe Stimme hört, die aus dem Bauche zu kommen scheint oder innerhalb des Bauches tönt, so daß man nur den Schall, gleich einem Echo hört. Wie eine solche Sprache möglich wird, ist bis jetzt noch unbekannt geblieben. Physiologen wollen sie in einem gewissen unbekannten Bau der Sprachwerkzeuge suchen; auch in einer langen ungewöhnlichen Uebung, bei schon außergewöhnlichen Sprachwerkzeugen, besonders in Modifizirung der Luft ꝛc. ꝛc., und dieses Letztere ließe sich am Ersten hören, um diese Kunst daraus zu erklären; denn nur durch eine lange Uebung bei dazu gebildeten Sprachstimmwerkzeugen scheint diese Kunst möglich zu seyn; denn beleuchtet man sie von einer andern Seite, und erwägt dabei: wie die Stimme und die Worte gebildet werden, und wie man es selbst im Bilden der Worte zur Rede fühlt, so erklärt sich leicht, daß weder jene, noch diese zu Stande gebracht werden

können, ohne daß die Luft, in deren besonderen Bewegung der Ton und in dessen eigner Modification die Worte bestehen, zum Munde oder zur Nase herausgeht. Wollte man auch annehmen, daß vielleicht im Einathmen von solchen Leuten gesprochen werde, so darf man nur selbst den Versuch anstellen, um zu fühlen, theils wie wenig dieses von Statten gehe, theils daß es ohne Oeffnung des Mundes und sichtbarer Bewegung der Lippen gar nicht geschehen kann. Ein Schriftsteller ist daher der Meinung, daß diejenigen, welche diese Kunst üben, ein feines Taschenspieler Künstchen daraus machten und dadurch die Zuschauer und Zuhörer zu glauben verleiteten, etwas zu sehen und zu hören, was sie in der That nicht sahen und nicht hörten. Ein anderer Schriftsteller ist der Meinung, daß die Gedärme dieser Leute beständig mit vielen Blähungen angefüllt seyn können, die sie durch besondere Bewegungen in Thätigkeit setzen und dadurch ein Knurren im Leibe verursachen, daß man, um es in Worte zu verwandeln, mit solchen Ohren anhören muß, mit welchen Augen zuweilen am hitzigen Fieber kranke Liegende die Adern gewisser Hölzer, gewisse Risse in den Wänden, der Decke ꝛc. betrachten, und sie in Gesichter und andere Bilder umschaffen. — Diese letzte Auslegung ist so unnatürlich nicht; denn schon Hippocrates erwähnt einer Krankheit, die mit einer gewissen Art von Bauchsprecherey verbunden ist, da man nämlich in der Brust Töne deutlich hört, die er selbst mit denen der Pythischen Wahrsagerinnen vergleicht. Er leitet diese Töne von der Luft her, welche, indem sie durch die Röhren der Lunge gehen, dicken und zähen Schleim antreffen, der ihren Ausgang hindert. So findet man in den Ephemeriden der naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr 1757 ein Beispiel ähnlicher Art aufgezeichnet. Ein Mädchen von acht und

zwanzig Jahren fiel seit mehreren Jahren in außerordentliche und drei bis achtzehn Stunden dauernde Ohnmachten. Sie fingen mit einem Zittern des ganzen Körpers an, worauf eine Steifigkeit und gänzliche Unbeweglichkeit folgte. Nicht lange darnach hörte man an dem obern oder untern Theile ihres Bettes ein Geräusch, das einer geschlagenen Trommel oder mehreren Hämmern glich, deren Schläge man sehr deutlich vernehmen konnte. Bald glich dieser Schall einem Preußischen Soldatenmarsche, bald schienen Schmiede in der Nähe zu seyn, welche auf ihren Ambos nach einem gewissen Takte schlugen. Näherte man sich dem Bette, so hörte das Geräusch auf, es ward eine große Stille, und man hörte das Mädchen kaum athmen, ein Umstand, welcher bemerkt zu werden verdient. So lange als das Geräusch dauerte, bewegte die Kranke weder Füße, noch Hände, wovon man sich, wenn man das Deckbett aufhob, überzeugen konnte. Nach einiger Zeit hörte dieser Schall auf, die Kranke bekam das Bewußtseyn wieder, sie schlug die Augen auf, und beklagte sich bloß über eine große Schwäche. — Man maaß diese Zufälle einer geringen Menge von Luft bei, welche in den Därmen der Kranken eingeschlossen war; und dieses bestätigte auch ein anderer Fall mit einem Manne, in dessen Bauche man öfters ein lautes Gezische, wie das der Vipern hörte, besonders dann sehr stark, wenn er Süßigkeiten zu sich genommen hatte. Nach seinem Tode fand man bei der Oeffnung seinen Magen und seine Gedärme so vom Winde aufgeblasen, daß sie auf den mindesten Druck einen vernehmlichen, und dem ähnlichen Schall von sich gaben, den man von ihm im Leben zu hören pflegte. So ist es auch bekannt, daß bei Anfällen von Mutterbeschwerden oft im Unterleibe der Patienten ein Geräusch entsteht, welches dem Zischen oder dem Geschrei gewisser Thiere nahe kommt,

und dieses ist nichts anders, als entwickelte und in dem Darmkanale eingeschlossene Luft, welche durch verschiedene Krämpfe hin und hergetrieben wird. Dieses Alles sind nun Bewegungen der Luft in den Eingeweiden, den Gedärmen; wie diese eingeschlossene Luft aber auf die Sprachwerkzeuge dermaßen wirken kann, daß wirklich artikulirte, nur dumpfe Sprachtöne gehört werden, oder überhaupt, daß dadurch das sogenannte Bauchreden möglich wird, bleibt immer noch ein unauflösliches Räthsel, welches nur der Bauchredner selbst lösen kann, wenn es ihm nämlich zu lösen möglich ist; denn man besitzt sehr oft Eigenschaften, deren Entstehen man nicht zu erklären vermag, sie liegen so tief in dem Dunkel der Natur, oder sind mit derselben so eng verschwistert, daß man erst die Wirkungen der Natur kennen muß, um jene zu erklären, und so auch hier, wenn nämlich mit der Bauchsprache keine andere Täuschung vorgeht, die natürlich außer der Natur, und nur in gewissen Kunstfertigkeiten liegt, wobei die Natur, wie überall im Weltall, zwar thätig ist, Hülfe leistet, aber doch dem Scharfsinne des Menschen, in Ausübung seiner Kunstfertigkeit, nachtritt, wozu sie ihm die Materialien geliefert hat. Diese Kunstfertigkeiten, welcher Art sie auch seyn mögen, sind daher keinesweges unnatürlich, sondern lösen sich auf dem natürlichsten Wege auf, sobald man den Schlüssel zu dem Geheimnisse erhält, oder ihn sich durch gleichen Scharfsinn selbst machen kann. Daher kann nichts in der Welt unnatürlich seyn, was in der Natur liegt, sie mag nun selbst die Schöpferin seyn oder uns die Materialien dazu leihen. Im ersten Falle hat die Auflösung Schwierigkeiten, und kann oft bei allem Scharfsinne nicht erforscht werden, dieses beweisen uns die Metalle ꝛc., die noch Niemand hat nachmachen können, und so viele andere leblose Materien, über deren Zusammensetzung man schon so lange

nachgedacht, schon so lange alle nur mögliche Versuche angestellt hat, ohne das Geringste darüber zu erforschen, obgleich es auf dem natürlichsten Wege zu ergründen zu seyn scheint, woher auch die vielen Versuche der Alchymisten Gold zu machen, entstanden sind, weil ihnen dieses so natürlich vor Augen lag, daß es nur Scharfsinn erforderte, um den chemischen Prozeß zu beginnen und — Gold zu liefern. Dieses war also, wenn auch alle Versuche mißlangen, höchst verzeihlich; denn man hatte die Materie vor sich, konnte sie bearbeiten, auflösen ꝛc. Wie man aber auf die höchst sonderbare Idee kommen konnte, Lebenselixire zu erfinden, ist bis jetzt noch ein Problem, eine Verirrung des Geistes, die an Wahnsinn gränzt, weil das Leben göttlichen Ursprunges ist, und man das Leben wohl aus der Bewegung und den Handlungen, die lebende Geschöpfe begehen, begreift, aber durchaus das Wesen desselben nicht kennt, durchaus nicht begreift, wie es uns wird, wie dieser Geist in uns wirkt, und woraus er besteht; und daher liegt noch so viel Verborgenes in der Natur, was sich auf dieses Leben, auf diesen Lebensgeist bezieht, das sich durchaus nicht begreifen läßt, und wodurch wir Rapport mit dem höchsten Wesen, dem Schöpfer, dem Weltgeiste, erhalten, von dem alle Geister, alles Geistige nur Ausflüsse sind. Dieses stehe nur darum hier, um das mit der Natur Verwandte, und das mit der Natur nicht Verwandte zu bezeichnen. Da also die Bauchrednerey in der Natur liegt, so trägt sie auch nichts Unnatürliches an sich, und kann nur durch den Bau der Sprachorgane dergleichen Menschen, welche diese Fähigkeit besitzen oder von der Natur zu besitzen vorgeben, erklärt werden, oder es ist eine Täuschung, die auf eine andere Weise aufgelöset werden muß, wozu der Künstler den Schlüssel besitzt, also immer in der Natur liegt. Schon den Griechen war diese wunderbare

Sprache bekannt, ſie hielten ſie für ein Werk der böſen Geiſter, Dämonen, welche in den Körpern ſolcher Perſonen, ihrer Meinung nach, wohnten, daraus redeten, und künftige Dinge weiſſagten. Dieſe Art der Weiſſagung war, nebſt der Necromantie, auch unter andern Völkern, beſonders bei den Juden, bekannt. Die ſiebzig Dollmetſcher überſetzen die Stelle des Eſaias, wo denen, welche ſich dieſer beiden Arten von Wahrſagungen bedienen würden, die göttlichen Gerichte gedrohet werden, durch folgende Worte: „Und wenn ſie zu Euch ſagen: fragt die, welche aus dem Bauche und aus der Erde reden.“ Iſt der Aberglaube jemals bei ſeinen Thorheiten zu entſchuldigen, ſagt ein Schriftſteller, ſo iſt er es am eheſten dann, wenn er ſich durch die wunderbaren Künſte der Bauchredner hat täuſchen laſſen. Denn wo der Mund nicht ſpricht, der Menſch, wie eine Bildſäule daſteht, und dennoch artikulirte Töne, gleich als kämen ſie aus den Höhen oder aus der Tiefe herauf, hören läßt, da muß der Glaube an etwas Uebernatürlichem bei demjenigen entſtehen, der von dergleichen Erſcheinungen in der Natur gar keine Ahnung hat, der gar nicht weiß, daß auch die Natur ihre Abwege hat, daß auch ſie beim Bilden manchmal den gewöhnlichen Weg verläßt. — In dem zweiten und letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts erregten zwei Bauchredner ein beſonderes Aufſehen, der Eine in Wien, der Andere in St. Germain en Laye. Der Erſte dieſer Bauchredner war der Oberſtlieutenant Baron von Mengen; der Andere, ein Herr von St. Gilles, Gewürzhändler in St. Germain en Laye. Herr von Mengen ließ einige Proben ſeines Talentes zuerſt im Jahre 1757 an dem Bayreuthſchen Hofe ſehen. Er zog eine kleine Puppe aus der Taſche und hielt mit derſelben folgende Unterredung: Mamſell, ich höre ſehr unange-

nehme Nachrichten von Ihnen. Es ſchien, als wenn die Puppe antwortete: Herr, es iſt leicht, Jemanden zu verläumden. — Hüten Sie ſich ja auszuſchweifen, ſonſt ſehe ich mich genöthiget, Sie durch nicht gefällige Mittel wieder zurecht zu weiſen. — Es iſt leicht ſich wieder in die Schranken der Ordnung zu begeben, wenn man nie davon abgewichen iſt. — Mamſell, Sie ſcheinen mir etwas zu viel gefallen zu wollen; Sie ſind immer beſchäftiget, den Mannsperſonen Ihre Reize zu erkennen zu geben. — Herr, wenn man nur ein wenig hübſch iſt, ſo iſt man dem Neide und der Verfolgung ausgeſetzt. — Es fehlt Ihnen nicht an Antworten. Herr, es iſt nicht immer erlaubt Jemanden anzugreifen, aber es iſt nie verwehrt, ſich zu vertheidigen. — Schweigen Sie. Hierauf ſteckte der Bauchredner die Puppe in die Taſche, welche ſich aber darin ganz unruhig zu verhalten ſchien, ja zu murren und zu klagen anfing, ſo daß ein Irländer, der zu der Zahl der Fremden gehörte, die bei dieſer Vorſtellung zugegen waren, feſt glaubte, daß die Puppe ein hierzu abgerichtetes Thierchen wäre, und ſchnell nach der Taſche des Barons griff, um die Wahrheit zu entdecken. Als ſich die kleine Figur im Gedränge fühlte, ſo fing ſie an um Hülfe zu ſchreien, als wenn man ſie hätte erdroſſeln wollen, und hörte nicht eher auf, als bis der Irländer von ihr abgelaſſen hatte. Hierauf erlaubte ihm der Baron, ſie aus der Taſche zu nehmen, da dann nichts anders, als eine bekleidete hölzerne Figur zum Vorſchein kam. Alle Zuſchauer bezeugten, daß man in der Zeit, da er die Puppe antworten ließ, keine Bewegung an dem Baron habe wahrnehmen können, daß die Stimme geſchienen habe von weiten herzukommen, und daß öfters die Figur ſchon geantwortet

habe, ehe der Baron noch aufgehört hatte, ihr Vorwürfe zu machen. Die Kinnbacken und Lippen der Figur waren beweglich, um die Zuſchauer um ſo mehr zu verführen. Er ſpielte auf dieſe Weiſe auf dem Klaviere und die Figur ſang oder ſchien dazu zu ſingen. Er ahmte die Töne des Waldhorns und des Fagots nach, indem er ein Kartenblatt gleich einer Tute zuſammenlegte oder vielmehr zuſammenrollte, und dann dieſe Rolle in den Mund nahm und ganz allein ein vierſtimmiges Stück darauf blieſs. Die Mühe, die er ſich gab, die Bewegung des Körpers, des Mundes und der Lippen der kleinen Figur richtig vorzuſtellen, iſt ihm ſchwerer geworden, als die Bauchrednerkunſt, wozu er in ſeiner Jugend ohne weitere Anweiſung gelangt iſt. Der Herr von Mengen wollte auch die Geſchicklichkeit beſitzen, Töne in dem Halſe zu bilden, welche denen, die ſie hörten, aus dem Schooße der Erde zu kommen ſchienen. — Der zweite Bauchredner war der oben genannte Herr von St. Gilles. Als der Abt de la Chapelle dieſen ſeltenen Mann einmal immer anſah, ſo hörte er, als es ſtill in dem Zimmer wurde, ſich bei ſeinem Namen nennen, und dies mit einer ſo beſondern Stimme, und wie es ſchien, in ſo weiter Entfernung, daſs ihn ein gewiſſes Grauen ankam; er faſste ſich jedoch bald und ſagte dem Herrn von St. Gilles, ob er nicht als Bauchredner mit ihm geſprochen hätte; allein in dem Augenblicke, da er ihm die Gegend wies, das Dach eines gegenüberſtehenden Hauſes, wo die Stimme hergekommen zu ſeyn ſchien, hörte er ſehr deutlich und mit einer der Beſchaffenheit des Tones gleichen Stimme, die ihn vorher ſo ſehr befremdet hatte, ſagen: Sie iſt nicht von dieſer Stelle hergekommen. Dieſes Mal dünkte es ihn aber, als wäre die Stimme durch eine Ecke in dem Zimmer aus dem innerſten der Erde heraufgekommen. Dieſe Stimme wandte ſich

nach Gefallen allenthalben hin, und kam her, wo sie wollte. Als der Abt de la Chapelle über diese sonderbare Erscheinung der Bauchsprache eine Abhandlung in der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgetragen hatte, so wurden die Herren Leroi und Fouchy von der Akademie beauftragt, sich nach St. Germain zu begeben, die Sache näher zu untersuchen und darüber einen Bericht abzustatten. Die beiden Abgeordneten reiseten hierauf in Begleitung des Abtes de la Chapelle den 19ten August 1770 ab, und nahmen noch die Madame Fouchy und eine andere Dame mit, welcher die Bauchredekunst nicht einmal dem Namen nach bekannt war, und der man glauben gemacht hatte, daß die Abgeordneten die Absicht hätten, die Beschaffenheit eines Luftgeistes zu untersuchen, der in dem Walde von St. Germain seinen Aufenthalt genommen hatte. Man speisete zu Mittage gerade an eben dem Orte, wo man vorgab, daß sich der Geist sehen lassen sollte. Einen Augenblick vorher, ehe man sich zu Tische setzte, kam Herr von St. Gilles an, den man zuvor von Allem unterrichtet hatte, und den man den Damen, als eine alte Bekanntschaft des Abtes, vorstellte. Man setzte sich nach der Vorstellung und den Höflichkeitsbezeugungen zu Tische und kurz darauf hörte man zuerst die Gräfin von ..... mitten aus der Luft bei ihrem Namen nennen. Dieser Vorzug gefiel der Dame, sie rief daher: Still, meine Damen, hier ist der Geist. — — Sie waren, fuhr er fort, heute sehr früh in den Tuilerien, und zwar sehr unruhig — — es ist nichts gewisseres. — — Sie haben Ursache sich vor den Räubern zu fürchten. — — Warum dieses, artiger Geist? — Ihr Herr ist im Begriff eine weitere Reise anzutreten. Sie sind eine reizende Schönheit; Sie müssen sich gefaßt machen, daß

man Ihnen Fallstricke legt. Mein Gott, wie weiß er dieses? Was dieser Geist galant ist. — Der Geist fuhr in diesem Tone fort und die Gräfin forderte einen Bleistift, um Alles, was er ihr sagte, aufzuschreiben. Er fing nun eine andere Unterredung an und rief: Man gebe doch der Düchesse von L. zu trinken. Sie ißt schon lange, sie muß dürsten? — Das ist erstaunend, sagte die Düchesse, ich habe wirklich nöthig zu trinken, der Geist hat mich bisher daran verhindert, aber wem würde er nicht Zerstreuung verursachen? Der Geist war unerschöpflich den Damen etwas Angenehmes zu sagen. Bald hörte man ihn auf den Gipfeln der Bäume, bald auf der Erde, bald einige hundert Schritte in der Ferne, bald aus der Tiefe der Erde sprechen. Die Gräfin von ..... würde nicht aus ihrem Irrthume gekommen seyn, wenn die Gesellschaft sich des Lachens hätte enthalten können. Dieses veranlaßte sie nach der Ursache zu fragen, die sie ungern erfuhr. An eben dem Tage hörte sich der Kammerherr von Turconi, der von ungefähr dazu kam, von einer ziemlichen Entfernung her nennen. Er sieht sich um, wird Niemanden gewahr, und da er nicht weiß, woher ihm dieses komme, so will er sich entfernen. Man hält ihn zurück, sieht sich nach allen Seiten um, man kommt darin überein, daß man eine Stimme gehört habe, und stellt sich dabei eben so verwundert an, als er. Die Stimme läßt sich nun wieder auf einer andern Seite hören. Herr Turconi begiebt sich dahin; sie ruft ihm zu: „Sie lieben die Stadt Lille und Lille liebt Sie. Da sich nun die Stimme von einer Seite zur andern wendete, und ihm einige Geheimnisse entdeckt hatte, so sprach man von Hausgeistern. Dieser Geist, sagte er, scheint mir einen Leib zu haben. Die Gei-

ſter haben keinen Leib, antwortete die Stimme mitten aus der Luft. Herr Turconi ſah in die Höhe, durchlief mit ſeinen Augen den ganzen Luftkreis und konnte nicht das Geringſte gewahr werden. Er bekannte daher ganz offen, daß ihm die Sache räthſelhaft vorkomme. Niemand wollte ihm ſeinen Irrthum benehmen und er hat ſich lange nicht aus ſeiner Verwirrung helfen können. — Ein noch lächerlicher Auftritt iſt mit einem Docter der Sorbonne vorgefallen. Ein Herr D— in St. Germain hatte einen Bruder, welcher Doctor der Sorbonne war; dieſem ſchrieb er einmal, daß in ſeiner Nachbarſchaft in St. Germain ſich in dem Hauſe eines ſeiner Freunde, ein Geiſt ſehen ließe, deſſen unaufhörliche Spielwerke derſelbe endlich ſatt hätte, ungeachtet der Geiſt ein gutmüthiger wäre und Niemanden etwas zu Leide thäte, ſondern bloß die Leute ſchrecke und foppe, jedoch wünſchte man ſehr, daß ſich Jemand finden möchte, der dieſen ungerufenen Geiſt vertreiben könnte. Der Doctor begiebt ſich ſogleich zu ſeinem Bruder, und da er ſich wohl vorſtellte, daß hier ein Betrug vorgehen müſſe, ſo kommt er ganz unerwartet, durchläuft das ganze Haus und unterſucht Thüren und Fenſter. Herr von St. Gilles hilft ihm bei dieſer Beſchäftigung; als der Doctor auf einmal eine Stimme hört, die zu ihm ſagt: Was haben Sie hier zu ſchaffen, Herr Doctor? Ihre Gegenwart iſt zu Paris weit nothwendiger, Sie haben daſelbſt die Bekehrung einer ſchönen Sächſin angefangen, und Sie laufen Gefahr, daß ſie Ihnen wieder entwiſcht. Dieſes kommt ganz von oben herunter, ſagte erröthend der Abt, laßt uns hinaufſteigen. Es ſcheint der Kobold entfernt ſich, je mehr man ſich ihm nähert; als ſie bis zum zweiten Stocke gelangt waren, woher die Stimme zu kommen geſchienen, ſo fing der Abt an den Geiſt an-

zureden: Wer hat Dich hierher gesetzt? Es ist Ihre Sache nicht, wurde von dem Dache des Hauses geantwortet. Aber Sie, Herr Doctor, wer hat Sie gesandt? Anmaßungen sind doch keine Berechtigungen, und Vertrauen in sich selbst ist keine Stärke. Der Doctor, der durch diese Grundsätze ganz irre gemacht worden war, nahm jetzt seine Zuflucht zur List und sagte: Wenn Du wirklich ein Geist bist, so sage mir, was ich in meinen beiden Hände habe? hierbei wies er die Hände verschlossen. In der rechten eine Portugiesische und in der linken eine Spanische Münze. Sie haben sogar eine dritte auf ihrem Kamine in Paris zurückgelassen, womit Sie hofften mich sehr in die Enge zu treiben. Hier wurde der Abt blaß und kam aus seiner Fassung. Er sagte nach einer Weile nur noch: Es scheint, als wenn mich dieser Geist fürchtet; denn er spricht mit mir nicht anders, als aus der Ferne. Kommen Sie näher, antwortete eine Stimme von dem obersten Boden, ich erwarte Sie mit unverwandtem Fuße. Als nun der Doctor eine verfaulte Treppe hinaufsteigen wollte, so brach diese unter ihm ein. Der Fall und der Lärm der eingestürzten Treppe vermehrten den Schrecken desselben; als ihm daher der Kobolt in die Ohren schrie, daß er ihn erwürgen würde, so fing der Doctor an um das Leben zu bitten und zu versichern, daß er alle diejenigen Kobolte in Frieden lassen wollte, die er nicht austreiben könnte. Es ist mir sehr lieb, Sie auf bessere Gedanken gebracht zu haben, antwortete der vermeinte Geist. Gehen Sie und lassen Sie sich nicht mehr mit Geschöpfen ein, wie wir sind, und vergessen Sie niemals, daß die Bescheidenheit weit sicherer ist, als die Ver-

messenheit. Der bestürzte Doctor gab sich wieder in das Wohnzimmer herunter, und es war umsonst, daß man ihm versicherte, es wäre nur ein Spiel des Herrn von St. Gilles gewesen, der vor ihm stehe. Er wollte es durchaus nicht glauben, und verließ sogleich die Gesellschaft, um, wie er sagte, sich mit den Herrn von der Sorbonne, seinen Amtsbrüdern, ernstlich über diese Sache zu berathschlagen.

Der schon oben erwähnte Herr Alexander ist in neuester Zeit ein solcher Bauchredekünstler, der durch seine Sprachtäuschungen und seine einnehmende Gewandheit im Vortragen, schon als ein junger Mann im Jahre 1817, wo ich Gelegenheit hatte, ihn hier, in Berlin, in dem Saale des Gasthofes zur Stadt Paris, zu sehen und zu hören, das Publikum für sich einnahm. Alle seine Täuschungen: das Rufen aus dem Schornsteine herab, das um Hülfe Rufen aus dem Keller und Koffer, die verschiedenen Zwiegespräche mit den angrenzenden Nachbarn, mit seinem Bedienten, das Nachahmen der Töne des Hobelns, Holzsägens, Feueranschlagens, kurz, die mannigfaltigsten Schattirungen seiner Kunst gelangen ihm über Erwarten, und verschafften ihm den lauten Beifall der ausgewählten Versammlung. Näher in diese Täuschungssprache einzudringen, oder vielmehr die Sprachtöne ganz in der Nähe, vielleicht neben dem Künstler selbst zu hören, war in einem Lokale, das für die Zuschauer und Zuhörer begrenzt ist, nicht möglich; denn unstreitig muß sich dem Physiologen der Wunsch aufdrängen, die Töne ganz in der Nähe zu hören und dabei das Gesicht des Bauchredners zu beobachten, welche Anstrengungen ihn die Hervorbringung der verschiedenen Sprachtöne kosten, oder wie sich die äußeren Sprachwerkzeuge, Mund, Lippen und Zähne, dabei verhalten; denn es bleibt bei dieser Sprache immer räthselhaft, wie sich die Töne, die der

Redner bildet, in der Entfernung hören laſſen können, ohne ſie nicht in der Nähe zugleich zu hören, da ein Wiederhall oder Scheinton ohne Grundton nicht möglich iſt, und wie ſoll ſich ein entfernter Ton bilden, oder wo herkommen, wo kein Körper iſt, der ihn hören läßt. Wenn ſich in meinem Leibe Luft geſammelt hat, und dieſe darin rumort, ſo hört man das Knurren und Pfeifen, ſagt der Hypochondriſt; allein jeder, der ſowohl nahe, als fern von mir ſteht und dieſen Lerm hört, wird, wenn er gefragt würde: wo dieſe Töne herkommen? auf mich, auf meinen Körper zeigen, weil ſich die Töne in demſelben hören laſſen, ſie von mir her und von keinem andern Körper kommen, und ſo müßte es doch auch mit den verborgenen Sprachtönen der Fall ſeyn; denn ein Ton, der ſich in mir oder den ich bildete, kann doch nicht anders woher kommen. Dieſes iſt nun das dem Phyſiologen wichtige Problem, welches ihm zu erforſchen überlaſſen bleibt. — Man ſchreibe übrigens dieſe Erſcheinung keiner beſondern Einrichtung in den Sprachwerkzeugen, überhaupt in den innern auf die Sprachwerkzeuge Bezug habenden Theilen zu, ſondern bloß einer beſondern Bewegung in der Luftröhre oder einem andern Theile des Halſes, auch wohl des Schlundes, als eines beſondern Theiles deſſelben. Jeder auf gewöhnliche Art gebildete Menſch ſoll das Bauchreden lernen können, wenn er nur einen ſtarken Willen mit einer anhaltenden Uebung verbindet. Das Beiſpiel des Herrn von St. Gilles beweiſet dieſes; es hat ihn nicht mehr als eine Uebung von acht Tagen gekoſtet, um ein vollkommener Bauchredner zu werden, und vielleicht erlernt man es auch noch ſchneller. Der genannte St. Gilles hat dieſe Kunſt von einem Bauchredner in Martinique erlernt, mit welchem er in Freundſchaft daſelbſt lebte. — Ueberhaupt ſoll auch die Sympathie des Geiſtes oder vielmehr des

Willens mit der Wirkung des Sprachorgans, als zwei getrennt gedachte Eigenschaften, bei dieser Kunst den Ausschlag geben. Ein etwas dunkler Satz, der Deutungen zuläßt, welche das Bauchreden entweder als eine sehr schwere, oder als eine ganz leichte Kunst erscheinen lassen, die bloß der Sympathie bedarf, wo sie sich auch findet. — Der Weltmann kümmert sich weder um das Urtheil des Physiologen, noch um das des Hypochondristen über diese Kunst, er genießt nur das, was sie ihm zum Vergnügen, zur Erholung giebt; wie sie übrigens erlernt wird, ist ihm gleich, und dieses scheint wohl, in so fern sie übrigens weiter nichts Wissenschaftliches darbietet, als nur Erholung, ganz recht zu seyn. — Das die Griechen diese Kunst übten, ist schon oben, S. 344, angeführt worden. Die Bauchredner oder Brustredner wurden bei ihnen auch nach Dämonoleptoi, von einem Dämon Besessenen, Sternomanteis, Eurycleis, Pythones u. Pythanissas ꝛc. genannt. Den Namen Eurycleis erhielten sie von einem gewissen Eurycles, der nach der Bemerkung des Scholiasten des Aristophanes in den Wespen, V. 1014, diese Kunst zuerst zu Athen getrieben hat. Der Griechische Komiker sagt daselbst: „Nach Art des weissagenden und klugen Eurycles dringt er in die Leiber Anderer und strömt viele lächerliche Dinge aus.“ Und wegen der Pythones sagt Plutarch in der Abhandlung von der Abnahme der Orakel: „Es ist abgeschmackt und kindisch zu glauben, daß Gott selbst, wie die Engastrimythen, die ehemals Eurycleis hießen, jetzt aber Pythones genannt werden, in die Leiber des Propheten gehen, durch ihren Mund reden, und sich der Organe ihrer Stimme bedienen.“ Nach dem Hesychius und Suidas soll unter Python ein wahrsagender Geist verstanden worden seyn. Lukas erwähnt seiner in der Apostelgeschichte, Kap. 16, V. 19.

Der Urſprung des Wortes Python ſoll am wahrſcheinlichſten vom Apoll, der, wegen der getödteten Schlange dieſes Namens, Pythius genannt wurde, und den man für den Gott aller Wahrſagungen hielt, herkommen. (Le Ventriloque à Paris 1772.)

Sprache (Aegyptiſche), Koptiſche Sprache. Man verſteht unter dieſer Sprache die Alt-Aegyptiſche, welche vor dem Einfalle der Sarazenen in Nieder-Aegypten geſprochen wurde. Daß der Name: Koptiſche Sprache von einem Volke, die Kopten genannt, welches die alten Einwohner Aegyptens vor den Sarazenen waren, kommt, iſt gewiß, wo aber der Name dieſes Volks herſtammt, iſt ungewiß, wenigſtens ſehr zweifelhaft; auch iſt lange darüber unter den Gelehrten geſtritten worden. Einige leiten ihn von der in Ober-Aegypten liegenden Stadt Koptus, oder Koptos ab; Andere von einem gewiſſen Copht, einem Urenkel Noä, der Unter-Aegypten bevölkert haben ſoll; wiederum Einige von den Wörtern Kibel, Kabtim, welche die alten Namen Aegyptens geweſen ſeyn ſollen; Andere wieder von den Worten Egyptos, Jacobiten, mit Abkürzung der erſten Sylbe, weil der größte Theil der eingebornen Aegyptier der Koptiſchen Sekte zugethan iſt, und einen Glauben mit den Jacobiten oder Monophyſiten in Syrien ꝛc. hat; dann auch von dem Griechiſchen Worte κοπτω, ich ſchneide, weil nämlich dieſe Chriſten die Beſchneidung angenommen haben. Hier thut nun die eigentliche Abſtammung des Wortes nichts zur Sache. Dieſe Sprache in Nieder-Aegypten, welche man nach einigen Schriftſtellern lieber den Memphiſchen Dialekt nennen könnte, ſo wie den Dialekt in Ober-Aegypten den Thebeiſchen, ſtatt des Sahidiſchen, iſt noch ein Ueberbleibſel von der ehemaligen Landesſprache, ehe die Sarazenen die ihrige, die Arabiſche, dazu machten. In die vorigen

Aegyptiſche Sprache haben ſich mit der Zeit viele Griechiſche Wörter eingemiſcht; auch haben ſie von den Griechen das Alphabet angenommen, und nur einige Buchſtaben, um die ihnen beſonders eigenen Töne zu bezeichnen, hinzugefügt; auch weichen einige ihrer Buchſtaben noch etwas in der Geſtalt von denen der Griechen ab; obgleich der Hauptcharakter des Griechiſchen Alphabets als Grundlage bei allen geblieben iſt. Daß übrigens die alten Aegyptier ihre eigene, ſowohl heilige, als profane oder gemeine Schrift gehabt haben, wie auch ſchon oben, S. 34, angeführt worden, iſt nach dem Zeugniſſe Herodot's und Anderer vollkommen gewiß; daß aber die jetzigen Buchſtaben der Kopten von der alten Aegyptiſchen Schrift abſtammen, iſt nicht zu beweiſen; denn 1) findet man zwiſchen den Koptiſchen Buchſtaben und den wirklich Aegyptiſch-Phöniziſchen Buchſtaben oder Schriftzeichen, die man noch bei den Mumien findet, nicht die geringſte Aehnlichkeit, welche ſich doch, wenn ſie davon abſtammten, wenigſtens in einigen Zügen finden müßte; 2) iſt die Aehnlichkeit der Griechiſchen Unzialſchrift mit der Koptiſchen ſo in die Augen fallend, daß man, wenn ſie nur mit mittelmäßiger Schärfe des Geſichts betrachtet wird, die Aehnlichkeit nicht verkennen kann; 3) zeigt die Benennung der Koptiſchen Buchſtaben, ihre Ordnung und Zahl deutlich die Quelle an, woraus ſie geſchöpft worden ſind. Wenn gleich die Buchſtaben-Tabelle uns die Koptiſchen Buchſtaben, als von den Griechiſchen abſtammend, zeigt, ſo ſind doch die Meinungen, wie ſie eigentlich in Uebung gekommen ſind, getheilt. Nach Einigen ſoll dieſes zur Zeit Alexanders des Groſſen geſchehen ſeyn, der dieſes Land in Beſitz nahm, wodurch auch die Sprache ſo verändert worden iſt, da ſehr viele Griechiſche Wörter in die Sprache der Aegyptier übertragen worden ſind, und ſo ſind

nach und nach auch ihre Schriftzüge aufgenommen worden, so daß sie von ihrer alten Schrift nur diejenigen Charaktere beibehielten, die gewisse, ihnen eigenthumlichen Töne bezeichneten, wie auch schon oben angeführt worden ist, die sie mit Griechischen Buchstaben nicht hätten ausdrücken können. Andere gehen bis auf die Zeiten des Aegyptischen Königs Psametichus hinauf; denn als dieser König, nach dem Zeugnisse Herodots, ganz Aegypten durch Hülfe der Carier und Jonier bezwungen hatte, so legte er häufige Pflanzstädte darin an, ließ in denselben Aegyptische Kinder unterrichten, und die Jonische Sprache lehren, woraus also eine Vermischung der Griechischen mit der Aegyptischen Sprache entstand, wodurch sowohl die alte Sprache, als auch die alte Schrift nach und nach gänzlich verloren gegangen sind. — Diese, aus der alten Aegyptischen und Griechischen gebildete Sprache, wovon wir jetzt nichts mehr besitzen, als eine Uebersetzung der Bibel und einige liturgische Bücher, hat doch noch ganz deutliche Spuren ihres ursprünglichen Alterthums; denn ohne der vielen einsylbigen Wörter zu gedenken, weicht sie von allen bekannten Morgenländischen Sprachen so weit ab, daß man gar nicht glauben kann, daß sie von einer derselben abstammen sollte. Sie decliniren und conjugiren ihre Nenn- und Zeitwörter nie anders, als durch Versetzung der Partikeln, die zuweilen aus einer, auch aus mehreren Sylben, oft aber auch nur aus einem einzigen Buchstaben bestehen. Die Schwierigkeiten in dieser Sprache bestehen in der großen Mannigfaltigkeit der Verbindung der Wörter und Partikeln, in der Veränderung der Selbstlaute oder Vokale, in der Versetzung des mittleren Theils eines Wortes, und in der Beifügung überflüssiger Buchstaben. Schon im verwichenen Jahrhunderte haben sich mehrere Gelehrte, unter Andern La Croze, Wilkins, Woid,

Jablonsky ꝛc. viele Mühe um dieſe Sprache gegeben; auch Denon, Beauchamp, Nouet, Bertholet, Monge ꝛc. haben ſich bei dem Feldzuge Napoleons in Aegypten, zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, um die alten Sprachen der Aegyptier bemühet; allein die Ergebniſſe beſtehen mehr in der äußern Form der Sprachen, aber nicht in ihrem innern Weſen, welches ganz zerſtört worden iſt; denn die Koptiſche Sprache hat das Schickſal gehabt, daß ſie durch den Einfall der Sarazenen ganz verdrängt worden iſt; ſie wurde nur noch von den Aegyptiſchen und Koptiſchen Chriſten bei dem öffentlichen Gottesdienſte beibehalten, und in derſelben die Bibel und öffentlichen Gebete abgeleſen. — Anfangs lernten ſie die Geiſtlichen als eine ausgeſtorbene gelehrte Sprache; allein auch dieſes verlor ſich nach und nach, ſie laſen die Gebete größtentheils ab, ohne ſie zu verſtehen. Nach Maillets Bericht, iſt zu ſeiner Zeit der letzte Koptiſche Geiſtliche geſtorben, der dieſe Sprache verſtand, und nach Ali-Bey, welcher im Jahre 1806 Aegypten in wiſſenſchaftlicher Hinſicht durchreiſete, zählte Alexandrien nur noch tauſend Kopten, die ſich vorzüglich mit dem Handel abgaben, und ſo ſind ſie verhältnißmäßig in ganz Aegypten nur in geringer Anzahl vorhanden, ſo daß ſie nach und nach ganz ausſterben werden, ſo wie ihre Sprache längſt ausgeſtorben iſt. Auch ſucht man ſie überall, in Beziehung auf ihren Gottesdienſt, wie es ſcheint, zu beſchränken; denn ſelbſt der prachtvolle Tempel, den ſie in Alexandrien beſaßen, iſt der Feſtungswerke wegen abgetragen worden, und die noch hin und wieder in Nieder- und Ober-Aegypten befindlichen Kopten-Klöſter, ſind auch nur noch mit einigen Mönchen bevölkert. In der Koptiſchen Sprache iſt noch jetzt ein großer Theil des alten Teſtaments vorhanden. Wilkins ließ im Jahre 1731 den Pentateuch zu London aus drei Handſchriften abdrucken; die

Pſalmen ſind zu Rom im Jahre 1749 von der Congregatione de propaganda abgedruckt worden; von den Hiſtoriſchen Büchern findet man das Gebet der Hanna, 1. Sam. I, 1—10. Hiob, Jeſaias und Jeremias finden ſich zu Rom im Manuſcripte, Ezechiel und Daniel, nebſt den zwölf kleinen Propheten, zu Paris; ſo wie die Königliche Bibliothek zu Paris vor der Revolution eine ſchöne Handſchrift von den vier Evangelien in Koptiſcher Sprache, die ein Biſchof von Damiate vor ſechshundert Jahren geſchrieben hat, beſaß. Nächſt der Koptiſchen Bibelüberſetzung hat man noch eine andere Aegyptiſche, welche man die Sahidiſche nennt, von dem Theile Aegyptens ſo benannt, welcher von Cairo bis nach Aſſevar hin liegt, und Sahid heißt, alſo Ober-Aegypten bildet. Die Einwohner dieſer Gegend haben ihren beſondern Dialect. Dieſe Ueberſetzung der Bibel iſt nur im Manuſcripte vorhanden. Das neue Teſtament hat Wilkins 1716 in London herausgegeben. Nach Woide ſollen dieſe Ueberſetzungen aus dem zweiten Jahrhunderte ſeyn, welches aber von Andern widerſprochen wird. Wie es denn auch iſt, ſo ſoll es doch eine Hauptüberſetzung ſeyn, aus welcher verſchiedene Arabiſche verfertiget worden ſind. In der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden ſich Sammlungen zu einem Koptiſchen Lexicon. — Die Koptiſche Sprache iſt demnach die eigentliche alte Aegyptiſche Sprache nach der Bilderſchrift, den Hieroglyphen, ſ. Th. 148, S. 474 u. f., nur ward ſie unter den Nachfolgern Alexanders, welche die Griechiſche Sprache nach Aegypten brachten, mit Wörtern aus dieſer Sprache vermiſcht. Die älteſte Aegyptiſche Volksſprache, Hieroglyphenſprache, iſt bis jetzt noch nicht enträthſelt worden, ſo viele Mühe ſich auch die Gelehrten in dieſen Feldern des Wiſſens gegeben haben. Kircher, Pignorius und Andere haben ſich

bemühet, die Hieroglyphen, die man auf den Obelisken und der ſogenannten Tabula Isiaca findet, zu erklären, allein fruchtlos; denn Alles, was ſie geleiſtet haben, ſind bloß weit hergeſuchte Errathungen einer lebhaften Einbildungskraft, die eben ſo willkührlich ſind, als die Zeichen, die ſie erklären wollten. Unter dem Namen Horus Apollo oder Horapollo ſind noch zwei Bücher von Hieroglyphen vorhanden, die urſprünglich in Aegyptiſcher Sprache geſchrieben und von einem gewiſſen Philippus, der weder näher bezeichnet worden, wo er geweſen, noch zu welcher Zeit er gelebt habe, in das Griechiſche überſetzt ſeyn ſollen. Nach Einigen ſoll dieſer Philippus unter dem Kaiſer Theodoſius zu Alexandrien gelebt und daſelbſt einige Fragmente von einer alten Erklärung von Hieroglyphen geſammelt haben. Der Name Horapollo iſt aus Horus und Apollo zuſammengeſetzt, und beide Namen haben einerlei Bedeutung. So wendete Pierius Valerianus vier und zwanzig Jahre auf Erklärungen von Hieroglyphen an, und geſtand zuletzt ſelbſt, daß dieſe Zeit verloren geweſen ſei. Von den gelehrteſten Antiquaren, ſelbſt der neueſten Zeit, die ſo viel hierin vorgearbeitet gefunden haben, iſt noch keiner zum Ziele gelangt. Verſchiedene Gelehrten, welche ſich mit Nachzeichnung der Hieroglyphen beſchäftiget haben, ſind der Meinung, daß man ſich bisher in der Natur und Abſicht dieſer Bilder betrogen habe, indem man die größern und kleinern Figuren als etwas Zuſammenhangendes betrachtete; allein es ſei wahrſcheinlich, daß die größern Figuren auf den Obelisken, Urnen, Grabſteinen und Mumien Hieroglyphen, die kleinen aber Spuren einer alphabetiſchen Schrift enthielten, und hiernach würde man aus den alten Büchern der Kopten einigen Nutzen in Auflöſung der Hieroglyphen ziehen können, überhaupt aus einer genauen Kenntniß der Koptiſchen Sprache, in Berückſichtigung mit dem,

was von Griechiſchen Wörtern eingemiſcht worden. Die meiſten in Ober-Aegypten, dem eigentlichen Lande der angeſehenſten dieſer Alterthümer, befindlichen Hieroglyphen an den Denkmälern, verfallenen Mauern, halb zertrümmerten Tempeln, in den Mumiengräbern, an Urnen ꝛc., ſind im 17ten und im verwichenen 18ten Jahrhunderte von mehreren Gelehrten eifrig durchforſcht worden. So haben Michael Wansleben, Paul Lucas, der gelehrte Jeſuit, Claude Sicard, Granger, Richard, Pococke, Denon und Andere Aegypten in dieſer Hinſicht durchreiſet, beſonders hat der Letztere, mit vielen Hülfsquellen verſehen, welche ihm das Heer Napoleons, und die Anzahl von Gelehrten und wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, die dem Heere nach Aegypten folgten, um dort Entdeckungen in allen Fächern der Naturwiſſenſchaften und den Alterthümern zu machen, ſich viel Mühe in Erforſchung der mit hieroglyphiſchen Figuren gleichſam überſäeten Denkmäler gegeben, und doch iſt immer noch nicht viel für die Entzifferung derſelben gewonnen worden, und wird auch wohl nie gewonnen werden, weil uns der eigentliche Schlüſſel zu dieſen Denkmalen fehlt, eine Grammatik der Hieroglyphen, und ſo lange wir dieſe entbehren, werden wir auch keine Aufſchlüſſe darüber erhalten, und Alles nur Stückwerk bleiben. Ein Schriftſteller ſagt hierüber: „Wollte man ſich recht Mühe geben, den Schlüſſel zu den Hieroglyphen zu finden, ſo müßte man dafür ſorgen, daß ſich alle Reiſende eifrig angelegen ſeyn ließen, ſo viel, als möglich, von dieſen Hieroglyphen an Ort und Stelle, aber mit der genaueſten Richtigkeit nachzuzeichnen und bekannt zu machen", damit diejenigen Gelehrten, die ſich mit Entzifferung unbekannter Inſchriften aus verloren gegangenen Sprachen abgeben, eine größere Zahl der ſchon bekannten Sinnbilder mit ihrer Verbindung gegen die noch unbekannten in die Hände bekämen, und

dadurch in den Stand geſetzt würden, aus abgeänderten und zahlreichen Vergleichungspunkten Vermuthungen zu ziehen ꝛc." — Der Wunſch dieſes Schriftſtellers iſt in der neueſten Zeit mehr denn zu ſehr ausgeführt worden; denn es ſind nicht nur alle Hieroglyphen der Denkmäler, alle Denkmäler ſelbſt, ſehr genau abgezeichnet und in Kupfer geſtochen herausgegeben worden, ſondern auch viele der Mumien mit ihren Inſchriften aus den alten Aegyptiſchen Gräbern ſind nach Europa geſchafft worden; auch fängt man an die alten Denkmäler aus Stein herüber zu ſchaffen, und hat mit den Nadeln der Kleopatra ſchon den Anfang gemacht, und wahrſcheinlich werden alle Trümmer, woran ſich Hieroglyphen befinden, bald nachfolgen. Der Vice-König von Aegypten, Mehemed Ali, iſt viel zu aufgeklärt und auch zu ſehr Kaufmann, als daß er nicht ſollte alle Mumien, alle Trümmer der Tempel und anderer Gebäude, Säulen ꝛc. um einen guten Preis fortgeben; er befreit dadurch ſein Land von dem alten Schutte, welcher doch von der Zeit nach und nach ganz zerſtört und mit Erde bedeckt wird, und ſchickt die einbalſamirten Leiber der alten Aegyptier, die Mumien, welche die Nachkommen, die eigentlichen Aegyptier, nur an ihre ehemalige Größe und Herrlichkeit erinnern könnten, in fremde Länder, und vermehrt dadurch ſeinen Schatz. Ob wir, Europäer, aber dadurch in der Hieroglyphik, in der Bilderſprache klüger werden; ob wir dadurch den Schlüſſel finden werden, der uns in die hieroglyphiſchen Geheimniſſe führt, wird die Zeit lehren, bis jetzt ſind wir ſeit Denons Durchforſchungen der Ruinen Aegyptens noch nicht viel weiter in der Aufklärung der Bilderſchrift gekommen, als wir ſchon vorher waren. Das Koptiſche Alphabet hat mit den Doppelbuchſtaben 32 Schriftzeichen.

Sprache (Aethiopiſche), Abyſſiniſche oder Habeſſiniſche Sprache, diejenige Sprache, welche in dem Königreiche Habeſſinien oder Habeſch in Afrika, welches Land auch Aethiopien im engern Verſtande genannt wird, woher der Name dieſer Sprache gekommen iſt, geſprochen wird. Dieſe Sprache hat viel Aehnlichkeit mit der Hebräiſchen, Syriſchen und Arabiſchen Sprache, welche jedoch in einem Theile des Landes mehr, als in dem andern gebräuchlich iſt. Die jetzige Aethiopiſche Sprache kommt der alten nicht mehr gleich, nur diejenige, welche in der Provinz Tigre geredet wird, kommt derſelben noch am nächſten. In andern Provinzen des Landes ſollen auch andere Mundarten gehört werden, woraus einige Schriftſteller Sprachen machen. Von dem Entſtehen dieſer Sprache, ihrem Fortgange oder Stilleſtande findet man wenige Nachrichten. Die Bibelüberſetzung in dieſer Sprache, ſoll von einem ſehr hohen Alter ſeyn. Nach dem Chryſoſtomus ſollen die Aethiopier ſchon zu ſeiner Zeit eine Ueberſetzung der Bibel gehabt haben. Nach Einiger Meinung ſoll das alte Teſtament ſchon zu den Zeiten der Apoſtel in dieſer Sprache überſetzt geweſen ſeyn; allein dieſes ſcheint wohl zu übertrieben zu ſeyn; wahrſcheinlicher ſoll die Meinung des berühmten Ludolfs ſeyn, der ſie in das vierte Jahrhundert ſetzt. So wie man ſie jetzt in den Polyglotten-Bibeln hat, erhellt, daß ſie aus dem Griechiſchen gemacht iſt. Die Bibel in dieſer Sprache iſt das Hauptdokument derſelben, weil ſie das älteſte darin geſchriebene Buch von Bedeutung iſt. — Die Aethiopiſche Sprache iſt aus dem Grunde ſehr wichtig, weil die Kultur von Aethiopien aus ſich über Aegypten und von da nach Griechenland verpflanzte. Die Aethiopiſche Sprache kann man daher als den Hebel aller Kultur anſehen. Auch Homer ſpricht von den Aethiopiern, als von einem höchſt gebildeten und gerechten Volke. Sowohl nach

dieſem unſterblichen Sänger Griechenlands, als auch nach allen Geſchichtsſchreibern über die Aethiopier werden ſie uns als die Lieblinge der Götter geſchildert, die vorzugsweiſe nur mit ihnen umgingen und an ihren Feſten Theil nahmen. Die zwei Hauptſprachen oder vielmehr Hauptdialekte ſind: der Arumitiſche, der Geéz- oder Tigre heißt, in der Landſchaft Tigre geſprochen wird, und als die alte Aethiopiſche Sprache anzuſehen iſt, welche jezt noch bloß die Bücher- und Gottesdienſtliche Sprache iſt; und der Amhariſche, welcher in der Landſchaft Amhara oder Amara geſprochen wird, und die gemeine Landesſprache ausmacht. Der erſte Dialekt iſt noch am reinſten, obgleich auch Wörter von allen Sprachen angrenzender Völker eingemiſcht worden; die gemeine Landesſprache iſt aber am meiſten mit Wörtern aus den andern Sprachen vermiſcht, wie dieſes auch nicht anders bei einer Umgangsſprache, Verkehrsſprache ſeyn kann, beſonders in einem Lande, wo ein ſtarker Zufluß von fremden Völkern iſt, und wo Habeſſinier, Araber, Mauren, Juden, Agows, Schangallas, Gallas ꝛc. bunt durcheinander wohnen und täglich im Verkehr mit einander leben. In Europa iſt die Aethiopiſche Bücherſprache zuerſt von dem Gelehrten Hiob Ludolph in Deutſchland philologiſch bearbeitet worden; er ſchrieb eine Sprachlehre und ein Wörterbuch dieſer Sprache; dann haben auch J. Ph. Hartmann, und in der neueſten Zeit H. Hupfeld Verſuche darin gemacht; außerdem findet man ſie noch in einigen philologiſchen Werken über die Morgenländiſchen Sprachen erwähnt. S. auch Sprache (Arabiſche).

Sprache (Afrikaniſche). Die Afrikaniſchen Sprachen ſollen nach Seetzen ſich auf 150 belaufen, nach Andern ſollen von den ſchon bekannten Völkern dieſes Welttheils noch mehr Sprachen exiſtiren; doch dieſes Alles ſind mehr Vermuthungen, als Gewiß-

heiten; denn da es von vielen Völkern verſchiedene Stämme giebt, die eine und dieſelbe Sprache, nur in verſchiedenen Dialekten, reden, ſo kann man dieſe zu beſonderen Sprachen gemacht haben. Die Hauptſprachen, in Hinſicht ihrer geſchichtlichen Bedeutung, ſind: die Aegyptiſche oder Koptiſche, die Aethiopiſche oder Habeſſiniſche, die Jüdiſche, die Türkiſche, und die Arabiſche, als die am meiſten verbreitetſten. Von dieſen hier angeführten Sprachen ſind die beiden Erſten am meiſten geſchichtlich merkwürdig, und nahen ſich als lebende Sprachen dem Ziele der Auflöſung, ſo wie der kleine Theil des noch urſprünglich-unvermiſchten Volkes, dem ſie angehören; denn der größte Theil des Volkes dieſer Sprachen iſt mit den Arabern und Türken vermiſcht oder ausgerottet. Wie übrigens alle dieſe Sprachen, in Afrika, beſchaffen ſind, welchen Gehalt ſie in Hinſicht ihrer Kultur, ihrer Ausbildung, haben, kann man aus dem Zuſtande der Schulen in denjenigen Reichen abnehmen, die noch zu den kultivirteſten gehören. So hatte Alexandrien bis zu Ende des erſten Decenniums dieſes Jahrhunderts noch keine wiſſenſchaftliche Bildungsanſtalten; die Schreibekunſt ward mit dem ſchlechſten Erfolge betrieben; denn da die Schulmeiſter vorher nicht geprüft werden, auch unter keiner weitern Aufſicht ſtehen, ſo bildet Jeder von ihnen die Schriftzüge nach ſeinem eigenen Gefallen, daher werden die Buchſtaben auf mannigfaltige Weiſe abgeändert. Jeder einzelne Stamm hat ſeine beſondern Schriftzüge und Abweichungen; es ſoll daher das Leben eines Menſchen nicht ausreichen, nur richtig leſen zu lernen. Was in der Landesſprache oder Staatsſprache noch allenfalls geleiſtet wird, geſchieht durch Vorleſungen. So z. B. halten die angeſehenſten Scheihs der Stadt in den Hauptmoſcheen öffentliche Vorleſungen. Der Scheih ſitzt dabei auf einem mitten in der Moſchee ausgebreiteten Teppich

Domingo Badia y Leblich)*), welche den Koran oder ein anderes Buch schnell lesen, so kommt es daher, weil sie das, was sie zu lesen scheinen, auswendig gelernt haben. Diese Behauptung gründet sich auf öfters gemachte Erfahrungen; denn wenn man die Leser unterbricht, so sind sie, wenn sie gleich das Buch vor sich halten, als ob sie lesen, doch nicht im Stande fortzufahren oder auf der Blattseite die Stelle wieder zu finden, wo sie stehen geblieben sind. So ist der Zustand der Sprache und der Wissenschaften in Fez, in einer Stadt, die man, wenn man sich dieses Gleichnisses bedienen darf, wegen der großen Anzahl von Lehrern und angeblichen Gelehrten, so wie auch in Rücksicht der daselbst befindlichen Schulen, die gewöhnlich von zweitausend Schülern auf einmal besucht werden, als das Afrikanische Athen ansehen kann. — Noch viel schlechter steht es mit den andern Sprachen, ja man möchte sie weit unter diejenigen der Marokkaner setzen. Hierzu kommen nun noch die unzähligen Dialekte in den Provinzen, ja bloß Städten von einiger Bedeutung, wo ein großer Handelsverkehr ist, und die Sprache noch mit Fremdwörtern aller Art vermischt wird. In demselben Verhältnisse ist die Sprache in den ehemaligen Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis, und so mehr und minder in den andern Staaten Afrika's. Ueberall beschränken sich die Einwohner nur auf den mündlichen Austausch der Gedanken; überall findet nur ein mündlicher Verkehr Statt, und was irgend schriftlich verhandelt wird, z. B. unter den Gelehrten, bei der Regierung ꝛc., ist nur sehr dürftig und kaum nennenswerth gegen den schriftlichen Verkehr Europäischer Nationen. Hieraus wird man leicht gewah-

*) Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803 — 1807. Aus dem Französischen. Weimar, 1816, S. 103.

ren, aus welchem Mischmasch viele dieser Sprachen bestehen müssen, da die Jugend gar keinen regelmäßigen Unterricht genießt, und der Sohn die Sprache des Vaters oder der Horde bei den Beduinen annimmt, in der er lebt; und tritt er zufällig zu einer andern über, oder kommt er im Kriege in deren Gewalt, so nimmt er einen andern Dialekt an, und so kann er ihn wohl zehnmal wechseln, so oft er in andere Städte oder unter andere Horden geräth. Es ist daher an Sicherstellung einer Hauptsprache oder eines bestimmten Dialektes gar nicht zu denken, und um so weniger, da keine bestimmte oder feste Schriftsprache existirt. Was die übrigen hier nicht genannten Afrikanischen Sprachen anbetrifft, so sehe man die vorzüglichsten in diesem Register nach.

Sprache der Alten, hierunter versteht man die Griechische und Lateinische Sprache.

Sprache (Amerikanische). Die Ursprachen Amerika's beschränken sich nur bloß noch auf die Indianer, als die Ureinwohner dieses Welttheils; denn die übrigen Ureinwohner der jetzigen kultivirten Staaten von Nord- und Südamerika sind entweder ausgerottet oder mit den Europäern, als jetzige Bewohner des Landes, verschmolzen worden. Hierzu kommen nun noch eine große Anzahl Afrikaner, besonders Neger, welche als Sklaven dahin verkauft worden sind, und die jetzt in dem ehemaligen Spanischen Amerika und auf St. Domingo oder Hayti ihre Freiheit erhalten haben, und die aus den Vermischungen der Neger, Indianer und Weißen oder Europäer entsprossenen Kreolen, Mulatten und Mestizen. Alle diese verschiedenen Völkerstämme reden Europäische Sprachen; am häufigsten in den südlichen Provinzen der sich jetzt gebildeten Republiken: Spanisch, Portugiesisch, Französisch und Englisch, und dann mehrere Indianische Sprachen;

in Nordamerika oder in dem Nordamerikaniſchen Freiſtaate ſpricht man Franzöſiſch, Engliſch und Deutſch. Die Deutſche Sprache iſt jetzt durch ganz Nordamerika verbreitet, nur in Südamerika will ſie nicht recht Fuß faſſen. Die eigentlichen Landesſprachen, die Indianiſchen, ſollen ſich mit den verſchiedenen Dialekten auf tauſend belaufen, die von 7,842,000 Indianer geſprochen werden; dagegen werden die Europäiſchen Sprachen von 26,442,000 Individuen geſprochen. Ueber die Sprachen der Eingebornen, der Indianer, läßt ſich nichts Gewiſſes berichten, wie man ſich leicht denken kann, da jeder Indiſche Stamm ſeine eigene Sprache oder ſeinen eigenen Dialekt hat. Wie übrigens ihre Art ſich auszudrücken iſt, oder wie ſie ſich bilderreich in ihren Sprachen ausdrücken können, iſt ſchon oben, unter Sprache, S. 17, angeführt worden. Man ſehe auch den Art. Sprache (Indiſche).

Sprache (Arabiſche), eine der älteſten noch lebenden Sprachen, die ehemals durch ihren Wortreichthum, durch die Werke der Dichtkunſt, der Philoſophie, Geſchichte, Aſtronomie und Medizin, die darin geſchrieben worden, durch ihre Verbreitung mit dem Mahomedaniſchen Glauben über einen großen Theil von Aſien (den Orient), einen Theil von Afrika, und ſelbſt in Europa über Theile von Spanien herrſchte; aus welchem Lande die Araber zwar wieder vertrieben worden ſind; aber dennoch Spuren ihres ehemaligen Dageweſenſeyns, ſowohl in der Sprache, als in den Sitten der Spanier zurückgelaſſen haben; und welche Sprache in neueſter Zeit, ſelbſt in ihrer ehemaligen Wiege, Mekka und Medina, zur Unbedeutenheit herabgeſunken iſt; denn nach dem ſchon oben, S. 367, angeführten Ali Bey, macht die überall in Arabien herrſchende Unwiſſenheit, daß die Sprache dieſes Landes immer ſchlechter wird, und ſogar in ihrer Ausſprache, um ſo leichter ausartet, weil ſie ohne Selbſt

laute geſchrieben wird, und eine Menge Hauchzeichen oder Aſpirationen hat, welche Jeder, wie es ihm beliebt, und weil keine Nationalproſodie oder ſonſt ein Mittel den urſprünglichen Laut zu halten und fortzupflanzen vorhanden iſt, mehrt oder mindert. Dieſe ehemals der Arabiſchen Poeſie ſo günſtige Sprache, fängt daher an, ſtatt ſich zu vervollkommnen, mit jedem Tage mehr und mehr zu ſinken, beſonders durch die fehlerhaften, jedem Stamme eigenthümlichen Ausdrücke, und durch den Umgang mit Fremden. In Europa betrachtet man die Arabiſche Sprache gleichſam als eine Gelehrtenſprache, die nicht nur der Philologe, ſondern auch der Theologe in der Exegeſe und Hermeneutik benutzt, und die ſelbſt für die Mediziner Werth hat, wenn gleich die wichtigſten Werke, ſeine Kunſt betreffend, überſetzt worden ſind; ſo auch diejenigen Produkte in den ſchönen Wiſſenſchaften, der Dichtkunſt, die hauptſächlich auf den Geiſt und die Bildung einer Sprache wirken. Die Arabiſche Sprache war ſchon reich an bildervollen Ausdrücken, wie alle diejenigen Sprachen der Völker, welche ein Nomadenleben führen und patriarchaliſche Sitten bewahren, alſo auch die Sprachen der Hebräer, Chaldäer ꝛc., vor Mahomed's Zeiten, als ſie noch nicht auf die eigentlichen Wiſſenſchaften angewandt und zu abſtrakten Ideen benutzt wurde, welches nach dieſem neuen Religionsgründer im Morgenlande geſchah. Man ſah erſt in ſpäteren Zeiten die frühern Produkte der Dichtkunſt, die ein Geſchlecht auf das andere mündlich fortpflanzte, als Muſter der reinen und eleganten Sprache an; denn es wurde in dieſen Gedichten nicht nur die Natur beſungen, ſondern auch die Genealogie, die Geſchichte und die Sitten der Vorzeit aufbewahrt. Vortheile, die um ſo viel mächtiger waren, ſagt ein Schriftſteller, da erſt in ſpäteren Zeiten die Schrift in Yemen unter den eigentlichen Arabern erfunden

ward. Die Dichtkunſt war daher bei der ganzen Nation ſehr geſchätzt und man ſah es als den ſtärkſten Beweis einer edlen Herkunft an, wenn Jemand ſeine Gedanken in ſinnreichen Verſen ausdrücken konnte; daher findet man auch oft in ihren Geſchichtsbüchern Stellen aus Dichtern eingemiſcht. Was aber die Ausbildung der Sprache am meiſten beförderte und das goldene Zeitalter der Poeſie herbeiführte, ſcheinen wohl die vor den Zeiten des Islams aus allen Stämmen zur Aufmunterung und zum Wetteifer der dichteriſchen Genies veranſtalteten jährlichen Zuſammenkünfte der ganzen Nation geweſen zu ſeyn. In jedem Jahre wurde nämlich zu Ocaad eine Meſſe, die einen ganzen Monat dauerte, gehalten. Alle Stämme kamen daſelbſt zuſammen, mehr in der Abſicht, die um den Preis ſtreitenden Dichter zu hören, als der Waaren halber, die daſelbſt verkauft wurden. Der Dichter, welcher bei dieſem Wettſtreite den Vorzug behielt, erlangte dadurch die Achtung der ganzen Nation. Seinem Stamme wurde von andern Stämmen Glück zu dieſer großen Ehre gewünſcht; dieſer ſtellte dann Gaſtmale an; die Weiber erſchienen im hochzeitlichen Schmucke und beſangen die Glückſeligkeit ihres Stammes, der nun einen Beſchützer ſeiner Ehre und ſeines Ruhms erhalten habe, welcher ihre Thaten auf die Nachwelt fortpflanzen werde. Daß ſolche feierliche Glückwünſche ſehr bedeutend waren, gewahrt man daraus, daß die Araber ſonſt ſehr ſparſam damit waren und außer dieſer Gelegenheit, wie Ebn Raſchick erzählt, nur bei der Geburt eines Sohnes, und wenn ein Pferd, eines der größten und wichtigſten Güter der Araber, ein treffliches Füllen geworfen hatte, dergleichen Wünſche abzuſtatten pflegten. Die öffentliche Belohnung aber, die dem Dichter erwieſen wurde, beſtand darin, daß ſeine Gedichte auf Aegyptiſche Seidenſtoffe mit goldenen Buchſtaben geſchrie-

ben und in der Kaaba oder dem Tempel zu Mocca oder Mecca aufgehangen wurde. Solche Preisgedichte wurden daher Modſ'habaath, goldene oder vergoldete genannt. Von dieſen goldenen Gedichten ſind noch ſieben in einer Sammlung übrig, die alle aus Mahomeds Zeitalter ſind. Sie gehören zuſammen in Anſehung ihrer Form unter die Klaſſe der Dichtungsart, welche die Araber Kaſida nennen, deren Ordnung und innere Einrichtung mit der Idylle der Griechen übereinſtimmt. Mit Mahomed's Religion fiel aber bei den Arabern das Studium der Poeſie, welches in dem Jahrhunderte vor ihm, und auch noch zu ſeiner Zeit in dem höchſten Flore ſtand. Eine der vornehmſten Urſachen der Abnahme des guten Geſchmacks findet man leicht, wenn man bemerkt, daß die Ausbreitung dieſer Religion mit dem Degen in der Hand geſchah, und die daraus folgende Eroberungsſucht, die ſo häufig glückliche Unternehmungen nach ſich zog, dem Araber ganz andere Beſchäftigungen an die Hand gab, als ſeine bisherigen waren, bei dem er Muße zur Poeſie hatte. Dſhalalodin, aus Sojut in Aegypten, ſagt daher: „Als der Iſlamismus aufkam, verließen die Araber das Studium der Poeſie und Sprache und machten die Eroberung fremder Länder zum Gegenſtande ihrer Beſchäftigung, bis ſie endlich nach Erreichung ihres Zweckes wieder zur Ruhe kamen und jenes Studium unter ihnen wieder auf's Neue zu blühen anfing.“ Die Poeſie kam aber nie wieder in den folgenden Zeiten zu dem Flore, in welcher ſie zuvor geweſen war, obgleich Einer oder der Andere ſich vor ſeinen Zeitgenoſſen hervorthat. Mahomed's Religion mußte ſelbſt dieſes Aufblühen verhindern; denn er hob nicht allein die Meſſe und jährliche Zuſammenkunft der Stämme in Ocaad auf, ſondern er machte es auch zu einem Religionsſatze, daß ſein Koran das höchſte Muſter einer vortrefflichen

Schreibart ſey. (Sur II, 24. Sur XI, XVII.) „Laßt Menſchen, ſagt er z. B. am letzten Orte, und Dämonen zuſammentreten, daß ſie ein Buch gleich dieſem hervorbringen (das iſt, nach Baidawis Erklärung, das an vortrefflicher Schreibart dieſem beikomme) und gewiß werden ſie es nicht im Stande ſeyn, ſo ſehr ſie auch einander helfen.“ Der Dichter Labid ging ſo weit in ſeiner Schmeichelei gegen den Propheten, daß er ſein eigenes zu Mocca aufgehängtes Preisgedicht herunter nahm und Mahomeds Schreibart nicht allein für weit vortrefflicher, ſondern für ganz unerreichbar und göttlich erklärte. Wenn gleich die Araber von dieſer Zeit an wenig eigenes Verdienſt mehr um die Dichtkunſt ſich erwarben, ſo ſuchten ſie doch die Meiſterſtücke ihrer Vorfahren zu erhalten, und ſie, da die Schrift nun unter ihnen erfunden war, aus der mündlichen Ueberlieferung in Büchern fortzupflanzen. So entſtand die Sammlung der ſieben Moallakaath, die Anthologie des Abu Themam, der zweihundert Jahre nach Mahomed, ſowohl ganze Gedichte der Vorfahren, als auch daraus gewählte einzelne Stellen zuſammentrug und unter folgende zehn Abſchnitte brachte: 1) Bab' olHmaſah oder Kapitel von der Tapferkeit, welches in der Folge dem ganzen Buche den Namen gab; 2) Trauer- oder Klagelieder über Verſtorbene; 3) Sittenſprüche; 4) Liebesgedichte; 5) Satyren; 6) Lob der Gaſtfreiheit; 7) Miscellanien; 8) vom Reiſen; 9) ſcherzhafte Einfälle; 10) Sitten der Frauenzimmer. In welchem Anſehen Abu Themam geſtanden habe, beweiſet folgende Nachricht aus ſeinem Leben. Er überreichte einſt einem gewiſſen einſichtsvollen Arabiſchen Fürſten ein Gedicht und erhielt dafür eine Belohnung von funfzig tauſend Drachmen oder Dirahim mit dem Komplimente: ſie als ein Geſchenk anzuſehen, das gar nicht an den

Werth ſeines Gedichtes reiche. Bei ſolchen glänzenden Fortſchritten in der Dichtkunſt, durch anſehnliche Belohnungen aufgemuntert, konnte die Sprache nur gewinnen und ihre Ausbildung erhalten, wenn auch nicht von Seiten der Wortforſchung, ſo doch von Seiten der Wortfügung und der Proſodie, des ſchönen Klanges; denn wenn man auf die Form der Arabiſchen Gedichte ſieht, ſo findet man auch, nach einen guten Orientaliſten, daß ihre Verfaſſer einen gewiſſen Wohlklang in den Wörtern und in der Stellung derſelben beobachtet haben, und daß auch in Rückſicht auf die Endſylben oft der Reim ſich findet, ſo wie auch über die Länge eines Gedichts gewiſſe Geſetze von ihnen beobachtet werden. Obgleich Huet's Behauptung: daß die Provenzalen von den Arabern bei ihrer Eroberung in Spanien den Reim in den Verſen nachgeahmt hätten, unerweislich iſt; ſo iſt es doch gewiß, daß damals die Araber, und ſchon vor den Zeiten Mahomets, den Reim am Ende in ihren Gedichten hatten, ſo wie auch ſchon bei ihren älteſten Dichtern eine gewiſſe Beobachtung in der Ordnung und Stellung der Wörter ſich findet; allein das Metrum oder das genauere Sylbenmaaß iſt erſt in ſpäteren Zeiten, nach Alzefadi's Zeugniß, näher beſtimmt und auf gewiſſe Regeln zurückgeführt worden; es koſtete einen Grammatiker, wie der eben genannte Schriftſteller erzählt, der am Nil ſaß, und von einem Gedichte die Sylben abtheilte oder ſtudierte, das Leben, weil die Vorübergehenden ihn nicht verſtanden und glaubten, daß er den Nil beſchwöre. Ferahidi hat in dem zweiten Jahrhunderte nach Mahomed ein eigenes Buch darüber geſchrieben, und von ihm ſollen die neuern Juden ihre Regeln für ihre Gedichte hergenommen haben, ſo wie ihre Kunſtwörter Ueberſetzungen aus den Arabiſchen Kunſtwörtern zu ſeyn ſcheinen. Von dem Reime geben die Gram-

matiker drei Klaſſen an: 1) Wenn drei Sylben am Ende mit einander übereinkommen; 2) wenn nur zwei Sylben am Ende auf einerlei Art ausgehen; 3) wenn nur eine Sylbe ſich auf gleiche Art endiget, z. B. Kisaron, Soturon ſind von der letzten Art, welches ſie auch den ſchlechteſten oder unvollkommenſten Reim nennen. Von der guten Art ſind Kardon, Fardon welches auch ein vollkommener Reim genannt wird; und der vorzüglichſte iſt der von der erſten Art, wo drei Sylben gleich lauten, Kasara, Nasara. Die Ausdrücke, die ſie als Kunſtwörter in der Lehre vom Sylbenmaaße gebrauchen, ſind größtentheils von einem aufgeſpannten Zelte hergenommen, das bekanntlich die Wohnung des mit ſeiner Horde herumziehenden Nomaden iſt; ein jeder Vers heißt daher Baith, Gezelt, und ſein Hemiſtich wird Mitsraa, Thür, genannt, ſo wie beide Hemiſtichien zuſammen den Namen Mitsraan führen. In Rückſicht auf die Füße und Sylben unterſcheiden ſich die Arabiſchen Gedichte dadurch merklich von den Versarten der Römer und beſonders der Griechen, daß ſie manche Füße gar nicht haben, welche bei dieſen häufig gebraucht werden; ſ. unter Verskunſt in V. Auch die Namen, mit welchen die Araber eine Sylbe oder mehrere mit einander verbundene von einander unterſcheiden, ſind ebenfalls von dem Gezelte hergenommen. Bei den Arabern fängt die eigentliche Benennung der Versglieder erſt da an, wo fünf Conſonanten mit einander zu einem Verstheile gehören. Nach dieſen kommen die, welche aus ſieben beſtehen. Beide Klaſſen führen daher auch den Namen Theile des Verſes, Aladschsao, partes. Jene begreift zweierlei, dieſe aber ſechſerlei Arten in ſich. Ihre Namen oder Formeln, welche der Araber überhaupt mit dem Worte Dawabeto formula, belegt, werden nur die Formeln der Conjugationsklaſſen von dem Zeitworte hergenommen. Man gewahrt aus

dem hier Vorgetragenen, daß bei dem Araber die Sprache praktiſch betrieben wurde, wie ihr Leben in den früheſten Zeiten auch nur ein praktiſches genannt werden konnte, indem die Poeſie die Vergnügungen und Erholungen in der freien Natur war. Sie banden ſich in Hinſicht der Versart an keine beſtimmte Regeln, wie andere Nationen, hauptſächlich die Griechen und Römer. Der Grund hiervon liegt darin, daß erſt in ſpäteren Zeiten Arabiſche Schriftſteller Theorien darüber entworfen haben, in welchen, wie es bei ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, der Theoriſt ſich auch berechtiget glaubte, Geſetze aufzunehmen, die oft nicht ſowohl aus dem, was er vor ſich fand, abſtrahirt, als nach ſeinem eigenen Urtheile feſtgeſetzt worden waren. Je älter daher die Arabiſchen Gedichte ſind, deſto weniger Genauigkeit fordert man von dieſer Seite, wie dieſes auch Alſephadi in der Vorrede ſeines Commentars zu Tograis lamiſchem Gedichte bemerkt. Auch ſollen die alten Araber keine Gedichte von einer gewiſſen Größe oder Länge gehabt haben, ſondern ihre Gedichte beſtanden, nach dem Dſchalaloddin, bloß in gewiſſen Verſen, die ſie, ſo wie ſich von ungefähr Gelegenheit dazu darbot, herſagten, indem es von jeher für eine Ehre unter ihnen gehalten wurde, ſeine Gedanken auf eine poetiſche Art ausdrücken zu können. Da Salomons Weisheit ſich vorzüglich durch ſeine Tugendſprache offenbarte, und von ihm geſagt ward, ſeine Weisheit ſei größer geweſen, als die Weisheit aller Araber (1 Kön. 5, 10), ſo gewahrt man daraus, daß ſolche kurze Sittengeſpräche unter dieſer Nation ſchon in den früheſten Zeiten ſehr gewöhnlich waren, womit auch die eigene Geſchichte dieſes Volkes übereinſtimmt. — Die Art des Gedichts, welche Alcasidah genannt wird, iſt erſt in ſpätern Zeiten, nach der Behauptung des Dſchalaloddin durch den Dichter Mohalhel eingeführt worden, als er ſeinen ermordeten Bruder

beweinte. Der Name Kasida kommt von dem Stammworte Kasada, intendere, proponere, frangere, her, und bezeichnet durch ſeine Bedeutung nach Schirazis Erklärung überhaupt eine Arbeit, deren Verfertigung ſich der Dichter zu einem beſondern Geſchäfte macht, und ſie von andern Arten zu reden gleichſam abſchneidet oder abſondert, da ſonſt die Verſe unter die gewöhnliche Rede gemiſcht wurden. Ein ſolches Gedicht beſteht, der Regel nach, aus vollſtändigen richtigen Verſen, deren Zahl nicht unter dreißig iſt; doch findet man auch ſolche, die nicht mehr als ſechzehn Verſe haben. Die größten Gedichte haben aber nicht über hundert Verſe. Die zwei Hälften des erſten Verſes endigen ſich auf gleiche Art, und dieſer Reim wird in der letzten Sylbe der zweiten Hälfte von jedem der folgenden Verſe wiederholt; z. B. Togras Gedicht fängt ſich ſo an:

Asalato' rraji sanathni ani' Ichatali
Whhijato' Iphadli sanathni lada' latali
Madschdi achiran wamadschdi 'awwalan scharaon
Waschschamso rada ddliohha caschschamsi phittaphali.

Mein Stolz ſchützt mich vor Erniedrigung,
Und das Gefühl meiner Würde bleibt mein
Schmuck, wenn jeder andere Schmuck mir fehlt —
Meine Ehre bleibt am Ende meiner Ehre im Anfange gleich;
Die Sonne am Abend iſt noch die Sonne, die ſie am Mittage war.

Dieſe Dichtungsart iſt nicht auf eine gewiſſe Klaſſe von Gegenſtänden eingeſchränkt, ſondern der Araber braucht ſie zu jedem Gegenſtande, zum Ausdrucke jeder ſtarken Leidenſchaft, und überhaupt zu jedem Zwecke, den er durch die Poeſie erreichen will. Man findet ſie

daher in Trauer-, in Freude-, in Lob-, in Tadel-, in Lehr- und in Scherzgedichten. Bei den alten Arabern wird die Liebe häufig in jedem vollkommenen Gedichte dieſer Art beim Anfange oder in der Mitte beſungen, ehe der Dichter auf ſeinen Hauptgegenſtand kommt. Den Schluß macht oft ein unerwarteter Fall oder eine mit dem Inhalte übereinſtimmende Sentenz. Man vergleicht ſie in Anſehung ihres Ganges mit der Griechiſchen Idylle, und wenn ſie kürzer ſind, mit der Ode. Hier nur einige Strophen als ein Beiſpiel aus der Ueberſetzung einer Elegie beim Hariri, Conſeß XX.

Einen tapfern Jüngling ſah' ich im Frühling meines Lebens,
Gewetzt und ſchwank war ſeines Degens Klinge.
Voran ſtürzt er ins Treffen.
Als ob er kühn es wagen dürfte, nie wandelte Furcht ihn an.
Unaufhaltſam brach er ins Gedränge der Schlacht ein, bis
Er da, wo dichte Reihen ſtanden, viele Oeffnungen machte.
Wenn er Krieger zum Streit aufforderte; ſo kehrte er nie vom Kampfplatze zurück,
Als mit der Lanze im Blute geröthet. u. ſ. w.

In dieſer Dichtungsart ſind auch die noch übrigen ſieben goldenen Gedichte geſungen worden. Die Namen dieſer berühmten Dichter ſind: 1) Amriolkais oder nach der Ausſprache Anderer Amralkais; 2) Zohair; 3) Labid; 4) Antharah; 5) Alhareth oder Alhares; 6) Tarafah; 7) Amru Ebn Calthum oder Calſum. Amrus und Hareths Gedichte ſind durch ihren Inhalt einander entgegengeſetzt und zu gleicher Zeit angefertigt worden. Die Veranlaſſung dazu gab eine Verſammlung, die zur Vereinigung oder Friedensſtiftung zwiſchen jenen Stämmen gehalten wurde. Hareth, ſo erzählen die Geſchichts-

ſchreiber, lehnte ſich auf ſeinen Bogen und hielt mit der heftigſten Gemüthsbewegung aus dem Stegreiſe ſeinen poetiſchen Vortrag, darin man die größte Weisheit, Scharfſinn und Würde entdeckte, ſo wie ſeines Gegners Gedicht ſich durch heftige, erhabene und ſtolze Vorſtellungen dem Gemüth der Zuhörer nachdrücklich einprägte, und beide ſich dadurch den Ruhm der größten Dichter ihres Zeitalters erwarben. — Was die Bilder anbetrifft, welche die Araber in ihren Gedichten gebrauchen oder überhaupt in ihrer poetiſchen Rede, ſo ſind ſie alle aus der Natur, aus dem gemeinen Leben, aus den Spielen und Gewohnheiten der Nation, aus der Religion, aus der Geſchichte, aus der Fabel hergenommen, mit welchen Stücken man daher genau bekannt ſeyn muß, wenn man ihre Gedichte verſtehen und beurtheilen will. Beſonders iſt dieſes von der Naturgeſchichte zu bemerken, die der Araber ſehr häufig von Gegenſtänden gebraucht, die dem Europäer fremd ſind. In Anſehung der Figuren, die ſie gebrauchen, findet man häufig die Trope, daß ſie Adjuncta einer Sache, für die Sache ſelbſt ſetzen; z. B. das Reh, heißt Sohn der Flucht; die Worte, Töchter der Lippen; die Sirene, Tochter des Meeres; die Sorgen, Töchter der Bruſt; die Tauben, Töchter der Traurigkeit. So ſagt z. B. Abulola:

Ach! der Traurigkeit Töchter machen mich ſchlaflos!

Gleichniſſe nehmen die Arabiſchen Dichter, wie die Dichter von andern Nationen, von allen Gegenſtänden der Natur her; insbeſondere aber vom Aufgange der Sonne, von den Geſtirnen und ihrem Laufe, die der in Gezelten wohnende Beduine beſtändig bemerkte; auch findet man viele, die ſie von Thieren, Pflanzen ꝛc. hernehmen, welche ſich nur in Aſien finden. Wenn ſie oft von Edelſteinen reden, ſo ſind dieſes dem Europäer viel-

leicht auffallende und nicht ſchickliche Gleichniſſe; indeſſen würden die Araber von vielen unſerer Gleichniſſe eben ſo denken, wenn man ihr Urtheil darüber hören wollte; ihnen iſt der Glanz der Edelſteine weniger fremd, als uns; und da ſie die Natur in ihrem Glanze ſehen, ſo muß auch dieſer Naturgegenſtand ihre Aufmerkſamkeit um ſo mehr als ein glänzender Körper feſſeln, und ſie ihn zu ihren Gleichniſſen eher gebrauchen, als viele andere. Eine andere Bewandniß möchte es vielleicht mit den Wortſpielen haben, ſagt ein Schriftſteller, die man bei den Arabern, wie bei allen Orientalen, häufiger antrifft. Was den verſchiedenen Inhalt ihrer Dichtungen anbetrifft, ſo wird Manches davon unter Volkspoeſie oder Dichtkunſt in V. vorkommen; ſo wie auch von den verſchiedenen Gattungen daſelbſt die Rede ſeyn wird. — Die Araber haben auch noch eine numeröſe Schreibart, die zwar von dem eigentlichen Gedichte einigermaßen unterſchieden wird; allein in vielen Stücken damit übereinkommt, ſowohl in Anſehung des Ganges, als der Bilder und der Ausdrücke. Nachdem was hier über den Syntax dieſer Sprache angeführt worden iſt, wird man den Wörterreichthum derſelben, ſo wie die Art ſich auszudrücken, in der Probe der Gedichte leicht gewahren, denn nur aus ihrer Poeſie läßt ſich der Urzuſtand derſelben erſehen, welches bei den ſpätern Schriften in Proſa nicht der Fall iſt, wo durch mehrere künſtliche Wortbiegungen ihr Zuſtand ſchon ſehr geändert iſt; ſie ſchon dem Zwange der Sprachlehre unterliegt, oder gebunden iſt. Was nun die Arabiſche Sprache in Rückſicht der Grammatik anbetrifft, ſo iſt davon ſchon oben unter Sprache und Sprachkunſt Manches hin und wieder vorgekommen, ſo auch oben in dieſem Artikel. Dieſer theoretiſche Theil der Sprache oder Sprachkunſt, iſt im Arabiſchen erſt nach Mahomed unter den Khalifen zu einer gewiſſen

Vollkommenheit gediehen, da ſich beſondere Gelehrten damit beſchäftigten. Auch Viele der Dichter waren Grammatiker, als Ibn Doreid, Hariri, Al Meidani, Al Samachſchari ꝛc. Das Alphabet in dieſer Sprache kommt ſehr mit dem Syriſchen überein, ja die Aehnlichkeit zwiſchen beiden iſt ſo groß, daß man mit einiger Gewißheit behaupten kann, das Erſtere kommt von dem Letzten her. Man findet jetzt ſechs verſchiedene Arten von Schriftzeichen in der Arabiſchen Sprache. Einige haben mehr Buchſtaben als die übrigen Morgenländiſchen Schriften. Statt daß der Syrer nicht mehr als zwei und zwanzig Buchſtaben hat, ſo hat der Araber noch ſechſe mehr; dieſes ſind aber nicht neue Zeichen, ſondern doppelte oder Verdopplungszeichen eines gewiſſen Schalls, und durch gewiſſe Punkte, die man zu einigen der ſchon dageweſenen Buchſtaben geſetzt hat, entſtanden. Bei den alten Arabern waren die Punkte, die aus einem Buchſtaben zwei oder mehrere jetzt machen, nicht bekannt, und daher war das alte Arabiſche Alphabet in ſeinen Buchſtaben nicht ſtärker oder zahlreicher als das Hebräiſche. Durch die ſechs Buchſtaben, die jetzt das Arabiſche Alphabet mehr hat, als das Syriſche, enthält es acht und zwanzig Schriftzeichen. Der Grund der Mehrzahl dieſer Schriftzeichen vor den Syriſchen, wovon ſie abſtammen, ſoll größtentheils in dieſer Abſtammung ſelbſt liegen. Der Araber behält den nicht ziſchenden Syriſchen Buchſtaben, der bei dieſem für einen ziſchenden der Hebräer ſteht, ſpricht ihn aber zuweilen ziſchend wie der Hebräer aus, und giebt ihm dann ein Zeichen dieſes Lautes. Auch braucht er zum Unterſchiede einer doppelten Ausſprache, die ein Buchſtab des Hebräers hat, zwei beſondere Buchſtaben oder zeigt ſie vielmehr bei einem Buchſtaben dadurch an, daß er ihm in dem einen Falle Punkte beifügt, die er in dem andern wegläßt. Die älteſte Arabiſche Schrift,

die ſich auf alten Inſchriften, Münzen und andern Denkmalen findet, iſt die kufiſche, die bei den Orientaliſchen Sarazenen auch die gebräuchlichſte war. Man findet ſie oft, ohne daß die Punkte beigefügt worden wären, durch welche in der Folge das Alphabet mit ſechs Schriftzeichen vermehrt worden iſt. Man trifft daher auf dieſen Denkmälern keine Vokalzeichen an. — Die zweite Arabiſche Schrift iſt die Karmathiſche, deren ſich die Abendländiſchen Sarazenen bedient haben, wie die Reſte davon in den Ländern, die ſie beſaßen, beweiſen. Man findet bei dieſer Schrift gleichfalls keine Vokalzeichen, auch fehlen zum öftern die Unterſcheidungspunkte der Conſonanten von verſchiedener Ausſprache; deutlich bemerkt man aber daran das Künſtliche in den verzogenen, verſchlungenen und gezierten Buchſtabenzügen. — Die dritte Arabiſche Schrift iſt diejenige, welche die Mauren oder Mauritaner in Marokko gebrauchen. Hier ſind die Buchſtaben merklich in ihren weſentlichen und außerweſentlichen Zügen von der vorhergehenden Schrift verſchieden. Ein Hauptkennzeicher dieſer Schrift iſt, daß der Buchſtab, der das gelinde S ausdrückt, und ſonſt Se geſchrieben wird, hier die Geſtalt des Buchſtabens Fe, der mit unſerm F einerlei iſt, annimmt, und daß der eben genannte Buchſtab dann ſein weſentliches Unterſcheidungszeichen auf der entgegengeſetzten Seite bekommt. Auch der Buchſtabe Kaf, der mit dem deutſchen K in der Bedeutung gleich iſt, wird hier nicht wie gewöhnlich geſchrieben. — Die vierte Abänderung der Arabiſchen Schrift iſt diejenige, in welcher der Koran geſchrieben iſt und Abſchriften davon gemacht worden ſind; ſie führt daher auch den Namen Neſchchi, von dem Stammworte Naſachch, abſchreiben. Dieſe Schrift iſt jetzt die gewöhnliche unter den gedruckten Arabiſchen Schriften. Die Unterſcheidungspunkte

ſind in dieſer Schrift immer den Buchſtaben, die eine verſchiedene Ausſprache haben, beigeſetzt; und dieſe hat, wie die Marokkaniſche Schrift, immer acht und zwanzig Buchſtaben in dem Alphabete. Auch bei beiden finden ſich drei Vokalzeichen, die bald über, bald unter die Buchſtaben geſetzt werden, und nach dieſer verſchiedenen Stellung die Vokale anzeigen. Auch nach dem Arabiſchen Alphabete werden die Buchſtaben, wenn ſie in ein Wort zuſammengeſetzt werden, mit einander durch die Endzüge verbunden, wie in der Syriſchen Schrift; nur ſechs werden nicht mit den vorhergehenden, ſondern nur mit den folgenden zuſammen gezogen.

Auch die Perſer und Türken haben dieſe Arabiſchen Schriftzeichen, ungeachtet ihre Sprachen von jener ganz verſchieden ſind; der Unterſchied iſt nur, daß jene noch vier, dieſe noch drei mehr haben. Das Perſiſche Alphabet beſteht daher aus zwei und dreißig und das Türkiſche aus ein und dreißig Buchſtaben. Sie drücken aber mit den neuen Zeichen keine neuen beſonderen Töne aus, ſondern ſie ſind bloß ſtärkere Ausdrücke der vier Hebräiſchen Buchſtaben: Beth, Gimel, Nun, Caph; auch haben ſie nicht die Vokalzeichrn, deren ſich die Araber bedienen. Die jetzige Ordnung der Arabiſchen Buchſtaben weicht von der Hebräiſchen ab; ſie iſt aber erſt in neueren Zeiten gemacht worden, wie man ſolches ſchon aus der Zahlbedeutung der Buchſtaben ſieht, die völlig auf die Folge gegründet iſt, welche in dem Hebräiſchen Alphabete Statt hat. — Nur die mit der Arabiſchen verwandte Aethiopiſche Sprache, die beide eine genaue Uebereinſtimmung mit einander haben, entfernt ſich doch in Hinſicht ihres Alphabets ſehr von der Arabiſchen, ſo daß die von einigen vorgegebene Abſtammung derſelben von der Letzten gar nicht glaublich iſt; noch eher kommt ſie mit der Samaritaniſchen, ſowohl in den meiſten Charakteren, als auch in den

zwiſchen die Wörter geſetzten Abtheilungspunkten überein; und wie ſchon oben, unter Sprache (Aethiopiſche), angeführt worden, ſoll die Kultur aus Aethiopien über Aegypten nach Griechenland gekommen ſeyn, und daraus erklärt ſich denn auch ihre Verwandtſchaft mit den Abendländiſchtn Schriften, und beſonders mit der Griechiſchen, von welcher auch die Zahlzeichen und die Vokale, deren die Aethiopiſche Sprache ſieben, wie die Griechiſche hat, entlehnt zu ſeyn ſcheinen, wenn nicht dieſe von jener herkommen. Die Abweichung von der Arabiſchen Sprache beſteht darin, daß das Alphabet aus ſechsundzwanzig Charakteren beſteht, die aber nicht Buchſtaben genannt werden können, ſondern Sylben ſind, und wie die Abendländiſche Schrift von der linken gegen die rechte Hand zu geſetzt werden. Das Alphabet fängt ſich mit G an, und endiget ſich mit P. Es hat zwei Z und drei P. Ein Näheres über die Aethiopiſche Schrift, ſ. den oben angeführten Artikel: Schrift (Aethiopiſche). — Die Arabiſche Schrift veranlaßte auch das Alphabet, deſſen ſich die Juden im Morgenlande zur Schrift der Arabiſchen Sprache bedienen. Das gewöhnliche Chaldäiſche Alphabet wird zwar beibehalten, da dieſes aber nur zwei und zwanzig und das Arabiſche acht- und zwanzig Buchſtaben hat, ſo ſind in dieſes Alphabet noch ſechs neue Buchſtaben aufgenommen worden, die aus einigen der gewöhnlichen Hebräiſchen oder Chaldäiſchen durch hinzugeſetzte Grundſtriche über die Buchſtaben, durch Punkte in, über und unter den Buchſtaben gebildet worden ſind. Auf eine ähnliche Art haben auch die Chriſten in dem Morgenlande, die das Arabiſche durch die Syriſche Schrift ausdrücken, in ihrem Alphabete zwei von den gewöhnlichen Buchſtaben verdoppelt, und durch übergeſetzte Punkte vier neue Buchſtaben gebildet. Die Arabiſchen Schriftzeichen haben daher zur Bildung vieler anderer Schrift-

zeichen die Veranlaſſung gegeben, oder ſie waren vielmehr die Vorbilder zur Nachbildung vieler anderer Schriftzeichen; ob ſie aber ſelbſt von dem Samaritaniſchen oder Phöniziſchen Alphabete herſtammen, da dieſes als das älteſte uns bekannte angeſehen wird, iſt immer noch zweifelhaft, ſo wie überhaupt noch manches Dunkel über die Schriftzeichen und Sprachen der Morgenländer herrſcht, welches nicht zu enthüllen iſt, da uns darüber ſichere Dokumente fehlen; denn die alten Inſchriften, Münzen ꝛc. ꝛc., als die einzigen ſicheren Quellen hierin, reichen nicht aus, um über dasjenige Aufſchluß zu geben, was gerade das wichtigſte zur Erhellung des Sprachdunkels iſt; und daher kann man dasjenige, was über die verſchiedenen älteren Morgenländiſchen Schriften, von denen uns die Bruchſtücke oder Trümmer nur noch in den neuen gemiſchten Sprachen dieſer Nationen vorliegen, nur als gut gemeinte, aber immer noch räthſelhafte Spenden des Alterthums anſehen; wie dieſes auch die Anſtrengungen unſerer größten Orientaliſten bewieſen haben, wenn ſie ſelbſt auf denjenigen Boden kamen, deſſen Sprachantiquitäten ſie zu erhellen ſuchten. —

Die Arabiſche Sprache hat mehrere Dialekte und eine große Verwandtſchaft mit dem Hebräiſchen Dialekte. Juden und Araber haben ehemals einander verſtehen können, ohne einen Dolmetſcher nöthig gehabt zu haben, wie ſolches aus dem Buche der Richter, 7, 9, 14, zu ſehen iſt. Dieſe nahe Verwandtſchaft kommt daher, daß die Arabiſche oder, nach den Juden, Iſraelitiſche Sprache von den Nachkommen Abrahams geredet worden iſt. Man bemerkt jedoch an den Dialekten, daß ein Wort in dem Einen eine Bedeutung hat, die es in dem andern nicht hat; daß auch einzelne Wörter in dem einen oder andern vorkommen, die man in den übrigen nicht findet. Alles dieſes beweiſet nur, daß die Zeit in dem einen Dialekte mehr Veränderun-

gen bewirkt hat, als in dem andern. Mit der Arabiſchen iſt auch die Chaldäiſche und Syriſche Sprache verwandt, nur nicht ſo nahe, wie Sprachforſcher bemerkt haben wollen, als die Hebräiſche. Da nun alle dieſe Dialekte eine wechſelſeitige Verwandſchaft mit einander haben, ſo können ſie auch wechſelſeitig zur Erlernung und Erklärung gebraucht werden, wenn man nur Bemerkt, worin ſie von einander abgehen. So haben z. B. die Hebräer und Araber da einen ziſchenden Buchſtaben, wo die Syrer ein T haben, die Syrer haben da ein S, wo die Araber ein Sch ſetzen, und umgekehrt ein Sch, wo dieſe ein S haben. Ein Schriftſteller ſagt: „Man darf aber dieſe Freiheit im Verſetzen der Buchſtaben nicht zu weit treiben, denn ſonſt könnte man Alles aus Allem machen, ſondern man muß aus der Analogie der Sprache wiſſen, welcher Buchſtabe in jedem Dialekte für jeden Buchſtaben in dem andern geſetzt werde. Man muß auch die Vergleichung nicht weiter, als auf die oben genannten charakteriſtiſchen Worte ausdehnen. Keine Morgenländiſche Sprache iſt frei von aller Miſchung fremder Wörter, welche früher durch die häufigen Kriege, durch den Wechſel der Regierungen, und durch die Feſtſetzung fremder Kriegesvölker in den eroberten Provinzen einkamen. So z. B. iſt in die Syriſche Sprache nach den Zeiten Alexanders des Großen viel Griechiſches gekommen; das Arabiſche hat durch die Handlung Lateiniſche und Griechiſche Wörter, und in neueren Zeiten Perſiſche und Türkiſche Wörter erhalten. Bei der Vergleichung der Dialekte, muß man aber Alles, was fremd iſt, wegnehmen. Eine Hauptſache iſt es bei dieſer Unterſuchung und Vergleichung, daß man ſich nicht blindlings auf die Wörterbücher verlaſſe; man muß die Sprache ſelbſt verſtehen, darin ſchon Schriftſteller geleſen haben, wenn man von ihrer Analogie gehörig urtheilen will. So

ſucht man zuweilen ein Wort unter einer Bedeutung, die gerade die entgegengeſetzte iſt, oder man ſucht ein Wort im Syriſchen, welches unter dieſer Ausſprache im Hebräiſchen ſteht, und ſo umgekehrt. Es iſt eine Eigenheit in den Morgenländiſchen Dialekten, daß ſie gewiſſe Buchſtaben für andere, die in den übrigen Dialekten vorkommen, zu ſetzen pflegen. Anſtatt ſich nach dieſer Beobachtung zu richten, folgen die Wörterbücher bloß dem Alphabete und ſetzen Stammwörter zuſammen, die gar nicht zuſammen gehören. Man giebt ſich oft unendliche Mühe, die Bedeutungen verſchiedener Wörter mit einander zu vereinigen, und man giebt oft Spiel des Witzes für philologiſche Beobachtungen. Viele von denjenigen, die einen Dialekt der Morgenländiſchen Sprachen aus dem andern erläutern wollten, haben ihre Geſchicklichkeit nicht weiter getrieben, als daß ſie vielleicht leſen, und im Arabiſchen Otte und Kaf von einander unterſcheiden können, und nun gehen ſie ſchnell an die Vergleichung der Dialekte ſelbſt. Wie aber dann ſolche Ableitungen ausfallen, liegt am Tage; denn wer einen Dialekt aus dem andern erläutern will, muß beide vollkommen in ſeiner Gewalt haben, und daß man dieſes durch bloße Wörterbücher nicht erreicht, iſt jedem Kenner der Sprache bekannt.“ — Eine vollſtändige philoſophiſche Geſchichte des Arabiſchen und Hebräiſchen Dialekts müßte gänzlich die Verſchiedenheiten zwiſchen beiden anzeigen, und obgleich ſchon zum öftern von vielen Seiten zu einer ſolchen Geſchichte aufgefordert worden iſt, ſo iſt doch bis jetzt noch keine geliefert worden, obgleich man ſich in neuer und neueſter Zeit viel mit dieſen Sprachen beſchäftiget hat und beſchäftiget. — Die angeſehenſte Grammatik in dieſer Sprache, die vielfach commentirt worden, iſt diejenige von Sibujeh aus dem achten Jahrhunderte. Die Arabiſche Sprache iſt von den Europäern vielfältig ſtudiert wor-

den, beſonders auch, außer dem Theologiſchen Studium, wegen der Literatur, wegen der vielen Werke Arabiſcher Schriftſteller, und der ſchon oben, S. 371, genannten Zweige. In neuer und neueſter Zeit gab den Hauptanſtoß zur näheren Erforſchung der Arabiſchen Sprache Guillaume Poſtel in Paris im 16ten Jahrhunderte durch ſeine Arabiſche Grammatik. Ihm folgte Thoms Erpanius in Leyden, und gleichzeitig Fr. Martelloto in Rom. Im verwichenen Jahrhunderte haben das Studium dieſer Sprache durch Sprachlehren, Leſebücher ꝛc. ꝛc. erweitert: A. Schultens, J. F. Hirt, J. D. Michaelis, J. G. Eichhorn, H. E. G. Paulus, und in neueſter Zeit, dem gegenwärtigen Jahrhunderte: J. Jahn, E. F. C. Roſenmüller, J. S. Vater, A. J. Sylveſtre de Sacy. — Wörterbücher oder Lexica wurden von den Orientalen in der früheſten Zeit herausgegeben, als von Abu Naſr Ismael Ibn Hamad al Dianhari im 11ten Jahrhunderte. Sein Werk enthält 40,000 Wörter, nach den Endbuchſtaben geordnet; dann Ibn Af-Seidet, Ab-Darir, und Roſieddin Aſſignani, der ſein großes Werk Al-Ubab in 20 Bdn. unvollendet ließ. Dieſes benutzte gegen das Jahr 1400 Muh. b. Jakub el Firuz-Abadi zu ſeinem großen Werke Lameh, in 60 Bänden, woraus er dann den Auszug Al-Kamus bearbeitete, welcher allgemein verbreitet iſt. Letzterer erſchien im Jahre 1817 in zwei Bänden in Folio. In neuer und neueſter Zeit gaben Wörterbücher in Arabiſcher Sprache heraus: J. Golius, im Jahre 1653; Ed. Caſtellus, im Jahre 1686; Fr. von Mesguien, Meninski, Teller, Freitag ꝛc.

Sprache (Armeniſche), welche in Armenien in Aſien geſprochen wird. Daß auch dieſe Sprache, ſo wie alle Morgenländiſche Sprachen, reich an Bildern

in ihrer Jugend gewesen seyn muß, läßt sich vermuthen, weil das Land selbst, wegen seiner hohen Lage, und wegen der vielen Gebirge und fruchtbaren Thäler und Ebenen dazwischen schon etwas Romantisches hat, und die immer rege Phantasie des Morgenländers beschäftigen konnte; auch hatten die Armenier in ihrer Sprache, Lebensart und ihren Sitten vieles mit den Syrern und Persern gemein, auch die Religion der Letzteren, unter deren Bothmäßigkeit sie viele Jahre standen. Von ihrer Sprache und Literatur in den frühesten Zeiten ist uns wenig bekannt geworden, nur so viel wissen wir, daß sie in den ältesten Zeiten keine eigene Buchstaben hatten und sich bald der Persischen, bald der Syrischen, bald der Griechischen bedienten. Nachdem aber im dritten Jahrhunderte die christliche Religion in ganz Armenien ausgebreitet wurde, so nahm auch die Gelehrsamkeit eine andere Gestalt bei diesem Volke an. Im vierten oder fünften Jahrhunderte erfand Miesrob die Armenischen Buchstaben, und derselbe besorgte auch die Uebersetzung der Bibel und wurde gegen das Jahr 410 damit fertig. Sein Gehülfe bei dieser Arbeit war der berühmte Armenische Geschichtschreiber Moses Choronensis. Ob übrigens diese Uebersetzung der heiligen Schrift aus dem Griechischen oder Syrischen gemacht worden ist, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen; die Armenier selbst behaupten das Letzte. Nach den Nachrichten, die uns Moses Choronensis davon giebt, haben die Armenier die Bibel mehrere Male übersetzt, einmal aus dem Griechischen und zweimal aus dem Syrischen; und der Fleiß, den sie darauf verwendeten, gab ihren Uebersetzungen den Vorzug vor allen andern, wenigstens wird die Armenische Uebersetzung unter die besten Uebertragungen der Bibel in fremde Sprachen gerechnet. Sie ist aber nicht so geblieben, wie sie ursprünglich übersetzt war; denn sie wurde im dreizehnten Jahrhunderte von dem

Könige Haitho nach der Vulgata geändert. Diese Uebersetzung wurde erst im 17ten Jahrhunderte durch Uskon, Bischof von Erivan, durch den Druck bekannt gemacht. Da durch die Abschriften viele Verwirrungen in der Bibel entstanden waren, auch dieselbe in Armenien selten geworden war, so daß man ein Exemplar mit 500 Thaler bezahlte, so entschloß sich das Concilium der Armenier im Jahre 1662 solche in Europa drucken zu lassen. Der schon oben erwähnte Uskan ließ daher solche in dem Jahre 1666 und 1668 in Holland drucken. — Die Armenische Bibelübersetzung ist nun eins der Hauptdenkmäler dieser Sprache und Literatur aus der ältesten Zeit. — Wie das Armenische Alphabet eigentlich zusammengesetzt oder von welcher Sprache es hergeleitet worden ist, läßt sich schwer bestimmen; denn einige Buchstaben haben Aehnlichkeit mit den Syrischen, andere mit den Hebräischen, wiederum andere mit den Griechischen; daher ist die Angabe einiger Schriftsteller, daß es von dem Syrischen Alphabete abstamme, unrichtig; denn man darf nur das Alphabet der Armenier, wie es uns jetzt überkommen ist, genau durchsehen, und es dann mit dem Syrischen vergleichen, so wird man den Unterschied zwischen Beiden leicht gewahren. Es scheint eine Mischung und Umformung der Buchstaben aus mehreren Alphabeten zu seyn. Das jetzige Alphabet besteht aus acht und dreißig Buchstaben, die nicht bloß Konsonanten sind, sondern acht bis neu darunter sind Vokale. Sie schreiben von der linken gegen die rechte Hand, wie die Europäer und haben die Griechischen Akzente, auch ihre Unterscheidungs- oder Abtheilungszeichen zwischen den Sätzen. Die Armenische Sprache ist in Europa noch wenig gekannt. Außer der schon oben erwähnten Bibelübersetzung, welche in Holland besorgt wurde, hatte Fr. Rivola, ein Italiener, im Jahre 1621 ein Wörterbuch und auch eine Gramma-

tik herausgegeben; dann gab Clemenz Calanus im Jahre 1645 eine Grammatik mit Vokabulair heraus; auch J. Agop lieferte eine Sprachlehre im Jahre 1675. Auch zu Ende des verwichenen und in dieſem Jahrhunderte haben ſich mehrere Literaten mit dieſer Sprache beſchäftiget, z. B. J. J. Schröder, J. Jahn, M. Czahan de Cirbind in Paris; auch die Franzöſiſchen Zeitſchriften widmen ſeit einigen Jahren der Armeniſchen Literatur beſondere Artikel; ſo zählt auch die Armeniſche Congregation zu Venedig mehrere, ſich mit der Armeniſchen Sprache beſchäftigende Gelehrte.

Sprache (Aſiatiſche). Aſien zählt eine große Anzahl von Sprachen, doch iſt bis jetzt noch nicht genau ermittelt worden, wie viele Sprachen, außer den beſonderen Dialekten, es eigentlich zählt. Am meiſten verbreitet in dieſem Welttheile ſind: die Arabiſche, Türkiſche, Perſiſche, Ruſſiſche, Chineſiſche, Indiſche, Birmaniſche, Malayiſche und Tibetaniſche Sprache, welches theils durch die weite Umfaſſung der Staaten, theils durch die Religion, durch den Handel, und durch die Kriegeszüge; durch Letztere iſt die Birmaniſche Sprache am meiſten bekannt geworden, indem man dadurch auch auf dieſes Volk aufmerkſamer ward, welches vor dem Kriege mit den Engländern nur wenig beachtet wurde. Von den genannten Sprachen beſteht die Chineſiſche, Tibetaniſche, Birmaniſche, Anamitiſche ꝛc. nur aus einſylbigen; die Arabiſche, Türkiſche, Perſiſche, Afghaniſtaniſche, Ruſſiſche, Indiſche, Malayiſche ꝛc. ꝛc. aus mehrſylbigen Wörtern. Von den übrigen auch literariſch wichtigen Sprachen Aſiens, wie die Syriſche, Chaldäiſche, Phöniciſche, Samaritaniſche, Hebräiſche oder Jüdiſche, Armeniſche ꝛc. ꝛc. ſind die Erſteren zu den ausgeſtorbenen zu zählen, die nur noch in Schriften angetroffen und in Europa

wegen ihrer Literatur studiert werden; die Letzteren werden da, wo sich Juden und Armenier angesiedelt haben, gesprochen, jedoch auch nicht rein, wie man sie in den Schriften dieser Nationen findet, sondern mit vielen Arabischen, Türkischen und andern Wörtern vermischt; so wie überhaupt die gangbarsten Sprachen Asiens nur ein buntscheckiges Gemisch bilden, weil die Sprachen nur durch den Gebrauch, und nicht nach Regeln gelernt werden, und wo sie ja in Schulen gelehrt werden, da befolgt jeder Lehrer seine eigene Methode; also herrscht nirgends Uebereinstimmung im Aussprechen und Schreiben der Wörter. An eine Grammatik, nur ungefähr wie wir sie besitzen, ist gar nicht zu denken. Wie es mit der am weitesten in Asien verbreiteten Arabischen Sprache jetzt steht, davon ist oben, unter Sprache (Arabische), schon eine kleine Skizze geliefert worden. Wie sehr die Sprachen in Asien von der einen Seite gemischt sind, von der andern wieder ihr Eigenthümliches haben, wird man aus Folgendem ersehen. Als Elphinstone *) als Gesandter des Englischen Hofes an den Hof von Kabul im Jahre 1808 geschickt wurde, hatte er Gelegenheit, die Afghanistanische Sprache, Puschtu genannt, mit andern Sprachen zu vergleichen. Der Ursprung der Sprache dieses Reiches, welches ehemals zu Persien gerechnet wurde, und den östlichen Theil desselben ausmachte, soll sich gar nicht ermitteln lassen. Ein großer Theil der Wörter, woraus sie besteht, soll eine ganz unbekannte Wurzel haben, und sich in diesem Theile bloß solche Wörter befinden, die wegen der früheren Nothwendigkeit, die Gegenstände zu bezeichnen, die sie darstellen, zu der Ursprache des Volks gehört haben müssen; doch stim-

*) Geschichte der Englischen Gesandschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808 ꝛc., von Mountstuart Elphinstone. Aus dem Englischen übersetzt von F. Rühs. 1r Bd. Weimar, 1817, S. 300.

men einige Wörter aus eben dieser Klasse mit dem Zend und Pehlwi überein, wie die Ausdrücke für Vater und Mutter, Schwester und Bruder. Dieses soll auch der Fall mit den Zahlwörtern seyn, obgleich sie im Zend und Pehlwi eine große Aehnlichkeit mit denen in der Samskrit haben, daß es schwer seyn soll, sie zu unterscheiden. Die meisten Zeitwörter und viele Partikeln gehören wieder zu der unbekannten Wurzel der Wörter, die sich auf Religion, Regierung und Wissenschaft beziehen, sind meistens durch das Persische aus dem Arabischen entlehnt. Von 218 Wörtern, die Elphinstone mit der entsprechenden Persischen, Indischen, Pehlwischen, Samskritschen, Hindostanischen, Arabischen, Armenischen, Georgischen, Hebräischen und Chaldäischen verglich, konnten 110 auf keine von diesen Sprachen zurückgeführt werden, sondern schienen verschieden und ursprünglich zu seyn. Von den übrigen war der bei weiten größte Theil Neupersisch, nur einige waren in die letztere Sprache aus dem Zend eingeführt, und noch mehrere aus dem Pehlwi, während ein großer Theil in Wörtern dieser Sprache bestand, die nicht im Neupersischen vorkommen. Einige von diesen Zend- und Pehlwi-Wörtern sind indessen auch im Samskrit; denn diese drei Sprachen haben eine große Verwandtschaft. Einige von den Wörtern sollen im Samskrit allein gefunden werden, so auch fünf bis sechs Hindostanische Wörter; auch einige Pendschawische Wörter würden, nach Elphinstone, darin entdeckt worden seyn, wenn man die Wörter mit einem Wörterbuche hätte vergleichen können. Kein einziges von den zur Vergleichung mit andern Sprachen aufgestellten Wörtern hatte mit dem Hebräischen, Chaldäischen und Armenischen Aehnlichkeit. Auch Rühs macht in einer Anmerkung zu dieser Sprachvergleichung die Bemerkung, daß er in einer Liste von etwa hundert Cur-

dischen Wörtern fünf Afghanische Wörter gefunden habe; außer verschiedenen, die dem Persischen und Curdischen gemeinschaftlich sind. Auch Jul. Klaproth in seiner Abhandlung über die Sprachen und den Ursprung der Afghanen (St. Petersburg 1810) hat Vergleichungen in dieser Hinsicht angestellt. — Hieraus wird man gewahren, aus welcher Mischung zum Theil die Sprachen bestehen, und welche Verwandten sie haben. Daß übrigens auch die gebildeten Europäischen Ursprachen nicht außer aller Verwandtschaft mit andern Sprachen sind, davon finden sich Beispiele auch in unserer, der Deutschen Sprache. So z. B. ist Nase mit dem Lateinischen Nasus verwandt, und es ist unbestimmt, ob die Römer dieses Wort von uns oder wir von den Römern entlehnt haben. Eben so ist es auch mit vielen andern Wörtern aus der Lateinischen, Griechischen, Französischen, Italienischen und Englischen Sprache, die in unsere Sprache eingemischt worden sind, und darin das Bürgerrecht erhalten haben; und so haben auch Deutsche Wörter in andere Sprachen Eingang gefunden, nur nicht in der Ueberzahl, wie zum Beispiel bei uns die Lateinischen und Französischen Wörter. Nach diesem Maaßstabe hat jede Sprache Fremdwörter, und um so mehr müssen die Asiatischen Sprachen sie besitzen, da die verschiedenen Völkerschaften täglich in Verkehr wegen ihres Handels mit einander kommen; nur diejenigen, die diesem Verkehre fern sind, haben auch in ihrer Sprache keine Fremdwörter, wie mehrere kleine Völkerschaften, die den großen Handelsmärkten zu fern liegen, und die sich nur auf diejenigen Produkte beschränken, die ihnen die Natur ihres Landes liefert, besonders die Nomadenvölker, die von der Jagd, der Fischerey und dem Ackerbaue leben, und bei denen die Erzeugnisse der Kunst noch keinen Eingang gefunden haben, die sie zum Handelsverkehr mit andern Natio-

nen reizt, um sich diese Gegenstände des Luxus zu verschaffen. Die einzigen Abänderungen, die ihre Sprachen zuweilen erleiden, bestehen bloß in den Dialekten, aber nicht in der Aufnahme von Fremdwörtern — Außer den schon oben genannten Sprachen kommen auch noch als Hauptsprachen: die Mongolische, Japanische, Tunguſische, Kamschadalische, Kurilische und dann noch die Ostjakischen Sprachen vor; die aber alle, außer der Japanischen, noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Ausbildung stehen, und wenn von Asien aus die Kultur sich über unsern Welttheil verbreitete, so können wir ihnen dieses Kapital mit reichlichen Zinsen jetzt wiedergeben. — In neuester Zeit findet eine rege Theilnahme bei den Europäern für die Asiatische Literatur Statt, indem man Aufklärung über ihre Schätze jetzt zu verbreiten sucht, wozu die Missions-Anstalten in verschiedenen Staaten Asiens, welche schon früher sehr wirksam waren, uns über diesen Welttheil zu erhellen, und auch noch sehr thätig sind, vieles beitragen; so auch die Reisenden, welche diesen Welttheil besuchen, um über seine Kultur und Sitten, seine Naturalien ꝛc. Aufklärung zu erhalten. In neuester Zeit wird von London aus sehr viel durch die Royale Asiatic Society dafür gethan. Ihre Transactions sind unterhaltend und lehrreich. In Calcutta besteht seit dem Jahre 1784 eine gelehrte Gesellschaft, die in ihren Forschungen sehr thätig ist, und deren Asiatic researches sehr viel Neues enthalten. Auch in Paris besteht seit dem Jahre 1822 eine Société Asiatique, welche ein Journal unter dem Titel: Journal Asiatique herausgiebt, welches eine lehrreiche Sammlung von Materialien liefert. Das mit dieser Gesellschaft zusammenhängende Asiatische Museum wurde ein Jahr später gestiftet, 1823. Eine noch größere Aufmerksamkeit verwendet man auf die wissenschaftlichen Angelegenheiten Asiens

in St. Petersburg, welches ein um ſo größeres Intereſſe daran hat, weil die Hälfte der Staaten Rußlands in Aſien liegen. Man lehrt in St. Petersburg alle lebende Aſiatiſche Sprachen bis zur größten Fertigkeit; auch ſind bedeutende literariſche Schätze des Morgenlandes daſelbſt geſammelt. Die in literariſcher Hinſicht vorzüglich merkwürdigen, theils lebenden, theils ausgeſtorbenen Aſiatiſchen oder Morgenländiſchen Sprachen, kommen in dieſem Regiſter vor.

Sprache (Bauch), ſ. oben, unter Sprache und Sprachkunſt, S. 339 u. f.

— (Beludſchiſtaniſche), ſ. unter Sprache (Perſiſche).

— (Birmaniſche), ſ. unter Sprache (Indiſche).

— (Böhmiſche). Die Böhmiſche Sprache iſt der Tſchecheiſche Dialekt der Slavoniſchen Sprache. Sie wird von den alten Einwohnern, beſonders von einem Theile des Mittelſtandes, dann von dem geringen Stande und den Landleuten, geſprochen. Unter Maria Thereſia wurde im Jahre 1765 der Verſuch gemacht, überall Deutſche Lehrer in die Elementarſchulen Böhmens einzuführen, um das Böhmiſche nach und nach ganz zu verdrängen und dafür die Deutſche Sprache zur Hauptſprache des Landes zu machen; allein ohne Erfolg, man widerſetzte ſich hartnäckig einer ſolchen Neuerung, und ließ ſich das Dokument der Nationalität nicht nehmen. — Von groſſem Erfolge für die Literatur iſt die Böhmiſche Sprache bis zur Reformation nicht geweſen, wenn man nämlich die alten von Hanka 1819 herausgegebenen hiſtoriſchen Geſänge; dann die alten Nationallieder, und verſchiedene theologiſche Schriften zur Zeit des Huß und Hieronimus von Prag ꝛc. abrechnet. Wie konnte es aber anders ſeyn, da ſich die Geiſtlichen und Gelehrten, die ihre Mutterſprache hätten pflegen und ausbilden ſollen, nur mit der Lateiniſchen Sprache beſchäftigten. Eine neue Morgen-

röthe ging dieſer Sprache nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt auf, wo mehrere wichtige Schriften darin erſchienen, wie die hiſtoriſchen Arbeiten eines Hynek von Podäbrad; eine Böhmiſche Ueberſetzung der heiligen Schrift, welche die Böhmiſchen Brüder nach der Vulgata im 16ten Jahrhunderte veranſtalteten, aus die zu Venedig, Nürnberg und an verſchiedenen Orten in Böhmen und Mähren mehrmals gedruckt worden iſt. Auch überſetzte man die Alten in dem eben erwähnten Jahrhunderte; eben ſo viele der neuern klaſſiſchen Schriftſteller, ſo wie überhaupt das 16te Jahrhundert die fruchtbarſten Böhmiſchen Schriftſteller hervorbrachte, alſo der National-Literatur ihr günſtig war. Als Original-Schriftſteller traten auf: Bohuslaw, Bilegowsky, M. Kuthen, W. Hagek von Liboran; als Geſchichtsſchreiber Böhmens: Simon Lomnicki, als Dichter; Biſchof Joh. Amas. Comenius, Volksſchriftſteller und ſehr beliebte. Spätere Geſchichtsſchreiber ſind: Poſina, Cechorodu, Johann Beckowsky und Andere. In der neuen und neueſten Zeit iſt die Böhmiſche Sprache und Literatur nur wenig bedacht worden; denn der dreißigjährige Krieg im ſiebzehnten Jahrhunderte, der auch Böhmen manches Opfer koſtete, da in dieſem Lande das Feuer zuerſt empor loderte, welches dann dreißig Jahre hindurch brannte, unterdrückte wieder die aufgeſchoſſenen Blüthen der Literatur; und nach dieſem Kriege ſank dieſelbe immer mehr und mehr, ſo auch die Sprache; denn die Gelehrten und Geiſtlichen kehrten zum Latein zurück, der Adel und die höheren Bürgerklaſſen ſprachen Franzöſiſch und beſchäftigten ſich mit der Literatur dieſes Volkes; in den Dikaſterien herrſchte die Deutſche Sprache, die auch, nebſt der Böhmiſchen Sprache, von Beamten, Kaufleuten u. andern Bürgern, die mit den unterſten Volksklaſſen, die Böhmiſch

und Deutſch ſprachen, am meiſten zu thun hatten, geſprochen wurde, und ſo ſank denn die National-Literatur wieder zur Unbedeutenheit herab. Indeſſen haben zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſich noch einige Schriftſteller um die Böhmiſche Sprache verdient gemacht; unter Andern K. J. Tham, welcher eine Böhmiſche Sprachlehre und ein Deutſch-Böhmiſches Wörterbuch herausgab; ſo gab auch Fr. J. Thomas ein Wörterbuch der Böhmiſch-Lateiniſch und Deutſchen Sprache heraus. Im Jahre 1825 hat der Prof. Jagemann ein Werk über die Böhmiſche Literatur herausgegeben. Vielleicht weckt dieſe Anregung wieder die Sprache aus ihrem Schlummer, beſonders wenn die gebildeten Klaſſen der Einwohner Böhmens dieſe Unternehmungen kräftig durch ihre Mitwirkung unterſtützen. Das Böhmiſche Alphabet zählt ſechs und zwanzig Buchſtaben; wenn man aber die doppelten und mannigfaltige aſpirirten als beſondere Schriftzeichen hinzuzählt, ſo hat es ſechs und vierzig Buchſtaben, die mit den unſrigen in der Geſtalt, mit Ausnahme von einem Paare, ganz übereinkommen, alſo Deutſche Schriftzeichen ſind. Die Buchſtaben, welche Doppellaute und Aſpirationen haben, ſind: a, c, d, e, g, n, o, r, t, u, y, z. Die Ausſprache dieſer Buchſtaben, mit und ohne Aſpiration, lehrt die Böhmiſche Grammatik.

Sprache (Braminiſche), Braminenſprache; ſ. Sprache (Samscrit); auch Hindoſtaniſche und Indiſche.

— (Braſilianiſche), ſ. Sprache Portugieſiſche und Indianiſche.

— (Cabuliſtaniſche) oder Kabuliſtaniſche Sprache, Afghaniſtaniſche Sprache; ſ. oben, unter Sprache (Aſiatiſche). Die Afghanen oder Cabuliſtaner gebrauchen das Perſiſche Alphabet. Diejenigen Töne in ihrer Sprache, die durch Perſiſche Buchſtaben nicht ausgedrückt werden können, bezeich-

nen ſie durch die Hinzufügung beſonderer Punkte oder anderer Zeichen bei den ähnlichſten Perſiſchen Buchſtaben. Dieſe Laute ſind das harte D, T und R und das Eſh des Samscrit. Der Lieblingsbuchſtabe im Puſchtu ſoll das Ghain und Schay ſeyn, das die Bedeutung des Z in Azur oder Sin Oſier hat. Die Afghanen lieben ſo ſehr dieſe Buchſtaben, daß ſie oft das Gs in Wörtern, die aus dem Perſiſchen aufgenommen ſind, in Ghains verändern, und das Zs und ſelbſt das Shs in Zhs; auch verändern ſie oft F in P, D in T, und auch D in L, und häufig verwandeln ſie O in Wu, wie Ros, Tag in Rwur. Die öſtlichen Afghanen haben wieder einige eigenthümliche Verwechſelungen. Durch alle dieſe Verwechſelungen werden oft die Wörter ſo entſtellt, daß es ſehr ſehr ſchwer iſt, die Etymologie zu entdecken. Das Puſchtu oder die Cabuliſtaniſche Sprache iſt zwar etwas rauh, aber doch männlich, und einem an Orientaliſche Mundarten gewöhnten Ohre nicht unangenehm. Die Mundarten oder Dialekte ſind im Oſten und Weſten nicht bloß in der Ausſprache, ſondern auch in den Wörtern, die ſie gebrauchen, bis zu einem ſolchen Grade verſchieden, der nach Elphinſtone dem Unterſchiede zwiſchen dem Engliſchen und Schottiſchen gleich kommt. Nach dem eben erwähnten Schriftſteller ſoll die Literatur in dieſer Sprache nicht alt ſeyn, höchſtens drei Jahrhunderte, und die berühmteſten Schriftſteller ſollen höchſtens jetzt ein Alter von hundert und ſiebzig Jahren haben. Die Literatur iſt aus dem Perſiſchen abgeleitet, und die Werke der Afghanen gleichen ihrem Vorbilde, nur ſind ſie weit rauher und einfacher. Der oben angeführte Schriftſteller kennt die Namen von acht bis neun Afghaniſchen Dichtern, außer den Ueberſetzern aus dem Perſiſchen. Der beliebteſte unter allen Dichtern iſt Reman, deſſen Werke aus Oden beſtehen, die ganz den Perſiſchen gleichen. Ein weit größerer Dichter ſoll Kuſchal

ſeyn, ſeine Erzeugniſſe ſind höchſt charakteriſtiſch für ihn ſelbſt und ſein Volk. Sie ſind ungewöhnlich roh, und oft platt und proſaiſch; oft ſind ſie aber von einem hohen Geiſte beſeelt und glühen von den edelſten Empfindungen der Freiheit und Unabhängigkeit. Kuſchal war Chan der Khuttuks, eines Stammes öſtlich von Peſchawer. Der größte Theil ſeines Lebens verfloß in Kämpfen gegen den Großmogol Aurungzeb, und viele von ſeinen Gedichten ſind beſtimmt, um ſeine Landsleute zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu ermuntern, und ſie zur Eintracht und Vereinigung, als den einzigen Mitteln des Erfolges, zu ermahnen. Seine Werke enthalten einen vollſtändigen Bericht von ihm und ſeinen Thaten. Hier eine Probe aus einem ſeiner Gedichte:

Komm und lauſche meinem Schickſal,
Gutes zeigt ſich drin und Böſes,
Lehre beut es dar und Beiſpiel,
Angenehm dem Sinn des Weiſen.
Ich bin Kuſchal, Sohn Schabaschans,
Einem Kriegerſtamm entſproſſen,
Schabas war der Sohn Jehia's,
Ihm war gleich kein and'rer Jüngling. u. ſ. w.

Während ſeiner Gefangenſchaft in Indien verfaßte er eine Elegie, worin er, nachdem er ſeine eigenen Unglücksfälle und die ſeines Landes beweint hat, mit dieſer Erklärung ſchließt:

Doch in allen dieſen Leiden, dank ich Gott ſtets für zwei Dinge:
Daß ich angehöre den Afghanen, daß ich Kuſchal Khuttuk bin.

Nach ſeiner Befreiung kehrte er wieder in ſein Vaterland zurück, wo er eine Menge Gedichte und eine Geſchichte der Afghanen von der Babyloniſchen Gefangenſchaft bis auf ſeine Zeit bekannt machte. Unter den Putſchtu Dichtern iſt auch Ahmed Schah's

nicht zu vergeſſen, der mehrere Bücher und Gedichte in dieſer Sprache herausgegeben hat, worüber es einen bändereichen Commentar von der Khani Ulum giebt. Außer der eigenen Poeſie haben die Afghanen Ueberſetzungen von vielen der beſten Perſiſchen Dichter. Ihre proſaiſchen Schriftſteller haben hauptſächlich über Theologie und Jurisprudenz geſchrieben; ſie haben aber auch verſchiedene Darſtellungen merkwürdiger Perſonen in ihrer eigenen Geſchichte. Bei der Beurtheilung der wiſſenſchaftlichen Bildung des Volkes, ſagt Elphinſtone, darf man die in Puſchtu geſchriebenen Bücher nicht zum Maaßſtabe annehmen; denn das Perſiſche iſt noch immer die Sprache der ſchriftlichen Darſtellung, und in derſelben ſind faſt alle gelehrten Bücher geſchrieben. Es iſt daher nicht leicht, die Zahl ihrer Schriftſteller in dieſer Sprache zu beſtimmen; denn wenn man alle Schriftſteller, die in Afghaniſtan geſchrieben haben, zählen wollte, ſo müßte man einige der erſten Perſiſchen Schriftſteller mit einſchließen. Beſchränkt man ſich aber auf diejenigen, die zu den Afghaniſchen Stämmen gehören, ſo fällt die Zahl nur ſehr geringe aus. So viel iſt gewiß, daß alle Perſiſche Schriftſteller in Afghaniſtan geleſen werden, aber in Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit ſteht das Volk den Perſern nach. Die Wiſſenſchaften, worauf beide Völker ſich legen, ſind dieſelben; und der Weg ſie zu ſtudieren, iſt eben ſo methodiſch wie in andern Aſiatiſchen Ländern. Die Wiſſenſchafter leſen alle Bücher wie Schulknaben in einer beſtimmten Ordnung fort. Bei dieſer Art zu ſtudieren fehlen ihnen die mancherlei Kenntniſſe Europäiſcher Männer von Bildung, obgleich ſie auf der andern Seite das, was ſie gelernt haben, gut wiſſen. Sie beſitzen übrigens wenig Eifer ſich Kenntniſſe zu erwerben, nur Metaphyſik und Dialektik ausgenom-

men, wofür ſie ſich ſehr intereſſiren, und worin die Afghanen ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht haben.

Sprache (Calmückiſche), Kalmückiſche Sprache, ſ. unter Sprache (Ruſſiſche).

— (Chaldäiſche), diejenige Sprache, welche ehemals in dem weſtlichen Theile von Aramäa, welches Chaldäa auch Aſſyrien genannt wurde, geſprochen ward, jetzt ausgeſtorben iſt, und nur noch in der Literatur geſchichtlich fortlebt, und von den Philologen und Theologen ſtudiert wird. Die jetzigen Einwohner Syriens, dann diejenigen von ganz Meſopotamien, Chaldäa und Aſſyrien, redeten ehemals nur eine Sprache. Man begriff dieſe ganze Landſchaft unter dem Namen von Aramäa, welches in Oſt- und Weſt-Aramäa getheilt wurde; dieſes erhielt den Namen Syrien, und jenes Chaldäa und Aſſyrien, und nach dieſen beiden Haupttheilen wurden dann auch die Sprachen Syriſche und Chaldäiſche genannt. Die Syriſche Sprache oder den Syriſchen Dialekt redete man beſonders in demjenigen Theile Syriens, welcher am Orontes lag, und dann in dem nördlichen Theile von Meſopotamien. Beide Dialekte, der Syriſche und Chaldäiſche, waren bloß in den Vokalen und in der Ausſprache verſchieden; und dieſe Verſchiedenheit iſt ſo geringe, daß man ſie mit einerlei Vokale ſchreiben kann, wenn man ſie nur anders ausſpricht. So z. B. ſoll das Chaldäiſche im Daniel Syriſch werden, wenn es ein Deutſcher oder Polniſcher Jude lieſt und das Kamets wie o, das Cholem wie au ꝛc. ausſpricht. Der öſtliche Aramäer ſetzte den Ton gern auf die letzte und der weſtliche in vielen Fällen gern auf die vorhergehenden Sylben. Beide Sprachen ſind aber in Hinſicht des Alphabets verſchieden. Das Alphabet, im Quadrat-Charakter der Chaldäer, welches Volk Jeremias ganz beſonders ein uraltes Volk vor Andern nennt, gehört zu den älteſten, womit auch das Zeugniß der

Talmudiſten, mit Abrechnung der Urtheile, die ſie über das Factum fällen, des Clemens von Alexandrien, des Epigenes, des Calliſthenes, und die Behauptung des Plinius übereinſtimmt. Dieſes Alphabet haben die Juden in der Babyloniſchen Gefangenſchaft angenommen und ſtatt ihres urſprünglichen Hebräiſchen Alphabets beibehalten; es wurde auch das Aſſyriſche Alphabet genannt; diejenigen Buchſtaben, die ſich jetzt die Juden und Chriſten in der Hebräiſchen Sprache bedienen, ſind alſo die Chaldäiſchen Buchſtaben. Dieſe Oſtaramäiſche oder Chaldäiſche Sprache wurde zu den Zeiten Chriſti in ganz Paläſtina geſprochen. In dieſer Sprache iſt Daniel 2, 4—7, 28, und Esra 4—7 geſchrieben; auch wurden in dieſer Sprache die ſogenannten Targumim oder Chaldäiſchen Ueberſetzungen der Bibel verfertiget, nur mit dem Unterſchiede, daß die ſpäter verfertigten Targumim von der in Esra und Daniel anzutreffenden Chaldäiſchen Sprache, ſowohl in Anſehung der Orthographie, als auch in einigen Stücken der alten Chaldäiſchen Grammatik abweichen und viele Fremdwörter mit einmiſchen. Was nun das Syriſche Alphabet anbetrifft, ſo hatte man zuerſt eins, welches Eſtrangelo genannt wurde. Es iſt das älteſte und unterſcheidet ſich von den andern Alphabeten durch die eckige Figur der Buchſtaben. Das zweite Syriſche Alphabet iſt das Neſtorianiſche; es unterſcheidet ſich in einigen Zügen der Buchſtaben, beſonders wenn ſie in die Mitte kommen, von dem alten Charakter und durch die aus Punkten beſtehenden fünf Vokalzeichen, welche ſie angenommen haben. Einer dritten Schrift bedienen ſich die Maroniten oder Jacobiten. Sie hat fünf Griechiſche Vokalzeichen, theils über, theils unter die eigentlichen Buchſtaben oder Mitlaute geſetzt, nur ſtehen ſie ſchräg und verſchoben, und der Letzte iſt zuſammengezogen. Dieſe

wurden bei der Ueberſetzung des Homers in die Schrift eingeführt. Dieſe dritte oder Jacobitiſche Schrift iſt die gemeine und gebräuchlichſte. Die Buchſtaben des Alphabets ſind entweder einfach oder doppelt, das heißt, die Züge ſind alle zweimal nebeneinander geſetzt. Eine vierte Syriſche Schrift iſt diejenige, welcher ſich die Sabbier oder Nabatäer, die Mendai Jjai, Johannesſchüler, bedienen. Man nennt ſie gewöhnlich die Mendäiſche und ihre Unterſcheidungszeichen von den übrigen Schriften dieſer Sprache, beſteht nicht allein in den Zügen der Schrift, ſondern hauptſächlich darin, daß ſie keine Buchſtaben-, ſondern eine Sylbenſchrift iſt. Sie hat drei Vokalzeichen, wovon das erſte a, das zweite e und i, und das dritte o und u bedeutet. Dieſe werden nicht über oder unter die Mitlaute geſetzt, ſondern ſie ſind in die Mitlaute eingeflochten und zeigen ſich als eine Fortſetzung der linken Seite des Mitlauts, die faſt bei allen zwei und zwanzig Buchſtaben eine Flächenlinie iſt. — Die meiſten Unterſchiede der Chaldäiſchen von der Hebräiſchen Sprache bemerkt man in der Abänderung der Vokale, welches aber den Anfängern nur dann ſchwer vorkommt, wenn ſie das Hebräiſche eher lernen, als das Chaldäiſche; im entgegengeſetzten Falle hat aber das Chaldäiſche weniger Schwierigkeiten, als das Hebräiſche. In Anſehung der Stamm- oder Wurzellaute kommt ſie mit der Hebräiſchen Sprache überein, ſo daß ſie gleichfalls, wie jene, aus drei Radikalbuchſtaben eine große Menge Wörter durch Zuſetzung gewiſſer Buchſtaben bildet. Man hat in dieſer Sprache drei Conjugationen, wie in der Hebräiſchen, jede hat ihr activum und passivum. Einige bilden auch noch eine vierte Conjugation, die ſie im activo Schaphel und im passivo Ischthaphel nennen, welche eben die Bedeutung hat, wie das Aphel. Dann haben die Chaldäer eben die Zeiten, Zahlen und Per-

ſonen, wie die Hebräer. Die Chaldäiſche Sprache ſoll daher nicht ein Dialekt der Hebräiſchen, wohl aber der Syriſchen ſeyn; alle drei ſind aber Töchter einer Mutter. In den ſpätern Büchern der Hebräiſchen Bibel findet man hier und da einige Chaldäismen, welche daraus entſtanden ſeyn ſollen, weil die Hebräer damals mehr Umgang mit den Chaldäern hatten, als zuvor, welches, nach einigen Schriftſtellern, wahrſcheinlich auch zu ihrem gänzlichen Untergange mit beigetragen hat. Auch in dem neuen Teſtamente finden ſich einige Chaldäismen, welche ein Schriftſteller ſehr natürlich darin anzutreffen findet, weil die Sprache, die man damals in Paläſtina redete, die Chaldäiſche war, ſo wie man in ganz Galiläa Syriſch ſprach. Daß beide Sprachen, wie auch ſchon oben angeführt worden, nur in der Ausſprache verſchieden waren, erſieht man aus Matth. 26, 73, und Marc. 14, 70. Es konnte daher nicht fehlen, daß aus beiden Dialekten, welche die Mutterſprache der Apoſtel waren, ſich einige ihrer Idiotismen, wenn ſie Griechiſch ſchrieben, einmiſchten; der Philologe ſucht ſie auf, und wendet ſie mit Nutzen zur Erklärung der Bibel an.— Die Chaldäer, als das älteſte Volk im Morgenlande, beſaßen eine gewiſſe wiſſenſchaftliche Bildung, ja man kann Chaldäa, ſagt ein Schriftſteller, als das Stammland der Wiſſenſchaften anſehen, von wo aus ſie ſich in andere Länder und in andere Welttheile ausbreiteten, vervollkommneten und vermehrten. Freilich fehlen uns von Allem, was die Chaldäer betrifft, ſichere Quellen, weil kein uns bewußtes Denkmal an dieſe Zeit hinanreicht, woraus man ſichere Nachrichten ſchöpfen könnte; denn Alles, was wir von ihnen wiſſen, iſt uns aus der heiligen Schrift und dann erſt von den Griechen, die Jahrtauſende hernach ſchrieben, von Sagen und alten Urkunden überkommen oder überliefert worden; indeſſen wiſſen wir doch ſo viel, daß ſie ſich Ruhm in der

Sterndeuterey und Wahrſagung erwarben, auch andere dergleichen Künſte inne hatten, welches ein vortheilhaftes Licht auf ihren Erfindungsgeiſt wirft; nur waren diejenigen, die dieſe Künſte übten, damit ſehr geheim; ſie waren, ſo wie die Religionsangelegenheit, größtentheils ein Eigenthum der Prieſter und Philoſophen, und deren Anhänger oder Schüler, die ſie zu ihren Nachfolgern bildeten; das übrige Volk kannte dieſe Geheimniſſe nicht, es war nicht in dieſe Myſterien der Weisheit eingeweiht, ſie mußten ſich bloß mit einigen ſinnbildlichen Vorſtellungen begnügen, von denen ſie die Deutung nicht wußten. Dieſe Symbole ſind den Griechen überkommen, welche ſich bemüheten, ihnen Deutungen zu geben, die ſie nicht hatten. So wie es überhaupt von den Griechen bekannt iſt, daß ſie die Nachrichten, die ſie von Andern bekommen haben, nur nach ihrer Anſicht ummodelten, weil ſie ſich für das klügſte und gebildetſte Volk der Welt hielten; allein durch dieſe Umformung verloren die Nachrichten ihren Morgenländiſchen Charakter und wurden Griechiſch, oder erhielten doch ein Griechiſches Gewand, ſo daß man nur aus ihnen die Denkungsart und den Charakter der Griechen, aber nicht der Chaldäer erhält. Aus den Trümmern dieſer Chaldäiſchen Meinungen entſtand nun zu den Zeiten Chriſti ein philoſophiſches Lehrgebäude in Aſien, welches mit den alten Chaldäern nichts als den Namen gemein hat. Man verfaßte ganze Bücher, die man den alten Chaldäern zuſchrieb, und trug darin Meinungen vor, wie ſie nur die neuere Zeit gebähren konnte. Die Pythagoräiſchen und Platoniſchen Philoſophen machten ſich dieſes Kunſtgriffes vortrefflich zu Nutze, und verkauften ihre Einfälle unter dem Namen der alten Chaldäer. Schriftliche Dokumente der alten Chaldäer beſitzen wir daher nicht, ſondern Alles, was wir von ihnen wiſſen, ſind nur Bruchſtücke; etwas Zuſammenhängendes über ihre

Aſtrologie und Aſtronomie, ihre Wahrſagerey beſitzen wir nicht; daß ſie aber in der Sterndeuterey berühmt waren, geht daraus hervor, daß man alle diejenigen, die ſich mit dieſer Wiſſenſchaft abgaben, Chaldäer nannte. — Das einzige Dokument, was uns von ihnen geblieben iſt, ſind ihre Schriftzeichen und ihre Sprache. Proben, wie ſie ſich in ihrer Sprache ausgedrückt haben, welchen Fluß ihre Rede gehabt hat ꝛc., fehlen uns gänzlich, da uns von ihnen keine Werke oder Schriften zugekommen ſind. — Diejenigen Gelehrten, welche ſich um dieſe Sprache durch die Herausgabe von Sprachlehren, Wörterbüchern ꝛc. verdient gemacht haben, werden weiter unten, unter Sprache (Syriſche) mit vorkommen.

Sprache (Chineſiſche), Sineſiſche Sprache, eine der merkwürdigſten Sprachen von einer kultivirten Nation, die aber auf einer früheren Stufe ihrer Bildung ſtehen geblieben iſt. Die Schriftzeichen dieſer Sprache kommen mit keiner der bekannten Aſiatiſchen und Europäiſchen Sprachen überein, weil es keine Buchſtaben, ſondern verſchiedene Charaktere ſind, welche die Sachen oder Gegenſtände des Gewerbe- oder geſellſchaftlichen Lebens bildlich darſtellen. Es iſt alſo eine Hieroglyphen- oder Bilderſprache, jedoch in einer ganz andern Geſtalt, als diejenige der Ureinwohner Aegyptens; auch ſcheint die Benennung Bilderſchrift bei der Chineſiſchen Sprache nicht recht paſſend zu ſeyn, weil es, nach den Zeichen oder Charaktere, womit ſie ihre Manufaktur- und Fabrik-Produkte bezeichnen, zu urtheilen, eigentlich keine Bilder, ſondern zuſammengeſetzte Schriftzeichen von unbeſtimmter, oder vielmehr außergewöhnlicher Form ſind, die ganze Sylben oder Wörter bilden; es kann aber dieſer Schrift eine Bilderſchrift vorangegangen ſeyn, welche die Gegenſtände durch Abbildung derſelben bezeichnete, dieſes iſt aber nicht der Fall mit der jetzigen Chineſiſchen

Schrift, die wirklich eine Schrift iſt, nur nicht in Zuſammenſetzung durch einzelne Schriftzeichen oder Buchſtaben, wie in den übrigen Sprachen. Die Töne dieſer Chineſiſchen Schrift ſollen daher in andern Sprachen entweder gar nicht ausgedrückt werden können, oder mit der größten Mühe ſehr undeutlich, welches auch ſehr natürlich iſt, weil die Syllabirung fortfällt, und ganze Wörter ausgeſprochen werden müſſen, woran unſere Sprachwerkzeuge, oder überhaupt die Sprachwerkzeuge aller andern Nationen, die einzelne Buchſtaben zur Bildung ihrer Wörter beſitzen, nicht gewöhnt ſind. Die Chineſen haben zwei beſondere Sprachen, oder vielmehr zwei Hauptdialekte in ihrer Sprache. Der eine für die untern Klaſſen des Volkes, der wieder in den Provinzen eine Abänderung erleidet, und die Sprache der Mandarinen. Dieſe letztere Sprache war ehemals Hofſprache, verbreitete ſich aber ſpäterhin unter alle Perſonen von Stand, Rang und Vermögen, und wird jetzt von dem kultivirten Theile der Nation in allen Provinzen des Reichs geſprochen; alſo beſchränkt ſich der Stillſtand der Kultur in China nur auf die Wiſſenſchaften, Künſte ꝛc., aber nicht auf die feine Lebensart, den Geſellſchaftston und die Mode. — Wie viele Charaktere, zuſammengeſetzte Schriftzeichen, Wörter oder Sylben die Chineſen eigentlich beſitzen, darüber ſind die Schriftſteller, gelehrten Reiſenden oder Miſſionaire nicht einig, obgleich man hätte glauben ſollen, daß man über dieſe Sprache durch die Miſſionaire, die China, in Abſicht der Ausbreitung des Chriſtenthums darin, im ſiebzehnten Jahrhunderte beſuchten, und von denen mehrere Jeſuiten unter dem Regentenſtamme der Mandſchu oder Zing ſehr angeſehen waren, beſonders der Pater Schall, der ganz das Vertrauen des Kaiſers Schün-tſchi beſaß, mehr Aufklärung würde erhalten haben; allein es iſt nicht ſo, wir ſind immer noch im Dunkeln über den

behielt man die alten bei, modificirte ſie aber durch Akzente und andere Veränderungen dermaßen, daß ein Ton in verſchiedener Ausſprache auch verſchiedene Begriffe zugleich anzeigte. Dieſe Töne ſind entweder einfache oder zuſammengeſetzte. Einfache Töne ſind diejenigen, die nur einen Akzent haben, und von dieſen giebt es fünf. 1) Kiu xim, da ein Wort ausgeſprochen wird, als wenn der letzte Buchſtabe doppelt wäre und der Ton etwas in die Höhe gezogen oder gedehnt wird; 2) Xam, xim, wenn der Ton des letzten Buchſtabens ſchnell abgebrochen wird, ſo wie wir zu reden pflegen, wenn wir zornig ſind; 3) Ge xim, wenn der letzte Buchſtab etwas lang ausgeſprochen wird; 4) Pim xim, wenn weder in der Höhe und Tiefe des Tons, noch in der Geſchwindigkeit eine Veränderung vorgeht, ſondern das Wort in einer Monotonie ausgeſprochen wird; 5) Cho pim, wenn ſich der Ton in die Tiefe ſenkt. Die Ausſprache dieſer fünf Töne bezeichnen ſie nach Europäiſcher Ausſprache mit folgenden Zeichen: yá, yà, ya, ya, yâ. Zuſammengeſetzte Töne giebt es ſehr viele. Es iſt nicht zu leugnen, daß aus dieſer Ausſprache für Einen, deſſen Ohr nicht von Kindheit an daran gewöhnt iſt, viele Zweideutigkeiten entſtehen müſſen; denn eben das angeführte Wort ya, hat nach der angezeigten verſchiedenen Ausſprache auch fünferlei Bedeutungen; nach der erſten heißt es Dummheit, nach der zweiten vortrefflich, nach der dritten eine Gans, nach der vierten ſtumm, nach der fünften ein Zahn. So auch das Wort Schu, wenn es lang und hell ausgeſprochen wird, bedeutet es einen Herrn, in der andern ein Schwein; wird es geſchwind ausgeſprochen eine Köchin; mit einem männlichen ſtarken Tone ausgeſprochen, heißt es eine Säule. Selbſt die Chineſen finden hier nicht ſelten einige Schwierigkeiten, daher ſie oft ein Wort,

deſſen Bedeutung durch den Ton und Akzent nicht hinreichend beſtimmt wird, durch die Zeichnung des Charakters der Sache, die es bedeutet, in der Hand deutlich zu machen ſuchen. Ein Europäer, der etwas von der Chineſiſchen Sprache wußte, ſagte einſtens einem Chineſen, die Schiffe in Europa wären ſo groß, als die größten Häuſer in China; der Ton aber, der ein Schiff bedeutet, zeigt mit einer kleinen, faſt unmerklichen Veränderung auch einen Ziegelſtein an. Darauf fragte der Chineſe: wie groß denn die Backöfen wären, worin ſie gebrannt würden? Ein und derſelbe Ton bekommt, wenn er mit andern zuſammengeſetzt wird, noch eine Menge Bedeutungen; z. B. das Wort Mu, heißt Holz oder Baum, Mu-le-ao, heißt Bauholz, Mu-lae, ein hölzerner Riegel, Mu-hia, eine Schachtel, Mu-ſtank, ein Schrank, Mu-Tſiang, ein Zimmermann, Mu-nu, ein Pomeranzenbaum, Mu-ſing, der Planet Jupiter, Mu-mien, der Kattun ꝛc. Die Akzente werden von den Chineſen ſo fein ausgeſprochen, daß es ein Fremder kaum merkt; indeſſen hat ſie dieſes mit mehreren Sprachen gemein. Man weiß ja, daß von einem gebornen Franzoſen das che, ge, je, jedes beſonders ausgeſprochen wird, obgleich ein Ausländer ſie oft verwechſelt. Der Ton thut bei einer jeden Sprache zum Verſtehen ſehr viel. Die Chineſen können die Buchſtaben B, D, R, Y, Z, nicht ausſprechen, wenn ſie daher ausländiſche Worte ausſprechen wollen, ſo ſetzen ſie dafür P, T, L, S, S. So ſagen ſie z. B. für Maria, Ma-li-ya, für crux, cu-lu-su, für Spiritus ſu-pi-li-tu-ſu. Dieſerhalb hat Couplet der Congregation de propaganda fide den Vorſchlag gethan, daß bei den bekehrten Chineſen der Gottesdienſt nicht in Lateiniſcher, ſondern in Chineſiſcher Sprache gehalten werden ſollte; denn wenn ein Chineſiſcher Prieſter die Worte: hoc est corpus meum, nach der Landesausſprache ausſprechen ſoll, und an-

ders würde er ſie doch nicht ſprechen können, da ſein Sprachorgan an keine andern Töne gewöhnt iſt, ſo würden ſie ſo lauten: ho-ke nae-su-tu, co-ul-pu-su, me-vum, welche Töne in der Chineſiſchen Sprache folgende Bedeutung hätten: fluvius posse occiput res adsequi quisque tu non servus pulsus dominus; oder: ignis hospes labor ira virtus frater auris reficere mori meditari herus. So viel von der Bedeutung ihrer Wörter, welche der Ton ſo oder anders beſtimmt, je nachdem er verändert wird. Die Ausſprache dieſer Sprache iſt außer dem, was von den Akzenten hier geſagt worden iſt, für einen Ausländer nicht weniger Schwierigkeiten unterworfen; denn die Chineſen ſprechen Worte aus, die wir Europäer ihnen weder nachſprechen, noch nachſchreiben können. Die Zähne der Chineſen ſind ganz anders eingerichtet, als die unſrigen; die oberſte Reihe derſelben geht weit über die unterſte hervor, und die unterſte iſt inwendig eingebogen. Dann hat jede Provinz, jede Stadt, ja manches Dorf ſeine beſondere Mundart. Wenn man in der Mandarinenſprache langſam redet, ſo kann man die Modifikationen der Sprachwerkzeuge ganz gut von einander unterſcheiden, welches man aber in der gemeinen Sprache nicht kann. Auch dadurch wird ihre Sprache ſchwer, weil ihre Wörter mit den Wörtern anderer Sprachen nicht die geringſte Gemeinſchaft haben, wodurch man allenfalls dem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen kann. Was nun die grammatikaliſche Verbindung der Wörter anbetrifft, ſo haben die Chineſen in ihrer Sprache keine Geſchlechtsunterſchiede noch Deklinationen; ja oft iſt das Nennwort vom Zeitworte nicht verſchieden; daher kann ein und daſſelbe Wort, ſo in einer Verbindung ein Hauptwort iſt, in einer andern ein Neben- oder Zeitwort ſeyn. Z. B. Sien bedeutet opfern, und auch das Opfer; Hin heißt die Freude, ſich freuen, freudig.

Stehen nun dergleichen Wörter vor einem andern, daß ſie eine Handlung anzeigen können, ſo ſind es Zeitwörter, ſtehen ſie demſelben nach, ſo ſind es Nennwörter; z. B. Ngo ngai ni, heißt: ich liebe Dich; aber ngo ti ngoi, heißt: meine Liebe. Steht ein Wort vor einem Hauptworte, ſo iſt es ein Eigenſchaftswort oder Adjectiv; z. B. Hao, heißt gut, hao gin, ein guter Menſch; aber Gin ti Hao, heißt: des Menſchen Güte. Der Fall und die Zahl wird bloß aus der Zuſammenſetzung erkannt. Um die Mehrheit anzuzeigen, wiederholen ſie entweder das Wort, z. B. Se, die Farbe, Se se, die Farben; oder ſie ſetzen die Worte tem, poy, men, dazu; z. B. Kiai, das Dorf, Kiai tem, die Dörfer; lu, der Weg, lu poy, die Wege; Gin, der Menſch, Gin hem, die Menſchen. Oft muß auch bloß der Zuſammenhang entſcheiden, ob von Einem oder Mehreren die Rede iſt. Außer dem Fall und der Zahl wären in dieſer Sprache, was die Verbindungen der Wörter anbetrifft, nicht ſo viel mehr Eigenthümliches, als was unſere, die Deutſche, Sprache nicht auch hätte; denn ſo haben wir auch Wörter, welche als Haupt-, Zeit-, Bei- und Nebenwort gebraucht werden können; z. B. Freude, freuen, freudig, und das Beiwort: eine freudige Nachricht, welches auch auffallend klingen muß, mit einem Worte, durch Abänderung einiger Buchſtaben, daſſelbe, nur in verſchiedenen Verhältniſſen auszudrücken, alſo es als ein Haupt-, Zeit-, Bei- und Nebenwort zu gebrauchen. Hierin hat alſo die Chineſiſche Sprache nichts Auffallendes, was man in andern Sprachen nicht auch mehr oder minder ſo auffallend antreffen ſollte; ſo z. B. im Franzöſiſchen le dehors (Hauptwort), dehors (Nebenwort), hors (Vorwort) le dehors de la maison, j'étois dehors u. étiez vous hors de la maison? — Fürwörter haben die Chineſen nur drei: ngo, ich, ni, du, ta, er; die Mehrzahl wird durch den Zuſatz des Wörtchens

men gemacht; die Poſſeſſiva werden durch Hinzuſetzung der Sylbe ti gemacht; z. B. ngo ti, mein, ngi ni, dein, ngo men ti, unſer, ni men ti, euer, ta men ti, ihr, ngo ti Koue, mein Königreich, ngo ti fou, meine Stadt. Was die Zeitwörter in der Chineſiſchen Sprache anbetrifft, ſo ſind ſie nur ganz einfach. Sie zeigen nur drei Zeiten an, die gegenwärtige, die vergangene und die zukünftige, wovon ſie die erſte durch das bloße Wort, die zweite durch die Partikel leao, und die dritte durch die Partikel tsiang oder hoei anzeigen; z. B. ngo, ngai, ich liebe; ngao ngai leao, ich habe geliebt; ngo hoei ngai, ich werde lieben. Der größte Reichthum der Chineſiſchen Sprache beſteht in den Partikeln, die es aber nicht ihrer Natur nach ſind, ſondern erſt durch den Gebrauch dazu werden. Es ſind eigentlich lauter Nennwörter. — Aus dem, was hier über die Chineſiſche Sprache geſagt worden iſt, wird man gewahren, daß ſie einen Charakter mit allen Morgenländiſchen Sprachen hat, nämlich den der Einfachheit in Hinſicht der Grammatik; allein ſie iſt ſchwer in Anſehung der Menge der Bedeutungen. Was nun die Gelehrtenſprache anbetrifft, in welcher ihre Canoniſchen Bücher geſchrieben ſind, ſo wird dieſe Sprache gar nicht im gemeinen Leben geredet, ſondern man bedient ſich nur der Charaktere derſelben in gelehrten Schriften. Was die Chineſiſche Schrift anbetrifft, ſo handelt darüber ein eigener Artikel; ſiehe Schrift (Chineſiſche), Th. 148, S. 500 u. f.

Unter den Regenten, welche in China die Wiſſenſchaften und Künſte beförderten und dadurch zur Ausbildung der Landesſprache nicht wenig beitrugen, gehört Yum-Lo aus der Familie oder Dynaſtie Tamim, welcher zu Anfange des 15ten Jahrhunderts über China herrſchte. Nach dem ſchon oben, S. 410, angeführten Profeſſor Monteucci wurde durch dieſen Kaiſer nicht nur der Handel aufgemuntert, ſondern er erhob auch China durch ſeine Liebe zu den Wiſſen-

ſchaften und durch einen außerordentlich unternehmenden Geiſt zu dem höchſten Glanze. Er verlegte die Kaiſerliche Reſidenz von Nanking nach Peking, und wandte unermeßliche Summen zu ihrer Verſchönerung an; auch kam unter ſeinem huldreichen Schutze das große Werk unter dem Titel: Simli, oder natürliche Philoſophie heraus, welches eine große Sammlung von Abhandlungen über die verſchiedenen Zweige der Phyſik nach den Grundſätzen der Chineſiſchen Philoſophen enthält, wozu er die Gelehrten ſeiner Zeit verband. Auch der ſchon oben erwähnte Kaiſer Kienlong, welcher im verwichenen Jahrhunderte regierte, that ſehr viel zur Aufmunterung der Wiſſenſchaften und Künſte. Er ſtiftete eine Bibliothek von 600,000 Bänden (vielleicht eine falſche Angabe), und war ſelbſt Dichter. Unter ſeinen Gedichten iſt das Lobgedicht auf den Thee merkwürdig; auch ließ er eine Beſchreibung von China anfertigen. Unter ſeiner Regierung ſchickte England, oder vielmehr der Lond'ner Hof, im Jahre 1792, den Lord Makartney als Geſandten nach China, um eine Handelsverbindung mit dieſem Lande anzuknüpfen, oder vielmehr den ſchon beſtehenden Handel zwiſchen beiden Ländern einen größeren Schwung zu geben; allein die Unterhandlungen darüber ſuchte der Günſtling und Schwiegerſohn des Kaiſers, Ho-Tſchington, welcher ihm auch in der Regierung folgte, zu hintertreiben. — Das Meiſte in der Chineſiſchen Literatur haben die Miſſionaire, beſonders im ſiebzehnten Jahrhunderte, gethan. Die Lehren des weiſen Konfuzius, der 551 vor Chriſti geboren und 478 vor demſelben geſtorben ſeyn ſoll, welche in China für heilig gehalten werden, kamen im Jahre 1687 in Paris, in Lateiniſche Sprache überſetzt, heraus. Unter den Jeſuiten, die als Miſſionaire in China waren, und uns mit einer großen Anzahl Moralſätze aus den Schriften der Chineſen,

überhaupt aus ihrer Philoſophie, bekannt gemacht haben, zeichnen ſich vorzüglich: Intorcetta, Rougemont und Couplet aus; Fourmont giebt uns in ſeinem Catalogus librorum Bibliothecae regum sinicorum, und in ſeiner Grammatica sinica eine Ueberſicht der Chineſiſchen Literatur. Auch St. Julien und Abel Remuſat haben ſich Verdienſte um die Chineſiſche Literatur erworben. Von dem Letzteren haben wir ſeit dem Jahre 1817 eine Franzöſiſche Ueberſetzung von Konfuzius Lehrſätzen, ſo wie er auch zwei Chineſiſche Romane in ſeine Sprache übertragen hat, um uns mit der ſchönen Literatur China's bekannt zu machen. Auch der Engländer David hat dieſes Verdienſt. Auch eine Chineſiſche Grammatik verdanken wir Remüſat, welche im Jahre 1822 zu Paris herauskam. Wörterbücher der Chineſiſchen Sprache haben wir, außer den von einigen Miſſionairen angefertigten Wörterbüchern dieſer Sprache für Europäer, welche auch ſchon Th. 148, S. 502, 503 erwähnt worden ſind, auch noch eins von de Guignes in Folio, welches 1813 in Straßburg herauskam, und wozu J. Klaproth ein Supplement 1819 in Paris herausgegeben hat.

Sprache (Coptiſche), Koptiſche Sprache, ſ. Sprache (Aegyptiſche).

— (Croatiſche), ſ. Sprache (Kroatiſche).

— (Dalecarliſche) ſ. unter Sprache (Schwediſche).

— (Damuliſche), ſ. Sprache (Malabariſche).

— (Däniſche). Die Däniſche, Norwegiſche und Schwediſche Sprache ſind eigentlich aus einem Stamme entſproſſen, nur einige wenige Ausdrücke, die jeder von den genannten Nationen eigen ſind, ausgenommen. Sie iſt mit der Deutſchen, Engliſchen und Holländiſchen Sprache verwandt, und aller Vermuthung nach eine Tochter der Platt-Deutſchen, wie alle übrigen

genannten Sprachen. Die alte Nordiſche Sprache, welche im neunten Jahrhunderte von allen genannten drei Nationen geredet ward, iſt dadurch gänzlich verdrängt worden, und wird nur noch in Island geredet, in welchem Lande ſie ſich in ſolcher Reinheit erhalten hat, daß jeder Isländer eben ſo leicht die älteſten Sagen verſteht, als die Schweden, Dänen und Norweger die Briefe aus den Zeiten Karls des Neunten leſen können. Die allgemeine Veränderung, welche die Nordiſche Sprache zur Zeit und nach der Zeit Erichs von Pommern erlitten hat, erſtreckt ſich daher nicht bis Island, obgleich auch hier ſpäterhin, ſowohl durch Einführung der chriſtlichen Religion, als durch die Handlung mit den Dänen, Engländern und Deutſchen im funfzehnten Jahrhunderte Manches iſt verändert worden. An den Küſten verſtehen ſie auch etwas Däniſch; auch können viele Isländer Däniſch ſprechen; tiefer in's Land hinein verſteht man aber kein Wort Däniſch, ſondern nur Isländiſch oder Nordiſch. Der Geſchmack, den die Isländer am fleißigen Leſen der alten Sagen finden, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß ſie die Nordiſche Sprache rein erhalten haben. Die Däniſche Sprache, wie ſie jetzt im Königreiche Dänemark geredet wird, hat drei und zwanzig Buchſtaben des Deutſchen Alphabets, welches Alphabet ſie ſowohl in geſchriebenen, als gedruckten Büchern gebrauchen. Sie hat achtzehn Doppellaute oder Diphthongen, als: aa, ae, ǒǒ, oo, aae, ae, ee, ǒe, oe, ooe, ǒ, je, üü, yy, y, JJ, ue, ye. Im Schwediſchen werden die a nicht wie im Däniſchen neben einander (aa) geſetzt, ſondern man bezeichnet dieſen Doppellaut ſo, daß ein kleines a über dem andern ſo geſchrieben iſt (å). Der Doppellaut aa kommt im Schwediſchen wie im Däniſchen vor, und lautet dunkler als a und heller als o, ſo wie das

Franzöſiſche au. Ein Deutſcher, der ihn einmal gehört hat, kann ihn auch ausſprechen, beſchreiben läßt er ſich nicht deutlicher, als es hier geſchehen iſt. Der Doppellaut ae iſt derſelbe wie der Deutſche ä und hat denſelben Laut; er wird entweder kurz und hart geſprochen, als: et ämpeke, ein Amt, oder er wird lang ausgeſprochen, als: åre, Ehre. Die Schweden ſchreiben das e über dem a (a). ø iſt ein eigener Doppellaut in der Däniſchen Sprache; es hat eine Aehnlichkeit mit dem Deutſchen ö, als: tödlich; doch gleicht das Deutſche ö dem e mehr, als das Däniſche ø. Sonſt kommt der Laut mit dem Franzöſiſchen eu überein. Es wird bald hart und kurz geſprochen, als: det ſömmer, es geziemet; in andern Wörtern lautet es lang und weich, als: ſtöde, ſtoßen. Die Schweden ſprechen ihn eben ſo aus, ſie ſchreiben ihn aber mit einem o, das ein kleines e über ſich hat (o). Mit dem y hat es dieſelbe Beſchaffenheit, wie mit dem o; denn es ſoll ſo viel gelten, als das Deutſche ü; jedoch kommt das y im Däniſchen dem u gleich, da hingegen das Deutſche ü dem i in dem Franzöſiſchen u ähnlich iſt. Es hat auch einen zweifachen Laut, indem es hart oder kurz ausgeſprochen wird, als: rynken, halten; in dieſem Falle iſt es dem weichen o ſehr ähnlich, weshalb auch viele Jütländer keinen deutlichen Unterſchied unter dieſem Doppellaute machen; oder es wird weich und lang ausgeſprochen, als: Dyden, die Tugend. Die Schweden brauchen auch ſehr oft iu ſtatt dieſes Doppellautes. Die übrigen Doppellaute haben denſelben Laut, den der erſte Vokal von jedem hat, wenn er lang und weich ausgeſprochen wird. Ihr Gebrauch iſt, daß ſie theils die Weichheit des erſten Vokales, wo man ſie ſonſt nicht vermuthen könnte, anzeigen, theils, daß ſie gleichlautende Wörter, die aber verſchiedene Begriffe bezeichnen, un-

terſcheiden ſollen, z. B. Tal, Zahl. — Die Konſonanten werden im Däniſchen alle ſehr gelinde ausgeſprochen; woher es auch kommt, daß ſie nicht, wie im Deutſchen, ſch oder z haben. Dieſes geht ſo weit, daß ſie in der gewöhnlichen, ſogenannten gemeinen Rede, ſehr viel Konſonanten auslaſſen, die doch geſchrieben werden. Wenn daher der Deutſche die Däniſche Sprache lernen will, ſo muß er ſehr gelinde und ſanft die Wörter abſtoßen. So z. B. lautet b, wie das b im Deutſchen, nur wird es nie mit w oder p verwechſelt, als: Bog, Buch; jedoch wird das b oft in der gemeinen Rede wie w geſprochen, als: Aeble, Aepfel, ſpricht man Aeven. Das c wird wie im Deutſchen geſprochen, nämlich vor a, o, u wie k, und vor e und i, wie s; als: Canceler. Einige ſetzen es vor k, wenn dieſer Buchſtab doppelt ſtehen ſoll: Jcke, nicht ſtatt ikh; man findet aber bei den meiſten und beſten Schriftſtellern k an deſſen Stelle. Das ch trifft man nie in einem guten Däniſchen Werke oder bei einem Däniſchen Schriftſteller an; indeſſen brauchen es einige Schweden, ſie ſprechen es aber wie k aus. Das ſch trifft man weder im Däniſchen, noch im Schwediſchen an. Das d iſt in Däniſchen Wörtern dem Deutſchen ſehr ſchwer auszuſprechen, weil es einen gelinden Hauch hat. Es ſcheint auch oft ganz überflüßig zu ſtehen, indem man es in der Mitte der Wörter gar nicht hört, oder der Laut von demſelben wird ſo leiſe angedeutet, daß nur ein an dieſe Sprache gewöhntes Ohr es hören kann oder herausfindet; aber auch da, wo es ausgeſprochen wird und tönen ſoll, hört man es nicht ſo wie im Deutſchen. Die Schweden gebrauchen ſtatt des d oft ein th, welches ſie dann wie d ausſprechen. Das f wird wie das Deutſche v geſprochen, nur wenn es doppelt ſteht, hat es den Laut des Deutſchen ff, als: Fryſe, frieren. Mit dem g hat es dieſelbe Bewandniß wie mit dem d, in-

dem es nur fein gehaucht wird, gleichſam geziſcht als: en Stang, eine Ruthe. Man läßt es auch oft in der gemeinen Rede in der Mitte und am Ende eines Wortes aus oder ſpricht es doch ſo gelinde, daß man es kaum hören kann, als: Tag; öfters verwandelt man es in i, als: Boger, Boier, Bücher. In den drei Wörtern: mig, mir, mich, dig, wird das g immer wie i ausgeſprochen, und das vorhergehende i in e verwandelt, als: mei, dei, ſei. Die Konſonanten h, k, l, m, n, p, q, r, ſ, lauten alle wie im Deutſchen, nur müſſen ſie gelinde ausgeſprochen werden; eine Ausnahme davon macht das r, welches härter, als im Deutſchen ausgeſprochen wird, ſo daß man es gewöhnlich herausſchnarrt. Das k wird aber nicht härter, als das Deutſche g geſprochen. Das t ſprechen die Dänen, wie die Deutſchen das t ausſprechen, als: en Hiort, ein Hirſch. Soll es wie ein Deutſches t am Ende einer Sylbe lauten, ſo muß ein d voranſtehen, als: godt, gut. Wo es hingegen eine Sylbe anfängt, da lautet es wie ein Deutſches t und darf nie mit d in der Ausſprache verwechſelt werden, als: tale, reden. Das v iſt bei den Dänen das Deutſche w, als: vove, wagen, jedoch lautet es nicht ganz ſo hart, wie das w im Deutſchen; denn, wenn es ſo hart lauten ſoll, ſo ſteht ein h voran, als: hvad, was. Nach einem Selbſtlaute ſpricht man es wie u aus, als: Havre, ſagt man Haure. Das x iſt bei den Dänen mit dem Deutſchen gleich, und wird wie gs ausgeſprochen. — Der Hauptunterſchied der Schwediſchen und Däniſchen Sprache oder vielmehr beider Dialekte liegt in dem a und e. Die Schweden gebrauchen oft a, wo die Dänen e gebrauchen. Der übrige Unterſchied des Dialekts iſt theils nicht ſo häufig, theils nicht ſo merklich. Alle Buchſtaben können entweder klein oder groß geſchrieben werden. Mit großen Buchſtaben ſchreibt man im Däniſchen: 1)

alle Anfangsbuchſtaben eines Satzes, einer Periode, überhaupt den Anfang einer Rede, Erzählung ꝛc.; ſo wie nach jedem Punkte oder Schluſſe eines Satzes ꝛc. der neue mit einem großen Buchſtaben anfängt oder beginnt; 2) alle Eigennamen; 3) alle Aemter und Ehrentitel, ſo wie die daraus hergeleiteten Adjective oder Beiwörter; 4) alle perſönliche Fürwörter, die man Leuten, denen man Achtung und Ehrerbietung ſchuldig iſt, giebt. — Mit dem Buchſtaben S hat es in Hinſicht der Schreibart dieſelbe Bewandniß, wie im Deutſchen; es kann lang und kurz geſchrieben werden: ſ, s. Das lange ſ kommt am Anfange und in der Mitte eines Wortes vor, das kurze s am Ende deſſelben, jedoch muß das doppelte ſſ am Ende einer Sylbe lang geſchrieben werden, wie auch in der Mitte des Wortes; auch wird es lang geſchrieben, wenn es ein t bei ſich hat. — Was die grammatikaliſche Bearbeitung der Däniſchen Sprache anbetrifft, ſo gab Erich Pontoppidan im Jahre 1668 eine Däniſche Grammatik unter dem Titel: Grammatica Danica heraus. Nach ihm, im 18ten Jahrhunderte, gab Hoven ſeine Anfangsgründe der Däniſchen Sprache im Jahre 1744 zu Odenſee heraus; dann Baden zu Kopenhagen im Jahre 1765 und 1792 ſeine Forlarsningar over det danskeſprog, eller reſonneret danske Grammatik (Vorleſungen über die Däniſche Sprache ꝛc.). Bloch gab im Jahre 1818 eine Däniſche Sprachlehre heraus, und ſo noch mehrere Andere, wovon oben, unter Sprache und Sprachkunſt, S. 338, noch einige angeführt worden ſind. — An Wörterbüchern erſchienen Heinrich von Aphelen Diction. Royal Fransk og Dansk, Dansk og Fransk, Kopenh., 1759, 2, 4, und wieder 1772—76 3 Bde., und 1780 3 Bde.; und deſſen Kongelig Dansk Ord-bog, oglyst med Exempler og Talemander, 1764, 3 Bde. Jac. Badens, Müllers und Reislers

Wörterbücher ſind ſchon oben, S. 338 angeführt worden; dann haben noch Wörterbücher herausgegeben: F. H. Goldberg, 1807, in 4 Bden. F. C. Primon, 1810, in 2 Bden, und C. H. Molbech, 1818 ꝛc. Die Bibel iſt als ein Hauptwerk in der früheren Literatur der Dänen zu betrachten. Gleich nach der Reformation behalf man ſich mit Luthers Ueberſetzung. Im Jahre 1550 wurde aber die Bibel in das Däniſche nach der Luther'ſchen Ueberſetzung überſetzt; ſie wurde nachher verſchiedene Male verbeſſert; unter andern im Jahre 1607 von Joh. Paul Reſenius, Biſchof in Seeland; im Jahre 1633 von dem Kopenhagenſchen Theologen; im Jahre 1647 von Joh. Spaning, und im Jahre 1732 von Strenbuch und Vinding. In der übrigen Literatur haben die Dänen lange Zeit ſich nur mit Nachahmung und Ueberſetzung ausländiſcher Schriftſteller beholfen; nur erſt ſeit dem zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts haben ſie ſich auch durch eigene Schriften hervorgethan, und dadurch ihre Sprache bedeutend bereichert und vervollkommnet. So z. B. ſollen die ſatyriſchen Werke des J. J. Sorterup, Togar Rennbarg, Andreas Bording keinen großen Kunſtwerth beſitzen, ſo auch die lyriſchen Werke des Th. Kingo und W. Helt. Dagegen führte einen beſſern Geſchmack Ludwig Freiherr von Holberg ein, welcher im Jahre 1684 zu Bergen in Norwegen geboren ward, und 1754 ſtarb. Er machte Verſuche in mehreren Zweigen der ſchönen Literatur. Seine ſämmtlichen Schriften erſchienen von neuem geſammelt im Jahre 1806 in 21 Bänden. Unter ſeinen Schriften zeichnen ſich ſeine Luſtſpiele und Fabeln beſonders aus. Ihm folgte Chr Falſter, als Satyriker; Chr. Braumann Tullin, als Lyriker und didaktiſcher Dichter; J. Clem. Tode, als Lyriker und Dramatiker, auch noch als guter Erzähler bekannt.

Dieſer Schriftſteller hat ſich auch als Arzt durch volksthümliche Schriften in der Medizin bekannt gemacht, die alle ins Deutſche überſetzt worden ſind, ſo auch einige ſeiner ſchönwiſſenſchaftlichen Arbeiten. Joh. Ewald, als Lyriker und Dramatiker ꝛc.; ſeine Werke erſchienen in 6 Bdn. im Jahre 1780. Hermann Weſſel, Chr. Pram, Ed. Storm, Th. Thaarup, Rahbek, Jons Baggeſen, Ad. Oelenſchläger, J. Nordahl Bruun, Ad. W. Schack, von Staffelt und Andere haben ſich bis auf die neueſte Zeit in den ſchönen Wiſſenſchaften als Epopäen-, Idyllen- dramatiſchen. Romanen- ꝛc. Dichter ausgezeichnet. Im Jahre 1760 bildete ſich auch eine Geſellſchaft zur Beförderung der Sprache und Literatur in Dänemark, und ihre Bemühungen haben reichliche Früchte getragen. Sie gab eine Sammlung von Aufſätzen der ſchönen und nützlichen Wiſſenſchaften heraus. Auch in den nützlichen Wiſſenſchaften, dem eigentlichen Felde der Gelehrſamkeit, haben die Dänen Schriftſteller aufzuweiſen, die ſowohl den Wiſſenſchaften, denen ſie dienten, als auch der Sprache ſehr förderlich waren. Die Namen aller dieſer Männer in den verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaften hier anzuführen, würde dieſen Artikel zu weit ausdehnen, der nur hauptſächlich der Sprache und zunächſt der Literatur gewidmet iſt, die auf die Umgangsſprache ganz vorzüglich Einfluß hat, alſo den ſchönen Wiſſenſchaften.

Was nun die alte Nordiſche Sprache anbetrifft, von der ſchon Eingangs dieſes Artikels geredet wurde, und welche die Grundſprache, oder vielmehr die Urſprache der drei Nordiſchen Völker, Dänen, Schweden und Norweger, geweſen iſt, ehe andere Sprachen, namentlich die Deutſche, darauf Einfluß hatten, die auch noch jetzt von allen fremden Sprachen am meiſten in Dänemark verbreitet iſt. Wie ſchon oben bemerkt wor-

den, iſt die Nordiſche Sprache noch in ihrer möglichſten Reinheit auf Island, einer noch zu Dänemark gehörigen Inſel, fortgepflanzt worden. Von dem Urſprunge dieſer Sprache hat der Kanzleyrath und Ritter Ihre in der Vorrede zu ſeinem Schwediſch-Gothiſchen Wörterbuche Manches geſagt; am beſten kann man aber von dieſer Sprache aus Olof Tryggwaſons und einigen andern Sagen urtheilen, die im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderte geſchrieben worden ſind, da dieſe Sprache noch in ihrer größten Reinheit geſprochen wurde. Da aber ſolche nicht überall bekannt ſind, ſo ſtehe hier zur Probe das Vater Unſer, wie es in der 1585 gedruckten Schrift lautet, woraus man gewahren wird, wie wenig Veränderungen dieſe Sprache innerhalb eines Zeitraumes von faſt 200 Jahren unterworfen geweſen iſt.

1585. Fader vor thu sem ert a himnum. Helgjst nafn thitt. Tilkome thitt rüke. Verde thinn vilie so a jordu sem a himne. Gief ossi dag vort dagligt braud. Og fyrerlat oss vorar skullder, so em vier fyrerlautum vorum skülldunautum. Og inleid oss ecki i freistne. Hellda frelsa thu oss af illu, thuiat thitter riikit, maattur og dyrd um allder allda Amenn.

1746. Fader vor thu sem ert a himnum, helgest thitt nafn, tilkomme thitt rike, verde thin vilie, so a jordu sem a himne. Gief thu oss i dag vort daglegt braud, og fyrer giefoss vorar skullder, so sem vier fyrergiefum vorum skuldunautum, og innleid oss ecke i freistne, helldur frelsa thu oss fra illu, thuiad thitt er rüked og maattur og dyrd um allder allda Amen.

Was die Ausſprache anbetrifft, ſo kann man ſolche in vier Mundarten abtheilen. Diejenigen Isländer, welche an der öſtlichen Seite des Landes wohnen, ziehen ſehr die Worte, welches in den übrigen Orten nicht ſo der Fall iſt. An der weſtlichen Seite haben ſie viele, an andern Orten ungewöhnliche Worte, und bei See-

fialds Jökul ſprechen ſie das aa wie ai aus. Im Süden des Landes wird das o in gewiſſen Worten vor dem r kurz ausgeſprochen; z. B. Hvoriger, moraud etc., da es ſonſt gewöhnlich lang iſt. Im Norden des Landes giebt man den Worten ganz andere Geſchlechter; z. B. skur iſt da ein männliches Geſchlecht, ſonſt ein weibliches, klara iſt ein weibliches, ſonſt ein männliches Geſchlecht. Das Alphabet der Isländer beſteht aus denſelben Buchſtaben, wie das Schwediſche, außer dem Th, welches Schriftzeichen, nebſt deſſen Laut, verloren gegangen iſt. Die Engländer beſitzen ihn noch, obgleich er für Fremde ſchwer auszuſprechen iſt. Da Island größtentheils von Norwegern zuerſt angebauet worden iſt, deren Mundart mit der Schwediſchen Sprache ſehr viel Aehnlichkeit hat, ſo war der Unterſchied zwiſchen der Isländiſchen und Schwediſchen Sprache vor 900 Jahren gewiß noch weit geringer. Da nun Island in dieſer älteſten Zeit ſeiner politiſchen Verfaſſung von Fremden wenig beſucht ward, ſo trifft man daſelbſt noch die alte Skandinaviſche Sprache ſo ziemlich in ihrer alten Geſtalt an. Die wenigen Veränderungen, die ſie erlitten hat, welches man aus der Vergleichung des Arae-schedas zu Anfange des 11ten Jahrhunderts mit neuern Isländiſchen Schriften erſieht, ſind nicht von Bedeutung. Thordur Thorlakſon will in den neuern Schriften verſchiedene Archaismen bemerkt haben. Auch findet man, nach Ihre, zwiſchen der Isländiſchen und der Sprache des Ulphilas im Codice argenteo in Worten, Idiotismen und dem Genius der Sprache ſelbſt eine große Uebereinſtimmung an. Die Sprache der Isländiſchen Dichter oder Skalden geht von der gewöhnlichen nicht nur durch viele mythologiſche und allegoriſche, dem orientaliſchen Schwulſte ähnliche Ausdrücke ab, ſondern hat auch ihre eigenen Wörter, die keine Aehnlichkeit mit andern Gothiſchen Dialekten

haben. Um die Sprache der Isländer, die alte Nordiſche Sprache, haben ſich verdient gemacht Runolph Jonsſon durch die Herausgabe einer Isländiſchen Grammatik, welche zu Kopenhagen im Jahre 1651 erſchien. Sie iſt in Hickesii Elementa linguarum septentrionalium. Oxford, 1688, als auch in deſſen Thesaurus, Oxford, 1703, wieder abgedruckt worden. Vollſtändiger iſt Jonas Magnuſens Grammatica Islandica, welche bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts im Manuſcript vorhanden war, von dem der Kanzleirath und Ritter Jhre ein Exemplar beſaß; eben ſo wie dieſe, ſoll auch Eggert Olſens Orthographia Islandica, die bis zu der genannten Zeit auch nur Manuſcript war, gedruckt zu werden verdienen. — Was die Wörterbücher anbetrifft, ſo iſt das älteſte Isländiſche Wörterbuch Wormii Specimen Lexici runici, welches Magnus Olaffen ausgearbeitet hat und das im Jahre 1650 in Folio zu Kopenhagen in Druck erſchien. Jhm folgte Gudmundi Andreae Lexicon Islandicum, das Reſenius im Jahre 1683 zu Kopenhagen in Quart herausgab, welches aber nach Jhres Zeugniß ſo ſchlecht und fehlerhaft abgedruckt iſt, daß derjenige, welcher die Sprache nicht ſchon verſteht, es nicht mit Nutzen wird gebrauchen können; dann Verclii index linguae vet. Scyto-Scandicae, von Rudbeck im Jahre 1691 zu Upſala in Folio herausgegeben; Rugmans Monosyllaba Islandica lat. explicata, Upſala, 1676 in 8; und zwei Lexica latina Islandica, zu Kopenhagen 1734 und 1738, in 8 erſchienen. In der Bibliothek zu Upſala ſoll ſich eine Abſchrift von einem geſchriebenen Lexicon Isl. Latin. befinden, welches der Dr. Uno v. Troil aus Island dahin gebracht hat; auch beſitzt das Antiquitäten-Archiv daſelbſt ein anderes ſehr weitläuftiges Werk von Gudmunde Olaffen, welches der Aſſeſſor

Gagnerus in Ordnung gebracht und vermehrt hat. Auch Runolph Jonsſon hat ein Isländiſches Wörterbuch ausgearbeitet, eben ſo Jon Olſſen, deſſen Wörterbuch ſehr vollſtändig ſeyn ſoll. Es iſt nur ſchade, daß viele von dieſen Werken, die mit beſonderm Fleiße ausgearbeitet worden ſind, aus Mangel an Unterſtützung nicht haben herausgegeben werden können; denn da die Isländiſche Sprache kein großes Publikum zählt, ſo haben ſich zur Herausgabe großer Werke nie Verleger gefunden, und ſo iſt manches gute ältere Werk über die alte Nordiſche Sprache und Literatur Manuſcript geblieben. Was die übrige Literatur Islands anbetrifft, ſo iſt ſie zwar nicht bedeutend, indeſſen kann man ſie doch nicht ganz arm nennen, obgleich die Buchdruckerkunſt kurz vor der Reformation ſchon nach Island gekommen iſt. Das erſte Buch, welches in Island im Jahre 1531 gedruckt wurde, war das Breviarium Nidarosiense; dann kam das Haudbock Praesta (Prediger-Handbuch), und ein Catechismus Luthers. Im Jahre 1584 erſchien die erſte Bibel in Folio; 1578 das Isländiſche Geſetzbuch, und 1589 Viri Theodori Summaria. Die beiden letzten Bücher erſchienen zu Nupufell, das 10 bis 12 Meilen von Hoolum entfernt liegt, in welchem Orte die übrigen oben erwähnten Bücher erſchienen ſind. Die Buchdruckerey ward darauf im Jahre 1685 von Hoolum nach Skallholt verlegt, woſelbſt 41 Bücher gedruckt wurden, worunter das erſte war: Paradysar Lykell, ingleichen forfädra bok 1686, und das letzte Boenabok Sira Thordar Bardarsonar med vika Saung Olearii utl. af Sira Steines, 1697. Zu Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts kam die Buchdruckerey wieder nach Hoolum zurück, nachdem der Biſchof Björn Thorleiffſon ſolche nebſt den Privilegien für 500 Rthlr. gekauft hatte. Seit dieſer Zeit ſind hier ſtets einige hiſtoriſche Bücher gedruckt worden, worunter ſich

zel aller übrigen jetzt bekannten Europäiſchen Sprachen ſeyn muß, und wenn dieſes nun die Deutſche, unter welchem früheren Namen ſie auch erſchienen ſeyn mag, iſt, ſo wird man die Plattdeutſche oder ſogenannte Niederſächſiſche, Norddeutſche Sprache, als die älteſte unter ihren Gattungen und Mundarten anſehen müſſen, und daher findet man auch die große Verwandtſchaft in ſo vielen Grundwörtern der übriger. Europäiſchen Sprachen mit der Deutſchen, wie wir dieſes auch in der Griechiſchen finden, wenn wir die Wurzeln der Wörter dieſer Sprache genau unterſuchen. Ueberhaupt dürfen wir uns durch den Ton, Klang, unſerer jetzigen Deutſchen Sprache, die nicht mehr wie die alte Scytiſche, Celtiſche ꝛc. klingt, oder weil wir in den übrigen Sprachen Europas keine ſolche Aehnlichkeit mit der Plattdeutſchen Sprache wahrnehmen, nicht irre machen laſſen; ſondern wir müſſen es als eine Verwirrung der verſchiedenen Dialekte anſehen, welche die Sprachen geſchaffen haben, die der Urſprache Europas nicht mehr ähnlich ſehen; denn durch die früheren ſo häufigen Vertauſchungen der Wohnplätze unſerer Vorfahren, ihren Umgang, ihre Gewerbe, Kriege und Vermiſchung mit ihren Nachbaren, hat ihre Sprache, gegen die jetzige gehalten, beinahe unkenntbar gemacht, und die vielen Töchter des Stammes haben dieſen faſt verdrängt. Denn durch die Abkürzung, Zuſätze, Verſetzung eines oder mehrerer Buchſtaben iſt der Laut und Klang der alten und neuern Europäiſchen Sprachen ganz verändert worden, ihre Bedeutung iſt aber immer dieſelbe geblieben, welches man aus deren Zuſammenhaltung und Vergleichung deutlich ſehen kann. *) Selbſt in dem eigentlichen Vaterlande der Deutſchen Sprache, in Deutſchland, iſt dieſes mehr denn zu ſichtbar, und

*) Th. Ludekenii orationis dominicae versiones centum, p. 32 ſ.

bedarf nicht erſt der weitläuftigen Beweiſe: daß die alte Urſprache durch mancherlei Veränderungen, Vermiſchungen ꝛc. ſich in mancherlei Mundarten getheilt hat und ſich nicht mehr gleich iſt. Was die Verwandtſchaft der Deutſchen mit den alten Sprachen, der Griechiſchen und Lateiniſchen, anbetrifft, ſo ſagt darüber Reimann in ſeiner Literaturgeſchichte der Deutſchen, Bd. 2, S. 24, Folgendes: „Es iſt nichts gewiſſer, als daß die Griechiſchen Buchſtaben und die ganze Sprache von der Deutſchen überkommen, und daß die allermeiſten Wurzeln der Griechiſchen Worte noch heutiges Tages in der alten Niederſächſiſchen und Plattdeutſchen Mundart, welches die erſte und älteſte Sprache in ganz Europa iſt, enthalten ſei.“ Und ferner, S. 31: „Es iſt aus den glaubwürdigſten Geſchichten erweislich, daß die alte Deutſche oder vielmehr Japhetiſche und Celtiſche Sprache die Stamm- und Wurzelſprache der meiſten Völker in ganz Europa geweſen iſt, und daß aus derſelben, vor Chriſti Geburt, zuerſt die Griechiſche, hernach die Etruskiſche oder Lateiniſche, dann die Gothiſche, und nach Chriſti Geburt, in der Mitte des fünften Jahrhunderts, die Franzöſiſche und Engliſche entſproſſen ſei.“

Adelung theilt die Geſchichte der Deutſchen Sprache in ſechs Hauptabſchnitte, welche mit der Geſchichte der Kultur und der Sitten in der genaueſten Verbindung ſtehen. Der erſte Abſchnitt geht von dem Urſprunge der Deutſchen Völkerſchaften an, bis zur großen Völkerwanderung; der zweite von da an bis auf Karln den Großen; der dritte von deſſen Regierung an bis zu den Schwäbiſchen Kaiſern; der vierte von dieſen bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; der fünfte von da bis zur Reformation; der ſechſte von der Reformation ab bis zur gegenwärtigen Zeit. Was wir aus dem erſten Zeit-

Lateiner bald briga, bald briva ſchreiben; z. B. Arabriga, Lacobriga, Baudobriga etc. Dun, jetzt Dünen, Gau, Rich (Reich), ſind in Menge von alten Wörtern ſichtbar, und beweiſen klar genug, daß die Deutſche Sprache mit den Sprachen jener Völker verwandt iſt. Wie dieſe Verwandtſchaft aber genauer zu ermitteln iſt, oder wie dieſes Dunkel eigentlich aufgeklärt werden kann, dazu fehlen die Beweiſe und Mittel. Nur ſo viel iſt gewiß, daß beim Drängen der Völker in Aſien um ſich auszubreiten, ſich mit ihren Herden neue Weideplätze zu ſuchen, oder auch kriegeriſch gerüſtet, mit allen Habſeligkeiten beladen, mit Weib und Kind in ganzen Horden in fremde, ihnen unbekannte Länder zu ziehen, ſich diejenigen Völker, welchen Europa näher lag, hierin einen Ausweg ſuchten, und diejenigen, welchen Afrika näher lag, ſich dahin begaben, wie wir ſolches auch aus der heiligen Schrift bei den Zügen der Iſraeliten nach Aegypten gewahren. Daß übrigens diejenigen Völker, welche aus Aſien nach Europa gewandert ſind, ſich erſt überall auf ihren Wanderungen feſtgeſetzt haben, iſt gewiß; denn nur erſt nach und nach können dieſe Wanderungen und mit ihnen die Bevölkerung von ganz Europa geſchehen ſeyn; alſo läßt ſich auch eine Urſprache annehmen, die ſich in mehrere Dialekte verzweigt hat. Welchen Charakter aber dieſe Urſprache gehabt hat, darüber herrſchen bloß Vermuthungen, und da man in allen Sprachen, bei Unterſuchung ihrer älteſten Stammwörter, die meiſte Aehnlichkeit mit der Deutſchen findet, ſo urtheilt man hieraus, daß dieſe Urſprache einen Deutſchen Charakter gehabt haben muß. Nach Adelung und andern Sprachforſchern ſoll die jetzige Deutſche, die Isländiſche, Schwediſche, Däniſche, Holländiſche, Belgiſche, Schottiſche, Irländiſche und die Volksſprache mancher einzelnen Provinzen in England, Frankreich, Spanien ꝛc., die vornehmſten

älteſten Ueberbleibſel der alten Europäiſchen Sprachen ſeyn, die ſich dann ſämmtlich auf eine Urſprache, als Dialekte davon, zurückführen laſſen. Daß die Sprache der alten Germanen, als ſie mit den Römern Krieg führten, noch ſehr rauh und unmelodiſch geweſen ſeyn muß, läßt ſich aus manchen uns durch die Römer aufbewahrten Namen ihrer Fürſten und vornehmſten Feldherrn, als auch aus andern Wörtern ſchließen, die noch einen beſſeren Klang durch die Römiſche Ausſprache erhalten haben, da ſich die Töne einer ganz rauhen, noch keine Kultur verrathende Sprache ſehr ſchwer in einer, aller Modulation ſchon fähigen Sprache wiedergeben laſſen, weil hier die Sprachwerkzeuge ſchon ausgebildet ſind, und rauhe Töne nicht gut wieder geben können. Dieſer Zuſtand der Rohheit hätte vielleicht ſehr lange fortgedauert, wenn nicht in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt, nämlich im dritten und den folgenden, neue Völkerhaufen aus dem nördlichen Aſien und Europa ſich nach dem Weſten und Süden des letztern Welttheils gedrängt, und nicht nur Deutſchland, ſondern auch das ganze weſtliche und ſüdliche Europa mit neuen Völkern und Volksſtämmen angefüllt hätten. Die Einwohner Deutſchlands änderten alſo ihren Wohnſitz, daher auch die Mundarten verpflanzt und auch wohl hin und wieder vermiſcht wurden. Es kamen nun neue, zum Theil verwandte, zum Theil noch ganz fremde Volksſtämme nach Deutſchland, welche neue Sprachen und Dialekte mitbrachten. Unter dieſen Letztern ſind hauptſächlich die Skaven zu bemerken, welche in den nördlichen und öſtlichen Gegenden Deutſchlands ſich feſtſetzten und ihre Sprache einführten. Ein anderer Zug der mit den Deutſchen verwandten Völker waren die Gothen, welche ihre Wohnſitze am ſchwarzen Meere hatten, von den Hunnen gedrängt, ſich aber nach Weſten wandten und zu

beiden Seiten der unteren Donau ſehr weit ausbreiteten. Ein Theil derſelben, welcher in dem alten Möſien, jetzt Wallachey, wohnte, hatte es in der Kultur ſchon ziemlich weit gebracht, wozu Griechenland, als Nachbarland, wohl ſehr viel beigetragen hatte; auch war die chriſtliche Religion ſchon bei demſelben eingeführt. Dieſen Möſiſchen Gothen verdanken wir das älteſte Denkmal einer Deutſchen Mundart, nämlich des Ulphilas Ueberſetzung des neuen Teſtaments. — Nachdem die Völkerwanderungen anfingen ihr Ende zu erreichen, fingen ſich auch die in Deutſchland niedergelaſſenen Völker zu bilden an, indem Staaten eingerichtet, Verfaſſungen eingeführt, und der frühern rohen und unumſchränkten Lebensart der Deutſchen dadurch Schranken geſetzt wurden. Auch die chriſtliche Religion fing hin und wieder an der Donau und am Rheine Wurzel zu faſſen an; kurz Deutſchland fing an die Früchte der Geſittung, der eigentlichen Menſchenwerdung zu genießen, und mit dieſer Geſittung erhielt auch die Sprache einen größern Reichthum an Wörtern und mehr Klang. Die Franken waren das erſte Deutſche Volk, welches ſich zu bilden anfing, wozu ſie nach ihrer Niederlaſſung in dem ſchon geſitteten Gallien noch mehr Veranlaſſung fanden, und dieſe Kultur bot ihnen auch die Mittel dar, durch welche ſie ſich einen großen Theil von Europa unterwarfen und die Fränkiſche Monarchie ſtifteten. Denkmäler der Sprache aus dieſem erſten Zeitraume ſind nur ſehr wenige noch übrig. — Die Lateiniſche Sprache war die eigentliche Schriftſprache, welche von den Geiſtlichen, die ſie nur verſtanden und ſchrieben, zu allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht wurde; die übrigen Klaſſen des Volkes ſprachen das rauhe Deutſch, und die Vornehmſten darunter das verderbte Latein der Geiſtlichen. — Der zweite Zeitraum beginnt mit Karln dem Großen, der ohne ſeine Helden-

thaten ſchon darum den Beinamen des Großen verdient, daß er die gleichſam von den Geiſtlichen und Vornehmſten der Nation verachtete Deutſche Sprache durch ſein Beiſpiel zu heben und von der Verachtung, worin ſie ſtand, zu befreien ſuchte. Er gab ſich die größte Mühe die Sprache ſeiner Franken zu kultiviren, und ihren Gebrauch allgemein zu machen. Er lernte nicht nur vom Erzbiſchof von Mainz, Rabolin, vom Abte zu St. Gallen, Walfried, vom Biſchof zu Hildesheim, Hanno, Deutſch, ſondern vermehrte auch dieſe Sprache und zugleich die Kultur des Verſtandes dadurch, daß er vielen Sachen, welche die Deutſchen aus andern Ländern bekommen hatten, Deutſche Namen gab; er ſammelte die Volkslieder der Alten, ſchrieb ſie ſelbſt ab, und munterte die Deutſchen auf, ſeinem Beiſpiele zu folgen, indem er ſelbſt als Philoſoph, Sprachlehrer und Redner auftrat. Er legte Schulen an, und ließ die heilige Schrift in Deutſche Verſe überſetzen, um ſie dadurch dem Volke anſprechender zu machen; auch zugleich auf die Deutſche Sprache zu wirken, weil ſie dadurch an Biegſamkeit und Klang gewann, woran es ihr vorher gefehlt hatte. Deutſchland beſtand unter den Fränkiſchen Monarchen aus fünf Völkerſchaften: den Oſtfranken, Allemannen, Bayern, Thüringern und Sachſen, wovon jede ihre beſondere Mundart hatte, unter welchen die Fränkiſche die Hofſprache war. Dieſer Aufgang der Morgenröthe der Deutſchen Sprache wurde auch noch von Ludwig dem Frommen befördert, welcher die Bibel in Niederdeutſche Reime, alſo in die Sächſiſche Mundart übertragen ließ; auch wurden unter ihm noch mehrere Schulen angelegt, in welchen zwar kein Deutſch gelehrt wurde, die aber dennoch bei allen ihren Mängeln zur Bildung des noch rohen Geſchmacks vieles beitrugen. Auch Ludwig der Deutſche, der erſte Regent Deutſchlands als eines beſondern Landes, that

gleichfalls viel für die Deutſche Sprache. Von dieſer Zeit ab bis zu den Schwäbiſchen Kaiſern iſt zwar die Sprache nicht wieder in ihren frühern rohen Zuſtand zurückgekehrt; allein ſehr wenig für dieſelbe gethan worden, indem die Kultur jetzt eine andere Richtung nahm und den Gewerbefleiß weckte, wodurch Städte entſtanden, und in ihnen Handwerke oder Zünfte, Manufakturen und Handel, wodurch ſich Wohlſtand, aber auch der Luxus verbreitete, welches alles der Kultur der Sprache und der Wiſſenſchaften und Künſte hätte förderlich ſeyn können, wenn von der andern Seite nicht die unaufhörlichen innern Unruhen, das Fauſtrecht und die Kriege von außen ſie aufgehalten und behindert hätte. — Unter den Schwäbiſchen Kaiſern fängt eine neue Periode für die Sprache und ſchönen Künſte mit den Schwäbiſchen Dichtern an, welche in ganz Deutſchland Bewunderung und Nachahmung fanden, und dieſe macht den dritten Zeitraum in der Kultur der Sprache aus. Die Muſter, nach welchen ſie ſich bildeten, waren zwar die ſogenannten Troubadours oder Provenzaldichter, die ſich hundert Jahre früher in dem ſüdlichen Frankreich gebildet hatten, und deren Gegenſtand das Ritterweſen und die Liebe war. Auch trug zur Erhebung dieſer Dichtkunſt in Deutſchland die Lehnsverfaſſung bei, welche damals ihren höchſten Gipfel erreicht hatte, und unter den obern Klaſſen des Volkes Würde, Macht und Glanz, und unter den niedern blühenden Handel, Gewerbe und Geſchmack verbreitete. Die Dichtkunſt wurde das herrſchende Vergnügen des hohen Adels, und die dadurch ausgebildete Allemanniſche oder Schwäbiſche Mundart die Hofſprache des ganzen geſitteten Deutſchlands; auch wurde ſie in die Gerichtsſtuben eingeführt, wovon der Schwabenſpiegel zeigt. Der dichteriſche Geiſt der Nation ward dadurch wieder geweckt und Schwaben oder Allemannien, die

Schweiz mit einbegriffen, als der Mittelpunkt der Entwickelung Deutſcher Sprache und Dichtkunſt angeſehen, und die Dichter dieſes Zeitpunktes, denen man den Namen Minneſänger giebt, weil ſie nach den Provenzalen hauptſächlich nur die Liebe zum Gegenſtande ihrer Dichtungen gewählt hatten, ſie beſangen, machten dieſen Zeitpunkt merkwürdig; nur muß man ſich ſowohl die Sprache, als auch die Dichtungen nicht ſo verfeinert vorſtellen, als in den ſpätern Perioden der Kultur; es waren Ergüſſe, wie ſie die damalige Bildung und Sprache gab, ungekünſtelt, ohne hohe Begeiſterung und blühende Einbildungskraft, die nur erſt ein vollendeter Geſchmack durch ein enthülltes und geweckteſ Gefühl für die Schönheiten der Natur, und ein fein gebildeter Geiſt zur Auffaſſung des Sinnlichen und überſinnlich Gedachten im Weltall hervorbringen kann; und dazu war dieſe Zeit noch lange nicht reif, weil in den ernſten Wiſſenſchaften, die auch der Dichtkunſt ihren Schatz zur Ausbildung öffnen müſſen, überall noch Nacht und Barbarey herrſchte. Die Dichter dieſes Zeitpunktes haben inſofern Verdienſte um die Deutſche Sprache und Kultur, daß ſie das Intereſſe des ganzen Volkes daran knüpften, und es aufmerkſam auf dieſe Erholung, auf dieſen geiſtigen Genuß machten, der in der damaligen Zeit, nach dem Grade der vorhandenen Kultur, vielleicht eben ſo wirkte, als die Geſänge unſerer unſterblichen Dichter, und inſofern war dadurch viel für die Sprache und Kultur gewonnen. Leſen wir jetzt dergleichen Dichtungen, und berückſichtigen dabei nicht die Zeit und den Zuſtand der Kultur in derſelben, ſo müſſen wir freilich über die rohe Nachahmung der Natur, über die matte, ſchale Reimerey, die unſer Gefühl auch nicht im mindeſten anſpricht, die Achſeln zucken, ja man möchte oft das Ganze dieſer Liebesphantaſien nicht kindlich, ſondern kindiſch nennen, nur die Zeit beſchleiert

dieſe Stellen und läßt ſie uns in einem Lichte erblikken, in dem uns dieſe Dämmerung wohl thut, wenn ſie auch unſer Gefühl nicht anſpricht, uns nicht erwärmt, und die trockne, hölzerne Sprache eher zurückſtößt, als zum Leſen feſſelt, wie die Sprache in den Geiſtesprodukten der Neuern. — Dieſe ganze Periode war nicht von langer Dauer; es war eine kurze Erſcheinung, die das Lehns- und Ritterweſen bis auf den Gipfel begleitete, und bei deſſen Herabſinken, bei der Verminderung deſſen Glanzes, auch aufhörte. Es war eine Kunſt, die nach Brod ging, und dem Zeitgeiſte huldigte; ſo lange dieſer die Verſchwendungen und Ueppigkeiten zuließ, ſo lange fand ſie in dieſer Mode Nahrung und Unterhalt, ſobald aber die Erſchöpfung eintrat, ging ſie auch unter, wie viele der reichen und mächtigen Vaſallen; dagegen fingen die Städte durch Handel und Gewerbe an blühend zu werden; ſie waren der Wohnſiz des Fleißes und Wohlſtandes, des ſtillen häuslichen Glücks, und nicht ſelten retteten die Ritter die Trümmer ihres Vermögens in die Städte, die überhaupt die Retter der Freiheit, die Zufluchtsörter aller Bedrängten und Verfolgten wurden, und in ihnen blühete die Dichtkunſt in den Meiſterſängern wieder auf, freilich unter ganz anderen Glücksumſtänden, die aber immer der Sprache, wie auch immer die Geſtaltung jener Dichterperiode war, vortheilhaft war. — In der vierten Periode der Deutſchen Sprache iſt beſonders das lezte Drittel des dreizehnten Jahrhunderts, alſo der Anfang dieſer Periode, welche mit Kaiſer Rudolph von Habsburg beginnt, wichtig; denn beim Antritt der Regierung dieſes Fürſten, im Jahre 1273, ließ derſelbe zu Nürnberg einen Reichstag wegen der Deutſchen Sprache abhalten, auf dem der Schluß gefaßt wurde, daß anſtatt der Lateiniſchen Sprache, die bisher in den Gerichtshöfen gebraucht worden war, jezt

die Mutterſprache eingeführt werden ſollte. Um dieſe Zeit litt die Deutſche Sprache eine große Veränderung durch den Wachsthum der Städte, wie ſchon vorher angeführt worden, und von dieſen aus verbreitete ſich die Kultur über die ganze Deutſche Nation, weil ſie jetzt durch den Handel und die Gewerbe vereint wurde; alſo dieſe beiden Hauptzweige der Stadtwirthſchaft und ganzer Staaten, auch zur Ausbildung der Sprache und Kultur beitrugen. Die Sprache gewann auch dadurch, daß man anfing in allen Arten von Geſchäften mehr zu ſchreiben als vorher. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt, in dieſem Zeitraume, trug nicht wenig zur Verbeſſerung der Deutſchen Sprache bei, indem ſie dasjenige, was durch die Schreibekunſt mehr Privatgut blieb, zum Allgemeingut der Nation machte. Die Deutſche Sprache wurde zwar anfangs nicht gleich in dem Grade bedacht, wie es hätte ſeyn können, da die Liebe zu den alten Sprachen noch vorherrſchend war; allein ſie nahm doch an der Veefeinerung des Geſchmacks großen Antheil. — In der fünften Periode der Sprache entſtand die Reformation, die gleichfalls großen Einfluß auf die Sprache hatte. Luther ſelbſt war ein großer Kenner ſeiner Mutterſprache, der Deutſchen; er bereicherte ſie durch die Ueberſetzung der Bibel, durch ſeine Lieder und andere Schriften. Die Bibel ſoll ſchon zu Karls des Großen Zeiten von dem Erzbiſchof Rhabanus Maurus zu Mainz, von dem Abte Walfried, dem Grafen Herman Claudus, in Schwaben, und dem Biſchofe Hayme zu Hildesheim in das Deutſche übertragen worden ſeyn; allein man hat davon keine Gewißheit. Die Deutſchen Bibeln, die im funfzehnten Jahrhunderte herausgekommen ſind, findet man hin und wieder in großen Bibliotheken. Luthers Bibelüberſetzung iſt nach und nach herausgekommen. Im Jahre 1517 über-

ſetzte er die ſieben Bußpſalmen; im Jahre 1522 wurde er mit der Ueberſetzung des neuen Teſtaments fertig; 1523 überſetzte er die fünf Bücher Moſis; 1524 die Bücher von Joſua bis an das Hohe Lied Salomonis, und ſo fuhr er fort bis 1534, da er ganz mit der Bibel fertig wurde. Vor dieſem Jahre ſind die Bücher nach Luthers Ueberſetzung nicht zuſammengedruckt worden. Gegen das Jahr 1541 fing er an ſeine Ueberſetzung aufs Neue durchzugehen, wobei er ſich des Raths verſchiedener anſehnlicher Gottesgelehrten bediente; im Jahre 1545 legte er die letzte Hand an dieſes Werk. Dieſe Bibelüberſetzung hat nun zur Kultur der Deutſchen Sprache unendlich viel beigetragen, weil jetzt die Bibel in der Mutterſprache häufig geleſen wurde, und ſich dadurch die Liebe zu einer Sprache einfand, die bis dahin nur ſtiefmütterlich behandelt worden war; auch erhielten die Sprachforſcher dadurch Gelegenheit, ſie auf gewiſſe Regeln zu ſetzen. Ein Schriftſteller ſagt: „Die vorigen dunkeln Zeiten, wo die ſchönen Wiſſenſchaften vergraben geweſen waren, waren ſeit Luthers Erſcheinung vorüber. Das Leſen der alten Griechiſchen und Lateiniſchen Meiſterſtücke klärte den Verſtand auf, und indem man ſie auf Deutſchen Grund und Boden verpflanzte, ſo hatte die Sprache der Deutſchen die augenſcheinlichſten Vortheile davon. In dieſen Tagen, da in den ſchönen Wiſſenſchaften eine allgemeine Gährung herrſchte, drängten ſich viele Männer aneinander, brachten Reichthum, Stärke und Kraft in die Deutſche Sprache, lieferten von den beſten Werken der Alten kernige Ueberſetzungen, und füllten die Sprache mit Geiſt.“ — Bis zu dieſer fünften Periode war die Oberdeutſche Mundart noch die herrſchende, da ſie aber viele Härten hatte und in der Ausſprache ſehr roh war, ſo verfeinerte man ſie anfangs durch die Oberſächſiſche, welche durch den Handel und den daraus hervorge-

henden Wohlstand schon sehr ausgebildet war, und es immer mehr wurde, je mehr sich die Norddeutschen mit Handel und Gewerben beschäftigten; daher verließ man nach und nach die Oberdeutsche Mundart, oder diese wurde nach der Ober-Sächsischen ganz umgebildet. Würde man nun auf diesem Wege fortgegangen seyn, so würde unsere Sprache schon früher eine größere Vollkommenheit, ja Kraft und Wohllaut erhalten haben, besonders da jetzt die beiden Mundarten, die Süd- und Norddeutsche, verfeinert durch die Kultur hervorgingen und aus ihnen die Hochdeutsche Sprache entstand, die nach und nach die Hof- und Umgangssprache des ganzen gelehrten und gesitteten Deutschlands zu werden anfing; allein so trat eine Sturm- und Drangperiode in der kaum zum neuen und kräftigen Leben erwachten Literatur ein, die beinahe alles das Gute, was bis zu und kurz nach der Reformation geleistet worden war, über den Haufen warf; denn auf der einen Seite betrat Lohenstein mit seinen Anhängern einen ganz neuen Weg, indem sie die kräftige, rein fließende Sprache der Natur mit Dunst oder Schwulst und leeren Worten füllten, so daß sie durch diesen Bombast mehr zurückstieß, als anzog; von der andern Seite kamen die Deutschen Gelehrten und Schriftsteller, wahrscheinlich von der feinen Welt, auf das, was die neuen Sprachen anbetrifft, s. oben, S. 302, angesteckt, auf den Einfall, sie durch Einmischung von Lateinischen, Französischen und Italienischen Wörtern genießbarer zu machen, so daß unsere gute Muttersprache in den Werken dieser Zeit wie ein gespickter Hase aussieht, und auch hier zurückstoßen mußte. Und so wurde die Deutsche Sprache in der Zeit ihres kräftigsten Aufblühens feindselig von zwei Partheien behandelt und schleppte sich mit Bombast und Fremdwörtern bis zu Gottscheds Zeiten hin. War es da wohl zu

verwundern, wenn unſere Nachbarn unſere Sprache für ein buntſcheckiges Ungeheuer hielten und ſich mit der Erlernung derſelben gar nicht befaſſen wollten. Man wird hier nicht nöthig haben, Proben der Deutſchen Sprache dieſer Zeit anzuführen, da man nur die ſchönwiſſenſchaftlichen Werke, die von gekrönten Poeten im ſiebzehnten Jahrhunderte herausgegeben worden ſind, leſen darf, die man in öffentlichen und Privatbibliotheken gewiß finden wird, um von der einen Seite den Bombaſt und von der andern das Sprachgemiſch zu bewundern. Daß dieſe eingetretene verkehrte Sprachperiode nicht ſo bleiben konnte, ohne nicht unſerer Sprache und Literatur bei dem rüſtigen Vorwärtsſchreiten unſerer Nachbaren in dieſen Zweigen den Todesſtoß zu geben, beſonders bei der eingetretenen Sucht des Deutſchen, nur das Fremde geſchmackvoll und ſchön zu finden, und das eigene Gute zu verachten, welche Sucht oder Mode beſonders im ſiebzehnten Jahrhunderte Alles, was auf Geſchmack und Bildung Anſpruch machen wollte, mit ſich fortriß, leuchtete ein, und ſo trat denn die ſechſte Periode ein, in welcher der gute Genius Deutſchlands wieder erwachte; man fing an, das Unnatürliche zu fühlen, und reinigte die Sprache wieder von allem Fremden und von allem Unnatürlichen. Dieſe Periode fängt mit Gottſched an, welcher das Verdienſt um die Mutterſprache hat, zuerſt die Bahn gebrochen zu haben; und wenn gleich ſein Deutſch noch ſchleppend und wäßrig iſt, ſo gab er doch durch das dreiſte Auftreten und Hindeuten auf die Fehler der vor ihm herrſchenden Sprachmengerey ꝛc. Andern Gelegenheit, über die Sprache und Schreibart nachzudenken, ſie zu verbeſſern und zur weitern Vollkommenheit zu bringen. Es traten nun geiſtvolle Gelehrten und Schriftſteller auf, die durch ihre Werke auch der Sprache einen beſſeren Schwung gaben und ſie von allem Unkraute und von

allen Fremdwörtern reinigten. Man fing nach Wolfen's Beiſpiel an Deutſch zu philoſophiren, und dadurch wurde die Sprache auch zu den wiſſenſchaftlichen Vorträgen geeigneter gemacht. Der ſchönen Literatur, der Belletriſtik, verdankt aber die Sprache ihre höchſte Ausbildung in Hinſicht der Glätte oder des Fluſſes, der Zierlichkeit und des Klanges. Die erſten Schöngeiſter, die auf ihre Sprache in dieſer Periode mächtig einwirkten, waren zur Zeit Gottſched's und gleich nach derſelben: Bodmer, Breitinger, Uz, Gellert, Rabner, v. Kleiſt, v. Haller, Schlegel, S. Geßner, Leſſing, Klopſtock, Gleim, v. Hagedorn, Ramler, Fr. Nicolai, v. Gerſtenberg, v. Cronegk, Abt, Wieland, Denis, Duſch, Schummel, Hermes, Muſäus, Göthe, Herder, Hippel, v. Göckingk, v. Thümmel, Bode, Mylius, Zachariä, Miller, Müller, der Maler, Bertuch, Bürger, Hölty, v. Stollberg, Voß, Gotter, Meißner, Weiſſe, Jacobi, Koſegarten, Klinger, Mendelsſohn und Andere. Auch einige Frauen und Jungfrauen verſuchten es in dieſer Periode ihre Sprache und Literatur mit Beiträgen zum Nutzen und Muſter für ihre Schweſtern zu bereichern, und dadurch auch ein Scherflein zur Verdrängung der Unnatürlichkeit, Seichtigkeit und des Fremdthums in der Literatur, durch reine Empfindungen und einen klaren Vortrag beizutragen, als die Gattin Gottſched's, Frau v. Runkel, Charlotte v. Schenk, Sophie Albrecht, Philippine Gatterer, die Gattin Göckingk's, des Dichters, unter dem Namen Nantchen, Louiſe Karſchin, Karoline Rudolphi und Andere, welche den Namen der Belletriſtinnen des Auslandes, wie: Babet, Ninon de Lenclos, Miſtres Brook ꝛc. gewiß zur Seite geſtellt werden können. Zu dieſen, um unſere

Sprache und ſchönen Literatur ſo hoch verdienten Männern, Frauen und Jungfrauen, kommen hinzu: Jünger, Tiedge, v. Matthiſſon, v. Salis, Schiller, Ludw. Huber, Jean Paul (Richter), Mahlmann, Th. Hoffmann, A. W. Schlegel, Müllner, Lafontaine, Kotzebue, Falk; Sophie Brentano, Emilie von Berlepſch, Amalie Imhof, Louiſe Brachmann, Eliſe von der Reck; ꝛc. ꝛc. Der erſte glückliche Fortgang unſerer Sprache im zweiten Drittel des verwichenen achtzehnten Jahrhunderts wäre bald wieder durch ein neues Hinderniß aufgehalten worden. Es fingen nämlich Einige an, um, nach ihrer Meinung, recht gedrängt und kraftvoll zu ſchreiben, ſich um keine Reinheit mehr zu bekümmern, ſie ſetzten ſich über dieſe Regeln hinweg, und ſchrieben eine Sprache in dem abgebrochenen Tone der niedern Volksklaſſen, nicht ſelten auch des Hanswurſtes. Man fing mit dieſer Sprache auf der Bühne an, ſetzte ſie in Briefen fort, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre ſie auch auf den Katheder und auf die Kanzel gekommen; allein auch dieſe Thorheit ging bald vorüber, man ſah wieder ein, daß die natürliche, ungezwungene, ungekünſtelte Sprache, die ſchlichteſte Wortverbindung, den beſten Klang hatte. Eine ähnliche Periode trat auch in dem gegenwärtigen Jahrhunderte ein, wo man die Wörter in den Sätzen und Perioden ſo verworren ſtellte oder conſtruirte, daß man Mühe hatte, den Sinn des Satzes zu finden, zu errathen, ja oft gar keinen fand. Dieſes waren bloß verſuchte Neuerungen, die aber der Natur ſo entgegenſtrebten, daß man gern wieder zu dem Alten zurückkehrte.

In den verſchieden oben angeführten Perioden des Fortganges unſerer Sprache, hat es auch nicht an Sprachlehrern und Wortforſchern gefehlt, die ſowohl die Regeln derſelben aufſuchten und beſtimmten, als

auch die Bedeutung der Wörter zu erforſchen und feſt zu ſetzen ſuchten. Dieſes geſchah ſchon zu den Zeiten Karls des Großen. Dieſer Kaiſer ſoll ſelbſt mit dem Entwurfe einer Grammatik den Anfang gemacht haben; daher nennt ihn Alcuinus: Grammaticae artis doctorem, welches aber von Andern widerſprochen wird, und wohl nicht mit Unrecht, weil man dieſem Kaiſer ſo Vieles zuſchreiben will, was damals noch gar nicht in der Zeit, in der Erziehung des Volkes lag, alſo auch verkehrt auf das Volk gewirkt haben würde, wie dieſes auch die verſchiedenen Perioden der Ausbildung unſerer Sprache zeigen; auch gewahrt man es aus den alten Dokumenten, ſo weit nämlich dieſe reichen. — Nach einigen Nachrichten ſoll Ottfried, ein Mönch aus dem Kloſter Weiſſenburg in Elſaß, der kurz nach Karln dem Großen lebte, daß von ihm angefangene Werk fortgeſetzt haben; allein auch dieſes iſt nicht erwieſen. Die erſte Deutſche Sprachlehre, von welcher man Gewißheit hat, gab Johann Clajus im ſechzehnten Jahrhunderte unter dem Titel: Grammatica germanica linguae ex Bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta, heraus; ihm folgte Schottel, dann Bödicker, und im Jahre 1748 erſchien zuerſt Gottſched's Sprachlehre, unter dem Titel: Grundlegung zu einer Deutſchen Sprachkunſt, nach den beſten Schriftſtellern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts entworfen von Johann Chriſtoph Gottſcheden, Leipzig, 1748. Es folgten ſchnell mehrere Auflagen auf einander, ſo daß 1762 die fünfte erſchien. Ein Beweis, wie ſehr man es fühlte, die Sprache nach beſtimmten Regeln richtig zu ſchreiben. Ihm gebührt dabei das Verdienſt, daß er die Dialekte aus der Bücherſprache verbannen half, mehr Einheit der Sprache unter die Schriftſteller

brachte, und der besonders herrschenden Französisch-Deutschen Sprachmengerey und dem possirlichen Kanzleystyle vieler Schriftsteller mehr und mehr Einhalt that. Seine Fehden die er dieserhalb hatte, sind schon oben, S. 302 u. f., angeführt worden. Alle seine Werke, die er in Absicht auf die Deutsche Sprache und schöne Literatur herausgab, haben einen unglaublichen Absatz gefunden, welches man an den vielen Auflagen gewahrt, die davon veranstaltet wurden. So fängt er z. B. die Vorrede zur vierten Auflage seines Versuches einer kritischen Dichtkunst, welches Werk am meisten angegriffen wurde, mit folgenden Worten an: „Und meine Dichtkunst lebet noch! sie lebet, sag' ich ꝛc. ꝛc., um durch diesen Jubel anzuzeigen, daß sein Werk, trotz der Angriffe seiner Gegner, eines Breitingers, Bodmers, Meiers ꝛc., noch lebe. Seine ausführliche Redekunst ꝛc. hatte 1759 die fünfte Auflage erlebt, außer den Auszügen daraus für Schulen ꝛc., und der Akademischen Redekunst. Kurz, alle seine Werke erlebten mehrere Auflagen, welches den Beweis liefert, wie weit die Kultur damals schon vorgedrungen war, und wie sehr man den Mangel guter Werke zum Unterrichte in der Deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst fühlte, und mit einer Art von Heißbegier nach diesen Werken, trotz ihrer Mängel, griff, die von Andern zu eben der Zeit, als sie erschienen, aufgedeckt wurden. Nach Gottsched traten Aichinger, Popowitsch, Heinaz mit ihren Sprachlehren auf; ihnen folgten: Adelung, Moritz, Hartung, Splittegarb, Dolz, Heinsius, A. Link, Weiß und Andere. Adelung's Sprachlehre ist lange Zeit als die vollkommenste und richtigste angesehen worden, nämlich in so fern die Regeln einer lebenden Sprache, die einer beständigen Veränderung unterworfen ist, sich bestimmen lassen, und die ver-

ſchiedenen Veränderungen in dieſer Sprachlehre, nach den neueren Fortſchritten der Sprache, haben neuere Sprachlehrer auch gezeigt, jedoch ſind ſie nicht ſo weſentlich, daß ſie die Sprachlehre Adelung's entbehrlich machen; dieſe bleibt immer noch ein gutes Lehrbuch unſerer Mutterſprache. — Was die Wörterbücher anbetrifft, ſo hat man ſich eben ſo viel Mühe gegeben, um den Wörterreichthum, als auch die Abſtammung, das Verhältniß und die Verbindung der Wörter mit einander zu beſtimmen. Wachter, Haltaus und Scherz haben ſich hierin um die alte Deutſche Sprache verdient gemacht, und in der neuern haben Adelung und Campe ihre Vorgänger, Spaten, Friſch und einige Andere, weit übertroffen. Die Schwierigkeiten bei Anfertigung großer kritiſcher Wörterbücher liegt zum Theil in der Menge der Wörter, theils auch in ihrer Abſtammung und Bedeutung, theils auch in den verſchiedenen Mundarten. Die Deutſche Sprache theilt ſich, wie bekannt, in zwei Hauptmundarten: in die Ober- oder Süddeutſche, und in die Unter- oder Nordeutſche, welche beide Mundarten ſehr merklich von einander unterſchieden ſind, und jede wieder eine Menge anderer Mundarten unter ſich begreift, welche mehr oder weniger von einander abgehen, und doch zuſammen ein Ganzes ausmachen, welches ſich mit der andern Mundart nicht leicht verwechſeln läßt. Dieſe beiden Mundarten ſind, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht erſt in Deutſchland entſtanden, ſondern die erſten Einwanderer haben ſie mitgebracht, wenn nämlich Deutſchland, überhaupt Europa, nicht ſchon ſeine Ureinwohner gehabt hat, wie wir ſie in Amerika und auf den Südſee-Inſeln oder Auſtralien, bei deren Entdeckung oder vielleicht nur Wiederauffindung, gefunden haben. Iſt aber die Einwanderung vom nördlichen Aſien aus nach Deutſchland, ungeachtet der Ureinwohner, geſche-

hen, ſo läßt ſich die Verſchiedenheit der Mundart oder des Dialekts daher ſchließen, daß diejenigen Völker, welche vom ſchwarzen Meere die Donau herauf nach Deutſchland gekommen ſind, in gebürgigen Gegenden wohnten, und wegen des Einfluſſes der Luft auf die Sprachwerkzeuge, mit vollem Munde redeten. Ihre Buchſtaben waren mehr Hauchbuchſtaben und rauhe Doppellaute, wodurch ihre Sprache mehr gezischt und geraſſelt wurde; ſie liebten weitſchweifende Ausdrücke; dagegen bewohnten diejenigen Völker, welche von der Nordſeite nach Deutſchland kamen, ein mehr ebenes und flaches Land und ihre Sprache war, in Anſehung der vorhin angeführten Eigenſchaften, der vorhergehenden ganz entgegengeſetzt. Dieſer Unterſchied iſt ſchon in den älteſten Zeiten bemerkt worden. Die beiden älteſten Ueberbleibſel, die man noch hat und aus denen man mit Gewißheit etwas beweiſen kann, ſind die Schriften Ottfried's und Kero's aus dem achten und neunten Jahrhunderte in Süddeutſcher Sprache. Die Schreibart des Erſten lautet ſo, wie noch jetzt die Sprache einiger Schweizer Kantons, und wenn man den Letztern einem Bauer in Oberſchwaben vorlieſet, ſo wird er ihn ohne große Mühe verſtehen. Die Schriftſteller dieſer Gegend Deutſchlands ſuchten ihre Töne und deren Schattirungen durch die Schrift auszudrücken; ſie ſchrieben daher tuir, ruaren, guat ꝛc., ſtatt theuer, rühren, gut. Dieſe Mundart war lange Zeit die herrſchende in Deutſchland; ſie war die Hof- und Bücherſprache; wurde aber zur Zeit der Reformation, wie ſchon oben angeführt worden iſt, umgewandelt, indem ſie mit dem Dialekte Oberſachſens vermiſcht wurde, und hieraus nach und nach die Hochdeutſche Sprache entſtand, die bis jetzt die Converſations- und Bücherſprache geblieben iſt. Was ſie, als Hofſprache, betrifft, ſo kommt davon ein eigener Artikel in dieſem

Regiſter vor; auch kann man den Artikel: Schrift- und Umgangsſprache in dieſem Regiſter nachſehen. Dieſe Mundarten muß nun derjenige, der ein Deutſches Wörterbuch ſchreiben will, in ſeiner Gewalt, ja er muß ſie förmlich ſtudiert haben. Dieſes iſt nun der Haupthebel bei Entwerfung eines Wörterbuches. Man hat aber noch, außer dieſer Hauptſchwierigkeit, ſich durch den Wörterwuſt durchzuarbeiten. Jede Mundart hat ihre beſonderen Schwierigkeiten, die ſowohl in die Sprachlehre, als Wörterkunde Einfluß haben, die nur dem Sprachforſcher in ihrem ganzen Umfange bekannt ſeyn können, weil ſich hier ſo viele Abweichungen bei den Mundarten finden, die ſich auf keine Weiſe gut vereinigen laſſen, weil ſie eine viel zu feſte Wurzel bei dem Theile des Volks gefaßt haben, welches dieſe oder jene Mundart ſpricht. Beſonders hat die Süddeutſche Mundart viele Schwierigkeiten, weil ſie zwiſchen der Hochdeutſchen und Norddeutſchen oder Niederdeutſchen das Mittel hält; ſie läßt ſich daher nicht ſo leicht auf beſtimmte Regeln bringen, obgleich in neueſter Zeit, durch die viel verbreiteten Journale und Flugſchriften ſehr viel zur Vereinigung der Hauptmundarten zu der Hochdeutſchen Umgangs- und Bücherſprache geſchehen iſt und wird, je mehr Süddeutſchland ſich der Kultur Norddeutſchlands nähert, und beide ein Ganzes, wenn auch nicht in Hinſicht des Volksthümlichen in Sitten und Gebräuchen, doch in Hinſicht der Converſations- und der Bücherſprache. Die Süddeutſche Mundart iſt jünger, als die Norddeutſche; auch ſoll ſie nicht ſo reich an Worten, Beugungen und Verbindungen ſeyn. Auch die Mode in Veränderung des Rede- und Wortons hat Einfluß auf die Sprache, und giebt oft den Wörtern eine andere Geſtalt, die gewöhnlich bei denjenigen, welche die Sprachlehre nicht genau kennen, nach der Ausſprache der Wörter geſchrieben werden,

wodurch ſich wieder in einem gewiſſen Zeitraume manche Schwierigkeiten häufen, die alle der Lexicograph ausgleichen ſoll; dann ſoll er auch noch die Sprache des gemeinen Mannes, der unteren Volksklaſſen kennen, beſonders diejenige des Landmannes, weil ſich bei ihm die Sprache weit länger in ihrer erſten Einfalt oder Schmuckloſigkeit erhält, als in den Städten; daher müſſen ihm alle Provinzialausdrücke bekannt ſeyn. Es iſt eine eben ſo beſchwerliche, als nützliche Arbeit, die Sprache in den verſchiedenen Provinzen nachzuforſchen, und ihre allmählige Abänderung zu bemerken. Man trifft in den Provinzen die meiſten alten, echten und kernigten Ausdrücke an; auch wird man nie die innere Stärke einer Sprache entdecken, wenn man nicht die Materialien dazu aus den Provinzen zuſammen ſucht. Wenn man daher nicht von den Provinzen Süd- und Norddeutſchlands beſondere Idiotika hat, wird man nie Hoffnung haben, ein vollſtändiges Deutſches Wörterbuch zu erhalten. Die ſich gebildeten Deutſchen Geſellſchaften zur Beförderuug der Sprache und Literatur ihres Vaterlandes, könnten ſich daher kein beſſeres Ziel ihrer Beſtrebungen vorſtecken, als dieſen Schatz aus den Provinzen zuſammenzuſuchen, und ihn Stückweiſe in einem dieſem Zwecke entſprechenden Blatte bekannt zu machen, welches zum Beſten der Sprache eine größere Wirkung thun würde, als wenn ſie ganze Bände von andern, weit weniger nützlichen Materien in die Welt ſchicken, die oft ungeleſen, alſo uugenützt liegen bleiben, und nur die Makulaturkammer des Buchhändlers oder Verlegers füllen. Die Deutſche Sprache muß jeden Vaterlandsfreund intereſſiren, weil ſie ein Gemeingut, ein Nationalgut iſt, was jeder ſich aneignen kann; allein die Ausbeute dieſer Forſchungen muß auch in einem Style vorgetragen werden, daß ſie Jeder leſen und verſtehen kann, in einem ſchlichten Gewande,

ohne viele Kunſtausdrücke und Lateiniſche Brocken, und wo dieſe oft nicht umgangen werden können, weil ſie einmal das Bürgerrecht in der Sprache erhalten haben, da ſtehe die Erklärung eingeklammert dabei, ſo kann für unſere Sprache noch ſehr viel geleiſtet werden. Der früher oft angeregte, und auch in neueſter Zeit wieder laut gewordene Wunſch: die Plattdeutſche Sprache wieder einzuführen, weil ſie die älteſte, und mit den andern, oben, S. 436, angeführten nordiſchen Sprachen am meiſten verwandte Sprache iſt, möchte wohl nicht Eingang finden; denn ſo vorzüglich auch die Plattdeutſche Sprache in Hinſicht der Rundung und des Klanges ihrer Wörter iſt, ſo hat ſie doch auch manche Härten; auch iſt unſer Ohr verwöhnt, und unſere Sprachorgane haben ſich durch die Hochdeutſche Mundart ganz anders gebildet, oder beſſer, ſie ſind auch verwöhnt, ſo daß uns die Ausſprache in vielen Stücken ſehr ſchwer fallen wird, da wir das, S. 55, angeführte: Piper pip up! nicht immer zum Maaßſtabe des Klanges für alle Wörter dieſer Mundart annehmen können; denn es kommen darin auch oft ſehr holprige und mißtönende Wörter vor, wenigſtens klingen ſie uns jetzt ſo; wer daran gewöhnt iſt, dem mögen ſie freilich anders klingen. Ein Schriftſteller macht darüber in dem neuen Bremiſchen Magazine, Bd. 1., St. 1., ſeinem Herzen Luft und ſagt:

Es ſcheint, als wenn ſich alle Deutſchen eine geraume Zeit hindurch in eine Zuſammenverſchwörung wider ihre alte Mutterſprache (die Plattdeutſche) verbunden hätten, daß ſie nicht eher ruhen wollen, bis ſie ſolche gänzlich aus der Welt geſchafft haben. Man hat ſie von den Lehrſtühlen, in Kirchen und Schulen, und aus den Gerichtsſtuben der Norddeutſchen bereits verwieſen, auch ihr im gemeinen Leben beinahe einen Abſchiedsbrief ertheilt, indem in der gegenwärtigen Zeit nicht nur der Fürſt, der Edelmann und der Ge-

lehrte, sondern auch der Bürger und Bauer, jene aus Noth und des Wohlstandes halber, diese aus Eitelkeit und nachäffendem Stolze Hochdeutsch reden; ob ihnen gleich die natürlichen Sprachwerkzeuge nicht darnach gewachsen sind; auch unter tausend Niedersachsen kaum ein einziger ist, der sich in Wahrheit rühmen könnte, daß er die Hochdeutsche Mundart mit seinen Sprachwerkzeugen vollkommen treffen und aussprechen kann. Man kann nun zwar die Einführung der Hochdeutschen Sprache in die Provinzen Niedersachsens nicht tadeln, sondern muß vielmehr gestehen, daß sie in ihrer Art schön, wohlklingend und vollkommen ist, und auch jetzt keiner in den genannten Provinzen fertig werden kann, ohne nicht Hochdeutsch zu verstehen und zu sprechen, wenn er es auch nicht so geläufig ausspricht und correkt schreibt; allein die Plattdeutsche Sprache bleibt doch auch eine lebende Sprache und wird von den untern Volksklassen immer noch gesprochen, und daher ist sie noch nicht entbehrlich und kann der Hochdeutschen immer noch das Gleichgewicht halten. Sie behauptet sich durch sich selbst, und daher ist sie nicht bloß eine gemeine oder Pöbelsprache, wie man sich auszudrücken pflegt, sondern eine Sprache, die wegen ihres hohen Alters, ihrer Zierde, ihres männlichen Wohlklanges und Nutzens in Ehren gehalten zu werden verdient; denn die Plattdeutsche Sprache selbst, der ihr angedichtete grobe und harte Laut, oder ihre etwaige Armuth, haben es gewiß nicht verursacht, daß sie jetzt bei Vielen in so schlechtem Rufe und Ansehen steht. Sie kann sich eben sowohl hören lassen, man kann sich eben so deutlich darin ausdrücken, sie ist eben so wortreich, als irgend eine Sprache in der Welt; auch klingt sie keinem unangenehm, als nur einem verwöhnten partheiischen Ohre; sie hat dagegen recht etwas Erhabnes und Durchdringendes in ihren Redensarten und in ihrer Aussprache, welches in der Hochdeutschen entweder gar nicht, oder doch nur in denjenigen Ausdrücken und Redensarten zu merken ist, welche diese von jener, als ihrer Mutter, erborgt und behalten hat. Die alten Deutschen Dichter dachten daher auch ganz anders, als ihre Nachkommen in diesen Stücken denken. Sie hielten ihre männliche

Sprache eben ſo gut und eben ſo brauchbar in allen Geſchäften, als andere ihnen benachbarten Völker die ihrige, und bekümmerten ſich wenig darum, ob ſie den Fremden verſtändlich und gefällig wäre, oder nicht. Man ſchrieb in dieſer alten Heldenſprache die Rechte von ganz Sachſenland, den Sachſenſpiegel, man fertigte darin öffentliche Briefe und Urkunden aus, welche die wichtigſten Angelegenheiten der Kirche und des Staates betrafen; man fing auch nicht lange nach der Buchdruckerkunſt an, darin Deutſche Bücher zu drucken und es ließ ſich damals wohl kein Niederſachſe einfallen, daß man in dem Umgange und Gewerbe, in und außer Gericht, oder ſonſt irgendwo, keine andere als die gewöhnliche Landesſprache gebrauchen könne oder zu gebrauchen nöthig habe; wie ſie denn auch die eigentliche Sprache des ganzen Sachſenlandes war, und dieſerhalb die Saßiſche, Saßiſch-däniſche Sprache, zum Unterſchiede aller andern von ihr abgehenden Mundarten genannt und dadurch für die Mutter derſelben erkannt und geehrt wurde. Auch bei dem Anfange der Kirchenverbeſſerung ſorgte man dafür, daß den Niederſachſen das Evangelium in ihrer Mutterſprache verkündiget, und ihnen ſolche Bücher darin gegeben wurden, aus welchen ſie Unterricht und Erbauung in Kirchen, Schulen und Häuſern haben könnten, woraus hervorgeht, daß es ſich eben ſo gut in Niederſächſiſcher, als in Hochdeutſcher Sprache predigen, ſingen und beten läßt. Hier nun einige Verſe aus der Plattdeutſchen Lübeckiſchen Bibelausgabe von 1533, mit Beiſetzung der Hochdeutſchen Ueberſetzung:

Vnde vôr up den Cherub
vnde floth darher. He ſchwevede
vp den vittcken des windes.

Syn telt vmme en her
was dûſterniſſe vnde ſwarte
dicke wulcken, dar was he in-
ne verborgen.

Van dem glantze vor em deelden ſyck die wulcken mit hagel vnde blitzem.

Vnde de Here donnerde im hemmel, vnde de Högeſte leeth vth ſynen donner, mit hagel vnde blitzem.

He ſchoth ſine ſtralen vnde vorſtrouwede ſe. He leeth ſeer blitzemen vnde vorſchreckede ſe.

Dar ſach men watergöte, vnde des erdboddems grundt wart vpgedecket, Here von dynem ſcheldende, van dem athem vnde ſnuuende dyner neeſen.

* * *

Und er fuhr auf dem Cherub und flog daher, er ſchwebte auf den Fittigen des Windes.

Sein Gezelt um ihn her war finſter, und ſchwarze dicke Wolken, darin er verborgen war.

Vom Glanze vor ihm trennten ſich die Wolken mit Hagel und Blitzen.

Und der Herr donnerte im Himmel, und der Höchſte ließ ſeinen Donner aus mit Hagel und Blitzen.

Er ſchoß ſeine Stahlen und zerſtreute ſie; er ließ ſehr Blitzen und ſchreckte ſie.

Da ſah man Waſſergüſſe und
des Erdbodensgrund ward auf-
gedeckt; Herr von deinem
Schelten, von dem Athem und
Schnauben deiner Naſe.

Man gewahrt hieraus, wie ſehr die Plattdeutſche Sprache mit der Holländiſchen, Däniſchen, Schwediſchen, Norwegiſchen, Isländiſchen, ja auch mit der Engliſchen übereinkommt, und daß alle dieſe Sprachen Töchter der Plattdeutſchen Sprache ſind. Freilich gewahrt man dieſes nicht mehr ſo in der Hochdeutſchen Sprache, die einen ganz andern Typus, einen ganz andern Charakter angenommen hat, ob männlicher und feſter, ob weicher, runder und klangvoller, dieſes mag der Sprachforſcher, der Grammatiker entſcheiden. So viel iſt gewiß, daß man ſich bei dem Urtheile über dieſe Mundarten nicht muß durch das Gehör und durch die Schreibart täuſchen oder verführen laſſen, ſondern nur Fülle, Ausdruck und Klang können das Urtheil beſtimmen. — So viel leuchtet übrigens ein, daß das Deutſche Volk, wenn es nämlich einen, durch gemeinſchaftliches Intereſſe verbundenen Körper bilden will, nur eine Sprache, ſei ſie nun Hoch- oder Plattdeutſch, im Staats- und Geſchäfts-Leben, das heißt, in der Kirche, in den Lehr- Gerichts- und andern Staatsgeſchäfts-Sälen, mit denen das Volk in nähere Berührung tritt, und in allen bürgerlichen Geſchäften gebrauchen, reden uud ſchreiben muß, dieſe mag nun auf dem platten Lande, in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands ſo viele abweichende Mundarten noch haben, als ſie will, ſo muß doch in den Kirchen, Schulen und Gerichtsſälen nur die Umgangs- und Geſchäftsſprache gebraucht und gelehrt werden, damit das ganze Volk nach und nach die Deutſche Hauptſprache als Mutter- und Landesſprache reden und ſchreiben lerne; und inſofern iſt ſchon ein

großer Schritt gethan, daß man an den Deutſchen Höfen in der neueſten Zeit Deutſch redet, alſo die Mutterſprache wieder zur Hofſprache gemacht hat, wie ſie es ſo lange vor der Wälſchen oder Sprachquodlibets-Periode im 17ten und 18ten Jahrhunderte geweſen war. Die Plattdeutſche und die Oberdeutſche Sprache gehen inſofern nicht verloren, weil wir ſchriftliche Denkmäler in dem Schwaben- und Sachſenſpiegel, in der Bibel, und in vielen Verordnungen in Beziehung auf die Kirche, Schule und die Regierungs-Angelegenheiten beſitzen, und auch die Mundarten auf dem platten Lande ſich immer neben der Hochdeutſchen oder Hauptſprache fortpflanzen werden.

Es iſt ſchon oben, unter Sprache und Sprachkunſt angeführt worden, daß die Deutſche Sprache ſo reich an Wörtern iſt, daß ſich nicht leicht eine der neuern Sprachen über ſie erheben kann, und wenn einige Sprachen in der feinen Schattirung und beſondern Abartung der Begriffe einen Vorzug vor der unſrigen zu haben ſcheinen, wie z. B. die Franzöſiſche und Italieniſche, ſo hat unſere Sprache wieder, von der andern Seite betrachtet, ſo viele Vorzüge, iſt ſie eine ſo männliche und kräftige Sprache, ſind ihre Modulationen in den Tönen ſo vielſeitig, daß wir alle Europäiſchen Sprachen, wie auch ſchon oben angeführt worden, durch unſere Sprachwerkzeuge, nachſprechen können. Und auch jene Vorzüge, welche die beiden oben genannten Sprachen, beſonders die Franzöſiſche, in ſeinen Wendungen und doppelſeitigen Begriffen, wovon die Franzöſiſche Diplomatie bei den Unterhandlungen in der neuern Zeit, ſo oft in Europa den Sieg über andere Völker davon getragen hat, die mit den einſchmeichelnden, vielſeitige Deutungen habenden Worten in fremder Sprache nicht bekannt genug waren, gehen unſerer Sprache nicht ganz ab; allein wir

gebrauchen ſie nicht in den Staats- und bürgerlichen Geſchäften; nur in der Unterhaltungsſprache, in den Zirkeln der gebildeten und feinen Welt, die auf Erholung berechnet ſind, wenden wir die Feinheiten unſerer Sprache, die Witz- und Spitzſpiele, die einſchmeichelnden Worte der Zärtlichkeit in allen ihren Schattirungen an, und was wir in der Sprache der Liebe, in den feinſten Empfindungen der Freude und des Schmerzes oder der Klage thun können, das beweiſen unſere Dichter; ſo wie überhaupt der Reichthum einer Sprache von der Menge und Vortrefflichkeit der Schriftſteller, und von der Ausbildung in jeder Gattung oder jedem Zweige der Wiſſenſchaften abhängt, und daß oft mehr als ein Jahrhundert erfordert wird, um dieſe Lücken alle auszufüllen; doch muß die Möglichkeit hiervon in dem innern Baue der Sprache liegen. Daß dieſe unſerer Sprache nicht fehlt, hat die Periode von Gottſched bis jetzt, alſo die neueſte, bewieſen, indem wir in allen Fächern der Dichtkunſt und in allen Zweigen der Wiſſenſchaften unendlich viel geleiſtet haben; und wenn auch manches Fach der Dichtkunſt, z. B. das lyriſche und dramatiſche, in dem zweiten und dritten Decennium dieſes Jahrhunderts nicht mehr das leiſtete, was es ſchon im letzten Drittel des verwichenen und anfangs dieſes Jahrhunderts geleiſtet hat, ſo liegt dieſes keineswegs in dem Mangel an Talent und Genialität dazu, ſondern in der Aufmunterung und Weckung des Geſchmacks für die Poeſie. Italiener und Franzoſen ſind uns freilich früher um mehr denn ein Jahrhundert vorausgeeilt geweſen, und haben daher ihre Sprache ausbilden und ihr alle Feinheiten und Schärfe im Ausdrucke der Begriffe geben können; wir haben ſie aber eingeholt, und liefern jetzt in den Fächern, worin uns die Mittel und Unterſtützung nicht fehlen, gewiß das, was die oben genannten Völker leiſten. Nur daß wir uns früher der vielen

men den Geschmack von uns, nun werden wir ihn von Ihnen wiederholen müssen." Wie sehr hatte er Recht. Die Reihe ist auch an uns gekommen, daß unsere Geistesprodukte im Auslande gewürdiget, übersetzt und gelesen werden, und daß wir uns auf einen Höhepunkt der Literatur heraufgearbeitet haben, von dem wir in philosophischer Ruhe wehmüthig auf die Periode Frankreichs herabblicken konnten, in welcher dasselbe auf einige Zeit (Revolution) in eine unerhörte Barbarey versank, und dessen Literatur erst wieder in neuester Zeit, nach vollkommener Ruhe von außen, zu steigen anfängt. Doch dieses muß man dem Franzosen zu allen Zeiten nachrühmen, daß er nie seine Sprache zu einer Landkarte der Moden gemacht hat, so sehr auch bei ihm die Moden in Allem, was sich auf Kleidung, Möbel und den Genuß des Lebens bezieht, Ton des Tages sind und wohl so lange bleiben werden, als es Franzosen giebt; nur die Sprache macht bei ihm eine Ausnahme, sie ist ihm als Nationalgut heilig. Nicht so war es bei dem Deutschen, der seine Muttersprache noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts jeder andern hintenansetzte, oder sie doch wenigstens einer Sprachmode unterwarf. So gab es eine Zeit, wo man unsere Sprache mit Geiechisch und Latein vermischte, um seine Gelehrsamkeit blicken zu lassen; dann spickte man die Schriften mit Französischen, Italienischen und Spanischen Wörtern und Redensarten, um galant zu erscheinen: man impfte der Sprache unverständliche jüdisch-deutsche Redensarten ein, und nannte es erbaulich; man pfropfte die Sprache mit scholastischen unverständlichen Wörtern voll, und nannte es philosophisch, und so hat man unsere Sprache nach den Thorheiten des Tages immer zu vermummen gewußt, so daß ihr wahrer Charakter nie recht an das Licht gekommen ist, und diese bunte Kleidung mußte bei unsern Nachbaren

Lachen erregen und uns mit der Sprache in ihren Augen herabſetzen. Dieſe Periode iſt jetzt glücklich vorüber; wir erkennen jetzt, wie ſchon oben bemerkt worden, den Werth unſerer Sprache, und ſind, wenn auch nicht ſtolz darauf, doch ſehr zufrieden, daß wir unſern Nachbaren Achtung gegen dieſelbe eingeflößt haben. Uebrigens ſind die Fremdwörter in vielen Zweigen des Wiſſens nicht ganz aus unſerer Sprache zu verbannen. So z. B. werden die Kriegswiſſenſchaften immer noch viele Franzöſiſche und Italieniſche Wörter in der Sprache und in den Schriften beibehalten, für die wir keine Deutſchen, der Sache entſprechenden, Wörter finden konnten; eben ſo hat der Juriſt noch viele Lateiniſche Wörter in Sprache und Schrift, weil viele Gegenſtände aus dem Römiſchen Rechte in das Deutſche übertragen worden, und ehemals das ganze Römiſche Recht bei uns Anwendung fand; alſo auch die Lateiniſchen Ausdrücke, wenn man gleich Deutſche dafür hatte, zur Gewohnheit wurden. Auch dem Arzte fehlt es nicht an Lateiniſchen Ausdrücken, die aus demjenigen Theile ſeiner Kunſt fließen, der Lateiniſch vorgetragen oder gelehrt wird; und ſo giebt es eine große Anzahl von wiſſenſchaftlichen Schriften, z. B. die mathematiſchen, botaniſchen ꝛc., welche Lateiniſche Wörter beſitzen; jedoch iſt man auch jetzt bemühet, in den Schriften alle Lateiniſche Wörter, ſo wie alle fremde Ausdrücke Deutſch zu geben und die Lateiniſche Benennung eingeklammert dabei zu ſetzen, um ſo mehr, da es unſerer Sprache durchaus nicht an Wörtern fehlt, um alle Fremdwörter darin auszudrücken. Man hat auch Verſuche gemacht, alle fremde Wörter aus den militairiſchen Schriften zu verbannen, weil man für viele ſchon Deutſche Benennungen in alten Schriften gefunden hat; allein ſie haben keinen Beifall gefunden, oder wenigſtens ſind die Verdeutſchungen, von Officier,

Unterofficier oder Corporal, Lieutenant ꝛc. ꝛc., nicht beachtet worden, weil sie zu einer Zeit in Anregung gebracht wurden, wo Alles nach dem Befreiungskriege und kurz vor demselben zu sehr beschäftiget war, auch die Gemüther noch sehr aufgeregt waren, als daß man auf Sprachbemerkungen hätte achten sollen, und nachher waren die kleinen Schriften, welche sich damit beschäftigten, vergessen. Und so ging es mit mehreren Verbesserungen in unserer Sprache; sie wurden übersehen, nicht beachtet. — Was das Grammatikalische der Deutschen Sprache anbetrifft, so ist darüber schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, das Nöthige gesagt worden. Von der Literatur Deutschlands ist schon in diesem Artikel unter den verschiedenen Sprachperioden das Nöthige vorgekommen; auch sehe man oben die Literatur unter Sprache und Sprachkunst, S. 334 u. f., nach. Ueber die Altdeutsche Literatur findet man Nachrichten in Koch's Compendium der Deutschen Literatur-Geschichte, in J. Grimm's Deutscher Grammatik, in von der Hagen's, Dorow's und Anderer Schriften; auch in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, mit Beiträgen von dem Herrn von Blankenburg, findet man in den Artikeln der verschiedenen Dichtungsarten, die Literatur hinzugefügt; auch in dem jetzt in einzelnen Heften in Berlin herauskommenden historischen Handlexicon, Bd. 2, unter Literatur Deutschlands, S. 630—42, findet man über die Schriften, welche in den oben angeführten verschiedenen Perioden der Bildung unserer Sprache erschienen sind, Auskunft. — Die Blüthenperiode der schönen Literatur in Deutschland, die auf unsere Sprache und Sitten einen so mächtigen Einfluß übte, und die eigentlich, wie schon oben bemerkt worden, mit dem Regierungsantritte Friedrichs des Großen anhebt, erstreckt sich gleich an-

fangs über das ganze nördliche und einen Theil des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchlands. Beſonders Antheil daran hatten die Univerſitäten Leipzig, Halle und Göttingen, auf denen die ſchönen Wiſſenſchaften beſonders kultivirt wurden, und auf welchen die berühmteſten Dichter der Nation, ein Gellert, Leſſing, Klopſtock, Rabener, Zacharia, Göthe, Uz, Gleim, Gökingk, Bürger, Voß, Miller, die beiden Stollbergs, Hölty und Andere, von denen Mehrere ſchon oben erwähnt worden ſind, ſich bildeten; auch in Königsberg, wo Herder, Hippel, Hermes ꝛc. ſich zu Dichtern bildeten; dann bildeten ſich in Jena, Gieſſen, Rinteln, Kiel, Erlangen ꝛc. Belletriſten. In den Oeſterreichiſchen Staaten, unter der Regierung Maria Thereſia's und Joſeph's des Zweiten, wurden die ſchönen Wiſſenſchaften von Denis, Löper, Maſtalier, Blumauer und Andere betrieben, und wie Berlin ſeinen Moſes Mendelsſohn hatte, ſo hatte Prag ſeinen Moſes Dobruska, der zwar nicht an den Erſten hinanreicht; aber doch immer ſeinen Glaubensgenoſſen, die damals, beſonders in jenem Lande, noch ziemlich verachtet waren, als ein helles Licht vorleuchtete; wenn gleich ſeine herausgegebenen Gedichte und Schäferſpiele noch ſehr der Feile und Reife bedurften. In Baden, Würtemberg, Bayern, in Mainz, unter Emmerich Joſephs Regierung, erhoben ſich die ſchönen und ernſten Wiſſenſchaften und wirkten vortheilhaft auf die Sprache; ſo daß unſere Sprache, wenn gleich noch der Verbeſſerung zur immer größeren Vollkommenheit fähig, jetzt ſchon einen hohen Grad der Ausbildung und Correctheit erhalten hat.

Sprache (Engliſche), Engländiſche Sprache, Brittiſche Sprache. Keine Sprache hat ſo viel Einwirkungen von außen erlitten, als die Engl-

ſche; denn wenn auch Sprachen, wie z. B. die Deutſche, Perioden der Fremdmengerey gehabt haben, ſo rühren dieſe nicht von dem Einfluſſe einer fremden Nation durch Unterjochung her, wie es hätte bei uns mit den Franzoſen werden können, wenn ſie Herr von Deutſchland blieben, ſondern von der Sucht, der Mode, die eigene Sprache mit Fremdwörtern zu miſchen; die eigene Gediegenheit, die eigene Kraft und Schönheit unſerer Sprache, für fremdes Gut auszugeben. Nicht ſo iſt es mit der Engliſchen Sprache, die bei dem Einfalle und dem Feſtſetzen mehrerer Völker auf Brittiſchem Boden, auch jedesmal eine Umwandlung erlitt. Dieſes geſchah in vier Perioden: 1) durch die Einwanderung der Angelſachſen; 2) durch den Einfall der Dänen; 3) durch den Einfall der Normannen, und 4) durch die Einwanderung, oder beſſer, Hinüberziehung Franzöſiſcher Kultur und Sitten. Die alte Brittiſche Sprache, als die Urſprache des Landes, die noch jetzt in dem Fürſtenthume Wales geredet wird, wohin ſich die Nachkommen der alten Britten flüchteten, iſt zwar der Stamm der Engliſchen Sprache durch alle Perioden geblieben; ſie iſt aber ſo verändert worden, daß man ſie in vielen, ja in den meiſten Wörtern nicht wieder erkennt, und Mühe hat, die Wurzel zu finden, um ſo mehr, da die Angelſächſiſche Sprache, ein Dialekt der Plattdeutſchen iſt, mit der ſie zuerſt vermiſcht wurde, und große Verwandtſchaft mit derſelben hat, ſo wie alle Nordiſche Sprachen mit einander verwandt ſind, und von einer Mutter abſtammen. Die erſte Periode der Sprachmiſchung fängt mit der Einwanderung der Angelſachſen, eines Deutſchen Stammes, aus dem heutigen Frießlande, der von den Britten gegen die Picten und Scoten zu Hülfe gerufen wurde, im Jahre 449 oder 450 an, und dauert bis auf den Einfall der Dänen, ums Jahr 780. Dokumente über die Periode dieſer

Sprache ſind nicht vorhanden, und können es auch nicht ſeyn, weil die Angelſachſen ein rohes, ſich nur mit Jagd, Fiſcherey und Krieg beſchäftigendes Volk waren, und daher weder Schriftzeichen, noch Kunde von einer Schriftſprache hatten, und dieſe auch bei den Britten nicht fanden; ſie führten aber ihre Sprache ein, nachdem ſie die Einwohner des Landes zu Leibeigne gemacht hatten. Nur erſt ſeit dem Jahre 750, als ſich das Chriſtenthum bei ihnen zu verbreiten anfing, bekamen ſie mit demſelben auch einen Vorſchmack von Wiſſenſchaften; ſie nahmen das Römiſche Alphabeth an, und da ſie in ihrer Sprache einen Laut hatten, welcher ein Mittellaut zwiſchen dem t und ſ war, den die Römer nicht kannten, und alſo auch kein Zeichen für denſelben hatten, ſo entlehnten ihn die Prieſter, welche die erſten Betreiber der Wiſſenſchaften waren und ſchreiben konnten, aus dem Griechiſchen, an deſſen Stelle in der Folge das th kam. Von dieſer Zeit ſind auch keine ſchriftlichen Denkmäler vorhanden; was für die Ausbildung der Sprache geſchah, bezieht ſich mehr auf dasjenige, was die Prieſter lehrten, und durch Hülfe der nun erhaltenen Schrift in der Ausſprache der Wörter zu verbeſſern ſuchten. — Die zweite Periode beginnt mit den Einfällen der Dänen, von welcher Periode die Geſchichtſchreiber aber nicht genau den Anfang anzugeben wiſſen, wenigſtens ſtimmen ſie nicht mit der Jahreszahl überein. Die erſten Einfälle ſollen unter der Regierung Egbert's des Großen zu Ende des 8ten Jahrhunderts geſchehen ſeyn, und von der Zeit an wird dieſe Periode bis zur Einwanderung der Normannen im Jahre 1066 gerechnet, und begreift einen Zeitraum von faſt dreihundert Jahren. Ueber die Kultur der Sprache in dieſem Zeitraume läßt ſich eben ſo wenig viel ſagen, als über diejenige des vorhergehenden; nur ſo viel wird angeführt, daß die ſich ſchon verfei-

nerte Sprache mit der Däniſchen vermiſchte, welches um ſo leichter geſchah, weil beide Sprachen mit einander verwandt waren. Man ſoll von dieſer Sprache noch ſchriftliche Dokumente übrig haben, welche man gewöhnlich Angelſächſiſch nennt, die aber nicht Angelſächſiſch, ſondern Däniſch-Angelſächſiſch ſind. — Die dritte Periode beginnt mit der Einwanderung der Normannen unter der Leitung des Herzogs Wilhelm von der Normandie, im Jahre 1066, welche Periode bis nach dem Anfange des 13ten Jahrhunderts dauert; alſo 150 Jahre. Die Normänniſche Sprache vermiſchte ſich nun in dieſer Periode mit der Sächſiſch-Däniſchen, welche aber ſchon mit dem Franzöſiſchen vermiſcht war. Die Franzöſiſche Sprache fand in dieſem Zeitraume beſonders bei der gebildeten und vornehmen Klaſſe des Volks Eingang, und die Ausbildung der Landesſprache geſchah durch Vermiſchung mit der Franzöſiſchen, welche dann zu der vierten Periode überführt, die mit dem 13ten Jahrhunderte anhebt und bis auf die gegenwärtige Zeit geht. In dieſer Periode vermiſchte ſich die mit der Normänniſchen ſchon gemengte Däniſch-Sächſiſche Sprache mit der neueren Franzöſiſchen, und auch wohl mit den Wörtern der Lateiniſchen, und bildete ſich durch Hülfe dieſer beiden Sprachen zu der jetzigen Engliſchen aus. Die Normänniſch-Sächſiſche Sprache blieb in der vorigen Periode eine verachtete Volksſprache und die ungemiſchte Normänniſche war die Hof- und höhere Geſellſchaftsſprache. Da aber der Bürgerſtand durch den vom Könige Johann, mit dem Beinamen: ohne Land, ertheilten Freiheitsbrief (magna charta) ein größeres Anſehen und nach und nach mehr Gewalt erlangte, ſo hob ſich auch die vorher verachtete Volksſprache; ſie ward nach und nach die höhere Geſellſchaftsſprache, und konnte daher um ſo eher ausgebildet werden. So wie nun

dieſes von der einen Seite mit der Hof- und Converſationsſprache geſchehen war, ſo geſchah es jetzt von der andern mit der Volksſprache, welche ſich mehr mit der Franzöſiſchen Sprache vermiſchte und dadurch gleichfalls ausbildete, welches beſonders zu der Zeit geſchah, als Franzöſiſche Kultur und Sitten mit dem Handel über den Kanal nach Großbritannien gingen. Die Bereicherung der Engliſchen Sprache durch die Franzöſiſche, beſtand nicht bloß in der Aufnahme von neuen Wörtern aus der Letztern, ſondern ſie erſtreckte ſich auch auf die Endigung der alten in der eigenen Sprache, auf die ganze Vorſtellungs- und Verbindungsart. Wie ſehr die Franzöſiſche Sprache ihren Einfluß auf die Engliſche ausübte, beweiſet die große Anzahl von Wörtern und Endigungen, welche aus jener genommen worden ſind; beſonders haben alle Gegenſtände, welche den Luxus und die Mode betreffen, die ihnen angehörenden Franzöſiſchen Benennungen behalten oder dieſe beteffenden Engliſchen Wörter ſind franzöſirt worden, dagegen ſind diejenigen Wörter, welche Gegenſtände des gewöhnlichen, des Alltags-Lebens bezeichnen, Angelſächſiſch, oder Däniſch-Sächſiſch, oder Sächſiſch-Normänniſch geblieben. Die Sprache des gewöhnlichen Lebens blieb daher alt, nur die der Converſation, des Tons des Tages ward franzöſirt; ſo auch die techniſchen Ausdrücke vieler Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe. So z. B. ſind: Father, Mother, Son, Girl, Boy, Bread, Meal, Church, Day, Noon, Evening, Night, Earl, King, Queen, Man, Woman, Fire, Spark, Water etc. etc. aus der alten Sprache, dagegen: Saviour, Angel, Emperour, Duke, Dutschess, Count, Cousin, Uncle, Eternity, Colour, Ribbon, Cravat, Buckle, Vinegar, Dinner, Supper, Reason, Science, Ignorance, Prudence, Patience, Despair, Virtue, Vice,

Accuracy, Civility, Air, Tempest, Art, Changement etc. etc. aus dem Franzöſiſchen, und diejenigen Wörter, die aus dem Lateiniſchen zu ſeyn ſcheinen, hat der Engländer nicht aus dieſer Sprache genommen, ſondern es ſind Franzöſiſch-Lateiniſche Ableitungen, in welchen das Grundwort Lateiniſch, das Anhängſel aber Franzöſiſch iſt, und ſo hat ſie der Engländer in ſeine Sprache übertragen oder ſie noch engliſirt, durch Veränderung einiger Buchſtaben. Es hat übrigens keine ſo große Schwierigkeiten für einen Deutſchen aus dem Wörtergemenge der Engliſchen Sprache die Wurzeln herauszufinden, was nämlich die Deutſche und Däniſche Sprache anbetrifft; die Franzöſiſchen Wörter ſind für den, der Franzöſiſch und Lateiniſch kann, leicht zu finden, indem ſie entweder ganz übertragen oder doch nur einzelne Buchſtaben verändert worden ſind, ſo daß man den Stamm leicht erkennt. Nur das Normänniſche, ein Dialekt des Franzöſiſchen, ſo wie das Alt-Brittiſche, auch wohl Schottiſche und Iriſche, was noch in der Sprache ſteckt, wird dem Sprach- und Wortforſcher viele Schwierigkeiten machen, beſonders das ächt Brittiſche, weil von dieſer Sprache keine ſchriftlichen Dokumente vorhanden ſind, und man die Wurzeln nur in der alten Angelſächſiſchen Sprache ſuchen muß, von der eben ſo wenig noch etwas übrig iſt; da dasjenige, was ſich von Schriften aus der frühern Periode noch vorfindet, Sächſiſch-Däniſch ſeyn ſoll, wie auch ſchon oben angeführt worden iſt. Herr Fick ſagt in der Einleitung zur 9ten Auflage ſeiner Engliſchen Sprachlehre für Deutſche, S. 3. folgende wichtige Worte dieſe Sprache betreffend:

Da die Engliſche Sprache eine Miſchung aus der alten Sächſiſchen und Däniſchen, der Normänniſchen und neuen Franzöſiſchen und der Lateiniſchen iſt; da die eben genannten Sprachen in ihrem Aeußern und

Innern so sehr von einander verschieden sind, so sieht man leicht, daß diese Zusammenschmelzung nicht ohne große Gewaltthätigkeit und nicht ohne Zerstörung eines großen Theils des Eigenthümlichen jeder der einzelnen Sprachen, welche in der Englischen zusammengeflossen sind, geschehen konnte. Da nun die nächste Abstammung in allen Sprachen immer das ist, was sie in ihrer eigenthümlichen Gestalt enthält, und vor der großen Veränderung verwahrt, welche sonst die immer fortschreitende Kultur und die Unwissenheit des Volkes in und an denselben hervorbringen würde; so ist leicht begreiflich, daß durch diese Zusammenschmelzung der nachste Bau der Wörter, wenigstens für das Ohr, in sehr vielen Fällen verloren gehen muß, zumal da dieser nächste Bau in Ansehung der Wörter der fremden Sprache, welche mit der Landessprache zusammrnfließt, ohnehin so bekannt nicht seyn kann; daher ist die Aussprache in allen solchen vermischten Sprachen überaus veränderlich, weil dem Volke, welches sie spricht, in den meisten Wörtern die nächste Abstammung unbekannt ist, folglich fehlt es an einem festen, unbeweglichen Punkte, woran der Begriff geknüpft werden könnte, und welcher Zunge und Ohr leiten muß. Dieses ist der Fall bei allen denjenigen neuern Sprachen, welche sich durch Vermischung mit der Lateinischen gebildet haben, z. B. der Italienischen, Französischen ꝛc. Diese Sprachen würden sich in wenigen Jahrhunderten nicht mehr ähnlich sehen, wenn die dunkle Empfindung der Nothwendigkeit hier nicht allein diesen Völkern ein Mittel an die Hand gegeben hätte, die nächste Abstammung, wenigstens eine Zeitlang, für die Augen zu erhalten, wenn gleich das Ohr sie verloren hat. Dieses Mittel ist kein anderes, als daß man anders schreibt, als man spricht; denn dadurch, daß man die Wörter so schreibt, wie sie ursprünglich heißen, wird die Verständlichkeit der Sprache befördert. Schriebe man die Wörter so, wie sie ausgesprochen werden, so würde der Engländer Mühe haben, dieselben, wenn sie in der Originalsprache vorkommen, als die seinigen zu erkennen, und da die Aussprache in allen vermischten Sprachen sich von Zeit zu Zeit vermindert, so würde ein Wort in Kurzem

völlig unkenntlich werden, wenn nicht die Schrift diese wahre Gestalt so lange erhielt, als es möglich und nothwendig ist. Da man ferner auch das Lateinische Alphabet (wie schon oben erwähnt worden) zum Schreiben annahm, so konnte dieses unmöglich durch seine Buchstaben alle die verschiedenen Laute ausdrücken, die jedes Volk, von dem man Wörter annahm, oder annehmen mußte, in seiner Sprache hatte.

Die Englische oder Brittische Sprache hat troß ihrer Zusammensetzung aus mehreren Sprachen, und bei den vielen, oft überflüssigen, nicht tönenden Schriftzeichen, doch einen sehr angenehmen Klang, Wohllaut, wenn sie von gebildeten Britten gesprochen wird; sie giebt uns die Aussprache der ächt Angelsächsischen Wörter einen treuen Abdruck von dem Klange unserer Plattdeutschen Sprache, der Stammsprache unserer Vorfahren, wovon oben, unter Sprache (Deutsche), eine Probe geliefert worden ist. Man gewahrt hieraus, daß so rauh auch eine Sprache in ihren Worten und der Schrift erscheint, sie dennoch sehr leicht und fließend gesprochen werden kann, welches die Englische beweiset, die die meisten überflüssigen Buchstaben in ihren Wörtern besitzt, und aus einem Gemische von mehreren zum Theil fern verwandten Sprachen besteht. Besonders lieblich klingt die Englische Sprache, wenn sie ein weiblicher Mund spricht, weil hier die Wörter gelinder abgestoßen werden, als bei den mehr rauhen Sprachwerkzeugen der Männer. Was das Grammatikalische dieser Sprache anbetrifft, so ist davon schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, gehandelt worden. Was die Literatur Groß-Britanniens betrifft, so wurde die erste Englische Bibelübersetzung zur Zeit der Reformation im Jahre 1535 herausgegeben. Schon einige Jahre früher, 1530, übersetzte William Tyndal, ein Reformirter, das neue Testament; er ließ es

zu Hamburg drucken und ſchickte viele Exemplare nach London. Die Bibel wurde in England freudig aufgenommen und begierig geleſen; da aber dem Könige Heinrich dem Achten vorgeſtellt wurde, daß in derſelben Vieles enthalten ſei, welches der katholiſchen Kirche zuwider laufe, ſo wurde ſie vom Könige verboten. Eine zweite Bibelüberſetzung erſchien bald darauf von Johann Rogers, einem Lutheraner; er benutzte die Tyndaliſche Ueberſetzung, überſah ſie noch einmal, verglich ſie mit Luthers und Anderer Ueberſetzungen, und gab ſie unter dem Namen Thomas Matthäi heraus. Dieſe wurde hierauf im Jahre 1541 von dem Biſchofe Cuthbert, Tunſtal und Nicol. Heath noch einmal durchgeſehen. Nachdem die Königin Eliſabeth zur Regierung gekommen war und die reformirte Religion eingeführt hatte, ſo wurde auf ihren Befehl von dem Biſchofe Parker und Andern eine neue Ueberſetzung verfertiget, und im Jahre 1573 herausgegeben, welche man die biſchöfliche Bibel nannte und ſolche beim öffentlichen Gottesdienſte gebrauchte. Als Jakob der Erſte den Thron beſtieg, ſo mußten auf deſſen Befehl ſiebenundvierzig Gelehrte und Biſchöfe die Bibel aufs Neue überſetzen. Nach einer ſiebenjährigen Arbeit erſchien ſie im Jahre 1612. Man nannte ſie die Königliche, und braucht ſie noch jetzt. Es wurden zwar nachher noch mehrere Verſuche von Ueberſetzungen gemacht; allein dieſe blieb die gewöhnliche Kirchenbibel. — Was die Engliſche ſchöne Literatur betrifft, welche auf die Ausbildung der Sprache einen ſo großen Einfluß hat, ſo hat Großbritannien in jedem Zweige dieſer Literatur große Männer aufzuweiſen. — In Werken über die Sprache ſind noch beſonders, außer den ſchon oben, unter Sprache und Sprachkunſt, S. 336, angeführten Werken, die grammatiſch-äſthetiſch-kritiſchen Werke von Johnſon, Ad-

diſon, Warton, Lowth, Harris, Blair, Monboddo, Sheridan, Walker u. Andere. In der Belletriſtik, beſonders der Dichtkunſt, haben ſich die Britten ſchon von den älteſten Zeiten her ausgezeichnet. Ihre Bardengeſänge, beſonders die der Schotten, ſind bekannt, wenn man auch in neueſter Zeit an der Aechtheit der Oſſianiſchen Geſänge zweifelte und glaubte, daß ſie untergeſchoben ſeien, und Macpherſon der Verfaſſer derſelben ſei, wie auch ſchon unter Spitzbube und Spitzbüberei, Th. 159, S. 454 angeführt worden iſt. Ueber die Dichter von den Zeiten Wilhelms des Eroberers bis auf die Zeiten Jakobs des Zweiten findet man Nachricht in Liver of the most famous english Poets ... from the time of King William the Conqueror to the reign of K. James II. by W. Winstanley, Lond. 1687. Der eigentliche Zeitpunkt der Belletriſtik in England beginnt nach Erfindung der Buchdruckerkunſt und nach der Reformation im ſechzehnten Jahrhunderte, und geht bis auf die jetzige Zeit. In dem genannten ſechzehnten Jahrhunderte traten ſchon ſehr glänzend, mit großer Genialität und für die Bildung der Volksſprache ſehr günſtig auf: Surrey, Shakeſpeare, Spencer und Andere, und in der 2ten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts traten die Dichter Waller, Cowley, Buttler, Dryden und Milton auf; und wenn man gleich die Werke der Dichter aus der erſten Periode noch nicht für klaſſiſch gefeilt hielt, ſo hat doch der berühmte Johnſon, welcher auch das große Engliſche Wörterbuch herausgegeben hat, Shakeſpeares Schauſpiele mit Verbeſſerungen und Erläuterungen verſchiedener Ausleger herausgegeben, und mit ſeinen eigenen Noten verſehen. Seine Noten ſind von dreifacher Art: ſie erläutern 1) dasjenige, was dunkel iſt; 2) merken ſie des Autors Schönheiten und Fehler an; 3) verbeſſern ſie

verderbte Stellen. In dem Letzten iſt er ſo beſcheiden, daß er ſich ſelten weiter, als an eine Veränderung der Unterſcheidungszeichen und Partikeln wagt, und lieber ſeine Unwiſſenheit geſteht, als kritiſche Gewalt gebrauchte. Wie ſehr günſtig dieſe Arbeit Johnſons aufgenommen worden iſt, beweiſet, daß binnen Monatsfriſt nach der erſten Ausgabe die andere ſchon veranſtaltet werden mußte; alſo auch ein Beweis, daß ſelbſt bei kritiſcher Strenge in Beurtheilung der Fehler Shakeſpeares, auch dieſe noch für groß gehalten werden. Beſonders wirkten auch auf die Sprache durch die Dichtkunſt im achtzehnten Jahrhunderte: Rocheſter, Pope, Young und Johnſon durch ihre Satyren und andere Gedichte, wozu auch die Werke der beiden, ſchon oben genannten Satyriker: Dryden und Buttler, gehören; dann Thomſon, Gay, Savage, Goldſmith und Falconer in ländlichen Gedichten; Prior, Swift, Parnell, Lyttleton, Collins, Cunningham, Philips, Weſt, Smollet, Lady Montagu, Jenny, Schenſtone, Hoole, Shaw, Jago, Moore, Mallet, Lewi und Andere in der Erzählung, Idylle, Ode, Romanze und Ballade ꝛc. Noch mehr auf die Volksſprache wirkte das Leſen der Romane von Fielding, Smollet, Lewis, Richardſon und Andern; der Reiſebeſchreibungen, von denen ſie einen unerſchöpflichen Schatz beſitzen; dann wirkten vorzüglich auf die Sprache ihre großen Parlamentsredner, wie Bolingbroke, Lord Chatam oder der ältere Pitt, Burke, der jüngere Pitt, Fox, Grey Sheridan, Erskine und Andere; dann die Kanzelredner: Tillotſon, Buttler, Forſter, Blair und Andere. Auch wirkten die Zeitſchriften, wie z. B. der Zuſchauer mit Beiträgen von Addiſon, Steele und Andere nicht weniger auf die Sprache, ſo wie die politiſchen Blät-

ter und Zeitungen, die Alles, was in der ganzen bekannten Welt vorgeht, dem Volke täglich vorlegen. Hierzu kommen nun noch eine große Anzahl wiſſenſchaftlicher Werke, die, wenn gleich nicht unmittelbar auf die Volksſprache wirken, doch mittelbar, indem ſie zur Bildung derjenigan dienen, die wieder auf das Volk dnrch ihre Werke, ihre Reden ꝛc. wirken. Bei ſo vieleu Hebeln und Hülfsquellen konnte die Sprache der Engländer nicht unausgebildet bleiben, ſie mußte gleichen Schritt mit ihren Nachbarn, den Franzoſen gehen, deren Sprache auf die ihrige ſo mächtig eingewirkt, ja ſich darin feſtgeſetzt hat.

Was die Sprache der Schotten oder Schottländer insbeſondere anbetrifft, ſo iſt über deren Urſprung ſchon vielfältig geſtritten worden. Nach Einigen ſollen die Schottländer von den Irländern abſtammen, nach Andern von den Celten oder Deutſchen, wiederum nach Andern ſollen ſie eine Spaniſche oder Iberiſche Kolonie ſeyn. Wer hierin eigentlich Recht hat, iſt ſchwer zu entſcheiden, weil keine dieſer Angaben oder vielmehr Behauptungen mit Gründen belegt werden kann, ſondern ſie bloß auf Muthmaßungen, auf Aehnlichkeiten in Worten und im Schalle, kurz auf etymologiſcher Gelehrſamkeit beruhen. Daß die Schotten von den Irländern abſtammen ſollen, widerlegt Macpherſon, der Ueberſetzer und Herausgeber der Oſſianiſchen Gedichte, der, wie ſchon oben angeführt worden iſt, der Verfaſſer derſelben ſeyn ſoll, indem er anführt, daß die Hochländer ſich Cael und ihr Land Caeldock, das iſt, Land der Cael oder Celten nennen. Die Römer hatten durch Verſetzung des Buchſtabens l und durch Veränderung des rauhen ck in ein d dieſen Namen in Caledonia verwandelt. Tacitus, der die Einwohner in drei Klaſſen theilt, in die Caledonier, Silurer und diejenigen, welche auf der Küſte, Gallien gegenüber, wohnten, und

ſich bemühet den Urſprung dieſer drei Nationen auf dem feſten-Lande zu entdecken, ſchließt in Abſicht auf die Erſteren, die Caledonier, aus ihrer Natur und der Farbe ihrer Haare, daß ſie von den Deutſchen abſtammen. Diejenigen, welche die Schotten von den Spaniern abſtammen laſſen, haben für dieſe Angabe weiter gar keine Gründe, als das Phöniziſche Alphabet, welches die Schotten angenommen haben ſollen, indem daſſelbe nur aus ſiebzehn Buchſtaben beſteht, wie dasjenige der Schotten; und da ſchon frühzeitig zwiſchen den Spaniern und Phöniziern ein Handel beſtanden habe, ſo hätten die Schotten, als eine Kolonie der Spanier, vor ihrem Uebergange nach Irland daran Theil genommen und ſo die Buchſtaben erhalten; ſo wie überhaupt durch dieſen Handel ganz Europa die Schriftzeichen erhielt. — Buchanan, ſelbſt ein Hochländer, der auch ein Werk über eine zierliche und übereinſtimmende Ausſprache der Engliſchen Sprache *) herausgegeben hat, will den Namen Calydonia von Calden, eine Haſelſtaude in der Celtiſchen Sprache ableiten, woher der berühmte Caledoniſche Wald ſeinen Namen trage. Dr. Lloyd leitet das Wort von dem Brittiſchen Cilydien, angrenzende, ab, weil ihr Land an das Römiſche Gebiet grenzte; Camden leitet es von dem Brittiſchen Caled, hart, rauh, ab, woher in der Mehrzahl Caledien, ein rauhes ungeſittetes Volk, kommt, und was dergleichen Ableitungen noch mehr ſind; die hier nichts zur weitern Erklärung der Abſtammung der Sprache beitragen; daher von ihnen hier nicht die Rede ſeyn kann. Da es überhaupt ſchwer zu beſtimmen iſt, ob die alten Schotten wirklich von einer Celtiſchen Nation abſtammen, ſo ſehr ſich auch ſchon im zweiten Drittel

*) An Essay towards Establishing a Standard for an elegant and uniform pronunciation of the English Language. B. 4 James Buchanan.

des verwichenen Jahrhunderts die Alterthumsforſcher in England Mühe gegeben haben, dieſes zu ermitteln, oder ob ſie eine Kolonie einer andern Nation ſind, ſo kann man nur dasjenige über ihre Sprache hier anführen, was Sprach- und Geſchichtsforſcher darüber zu ermitteln geſucht haben. Könnte mit Gewißheit ermittelt werden, ob ſie von den Celten abſtammen, ſo würde man die ſicherſten Ueberbleibſel der Celtiſchen Sprache finden, da die Schotten am wenigſten bei den Eroberungen gelitten und am wenigſten von den Griechiſchen und Römiſchen Wiſſenſchaften erlernt haben. Indeſſen ſcheint ſo viel gewiß zu ſeyn, daß nach Allem, was man über den Urſprung der Schottiſchen Sprache bis auf die neueſte Zeit zu ermitteln geſucht hat, ſie die alte Galiſche (Galliſche) oder Erſiſche Sprache iſt, ein verwandter Dialekt der Iriſchen oder Irländiſchen, der Waleſiſchen, die im Fürſtenthume Wales, und der Niederbretagniſchen, in der ehemaligen Provinz Bretagne, jetzt Departement von Finisterre in Frankreich, geſprochen wird; denn die jetzige Sprache der Bergſchotten und der Irländiſchen Bauern, ſo wie die oben genannten Dialekte, ſind Zweige einer vor Ankunft der Römer über ganz Britannien ausgebreitet geweſenen Sprache, welche mit dem Volke, das ſie geredet, den Celten, von den Küſten Galliens nach Britannien gekommen iſt. Die Walliſer oder Waleſiſche Sprache wird im Fürſtenthume Wales in England noch in ihrer größten Reinheit geſprochen; auch rühmen ſich die Einwohner ihrer wälſchen Barden oder Naturdichter. Dieſe lebten bloß von den Gaben des wälſchen Adels; ſie und ihre Verwandten, die Harfenſchläger, machten eine Innung aus, wurden gewöhnlich bei feierlichen Gaſtmalen eingeladen, die Geſellſchaft zu unterhalten, welches mit lauter Narrenpoſſen und ſpöttiſchen Reimen aus dem Stegereife geſchah. Zuweilen kommt

ein Barde an die Thüre, und bat um Reimen eingelaſſen zu werden, worauf der Barde im Hauſe gleichfalls in Reimen antwortete; trug nun der Auswärtige in dieſem poetiſchen Kampfe, nach dem Urtheile der Geſellſchaft, den Sieg davon, ſo ward er eingelaſſen, um an der Feierlichkeit Theil zu nehmen, und der Beſiegte wurde herausgejagt, den Platz des Erſteren einzunehmen. Dieſem Kampfe war das große Feſt einigermaßen ähnlich, das in Süd-Wales angeſtellt wurde, wozu die Barden aus verſchiedenen Gegenden zu einem poetiſchen Kampfe eingeladen wurden, und worin die Nord-Waleſer den Sieg davon getragen haben ſollen. Dieſe herumſchweifenden Barden waren ehemals dieſem Lande ſehr nachtheilig; es ergingen daher verſchiedene Parlamentsakten und Verordnungen, um es zu unterdrücken. Eduard der Erſte ſoll dies auf eine grauſame Art gethan haben, und unter Heinrich dem Vierten ward eine Akte gemacht, daß kein Reimer, Geiger oder anderer Herumtreiber ſollte um Almoſen oder Liebesgaben (Kurthoa) bitten gehen. Wenn gleich durch dieſe Barden das Volk keinen beſonderen Fortgang in der Verfeinerung der Sprache gemacht hat, ſo iſt dieſe doch nicht rauh oder barbariſch, wenn ſie gleich dem Fremden durch die vielen Mitlaute, welche die Wörter enthalten, ſchwer auszuſprechen wird. Nach einigen Schriftſtellern ſoll ſie nicht mit ſo vielen unharmoniſchen einſylbigen Wörtern beladen ſeyn, welche die Anzeige der Abänderungen, Fälle und Zeiten der Wörter ſind, als die Engliſche; ſie ſoll daher in ihren Zahlen und Bildungen weit harmoniſcher und nachdrücklicher ſeyn; und ein Wort im Waleſiſchen ſoll oft eine ganze Redensart ausdrücken. Und wenn ſie gleich die Sprache eines Volks iſt, das nur einen kleinen unfruchtbaren Flecken der Erde bewohnt, der der Welt nur in ſo weit bekannt iſt, daß der Thronerbe von

England dessen Namen führt, und wenn sie auch nicht die Wörter der gänzlich vernachläßigten Künste des Lebens hat, und von Niemanden gesprochen wird, als von solchen, die aus freien Stücken auf alle Verfeinerung Verzicht thun; so können doch, in Ansehung der Mannigfaltigkeit, des Reichthums, und selbst der Harmonie, wenige mit ihr verglichen, und vielleicht gar keine ihr vorgezogen werden. Diese Sprache, welche man auch die Kymrische Sprache nennt, von dem Namen der Einwohner, Kymri, Cumri, scheint, ungeachtet ihrer Menge Kehlbuchstaben und Mitlaute, um so viel geschickter zur Dichtkunst zu seyn, da sie das Sanfte und Harmonische der Italienischen mit der Majestät und dem Nachdrucke der Griechischen verbindet. In der Bildung des poetischen Numerus unterscheidet sie sich von allen neuern Sprachen. Jede Zeile besteht aus einer gewissen regelmäßigen Anzahl Füße, wie in andern Sprachen; nur unterscheidet sie sich darin, daß sie eine gewisse Art von Reim oder Wiederholung einerlei Lauts hat, welcher nicht die Zeile endiget, sondern ganz durch sie hindurch läuft. Die Dichter treiben die poetische Freiheit vielleicht etwas zu weit, indem sie, des Lautes wegen, neue Wörter bilden, welches gewöhnlich geschieht, wenn ihnen ein Wort zum Reime mangelt; und daher besteht ihre ganze Dichtkunst, sagt ein Schriftsteller, nur in blosem melodischem Unsinne, einem Schwalle harmonischer Töne, der, übersetzt, kaum einen gesunden Menschenverstand blicken läßt. Indessen soll diese ungebundene poetische Freiheit, so gewöhnlich sie auch ist, nicht allgemein angenommen worden seyn; denn es fehlt auch nicht an Dichtern, die sich das Recht, ihre Wörter nach Belieben zu wählen, nur selten anmaßen. Die Ursprache der alten Schotten hat sich noch immer in ihrem eigenthümlichen Charactre erhalten, obgleich sie bei verschiedenen

Gelegenheiten einige neue Wörter angenommen und mehrere alten abgeschafft hat; und wenn man an den noch vorhandenen Ueberbleibseln ihrer Geschichte nicht zweifeln darf, so ist die Zusammenfügung der Wörter noch dieselbe, wie sie in den ältesten Zeiten der Geschichte gefunden wird. Sie ist, außer der Isländischen, die einzige Sprache in ganz Europa, welche ihre ursprüngliche Reinheit so ziemlich bewahrt hat. Das Alphabet der alten Schotten bestand, wie schon oben angeführt worden, aus siebzehn Buchstaben, und diese waren, in Absicht auf ihre Ordnung, ihre Gestalt und ihren Namen, von denjenigen sehr verschieden, welche die Römischen Missionaire im ersten Jahrhunderte eingeführt hatten. Sie waren ursprünglich durch gerade und krumme Striche, welche zuweilen auf Parallellinien gezogen wurden, von einander unterschieden. Das Alphabet fing mit den Buchstaben B, L und N an, so wie bei den Griechen A, B und Γ, und bei den Römern A, B und C die ersten sind. Sie schrieben auf glatte Holztafeln und ihre Buchstaben führten die Namen größtentheils von Bäumen, woraus ihre ersten Bücher verfertiget wurden. So z. B. hieß ihr erster Buchstab B, Luis, Birke, Round-tree, Nion, Aeſche ꝛc. Diejenigen, welche das Leben des H. Patriks beschrieben haben, und die ältesten Engländischen Alterthumsforscher seit dem Christenthume, berichten von diesem Apostel, daß er mit dem Königs von Island, Lasgary Mac Neil in einem Staatsrathe beschäftiget gewesen, die alte Schottische Geschichte zu reinigen. Dieses giebt uns den Beweis, daß die Schotten schon von dieser Zeit eine Schrift gehabt haben müssen, weil sie sonst die Geschichte nicht hätten reinigen können, wenn sie bloß auf Sagen beruhete. Es wird in den Büchern von Lecan, einer Sammlung der ältesten Schottischen Denkschriften, wovon sich ein Werk auch in der

Königlichen Bibliothek zu Paris befand, gemeldet, daß der H. Patrik, das Haupt der Römischen Missionaire, nicht weniger als 180 Abhandlungen über den Druidischen Gottesdienst in einem Haufen verbrannt habe; auch dieses beweiset, daß die Buchstaben bei den Schotten schon im Gebrauche gewesen sind, ehe solche etwas von fremder Gelehrsamkeit gewußt haben. Nach dem Tigernach, einem gelehrten Abte und Alterthumsforscher des eilften Jahrhunderts, sollen die historischen Schriften der Schotten mit vielen Ungewißheiten bis auf die Regierung des Kimbaoth 350 Jahre vor Christus, vermischt gewesen seyn. Seit Kimbaoth's Zeiten bis zur Einführung des Christenthums, ist die Zeitrechnung der Schotten nach ihren Geschichtsforschern ganz richtig, und diese Richtigkeit konnte nicht ohne Buchstaben erhalten werden. Die Buchstabenschrift reicht also bei den Schotten lange vor Christus hinauf; also können sie nicht die Römischen Missionaire hingebracht haben. Die gelehrten Kunstwörter der alten Schotten vor dem Christenthume, sind den Gelehrten noch bis jetzt bekannt. Sie nennen die Schottischen Buchstaben Feadha, oder Holz; die Bücher: Taible Filea, das ist: Tafeln des Dichters; die Dichtkunst: Uraicecht na neigeas, das ist: Poetische Vorschriften ꝛc. Die Analysis of the Galic langage by Will. Shaw, the second edition Glasgow, 1779 in 4, ist die erste Sprachlehre, und ein kleines Wörterbuch von dieser Sprache gab Macdonell heraus; es soll aber wenig werth seyn. Auch die Bibel war noch nicht bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in die Gallische Sprache übersetzt worden, obgleich seit der Reformation ein Drittel der Kirchenlehrer in derselben predigt. — Die Irländische, Irische oder Erstische Sprache ist ein verwandter Dialekt von der Schottischen oder alten Gallischen Sprache. Auch

dieſe Sprache oder dieſer Dialekt der alten Galliſchen Sprache ſoll, nach Walancey, muſikaliſcher ſeyn, als irgend eine andere Europäiſche. Sie wird aber wenig von andern Nationen erlernt, eher die Schottiſche, um darin die alten Barden, beſonders den Oſſian, zu leſen; und dieſes könnte auch nur dieſen oder jenen Belletriſten ermuntern, die Iriſche, Waleſiſche und andere dieſen ähnliche Sprachen oder Dialekte zu ſtudieren, um dann die Original-Geſänge oder Lieder dieſer Nationen zu leſen; in anderer Beziehung würde ſie ſchwerlich von Jemanden erlernt werden, auch ſelbſt dann nicht, wenn man dieſe Länder bereiſen wollte, weil man mit der Engliſchen Sprache, als die Hauptſprache Großbritanniens, überall gut fortkommt. Die erſte Iriſche Sprachlehre gab Molley im Jahre 1677 zu Rom heraus; dann erſchien eine zweite 1728 zu Löwen von Mac Curtin; eine dritte von Walancey erſchien zu Dublin im Jahre 1773, und dieſer ſind noch einige gefolgt; allein Liebhaber, um dieſe Sprache zu erlernen, außer den Engländern, haben ſich wenige gefunden.

Ein Gelehrter, der ſich lange Zeit in England aufgehalten hat, ſagt über das Erlernen der Engliſchen Sprache und über ihren Zuſtand im Lande ſelbſt ungefähr Folgendes: Die Engliſche Sprache iſt außerhalb des Mutterlandes ſchwer zu erlernen. Man kann ziemlich viel Engliſch wiſſen oder zu wiſſen glauben, und es von einem Sprachmeiſter in Deutſchland oder in andern Ländern erlernt haben, und doch bei der Ankunft in England wenig verſtehen; denn man findet gleichſam eine neue Sprache. In London ſelbſt wird Jemand, dem es um richtige Erlernung der Engliſchen Sprache zu thun iſt, ſchwerlich ſeinen Zweck erreichen. Die vielen Landsleute, die ſowohl ein Deutſcher, als auch ein Franzoſe ꝛc. daſelbſt finden wird, reden entweder ihre Mutterſprache oder ſchlecht

Englisch. Man thut daher wohl, aufs Land, einige Meilen von London, zu gehen, wo man sich unter lauter Engländern aufhält, und nichts als Englisch hört und reden muß. Eine gute Uebung ist es auch, aus den besten Englischen Schriftstellern in's Deutsche zu übersetzen, und hernach wieder, ohne das Original anzusehen, in's Englische; so zeigt es sich, wo man den Gang der Sprache und den eigenthümlichen Englischen Ausdruck verfehlt; es wird indessen doch mit aller Mühe schwer halten, wenn man nicht sehr jung nach England gekommen ist, die Sprache so zu erlernen, daß die Eingebornen den Ausländer verkennen. Je weiter man sich von London entfernt, um so schlechter wird die Aussprache; insbesondere weicht die Sprache in Yorkshire, in Schottland, Wales und Irland ab. Man muß schlechterdings die Englische Sprache verstehen und reden, wenn man in England fortkommen will, weil man sich sonst wenig Hoffnung machen darf, unter Engländern Bekanntschaften zu erlangen. Die meisten Vornehmen verstehen zwar das Französische, aber sie reden unter sich doch meistens ihre Muttersprache, die jetzt auch bei Hofe ihre Rechte wieder eingenommen hat, da man noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts an demselben Französisch sprechen hörte. Es gehört überhaupt in England nicht zum vornehmen Tone, wie in Deutschland, seine Muttersprache geringe zu schätzen, und in die Unterredungen immer Französische Brocken zu mischen; man liebt und schätzt die Muttersprache viel zu hoch, als daß man sie nicht für zureichend halten sollte, um eine Unterhaltung und Unterhandlung darin gut durchführen zu können. Wenn man sich mit Gelehrten in Latein unterhalten wollte, so würden beide Theile einander wegen der Aussprache nicht verstehen; auch gewöhnen sich die Englischen Gelehrten nicht sehr zum Latein reden, daher muß

man die Landessprache unumgänglich wissen, wenn man ihren Umgang benutzen will: daher kommt es, sie sich auch selten auf die auswärtigen lebenden Sprachen, und die Anzahl von Gelehrten, welche die Französische Sprache bis zu einiger Fertigkeit sprechen, ist sehr geringe. Aus der geringen Kenntniß der auswärtigen Sprachen rührt es auch her, daß selbst von dem Zustande der Gelehrsamkeit in Deutschland und andern Reichen nur geringe Kenntnisse bis zu Anfange dieses Jahrhunderts hatten, welches sich aber in neuester Zeit geändert hat. Am wenigsten bekümmert sich der Engländer um die Geschichte, Geographie und politische Verfassung der übrigen Europäischen Länder; ihre Schriften in diesen Fächern, sobald von Gegenständen die Rede ist, die sich außerhalb England zu getragen haben, sind gemeiniglich voller grober Fehler.

Was die Englische und Schottische Literatur anbetrifft, so ist besonders die Erstere sehr reich an Belletristischen Werken. Ueber die Englischen Schöngeister sehe man nach: Lives of the most famous english Poets from the time of King William the Conqueror to the reign of King James II. by W. Winstanley. London, 1687. — The poetical register, or the Lives and Characters of all the english Poets, with an account of their writings, by J. (Giles Jacob) Lond., 1719. 2 Bde. — Histor. account of the Lives and writings of the eminent english Poets whether heroic, epic, lyric, elegic etc. Lond., 1738. 2 Bde. — Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands. Lond., 1753. (Nach Johnson soll der Verfasser von diesem Werke Robert Shiels gewesen seyn.) — Lives of the most eminent english Poets with critic. observat. on their works, als Vorrede zu der im

Jahre 1779 erschienenen Sammlung der besten Englischen Dichter in 60 Bdn., oder auch einzeln in 8 Bdn. und 4 Bdn. abgedruckt. — An account of the english dramatick Poets, or some observations and remarks on the lives and writings of all those that have published either Comedies, Tragedy, etc. in the english tongue, by Gerv. Langbaine, Oxf., 1691. Aus diesem Werke haben die spätern Schriftsteller über diese Materie alle geschöpft und ihre Werke nur durch eine sorgfältigere Ausarbeitung und durch Zusätze bereichert, wie z. B. Gilb. Jacob, Gibbon, Jam. Wright, Winkins, Wilh. Cherrocoby, A. Bethune etc. Some specimens of the poetry of the anc. Welsh Bards, by Evan Evans. London, 1764. Translated Spec. of Welsh Poetry, by J. Walters. Lond., 1782. Musical and poetical relicks of the Welsh Bards, with a history of the Bards and an account of their Musik, by Edw. Jones. Lond., 1784. Von der neuern Englischen Dichtkunst: Advancement and reformation of modern Poetry; by J. Dennis. Lond., 1701. — The History of the English Poetry from the close of the eleventh to the commencement of the eighteenth Century, by Th. Warton, Lond., 1775. in mehreren Bänden. Critic. Essays on the Engl. Poets, by J. Scott. Lond., 1785. — Essay on the Origin of Scottish Poetry, von Pinkerton, vor den Anc. Scottish Poems. Edinb., 1786 etc. Viele Nachrichten über die Englischen Belletristen und ihre Werke findet man auch in den Englischen Magazinen, Miscellanien, Journalen, Bibliotheken, Memoiren der Literatur, und in andern periodischen Schriften, wovon die ältesten in den Jahren 1682, 1694 — 1696, 1710 — 1714, 1725 ꝛc. er-

ſchienen, wovon mehrere, zum Theil unter andern Titeln, bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt worden ſind. Ein Mehreres über die Engliſche ſchöne Literatur hier anzuführen, iſt nicht der Ort.

Sprache (Erſiſche), ſ. oben, unter Sprache (Engliſche).

— (Estraingeliſche), ſ. oben, unter Sprache (Chaldäiſche), S. 404, und unter Sprache (Syriſche).

— Fetuiſche), eine Negerſprache auf der Goldküſte von Ober-Guinea in Afrika, von der man über nichts Beſtimmtes weiß, als nur einzelne Worte; z. B. Jan Commie, Gott; Nipe, ein Menſch; Adja, der Vater; Enna, die Mutter; Nanna banniq, der Großvater; Nanna ba, die Großmutter; Una, der Bruder; Una ba, die Schweſter; Ubba, ein Kind; Eſſi, ein Haus; Opon, ein Tiſch; Attaire, ein Löffel; Dada-ba, ein Meſſer; Fufu, die Leinwand; Battape, die Kaufmannſchaft; Eppa, ein Bett; Enſan, der Branntwein; Engo, das Oel; Enkim, das Salz; Jufu, der Dieb; Etaba, der Tabak; Quiteriqui, ein Geizhals; Mantomantanni, ein Taugenichts; Cautje, das Brod; Didi, das Eſſen; Abeiy, das Bier; Anum, das Trinken; Auvarro, der Herr; Abaſſea, ein Diener; Ac-ju, guten Morgen; Aquaba, biſt willkommen; Mannic ju, es geht Dir wohl; Midasche, ich bedanke mich; ꝛc. ꝛc. Die Zahlen heißen: Wanni, 1; Abien, 2; Abiessan, 3; Anan, 4; Anum, 5; Essju, 6; Essam, 7; Aoqui, 8; Acoón, 9; Edu, 10; Edu wanni, 11; Edu abien, 12; Edu abiessan, 13; Edu anan, 14, und ſo geht es weiter bis Edu Edu, 20; Enuip, 1000. Ein Mehreres über dieſe Sprache findet man nicht aufgezeichnet. Wahrſcheinlich hat dieſe Sprache noch weiter keine Ausbildung erhalten; iſt ſie mehr noch eine Naturſprache; die noch keine grammatiſche

Form hat und nicht nach grammatiſchen Regeln erlernt werden kann.

Sprache (Formoſaniſche), Formoſaniſche Sprache, welche auf der Inſel Formoſa in Aſien geſprochen wird, welche Inſel theilweiſe zu China gehört, theilweiſe behaupten die Einwohner darauf auch ihre Unabhängigkeit. Die Sprache der Formoſaner ſoll viele Aehnlichkeit oder vielmehr eine große Verwandtſchaft mit der Sprache der Japaner oder Japaneſen haben; auch mit der Chineſiſchen Sprache iſt ſie verwandt, wenigſtens hat ſie von der letzten Sprache Manches angenommen. Die Regeln in dieſer Sprache ſollen nach den Regeln der Japaniſchen Sprache entworfen worden ſeyn und das Alphabet zwanzig Schriftzeichen oder Buchſtaben beſitzen, welche von der rechten gegen die linke Hand zu geleſen und geſchrieben werden, wie die Hebräiſchen; auch ſollen ſie viele Partikular-Regeln von dem Gebrauche dieſer Buchſtaben haben. Einiges über dieſe Sprache wird noch unter Sprache (Japaniſche) vorkommen.

(Franzöſiſche). Unter dieſer Benennung verſteht man die Miſchung der alten Galliſchen, Lateiniſchen und Fränkiſchen Sprache zu einer Hauptſprache, der jetzigen Franzöſiſchen. Vor der Ueberwindung der Gallier durch die Römer wurde in dem heutigen Frankreich die Galliſche oder Celtiſche Sprache geredet, die man noch in der Nieder-Normandie, jetzigem Departement Finisterre, jedoch in einer etwas veränderten Mundart redet, und wovon die Waleſiſche, Schottiſche und Iriſche Sprache Dialekte ſind, wie auch ſchon oben, S. 480, angeführt worden iſt. Dieſe Sprache wurde zuerſt mit der Lateiniſchen gemiſcht, da ſich nach der Eroberung Galliens durch die Römer, mehrere Römiſche Familien in dieſem Lande niederließen; zu dieſen kamen nun noch mehrere Deutſche Familien, die zu verſchiedenen Zeiten eingewandert

waren. Doch die Hauptmischung erhielt die Sprache durch den germanischen Völkerstamm der Franken, der während der letzten Stürme, die das Römische Reich durch den Einfall fremder Völker erlitt, am Mittelrheine wohnte, und Merowäus zum Befehlshaber und Heerführer hatte, dessen Sohn Childerich mit dem Stamme an den Niederrhein zog. Chlodowig, der Sohn Childerichs, besiegte den Syagrius bei Soissons im Jahre 486 nach Christi Geb., vernichtete dadurch den Ueberrest der Römischen Macht in Gallien, und ward Stifter des Fränkischen Reichs, des heutigen Frankreichs. Dieses kann man die dritte Periode der Französischen Sprache nennen, wo sich hauptsächlich die oben genannten zwei Sprachen, die Lateinische und Deutsche, wenn nicht mit der Gallischen vermischten, doch festsetzten. Die zweite Periode beginnt mit Karl dem Großen, eigentlicher jedoch mit den Nachfolgern dieses Regenten, den eigentlichen Königen von Frankreich; denn Karl war mehr der Deutschen Sprache zugethan und suchte diese auf jede nur mögliche Weise zu befördern, achtete aber weniger auf die Französische Sprache, die bis zu seiner Zeit durch die Unruhen und Kriege in Frankreich sich nur erst roh gestaltete, indem man noch immer die Gallische, die Gallisch-Lateinische, und die Fränkische oder Deutsche Sprache unvermischt in den verschiedenen Provinzen des Landes redete. Nur erst im neunten Jahrhunderte, da die Franken die Oberhand behielten, fing auch ihre Sprache an die herrschende zu werden. Man redete am Hofe Deutsch, auf dem Lande aber Romanisch. Bei der Theilung des Reichs im Jahre 843, in welcher Karln dem Kahlen Frankreich zu Theil ward, war die Deutsche Sprache noch Hofsprache, die Romanische oder Römische Bauernsprache herrschte aber in Westfranken, und wird noch gegenwärtig in den Kantonen Wallis,

Waadt und im Junthale oder dem Thale Engadin im Kanton Graubündten geredet. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts fing sich aber das Französische aus dem Gallischen, Römischen und Deutschen zu bilden an, welche Bildung der Wörter noch sichtbar ist, indem man fast alle Wörter, oder doch wenigstens die Mehrzahl derselben, die zum Kriegeswesen gehören, aus der Deutschen Sprache entlehnt hat; z. B. marche, marechal, halte, lansquenet, soldat, solde, troupe, tumulte etc.; einige sind auch aus dem Lateinischen, wie: Empereur, Duc etc. Die Theile des menschlichen Körpers, und Alles, was man zu den täglichen Bedürfnissen des Lebens gebraucht, sind aus dem Gallischen oder Celtischen, der Ursprache, geblieben, wie tête, nez, (Plattdeutsch Neese) gorge, jambe, parler, écouter etc. Die übrigen Wörter, die sich von einer der so eben angeführten oder genannten Sprachen herschreiben, stammen von dem Lateinischen ab, welches man entweder abkürzte oder durch Versetzung der Buchstaben veränderte; so z. B. machte man aus sanguis, sang; corpus, corps; palatium, palais, lupus, loup; pax, paix; pretium, prix; pes, pied; sanitas, santé; venter, ventre; memoria, mémoire etc. etc. Man findet auch einige Wörter aus der Griechischen Sprache eingemischt, welche Sprache man ehemals zu Marseille redete. Im zwölften Jahrhunderte fing man auch an einige Griechische Kunstwörter aus der Philosophie des Aristoteles in die gemeine Sprache aufzunehmen, und im Ende des sechzehnten Jahrhunderts nahm man die Griechischen Benennungen der vornehmsten Theile des menschlichen Körpers und seiner Krankheiten auf. Auch aus der schon etwas früher ausgebildeten Italienischen Sprache wurden Wörter mit einiger Veränderung in die Französische übergetragen. Wenn nun gleich die Französische Sprache noch

bis zu Ende des Mittelalters in der Kultur sehr zurück war, so war sie doch in der zweiten Periode ihrer Nachbarin, der Deutschen, vorgeeilt; denn schon damals waren die Provenzalischen Dichter, die Troubadours, die Muster, nach welchen sich die Deutschen bildeten; so wie auch der Französische Ritterzeist, den die Troubadours zum Gegenstande ihrer Dichtungen machten, nur von ihm und der Liebe sangen, auf die höheren Volksklassen bei den Deutschen wirkte. Hier nur einige Proben von der Provenzal-Sprache zur Zeit des Troubadours: Tuit son preudome qui bien font; (derjenige ist ein Biedermann, welcher rechtschaffen handelt.)

Car d'armes est li mestier tiex.
Bruit es chans et joie à l'ostel.

Denn dieses ist das Handwerk der Waffen: großer Lärm im Felde und große Freude zu Hause.

Al encaussar premier,
Et al fugir dernier,
Car tot aiso cove,
A drut c'amor manté.

(Man zeige sich immer als der Erste bei dem Angriffe, und als der Letzte bei dem Rückzuge, dieses ist die Pflicht eines Jeden, welcher dem Paniere der Liebe folgt.)

Die Troubadours, welche die Romanische oder gemeine Landes-Sprache zu ihren Dichtungen wählten, wie auch schon unter Roman, Th. 126, S. 680, angeführt worden, haben dadurch der Französischen Sprache nicht wenig genützt, indem die untern Volks-Klassen nicht nur auf ihre Sprache aufmerksam wurden, sondern auch die höheren, deren Thaten und Liebesabentheuer in dieser Sprache besungen wurden. Man hielt nun die Romanische Sprache nicht mehr für eine gemeine Bauernsprache, in welcher sich nicht dichten und schreiben ließ, sondern fing an

ſie hoch zu ſchätzen; und wenn ſie auch nicht die Ehre genoß zur Hofſprache erhoben zu werden, ſo fand man doch viele ihrer Wörter volltönend und angenehm, ſo daß man ſie in die Hofſprache aufnahm, und ſich aus dieſem Gemiſche nach und nach die Franzöſiſche Sprache, von dem eilften Jahrhunderte an bis zum ſechzehnten oder zur dritten Periode, herausbildete, indem man auch noch, wie ſchon oben erwähnt worden, die Bruchſtücke der alten Galliſchen Sprache dazu nahm. Mit Franz dem Erſten beginnt eigentlich die dritte Periode der Franzöſiſchen Sprache. Dieſer Monarch, der die Künſte und Wiſſenſchaften liebte, der auch von den Jägern, Vater der Jägerey genannt wurde, weil er nicht nur die Jagd leidenſchaftlich liebte, ſondern auch die zweckmäßigſten Anſtalten zu ihrer Ausbildung errichtete, und beſonders die Falknerey zu dem höchſten Anſehen erhob, beförderte dadurch die Kultur der Sprache ſeines Landes, daß er die bis dahin noch übliche Lateiniſche Sprache in den Gerichtsſälen abſchaffte, und dagegen die Franzöſiſche einführte, wodurch der letzteren Sprache der größte Vortheil geſchah, indem man jetzt gezwungen wurde, die Landesſprache mehr zu kultiviren, die bis dahin wohl edel in den Ausdrücken, noch regelmäßig in ihren Formen war; denn ein Jeder fügte die Worte nach ſeinem Belieben zuſammen, von einer regelmäßigen Wortfügung war daher gar nicht die Rede. Hierzu kam nun noch, daß der geſellſchaftliche Ton in Frankreich zu jener Zeit ſehr drollig, ja närriſch war; daß man nur an allerley Poſſierlichkeiten und Späßen Gefallen fand; daher wurde auch die Franzöſiſche Sprache an burlesken Ausdrücken ſehr reich, dagegen blieb ſie arm an edlen, gedanken- und empfindungsreichen; hatte ſie in ihren Verbindungen wenig Harmoniſches. Gegen das Burleske ſetzte ſich zuerſt Marot, welcher das Ernſthafte in die Sprache zu bringen ſuchte,

allein er konnte nicht durchdringen; besser gelang dieses dem Montagne, welcher Ausdruck und Lebhaftigkeit in die Sprache brachte; allein es fehlt seiner Sprache die Harmonie und das Erhabene. Minder glücklich, aber für die Bildung der Volkssprache sehr günstig, schrieben und dichteten Ronsard, Theophile, Jodelet ꝛc. ꝛc. Der Erste brachte viele Griechische Wortfügungen in die Sprache der Dichtkunst, welche Malherbe mehr zu verdrängen suchte, der überhaupt den augenblicklichen Ruhm der zuerst genannten Dichter verdunkelte; eben so that es Balzac in der Prosa; auch Voitüre, Sarrasin ꝛc. ꝛc. wirkten durch ihre Werke mächtig auf die Sprache. Hierzu kommt nun noch in dieser Periode die Beförderung der Wissenschaften und Künste durch einen großen Staatsmann, den Kardinal Richelieu, der als erster Minister, Gelehrter, Schriftsteller, Lyriker und Dramatiker unter Ludwig dem Dreizehnten das Steuerruder des Staates ergriff, und durch seine thätige Aufmunterung, die er den Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern werden ließ; nicht nur eine große Anzahl dramatischer, lyrischer und epischer Dichter, wenn gleich von sehr ungleichem und oft nur geringem Werthe, sondern auch Historiographen weckte, eine Akademie der schönen Künste stiftete, und ein Wörterbuch der Französischen Sprache veranstaltete. Man kann schon diese dritte Periode, von Franz dem Ersten an bis zur Regierung Ludwigs des Vierzehnten, als eine glanzvolle für die Sprache, Wissenschaften und Künste betrachten, da in derselben nicht selten ein edler und freigebiger Monarch, wie z. B. Franz der Erste, die talentvollsten und genievollsten Geister verschiedener Völker in seine Hauptstadt, überhaupt in seine Staaten zog, und dadurch dieselben verherrlichte. Hierzu kommt noch der populaire, gesellschaftliche und geistreiche Genius der Französischen

Nation, die unter allen Völkern faſt nur allein zuerſt die Frauen und Jungfrauen in den Kreis der Männer zog, ſie an den geſellſchaftlichen Vergnügungen Theil nehmen ließ, und dadurch nicht nur dieſe Vergnügungen ſelbſt erhöhete, ſondern auch die Sitten und mit denſelben die Sprache verfeinerte; denn durch dieſe gemiſchten Zirkel wurde der Griechiſche und Lateiniſche Pedantismus, der bis dahin noch in der Männergeſellſchaft geherrſcht hatte, verbannt, und die einheimiſche Sprache und Belletriſtik gehoben und geſchätzt, wodurch ſich Witz und Geſchmack verbreitete, und die Unterhaltung geiſtreich wurde, die bei andern Nationen in dieſer Zeit, z. B. bei den Italienern, Britten und Spaniern, wenn ſie gleich Geiſter von unerreichbarer Originalität in klaſſiſchen Werken aufſtellten, immer nur dürftig und langweilig war, weil ihnen der Hebel fehlte, wodurch feine Sitte, Witz und Geſchmack in die geſellſchaftlichen Kreiſe, in die Geſellſchaft gebracht wird, und dadurch Wohlklang und Fluß in die Sprache. — Die vierte Periode der Franzöſiſchen Sprache beginnt mit der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, und geht bis zur Revolution. Dieſer junge, Ruhm, Wiſſenſchaften und Künſte, Vergnügen und Pracht liebende Monarch, dem in ſeiner mehr als funfzigjährigen Regierung zwei gleich große Miniſter, Mazarin und Colbert, zur Seite ſtehen, that alles nur mögliche zur Beförderung des Sprachſtudiums durch großmüthige Aufmunterung jeder Kunſt und Wiſſenſchaft; und ein Schriftſteller ſagt, in Beziehung auf den Anfang dieſer Periode: „Nicht lebenvoller erwacht die von dem Frühlingsſtrahle der Sonne erwachte Natur, und ſchmückt ſich mit Kräutern, Blumen und Bäumen, als am Throne des, einſt vielleicht zu ſehr bewunderten, in unſern Tagen aber zu einſeitig verkannten Ludwig XIV., Geiſt und Geſchmack, Genie und

Talent jeder Gattung keimten und hervorwuchsen, und Künste und Wissenschaften mit Blüthen bereicherten, die, trotz allem Eigensinne und mitunter auch sehr gerechtem Tadel der Kritik, trotz aller Vervollkommnung in den spätern Decennien des Jahrhunderts, ewig zu den glorreichen in dem Kranze des Genius Europa's gehören werden." — Alles vereinigte sich unter der Regierung dieses Königs, eine Reihe von Siegen und Eroberungen, von Festen, Spielen und Vergnügungen, um die Musen in Thätigkeit zu setzen, und die Sprache zu veredeln. Die Académie française ließ sich die Berichtigung der Sprache angelegen seyn, und durch ihre Bemühungen bekam sie diejenige Rundung, Lieblichkeit und Harmonie, die sie noch gegenwärtig besitzt, obgleich durch die Revolution und die Französischen Kriege unter der Republik und Napoleon sie manche Abänderungen und viele Zusätze erhalten hat. — Das goldene Zeitalter der Französischen Sprache fängt daher zu Ende der dritten Periode, unter Ludwig dem Dreizehnten, an, und geht bis Ludwig den Sechzehnten. In diesem Zeitraume wirkten durch ihre Reden und Schriften im Reiche der Kanzelberedsamkeit und der Belletristik auf die Sprache: Mascaron, Bossuet, Bourdaloue, Peter u. Thomas Corneille, Molière, J. Lafontaine, Chapelle (Luillier), Chaulieu, Madame und Mademoiselle Deshoulieres, Boileau, Regnard, Racine, Fenelon, J. B. Rousseau, Crebillon, Destouches, Voltaire, Gresset, J. J. Rousseau, Bernard, Bernis, Cazotte, Beaumarchais, Dorat, Boufflers, Chamfort, Delille, Lebrün, Berquin, Florian, Condorcet, Collin d'Harleville, der Herzog von Nivernois u. And.; auch St. Evremont, Fontanelle, Mad. de Sevigné ꝛc. brachten in die Prosa eine Feinheit,

Klarheit und Lieblichkeit, welche der Französischen Sprache einen ausgezeichneten Vorrang verliehen; und so ward Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten die Gesetzgeberin der Kunst und des Geschmacks für die kultivirte Welt; überall huldigte man der Französischen Sprache; aus allen kultivirten Reichen Europa's strömten die Vornehmen und Reichen nach Paris, als den Mittelpunkt des guten Tons und der feinen Welt, als die Hochschule der Kultur und feinen Lebensart, und in dieser Zeit war es auch besonders, wo unsere Sprache, die Deutsche, mit so vielen fremden Federn geschmückt wurde. — Was die Französische Sprache und Literatur in eine solche Aufnahme und in ein solches Ansehen brachte, war nicht allein die großmüthige Beschützung und Aufmunterung der Gelehrten und Künstler vom Throne herab, sondern auch die Theilnahme der Großen und Edlen der Nation; denn Alles, was auf Geschmack und Bildung unter den Vornehmsten des Volks Anspruch machte, verwandte sich für die Aufnahme der Wissenschaften und Künste, suchte die Sprache der höchsten Ausbildung fähig zu machen. Der Herzog von Orlean, die Prinzen von Condé und Conti, die Herzöge von Vendome und Bourgogne, die Herzoginnen von Bouillon und von Mazarin; die ersten Staatsbeamten, ein Richelieu, Mazarin, Fouquet, Colbert ꝛc.; ein großer Theil des hohen Adels, kurz Alles in Würden und Reichthum wetteiferte um den Rang, Mäcen der Künste und Wissenschaften zu werden; ja mitunter sie selbst auszuüben und sich in ihrem Glanze zu sonnen. Unter solcher Wartung und Pflege mußte die Französische Sprache und Literatur schnell emporblühen, mußte sie überall hin ihren Schein verbreiten und die Gebildeten aus allen Ländern anziehen. Und so wie sich bei uns ein Streit gegen Gottsched und seine Schüler erhob (s. oben,

S. 302 und S. 449), so erhob sich in Frankreich über das Lobgedicht Perraults auf Ludwig's Zeitalter, in Vergleichung der Vorzüge der Alten und der Neuern, ein Streit. Die feinen und originellen Denker, ein Fontenelle, ein St. Evremont waren auf der Seite Perrault's; die gelehrten Kenner, ein Boileau, Longepierre, Huet, waren auf der Seite seiner Gegner. Perrault behauptet nämlich in seinem Gedichte: Le Siecle de Louis le Grand, daß nicht nur die Neuern mit den Alten zu vergleichen wären, sondern die Erstern die Letztern noch übertrafen. Hier der Anfang seines Gedichts, welcher die angeführte Behauptung enthält:

La belle antiquité fut toujours vénérable;
Mais je ne crois jamais qu'elle fut adorable.
Je vois les Anciens, sans plier les genoux,
Ils sont grands, il est vrai, mais hommes, comme nous;
Et l'on peut comparer, sans craindre d'être injuste,
Le Siècle de Louis, au beau Siècle d'Auguste.

Si nous voulions ôter le voile spécieux,
Que la prévention nous met devant les yeux,
Et lassez d'applaudir à mille erreurs grossières,
Nous servir quelque fois de nos propres lumières,
Nous verrions clairement que sans témérité,
On peut n'adorer pas toute l'antiquité,
Et qu'enfin dans nos jours sans trop de confiance,
On lui peut disputer le prix de la science.

Dieser Streit, wegen der Vorzüge der Alten oder der Neuern, wurde mit einiger Hitze betrieben, und hat der Sprache gleichfalls genützt; so auch die gelehrte Streitigkeit mit dem Hrn. Lamotte und der Madame Dacier, wenn gleich diese Streitigkeiten an und für sich, auf die Wissenschaften bezogen, von keiner Erheblichkeit, sondern fruchtlos waren. Dieser Aufschwung der Französischen Sprache und Literatur dauerte auch unter Ludwig dem Funfzehnten

mit einiger Abwechselung fort. Die Marquise von Pompadour, die unter der Regierung dieses Monarchen einen großen Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten hatte, war auch ein Mäcen der Wissenschaften und Künste, und suchte diese auf jede mögliche Weise in ihrem Glanze zu erhalten. Ihr Pallast war den Künstlern und Gelehrten geöffnet, und da sie selbst von der Natur mit allen Gaben der Musen und der Grazien beschenkt worden war, so erhöhete sie dadurch jede Unterhaltung, brachte sie Leben in dieselbe; denn keine Ergötzung wurde für ergötzend geachtet, wenn sie nicht das Gepräge ihrer Erfindung oder das Siegel ihrer Gutheißung hatte; Alles mußte à la Pompadour seyn. Durch ihren Einfluß wurde der Abt Bernis, der ihre Reize und ihre Schönheit in verschiedenen Gedichten besungen hatte, zum Staatsminister und Kardinal befördert, und so wirkte sie überall für die schönen Künste und Wissenschaften und auf die Sprache. Die meisten der oben angeführten Bellettristiker verherrlichten durch ihre Schriften die lange Regierungsperiode Ludwig's des Funfzehnten, ja mehrere derselben überlebten die Revolution, Einige wurden ein Opfer derselben. Unter der Regierung Ludwig's des Sechzehnten fing die Literatur Frankreichs an zu sinken; und wenn gleich die Sprache noch ihre gewonnene Ausbildung behauptete, so sank doch der Geschmack, wie auch schon oben, S. 463, angeführt worden, die klassischen Werke der größten Genies wurden nur wenig beachtet, und nur einer frivolen Lektüre gehuldiget. Viele der angesehensten Gelehrten verließen ihr Vaterland und gingen in fremde Länder, folgten dem Rufe großer Regenten anderer Staaten, gleichsam als ahneten sie die Krisis, die ihrem Vaterlande bevorstand; auch lag die Revolution schon im Keime in dieser Regierung, und ihr Ausbruch drohete der Sprach-

bildung und Literatur den Untergang; denn Rohheit und Finsterniß fing schon an sich nach dem Vandalismus, der Viele der Edlen aus den Hallen Minervens auf das Blutgerüst geführt hatte, zu verbreiten, als Robespierre's Sturz die Wissenschaften und Künste zum neuen Leben weckte. Das Vollziehungs-Directorium gründete das National-Institut der Wissenschaften und Künste, mit welchem eine neue Epoche der Sprache und Literatur Frankreichs begann, die bis auf die neueste Zeit fortgeht. Aus dem goldenen Zeitalter der Französischen Sprache und Literatur gingen in die neue Epoche an Belletristen über: Delille, Bouflers, Beaumarchais, Lebrün, Collin d'Harleville, Arnaud und Andere. Hierzu kommen aus dem Zeitalter Ludwigs des Sechzehnten, dann der Republik, des Kaiserreichs, der Restauration: Fabre d'Eglantine, Andrieux, Mercier, Chenier, Picard, Düval, Arnaut, Lemercier, Rouget de Lille, Legouvé Saint Juste, Raillon, Coupigny, Bouilly, Mouvel, Le Bel, Scribe, Jouy, Bérenger ꝛc.; dann die Frauen: de Genlis, de Staël, Cottin, Recamier, Jollivéau ꝛc. ꝛc. — In der Revolution, während der Republik, und nach der Wiederherstellung der Monarchie, in den Kammern, haben sich auch vortreffliche Redner gebildet, die auf die Sprache einen nicht geringen Einfluß hatten und haben, wenn gleich während der Revolution die Schreckensszenen die Aufmerksamkeit darauf hinderten. Als Redner zeichneten und zeichnen sich aus: Mirabeau, Barnave, Vergniaux, Isnard, Guadet, Sieyes, Thibeaudeau, Rewbell, Benjam. Constant, Düpin und Andere. Auch viele ihrer historischen, philosophischen und politischen Schriftsteller wirkten durch ihre Schriften auf die Ausbildung der

Sprache, weil sie häufig gelesen wurden und werden, wie: Bossuet, Voltaire, Vertot, Raynal, Fontenelle, d'Alembert, Labrüyere, Rochefaucault, Montesquieu, Helvetius, Rousseau, Thomas, Mirabeau, de Pradt, Chateaubriand und Andere. In der Grammatischen und Aesthetischen Kritik sind die Werke von Vaugelas, Bouhours, Büffier, Girard, du Marsais, Batteux, St. Mard, Clemens und Andere für die Sprache wichtig. Was die Französischen Sprachlehren, Wörterbücher ꝛc. anbetrifft, so ist darüber schon oben, S. 335, das Nöthige gesagt worden, so wie über das Grammatikalische derselben, oben, der Artikel Sprache und Sprachkunst nachzusehen ist.

Wenn sich gleich die Französische Sprache und Literatur nach der Revolution wieder gehoben hat, so herrschte doch in derselben ein ganz anderer Geist, als in der Periode unter Ludwig dem Vierzehnten und Funfzehnten. Der kriegerische Geist der Nation unter Ludwig dem Vierzehnten ist ein ganz anderer, als derjenige unter der Republik und Napoleon. Der Erstere behielt bei der mit dem Soldatenleben im Felde unzertrennlichen Rauheit und Härte, doch noch einen gewissen Grad der Feinheit und Galanterie, der feine Sitten, wenn auch nicht ganz in den Handlungen auf den Feind ausgedrückt, doch in der Lebensart, im geselligen oder gesellschaftlichen Leben; und diesen Geist athmeten auch die Sprache und die Schriften jener Zeit. Ganz anders ist dagegen der Letztere. Die Revolution hatte eine Roheit, eine Auflösung der gesellschaftlichen Banden hervorgebracht, welcher Charakter sich auch bei den Kriegern während der Republik und des Kaiserreiches ausdrückte, und der auch in der Sprache und in den Schriften dieser Zeit gefunden wird, sowohl die Poesie, und in

derselben die dramatischen und lyrischen Produkte, als auch die Prosa zeigen einen Geist der Aufgeregtheit des Gemüths, ein Brausen und Wogen der Phantasie, die weit entfernt von dem wahren Schönheitsgefühle, der Ruhe und Besonnenheit, der feinen treffenden Satyre sind, welche in den Schriften des siebzehnten bis zum letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts angetroffen werden; es finden jedoch auch hier Ausnahmen Statt, besonders bei den Schriftstellern, welche aus dem goldenen Zeitalter der Sprache in die neue Periode nach der Revolution übergetreten sind, wie z. B. Delille, Collin d'Harleville und Andere; auch findet man unter den neuern Schriftstellern, die sich während der Republik und des Kaiserreiches gebildet haben, Einige, welche an diejenigen des goldenen Zeitalters der Französischen Sprache und Literatur hinanreichen. — Die Eigenthümlichkeit der Französischen Sprache besteht besonders in der Bestimmtheit und Ordnung der Wortfolge, woraus zugleich die Klarheit des Gedankens hervorgeht; daher haben die Inversionen, die in der Lateinischen, Griechischen und auch Deutschen Sprache viele Mannigfaltigkeiten verursachen, hier nicht Statt; z. B. der Französische Ausdruck: Plancus a pris soin des affaires de Caesar, kann in dieser Sprache auf keine andere, als auf diese Weise geordnet werden; da im Gegentheil das Lateinische: Plancus res Caesaris diligenter ordinavit, auf vielerlei Art versetzt werden kann, ohne daß die Regelmäßigkeit der Sprache darunter leidet. Eben so ist es auch im Deutschen; denn ich kann sagen: Plancus hat Sorge für die Angelegenheiten Cäsars getragen, oder: Plancus hat für Cäsars Angelegenheiten Sorge getragen, oder auch: Für Cäsars Angelegenheiten hat Plancus Sorge getragen ꝛc. Die Französische Sprache ist ferner leicht und gefäl-

lig, wie der Französische National-Charakter; denn so wie dieser durch ergreifende Wendungen schnell und wechselnd gereizt werden will, eben so fügt sich auch die Sprache nach dieser Forderung zur Leichtigkeit, besonders bei ihrem Reichthume an mannigfaltigen schattirten Ausdrücken, an Witz- und verfänglichen Worten. Hier nur ein Paar dieser Wörter: Lis, Lilie, Lit, Bett, Lie, Hefen; Ver, Wurm, Verd oder Vert, grün, auch jung, frisch ꝛc., Vers, Vers, auch das Vorwort gegen; Sang, Blut, veut, hundert, Sens, Sinn, Verstand ꝛc., sans, ohne ꝛc.; und so giebt es in dieser Sprache viele Worte, die bei gleicher Aussprache etwas anderes bedeuten. Ein Schriftsteller sagt sehr richtig von dieser Sprache: „Sie schmiegt sich mit Leichtigkeit nach den Anforderungen des Geistes, und dringt sogar dem Dichter das Sententiöse, die witzigen Wendungen auf; und durch das Alter ihrer Kultur ist sie spröde gegen jede Neuerung geworden; daher gewinnt jeder Ausdruck des Gefühls in ihr den Anschein einer zierlichen Sentenz, daher jeder Flug der Phantasie, eine regelrechte elegante Gestalt; jede dichterische Betrachtung, leicht die scharfe Spitze eines Epigramms.“ — Spröde kann man jetzt die Französische Sprache in Beziehung auf Neuerungen in derselben nicht nennen; denn sie hat in der neuesten Periode, seit der Revolution, manche Neuerungen erfahren, jedoch sind diese nicht so wesentlich, daß sie eine große Veränderung in der Sprache bewirken, ihre Formen verändern; auch haben die Schriftsteller in dieser Sprache nie der Thorheit gehuldiget, sie mit Fremdwörtern zu durchspicken; sie haben sie in der Zusammenstellung, wie sie aus den ersten Perioden der Sprache und Literatur ihnen überkommen ist, behalten, und sie bloß ausgebildet und verfeinert, den Ausdrücken Wohllaut und Schärfe gegeben, und selbst mehrere Neuerungen z. B. die Endungen

oi, ois in den Zeitwörtern in ai, ais, zu verwandeln, ist sowohl von vielen guten Sprachlehrern, als auch von Schriftstellern noch nicht angenommen worden, und ihre Gründe dafür sind zu billigen. Das Einzige, was ihren Sätzen und Perioden zuweilen eine gewisse Einförmigkeit giebt, ist die Unabänderlichkeit ihrer Bei- und Mittelwörter, welches besonders in der Dichtkunst sehr fühlbar wird, wenigstens denjenigen, die an diese Abwechselung in anderen Sprachen gewöhnt sind, und die hier das Pathetische zu hindern scheint; allein sie ersetzt diesen Mangel durch die Leichtigkeit und Feinheit ihrer Wendungen, durch die Einheit, welche in dem Ausdrucke herrscht, und durch den harmonischen Fluß der Wörter, wodurch man auch manches Schleppende in dem Versbaue übersieht, wie dieses selbst in der oben angeführten Stelle des vortrefflichen Perraultschen Lobgedichtes der Fall ist. — Die Uebersetzung der Bibel in die Französische Sprache fällt in die dritte Sprachperiode unter Franz dem Ersten. Der erste Uebersetzer war Jacob Faber Etaples, welcher seine Uebersetzung im Jahre 1523 herausgab, die eingeführt und gebraucht wurde; als aber von einigen Reformirten eine Uebersetzung der Bibel erschien, so wurden die Theologen oder Gottesgelehrten zu Löwen im Jahre 1550 bewogen, eine neue Uebersetzung herauszugeben, welche späterhin oft nachgedruckt wurde. Unter den Reformirten fing Robert Peter Olivetan im Jahre 1535 an, eine Uebersetzung zu verfertigen, welche von den Genfer Theologen aufs Neue durchgesehen wurde, weshalb sie den Namen der Genfer Bibel erhielt. Nach vielen davon veranstalteten Ausgaben, gab Karl le Cene im Jahre 1741 eine neue Uebersetzung heraus, die aber viele Tadler fand. Im Jahre 1707 sah David Martin die Genfer Bibel noch einmal durch und gab sie verbessert heraus, und nach dieser Ausgabe sind

mehrere veranstaltet worden. Diese Bibelüberſetzungen haben auf die Sprache einen großen Einfluß gehabt, indem dadurch die Schriftſprache auch unter die mittlern Klaſſen des Volkes verbreitet wurde, woraus die Geſchäfts- und Umgangsſprache verbeſſert hervorging. Den Bibelüberſetzungen gebührt nach der Reformation der ſtärkſte Antheil an der Kultur der Sprachen in allen geſitteten Ländern Europas.

Die Literatur der Belletriſtik Frankreichs. Ueber die älteſten Dichter Frankreichs, die Troubadours, findet man Nachricht in: Vies des plus célèbres et anciens Poetes provencaux, par J. Nostradamus. Lyon. 1575. Das Werk ſoll zwar ſehr fabelhaft ſeyn, allein deſſen ungeachtet wird es von den Franzöſiſchen Literatoren, beſonders bei der Geſchichte des Drama, als Autorität gebraucht. — Dann erſchien: Histoire litteraire des Troubadours. Par. 1774. 3 Bde. — Recueil de l'origine de la langue et poesie françoise. Ryme et Romans, von Cl. Fauchet. Paris, 1581. — De l'Origine de la Poesie française, das 7te Buch in des Et. Pasquiers Recherches de la France. Paris, 1607, 1621, 1643. — Von eigentlichen Franzöſiſchen Dichtern findet man Nachrichten in den allgemeinen biographiſchen Werken, als in: Les hommes illustres qui ont paru en France pendant un siècle p. Ch. Perrault. Par. 1696—1700. Memoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la republique des lettres, par J. P. Niceron. Par. 1730—1748. 43 Thle. in 42 Bdn. Vies des hommes illustres de la France, Par., 1736 u. f. in 26 Bdn. L'année franç. ou Vies des hommes qui ont honoré la France, par Mr. Manuel. Par., 1789. 4 Bde. Necrologe des hommes célèbres de la France. Mastr., 1764

s. 7 Bde. — Bibliotheque française, ou Histoire de la Litterature francoise p. l'Abbé Gouget. Par., 1710—1756; (18 Bde.) der 9te u. f. Bde. — Description du Parnasse français, p. M. Titon du Tillet. Par., 1726, verbunden mit dem Parnasse franc. von Ebendemſelben. Par., 1732—1735 s. 3 Bde. mit Kupf. — Annales poetiques, ou Almanac des Muses, depuis l'origine de la poesie Française, 1776 s. 38 Bde. — Histoire du Théâtre français depuis son origine jusqu'a présent, avec la vie des plus célèbres poetes dramatiques etc. p. Franc. et Cl. Parfait. Par., 1734—1756, 17 Bde. — Les spectacles de Paris, ou Almanac historique et chronologique des Théâtres, avec un Catalogue de toutes les pièces restées au Théâtre dans les differens spectacles, les noms de tous les auteurs vivans, et la liste de leurs ouvrages. Par., 1751. Bis zur Revolution fortgeſetzt und auch noch nach dieſer Zeit. Abrégé de l'Histoire chronologique du Théâtre français. Par., 1780. — Essais historiques sur l'origine et les progrès de l'Art dramatique en France. Paris, 1784 — 1786. Lettre sur l'origine de la Poesie française, p. P. Dan. Huet, in den Mem. de Trevoux. Par. 1711, p. 471 s., und im 2ten Bde. S. 84 f. — Histoire de la Poesie franc., par l'Abbé Massieu. Par., 1739. — Les Muses en France ou l'Histoire chronologique de l'origine, du progrès et de l'établissement des belles lettres dans la France, p. J. M. Le Febre. Par., 1750. Connoissance des beautés et des défauts de la Poésie et de l'Eloquence françoise. Par., 1750. — Essais de critique sur la Litterature ancienne et moderne, par Mr. Cle-

ment. Par. 1783. 2 Bde. — Histoire de la Litterature françoise p. Mr. Bastide. Paris, 1773, 2 Bde. — Les trois Siècles de notre Literature ou tableau de l'esprit de nos écrivains depuis François I. jusqu'à 1772, p. Mr. Sabatier etc. etc. Hierzu kommen noch eine große Anzahl moderner periodiſcher Schriften, welche die Franzöſiſche ſchöne Literatur des goldenen Zeitalters, auch vor und nach demſelben, berühren, beſonders viele Journale, vermiſchte Schriften, Flugblätter, Zeitungen ꝛc. Das älteſte Journal, welches ſich mit der Literatur Frankreichs beſchäftigte, iſt wohl der Mercure de France, welcher im Jahre 1672 zuerſt unter dem Titel des Mercure galant, von Jean Don. de Viſé herausgegeben, erſchien.

Sprache, (Galiſche), Galliſche Sprache, ſ. oben, unter Sprache (Engliſche).

— (Gauner-), Zigeunerſprache, Rothwälſch, ſ. Th. 128, S. 26 u. f.

— (Geiſter-), eine hohle, dumpfe Gruft- oder Grabesſprache, wie man ſie beim Geiſtervorladen, Geiſtererſcheinen in der Magie hören läßt, als wenn ſie von den erſchienenen Geiſtern herkomme. Die Worte einer Sprache werden nämlich ſo ausgeſprochen, daß ſie hohl und dumpf klingen, gleichſam von fern herzukommen ſcheinen, wie die Bauchſprache.

— (Gelehrten-) hierunter verſteht man eigentlich nur die Lateiniſche Sprache, weil ſie ehemals jeder Gelehrte wiſſen mußte, da vor dem ſechzehnten Jahrhunderte faſt alle wiſſenſchaftlichen Werke in Lateiniſcher Sprache geſchrieben wurden; überhaupt die Gelehrten nur Latein ſchrieben, und es auch größtentheils unter ſich ſprachen. Sie iſt alſo diejenige Sprache, wodurch ſich alle Gelehrten der kultivirten Völker Europas und Amerikas verſtändlich machen, welche Mutterſprache ſie auch immer haben mögen. Die

erſte Periode, wo die Gelehrten vieler Völker eigentlich anfingen, ſtreng-wiſſenſchaftliche Werke in ihrer Mutterſprache zu ſchreiben (denn die ſchön-wiſſenſchaftlichen Schriften, die Werke der Dichtkunſt, findet man in allen Sprachen ſchon bei dem Beginnen ihrer Kultur, zu deren Ausbildung ſie wirkten), fängt mit der Reformation an, nach welcher die Bibel in faſt alle Europäiſchen kultivirten Sprachen überſetzt wurde; man fing nun auch an, philoſophiſche, hiſtoriſche und andere Werke, nicht in Lateiniſcher, ſondern in der Mutterſprache, zu ſchreiben, und man machte dadurch nicht nur das Wiſſen allgemeiner, ſondern beförderte auch zugleich das Studium der Mutterſprache bei jedem Volke; ja man beförderte nicht bloß dieſes Studium, ſondern auch das Studium der neuern Sprachen überhaupt, da jeder Betreiber der Wiſſenſchaften gezwungen wurde, diejenige Sprache zu erlernen, in der wiſſenſchaftliche Werke, die für ihn Intereſſe hatten, erſchienen; auch um die Werke der Dichtkunſt zu leſen und zu überſetzen. Und dieſes war auch bei uns Deutſchen der Fall, daß wir uns dem Studium der Italieniſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen Sprache hingaben; nur hätten unſere Schriftſteller und Gelehrten nicht auch Wörter und Redensarten aus dieſen Sprachen in die unſrige aufnehmen ſollen, um dadurch ihre Sprachgelehrſamkeit zu beweiſen, und ihre eigene Mutterſprache ungenießbar zu machen; ſie in den Augen derjenigen Völker, deren Sprache ſie ſtudierten, herabzuſetzen, und ihr Studium zu erſchweren; ihre eigenen, in dieſer Sprache geſchriebenen Werke, nicht zur Kenntniß dieſer Völker zu bringen, und dadurch unſerer Literatur den größten Schaden zu thun; denn hätten andere Völker unſere Sprache ſchon früher ſtudiert, unſere Werke in ihre Sprache übertragen, ſo würde unſere Sprache ſchon eher mehr ausgebildet worden ſeyn, weil dieſes einen

regen Wetteifer unter den Deutſchen Schriftſtellern veranlaßt haben würde, auch ihre Sprache zur möglichſten Höhe herauszubilden, wie dieſes im achtzehnten Jahrhunderte geſchah, ſ. oben unter Sprache (Deutſche), allein ſo unterblieb es. — Uebrigens blieb die Lateiniſche Sprache immer noch in dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte diejenige Sprache, in welcher man viele wiſſenſchaftliche, beſonders philologiſche, juriſtiſche, mediziniſche und philoſophiſche, Werke ſchrieb, welches auch noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts bei mehreren Völkern, wie z. B. bei den Deutſchen, Schweden, Dänen, Holländern ꝛc. geſchah, alſo bei den nördlichen Völkern; denn die weſtlichen ſchrieben ihre Werke in den oben genannten Zweigen ſchon in der Mutterſprache, beſonders die Franzoſen, die hierin die Bahn brachen, ja ſelbſt viele Gelehrten und Wiſſenſchafter anderer Völker benutzten dieſe Sprache, da ſie am meiſten unter den gebildeten Klaſſen der kultivirten Völker verbreitet war, zum Niederſchreiben ihrer Werke, um ſie dadurch allgemeiner zu machen. Die Lateiniſche Sprache verlor ihr Anſehen noch mehr, als man anfing, alle diplomatiſchen Verhandlungen, welche faſt größtentheils in dieſer Sprache geführt wurden, in Franzöſiſcher Sprache zu führen. Auch die Deutſchen fingen nun an, bei der immer größeren Ausbildung ihrer Sprache, auch in derſelben wiſſenſchaftliche Werke zu ſchreiben. Dieſes geſchah beſonders bei allen Völkern ſeit dem achzehnten Jahrhunderte, wo die Lateiniſche Sprache immer mehr auf die gelehrten Schulen und Univerſitäten oder Hochſchulen eingeſchränkt ward, aus dem Umgangs- und Geſchäftsleben aber immer mehr und mehr verſchwand, wenn auch noch einzelne Werke in Deutſchland in Lateiniſcher Sprache, bis auf die neueſte Zeiten, in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, erſchienen und erſcheinen.

Franzoſen und Engländer gebrauchen dazu aber ihre Mutterſprache. — Wenn nun die Lateiniſche Sprache immer noch als eine Gelehrtenſprache betrachtet werden muß und betrachtet wird, in welcher noch manches wiſſenſchaftliche Werk geſchrieben wird, ſo iſt es doch nicht zu verzeihen, die Sucht des Lateiniſirens in neueſter Zeit wieder ſo weit zu treiben, daß man die Aufſchriften an öffentlichen Gebäuden in dieſer Sprache macht, da man ſie oft eben ſo kurz und kräftig in der Mutterſprache geben kann. Man darf doch billig fragen: für wen ſind dergleichen Aufſchriften? Etwa bloß für Gelehrte und Wiſſenſchafter? oder für eine beſondere Klaſſe des Volkes, für Gebildete? oder ſind ſie für die ganze Nation, für alle Klaſſen des Volkes? Die Antwort ſcheint hier wohl nicht ſchwer zu ſeyn, da ſie in der letzten Frage liegt. Wenn nun die Aufſchriften für die ganze Nation ſeyn ſollen, warum giebt man ſie in einer todten, den Meiſten im Volke unverſtändlichen Sprache? Der Deutſche muß hier wieder als ein Muſter, nicht der Nachahmung, ſondern der Fremdſprachparadeſucht aufgeſtellt werden, indem man bei ihm, wenigſtens in den Reſidenzen der gebildetſten Deutſchen Staaten, die meiſten Aufſchriften der öffentlichen Gebäude Lateiniſch findet, und dieſes ſogar die neueſten in dieſem Jahrhunderte. Geſchieht dieſes nur an öffentlichen Gebäuden, die zu einem barmherzigen Zwecke beſtimmt worden, wie z. B. an Kranken-, Entbindungs-, Armen-, Waiſen-, Findel- ꝛc. Häuſern, ſo kann man nicht genug die Verbannung des Aberglaubens in der jetzigen aufgeklärten Zeit preiſen, da ſonſt diejenigen, die hier Hülfe in ihren Leiden oder ihrer bedrängten Lage ſuchen, vor dieſen Gebäuden wegen der ihnen ſowohl in den Schriftzeichen, als auch dem Inhalte nach unverſtändlichen Aufſchriften zurückſchrecken würden; indem ſie darunter etwas Geheimes, etwas Böſes ahnen, da

man ſonſt dieſe Aufſchriften in der Mutterſprache gemacht haben würde, damit ſie dann ein Jeder, auch der ſchlichte Landmann, leſen und verſtehen kann. Die Gelehrtenſprache kann nie bei Gegenſtänden angewendet werden, worauf ein ganzes Volk Anſprüche hat, alſo dürfen auch nicht die Aufſchriften an Schauſpielhäuſern, ſo wie an allen zur Luſt und zum Vergnügen beſtimmten Gebäuden, ſo wie überhaupt an allen Gebäuden, die der ganzen Nation angehören, allen Klaſſen des Volkes, und die nicht ausſchließlich für Gelehrte oder zur Bildung der Gelehrten und Wiſſenſchafter beſtimmt ſind, die auch bei den Franzoſen die Aufſchrift in der Mutterſprache tragen, in fremder Sprache ſeyn, und hierin kann man wohl den Franzoſen nachahmen, da dieſes keine vorübergehende, ſondern eine zweckmäßige, die Nation ehrende Mode iſt, wenn man einmal öffentliche Gebäude, Bildſäulen ꝛc. ꝛc. mit Aufſchriften und Inſchriften verziert, ſolches auch in der Mutterſprache zu thun. — Außer der Lateiniſchen Sprache wird auch noch die Griechiſche mit dem Namen der Gelehrtenſprache belegt; allein dieſes iſt ſie nur, in Beziehung auf dieſen Namen, uneigentlich, wenn gleich die Gelehrten auch Griechiſch verſtehen ſollen; denn nur diejenige Sprache führt dieſen Namen, worin nicht nur die meiſten wiſſenſchaftlichen Werke geſchrieben worden, ſondern die auch unter Gelehrten geſprochen, worin auf Hochſchulen oder Univerſitäten diſputirt wird, Reden gehalten werden, und worin Staatsverhandlungen ehemals geführt wurden; kurz, worin Alles, was in die Gelehrſamkeit einſchlägt, ehemals verhandelt wurde, und dieſes iſt die Lateiniſche Sprache, die auch noch bis jetzt dieſen Rang behauptet hat, jedoch nur mit der Einſchränkung auf die Sprach- und Hochſchulen und auf die begränzten Wiſſenſchaften in Vortrag und Schriften, die mehr für Gelehrte, als

für das Volk beſtimmt ſind; worüber auch ſchon das Nöthige oben geſagt worden iſt.

Sprache, (gemeine); hierunter verſteht man gewöhnlich die Volksſprache, welche von den unterſten Klaſſen eines Volkes geredet wird, zum Unterſchiede von der höheren Umgangsſprache, der Schriftſprache. Dieſer Unterſchied liegt nicht allein in der Correktheit und Zierlichkeit der Sprache, wie ſie von Gebildeten geredet wird, ſondern auch in den vielen Provinzialismen und andern niedrigen Wörtern, womit die Volksſprache gewöhnlich angefüllt iſt, die in der höheren Umgangsſprache nicht vorkommen, in welcher man für alle dergleichen Wörter andere Bezeichnungen hat. Von den eigentlichen Provinzialismen hat man mehrere in die Umgangsſprache aufzunehmen verſucht; ſ. auch oben, unter Sprache und Sprachkunſt, S. 287 u. f.

— (Georgiſche), ſ. Sprache (Kaukaſiſche).

— (Germaniſche), eine Benennung der Deutſchen Sprache, eigentl. der Plattdeutſchen Sprache, welche die älteſte Deutſche Mundart iſt.

— (Glagoliſiſche), ſ. Sprache (Kroatiſche).

— (Gothiſche), Getiſche Sprache, die Sprache von einem Volke, welches Jenſeits des Dnepers bis an das Ufer der Donau wohnte, Gothen hieß und im fünften Jahrhunderte nach Italien und andern Theilen des Römiſchen Reichs zog, ſich daſelbſt feſtſetzte und einige Reiche ſtiftete, die aber ſpäterhin wieder untergegangen ſind. Von woher die Gothen urſprünglich gekommen ſind oder wo ſie zuerſt gewohnt haben, darüber ſind die Gelehrten nicht einig. Nach Einigen ſollen ſie aus dem Norden Europas, Scandinavien, gekommen ſeyn, und ſich immer weiter gegen Süden gezogen haben; nach Andern ſollen ſie von dem ſchwarzen Meere hergekommen ſeyn, von wo ſie in der Folge durch Pannonien gegen den Norden hinzogen;

dieſes ſind jedoch alles nur Muthmeßungen. — Mit Gewißheit läßt ſich daher ihr urſprünglicher Wohnplatz nicht beſtimmen, eben ſo wenig diejenigen Länder, wodurch ſie nach Italien gegangen ſind. Von der Sprache dieſes Volkes beſitzen wir nur einige Fragmente in einer Ueberſetzung der vier Evangelien, die in dem vierten Jahrhunderte von Ulphilas, einem Kappadocier verfertiget worden ſind, welcher die gemeine oder Volksſprache der Gothen durch Erfindung eines Alphabets zu einer Bücherſprache machte. Die Gothiſche Sprache hat bei der Unterſuchung ihrer Wurzeln eine große Uebereinſtimmung mit den Nordiſchen Sprachen, hauptſächlich mit der Isländiſchen und der Germaniſchen oder alten Deutſchen; daß ſie aber, wie einige Gelehrten wollen, mit der Schwediſchen beinahe einerlei ſeyn ſoll, wollen andere Schriftſteller nur in ſo fern einräumen, daß die Schwediſche Sprache ein Abkömmling der Germaniſchen Sprache iſt, und alſo auch deren Wurzeln darin ſtecken, mithin ſey ſie bloß eine Verwandtin der Gothiſchen. Noch andere Schriftſteller wollen die Gothiſche Sprache zur Urſprache machen, von der alle Nordiſchen Sprachen ausgegangen ſeyen; indem ſie alle Gothen oder Geten als die Stammväter angeſehen wiſſen wollen, von denen die übrigen nördlichen und öſtlichen Völker ausgegangen ſeyen, indem ſie längs dem Ufer der Donau gegen Weſten und dann gegen Norden zu fortgewandert wären. Dieſes ſoll dadurch ſehr deutlich werden, wenn man die übrig gebliebenen Fragmente dieſer Sprache genau unterſucht. Das Alphabet, worin ſie geſchrieben ſind, iſt nicht nur aus der Lateiniſchen, ſondern auch vorzüglich aus der Griechiſchen Sprache entlehnt. In der Wallachey redete man Lateiniſch, und ihre nächſten Nachbarn waren Griechen, daher das gemiſchte Alphabet. Man findet nun zwar in den übriggebliebenen Fragmenten der Gothiſchen

Schreibart eine Menge Wörter, von welchen man in der Deutſchen Sprache nicht eine Spur, nicht ein Stamm, oder Hauptwort antrifft, welches aber daher rühren ſoll, daß nicht alle Wörter dieſer Sprache nach Deutſchland gekommen ſind; auch können ſich Wörter aus den Sprachen anderer kulturloſer Völker, mit welchen die Gothen umgingen, eingemiſcht haben. So hat Wachter in dem Sitze der alten Gothen, in der kleinen Tartarey, einige Wörter gefunden, die in der Gothiſchen Ueberſetzung der Evangeliſten angetroffen werden, und die man weder in der Deutſchen, noch in der Nordiſchen Sprache findet; auch findet man viele aus der Griechiſchen Sprache entlehnte Wörter, z. B. rhatizo, leichter, von ῥᾴδιος; maizo, größer, von μείζων. Hieraus muß man doch ſchließen, daß die Gothiſche Sprache an den Grenzen von Griechenland geſprochen worden iſt, und daß die Gothen Verkehr mit den Griechen gehabt haben. Selbſt in der Rechtſchreibung findet man mit der Griechiſchen Sprache einige Aehnlichkeit, in welcher bekanntlich gg, wie ng, gk, wie nk, geleſen wird; z. B. Figgr, der Finger, drigkan, trinken ꝛc. Alles dieſes beweiſet, daß der Sitz der Gothiſchen Sprache nicht im Norden, ſondern an der Donau zu ſuchen iſt. Die Schriftzüge dieſer Sprache hat man in drei Dokumenten aufbewahrt; das erſte iſt der ſogenannte Codex argenteus zu Upſala; das zweite ein Stück des Briefes Pauli an die Römer, zu Wolffenbüttel, und das dritte ein Kaufbrief, den man in Italien gefunden hat, woraus man deutlich erſieht, daß die Gothen, welche Italien verwüſteten, eben die Schrift und Sprache gehabt haben, als worin der Codex argenteus geſchrieben iſt. Man gewahrt aus dieſen Ueberbleibſeln, daß das Gothiſche Alphabet Griechiſchen Urſprungs iſt, doch ſind einige Buchſtaben, welche die Griechen nicht haben, hinzugefügt worden, um dadurch diejenigen Laute auszudrücken,

die der Gothiſchen Sprache eigenthümlich ſind; z. B. den Laut, den wir durch qu und tsk ausſprechen; auch haben ſie ſtatt des Spiritus aſperi das h, und ſtatt des Griechiſchen ξ, haben ſie ein ziſchendes jod. Hieraus gewahrt man deutlich, daß die Gothiſche Schrift von denjenigen Zügen, die man auf den Runenſteinen findet, ganz verſchieden iſt. — Das Vorgeben von beſonderen Runenbuchſtaben iſt wohl keine Erdichtung, wie einige Schriftſteller wollen; daß aber dieſe Schriftzeichen nicht eine eigenthümliche Erfindung, ſondern von andern alten Schriftzeichen Aſiatiſcher Sprachen entlehnt worden ſind, oder daß dergleichen Schriftzeichen zum Muſter gedient haben, iſt wohl nicht zu bezweifeln, beſonders iſt die Aehnlichkeit mit den Phöniziſchen Buchſtaben ſehr groß. Ueber die Runenſchrift, ſehe man den Art. Rune, Th. 128, S. 692 u. f., nach. Um das Grammatikaliſche der Gothiſchen Sprache aus den aufgefundenen Fragmenten zu entdecken oder zu entziffern, haben ſich viele Nordiſche Gelehrten Mühe gegeben. Hier nur Einiges davon. Die Stammwörter in dieſer Sprache ſind beiderlei Geſchlechts; ferner haben ſie nach Art der Griechen und anderer Morgenländiſcher Völker einen Dualem. Ihre Caſus werden durch die Endſylben beſtimmt; z. B. Stains, der Stein, Stainis, des Steins, Staina, dem Steine, Stain, den Stein; in der Mehrzahl: Stainos, die Steine, Staine, der Steine, Stainam, den Steinen, Stainans, die Steine. Die Vergleichungsſtufen bei den Adjectiven oder Beiwörtern bilden ſie durch die Endſylben iza und ists; auch umſchreiben ſie den Comparativ durch die Partikel mais, mehr. Die Abwandlungen der Zeitwörter ſind nur einfach; denn ſie beſtimmen die Perſonen und Zeiten nur durch Endſylben. Das Hülfswort haben, welches in den übrigen Europäiſchen Sprachen ſo häufig

vorkommt, haben ſie nicht, dagegen haben ſie die Vorſylbe ga bei den Infinitiven und Participien ſehr häufig, welches auch in einigen Deutſchen Mundarten gefunden wird. Sie haben nur die Gegenwart und Vergangenheit, die Zukunft beſtimmen ſie durch das Wort wairthan, werden. Die vier Arten oder modos, und das Partizipium oder Mittelwort haben ſie mit den andern Sprachen gemein. Zum Beiſpiel das Präſens ind. Einheit: sokja, ich ſuche, sokjais, du ſucheſt, sokeith, er ſucht; die Mehrzahl: sokjos, wir beide ſuchen, sokjats, ihr beide ſuchet, sokjam, wir ſuchen, sokaith, ihr ſuchet, sokjand, ſie ſuchen. Imperf. Einheit: sokida, ich ſuchte, sokides, du ſuchteſt, sokida, er ſuchte; Mehrzahl: sokidedum, wir ſuchten, sokideduth, ihr ſuchtet, sokidedum, ſie ſuchten. Imperativ: sokei, ſuche, sokjats, ſucht ihr Beide, sokjam, laßt uns ſuchen, sokeith, ſuchet, sokjana, ſie ſollen ſuchen. Präſ. conj. Einheit: sokjai, daß ich ſuche ꝛc. Imperf. sokidedi, daß ich ſuchte ꝛc. Infinitiv: sokjan, ſuchen. Particip. sokjandi, ſuchend. Das Vater Unſer in dieſer Sprache aus Matth. 6, 9—13 lautet: Atta unsar, thu in himinam; veihnai namo thein; vairthai viljaetheins, soe in himina, jah ana airthai; hlaif unsarana thana sinteinen gif uns himmadaega; jah aflet vns thatei skulans, sva sve jah veis afletani thaim skutam unsaraim; jah ni briggais uns in fraistubrigai; sk lausei vns of thama vbilin. — Das Fragment des Kaufbriefes, welcher, wie ſchon oben bemerkt wurde, in Italien gefunden worden, lautet mit der Lateiniſchen Ueberſetzung des Cdm. Lye: ik Gudilibus DKns to frabauhta bok . . fra . . glyauruta tue DKns alamoda fiduor: unkja n bog — Kaballarja jah Killi — anes Kags and novu jah ufmeida. Die Ueberſetzung: Ego

Gudilubus Diaconus haec vendidi, libellum fecit fra — tuo Diaconus — quatuor uncias n hug — kaballariae et Killi — aneus renunciavit et subscripsit. Wenn man die Wörter in dieſen beiden Fragmenten, welche hier als Muſter dieſer Sprache dienen, genau durchgeht, ſo wird man viele davon, als zur Deutſchen Sprache gehörend, entdecken. Beſonders entdeckt man dieſe Aehnlichkeit, wenn man in den Wörterbüchern die Wörter vergleicht, ſo daß die Verwandtſchaft der Gothiſchen mit der Deutſchen, und alſo auch mit den Nordiſchen Sprachen, außer allem Zweifel iſt. Man darf nur das oben angeführte Vater Unſer, mit dem in Isländiſcher Sprache, oben S. 426, vergleichen, um Aehnlichkeiten in den Wörtern zu finden; auch in dem Angelſächſiſchen oder Däniſch-Angelſächſiſchen findet man viele Gothiſche Wörter; alles Beweiſe, daß die Gothiſche und Deutſche Sprache eine gemeinſchaftliche Mutter haben. Hier ein kleines Verzeichniß ſolcher Wörter, welche mit den gleichbedeutenden in der Deutſchen Sprache Aehnlichkeit haben; ains, eins, twai, zwei, thrins, drei, fidur, vier, andbindnam, entbinden, auflöſen, bisaulnjan, beſudeln, fullnan, erfüllen, gadauthnam, ſterben, mit Tode abgehen, von dauth, der Tod; sathnan, ſättigen, waknan, erwachen, veihnam, weihen oder heiligen, dauran, ſich unterſtehen, Engliſch, dare; munan, meinen, skulan, ſollen, ſchuldig ſeyn, thugkjan, ausgeſprochen, thunkjan, denken, waeurkjan, wirken, witan, wiſſen, bidjan, bitten, bairan, tragen, bindan, binden, biudan, befehlen, gebieten, brikan, brechen, brinan, brennen, dreiban, treiben, greitan, weinen, quitan, ſagen (altdeutſch, quantn, Engliſch, quoth), rinnan, laufen, rennen, (Engliſch, run,) sitan, ſitzen, (Engliſch, set) skeinan, ſcheinen, wairthan, werden, andbaths, der Knecht (Altdeutſch, Ambacht) armaṇ, erbarmen, Ar-

maheirti, Barmherzigkeit, Brothar, Bruder, gods, gut, Goth, Gott ꝛc.

Sprache, (Griechiſche), eine der am meiſten ausgebildetſten Sprachen einer kultivirten, Künſte und Wiſſenſchaften liebenden Nation des Alterthums oder der alten Zeit. Wohl keine von den uns bekannten Nationen der alten Welt kann auf eine ſo hohe Ausbildung des Geiſtes Anſpruch machen, als die Griechiſche; denn wie verfeinert und richtig ihr Geſchmack in den Künſten war, zeigen uns noch jetzt die Bildwerke, die ſie hinterlaſſen haben; und zugegeben, daß bei ihnen die ſchönen Körperformen zu den alltäglichen Erſcheinungen gehörten, daß ſie nicht nöthig hatten, ſie erſt unter einer Menge von unförmlichen Geſtalten zu ſuchen, um ſie zum Modell ihrer Bildwerke zu beſtimmen, ſo ſind doch die Stellungen, welche ſie ihnen zu geben wußten, die ſchönen Gruppirungen bei mehreren Figuren, die zweckmäßig gewählten Sinnbilder zu ihrer Bezeichnung, die ſichere, im Nachbilden geübte Hand zu bewundern. Eben ſo iſt es mit ihren Schöngeiſtern; auch in den Werken derſelben iſt ihr Gefühl für die Schönheiten der Natur, ihre Darſtellungsgabe, und ihr Geſchmack im Erfinden und Anordnen zu bewundern; und die Gedichte Homers, der in dem früheſten Zeitalter ihrer Kultur lebte, und als der Vater der ſchönen Künſte betrachtet wird, erhielten einen ausgezeichneten Beifall, nicht nur bei ſeiner Nation, den Griechen, ſondern auch in der ganzen kultivirten Welt, den auch die ſpäteſten Nachkommen aller kultivirten Völker immer noch anerkannt haben, und anerkennen werden, ſo lange bei einem Volke die Rohheit nicht obſiegt. Auch die Schauſpiele des Sophokles und Euripides haben zu allen Zeiten die Regeln des Theaters gegeben, welches den Beweis giebt, wie richtig der Geſchmack der Griechen ausgebildet war und wie ſehr dieſes auf die Verfeinerung ihrer Sprache wirken

mußte. — Griechenland bildete keinen zuſammenhängenden Staatskörper, es beſtand aus vielen kleinen Völkerſchaften, welche, obgleich durch See und Land von einander getrennt, durch verſchiedene Geſetze regiert, ihre Sprache in mehrere Mundarten getheilt, nur durch das gemeinſchaftliche Intereſſe, durch eine Hauptſprache, und durch die Liebe zum Vaterlande, wie die Deutſchen, verbunden; aber auch eben ſo oft, wie dieſe Nation, ihrem gemeinſamen Intereſſe durch Uneinigkeit entgegen waren. Einen großen Einfluß auf die Bildung ihrer Sprache hatten die jährlichen Zuſammenkünfte der Amphiktionen, die Olympiſchen und Iſthmiſchen Spiele, die öffentlichen Reden, durch welche das Volk geleitet wurde, und die Vorzüge, die man den ſchönen Geiſtern gab; ſo wie überhaupt Alles bei dem einmal geweckten Geiſte der Bildung darauf wirkte, und dieſe Bildung auch ſo raſche Fortſchritte machte, daß uns von den erſten unvollkommenen Verſuchen ihrer Sprache keine Fragmente geblieben ſind; denn Alles eilte mit ſolchen Rieſenſchritten bei ihnen zur Vollkommenheit, ſagt ein Schriftſteller, daß ſich die erſten Verſuche ihrer Bildung ſehr frühzeitig in die Vergeſſenheit verlieren mußten; denn wenn ſich eine Sprache nach und nach bildet, ſo daß die Perioden nicht ſchnell auf einander folgen, ſo bleiben immer einige Denkmäler vorhanden, woraus man von der Beſchaffenheit der ältern Sprache urtheilen kann; die Ueberbleibſel der Geſetze der Römiſchen Könige, und der Geſetze der zwölf Tafeln zeigen etwas von der uralten Form der Lateiniſchen Sprache, welches ſchon zu den Zeiten Cicero's ziemlich unverſtändlich war; dergleichen Fragmente fehlen uns aber von der Griechiſchen Sprache, daher können wir auch über ihren Urſprung und ihre Fortſchritte nicht urtheilen; denn wir haben nichts, was über die Zeiten Homers hinausgeht, und zu deſſen Zeiten war die

Sprache ſchon vollkommen gebildet. Diejenigen Schriften, welchen Namen aus der Griechiſchen Vorwelt vorgeſetzt ſind, z. B. die Gedichte des Orpheus, die Schriften des Horapollo und Anderer, ſollen Erfindungen der neuern Zeit ſeyn. — Ueber den Urſprung der Griechiſchen Sprache ſind die Meinungen der Gelehrten ſehr getheilt; am richtigſten ſcheinen diejenigen zu urtheilen, die ſie aus der Celtiſchen oder Scytiſchen Sprache, mit der Phöniziſchen und Aegyptiſchen gemiſcht, herkommen oder abſtammen laſſen, weil die erſten Einwohner Griechenlands, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Scythen oder Celten waren. Hierzu kamen Kolonien der Phönizier und Aegyptier, welche Völker, wie bekannt, ſchon frühzeitig anfingen Schiffe zu bauen und auszurüſten, und damit an den Küſten des Mittelländiſchen Meeres bis an die Säulen des Herkules, des Handels wegen entlang fuhren, und Niederlagen und Kolonien auf den Küſtenländern anlegten, und ſo ſchienen ſie mit Gründung der Kolonie in Griechenland den Anfang gemacht zu haben, wobei ſie ſich die Eingebornen des Landes unterwarfen. Nach dem Dionyſius von Halicarnaſſus ſollen zwei Menſchenalter vor dem Trojaniſchen Kriege die erſten Einwohner von Griechenland, die Pelasger, von den Phöniziern feindlich angegriffen worden ſeyn. Die erſten Einwohner Griechenlands waren alſo ein aus den oben genannten Nationen gemiſchtes Volk, und aus der Sprache dieſer Völker entſtand auch die Griechiſche Sprache, wovon man noch Spuren in letzterer Sprache findet. So z. B. hat die Griechiſche Sprache noch viele Wörter, welche urſprünglich aus der Sprache der Celten abſtammen, wovon das Deutſche, Galliſche, und Gothiſche Hauptdialekte ſind, die wieder ihre Mundarten haben. Zu dieſen Wörtern gehören die meiſten Zahlwörter, wie εἷς, ἓν, eins, δύω, δύο, zwei, τρεῖς, drei, τέτταρες,

πεντε, fünf, ξ, ſechs ꝛc.; auch andere Wörter, wie πατηρ, Vater, θυγατηρ, Tochter, γονυ, Knie, θυρα, Thür, πυρ, Feuer, μυς, Maus, αξις, Axe ꝛc. So findet man auch in den übrigen Abendländiſchen Sprachen Wörter, die mit den Griechiſchen übereinkommen; auch iſt dieſes der Fall mit vielen Nordiſchen Sprachen. So z. B. heißt hlifan in der Gothiſchen Sprache bedecken, verheimlichen, ſtehlen, im Griechiſchen heißt es κλεπτειν; kliumans, das Ohr, im Griechiſchen κλυω, ich höre; udr, heißt im Isländiſchen das Waſſer, im Griechiſchen, υδωρ. Auf eben die Weiſe hat auch die Phöniziſche Sprache eingewirkt, ja dieſer gebührt der größte Antheil an der Ausbildung der Griechiſchen Sprache, indem Cadmus, ein Phönizier, die Buchſtabenſchrift zu ihnen gebracht hat. Einige wollen auch, daß die Griechiſche Sprache von der Hebräiſchen abſtammen ſoll, weil ſich viel Uebereinſtimmung zwiſchen einigen Griechiſchen und Hebräiſchen Redensarten finden laſſen; allein Andere wollen dies nicht zugeben, obgleich ſie es nicht unwahrſcheinlich finden, daß Manches von den Hebräern zu den Griechen gekommen iſt, weil die Phönizier den ſüdlichen, und die Hebräer den nördlichen Dialekt der Kanaanäiſchen Sprache hatten. Man findet dergleichen mit dem Hebräiſchen übereinſtimmende Redensarten vorzüglich in den älteren Schriften der Griechen, beſonders in dem Homer, in den ſpäteren nahmen ſie dagegen ab, woraus deutlich hervorgeht, daß die Phäniziſche oder Hebräiſche Sprache einen großen Einfluß auf die Sprache der Griechen hatte.

Die Griechiſche Sprache hat in ihrer langen Dauer, von ihrem Entſtehen an, bis zur Eroberung von Konſtantinopel durch die Türken, fünf Perioden gehabt. Ueber die erſte Periode, vor Homers Zeiten, läßt ſich nicht viel ſagen, ſo wie über den Anfang aller Sprachen; was darüber zu ſagen geweſen

wäre, iſt am Eingange dieſes Artikels ſchon berührt worden. — Die zweite Periode geht von dem genannten Dichter bis auf Alexander den Großen. In dieſem Zeitraume hatte die Sprache ſchon ihren Glanzpunkt erreicht, wozu beſonders die Dichter, die in dieſer Periode auftraten, viel beitrugen, wie Homer, Heſiodus, Archilochus, Tyrtäus, Sappho, Anakreon, Aeſchylus, Pyndarus, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes und Andere. Man fing nun auch an in Proſa zu ſchreiben, und wenn man ſich von dem Zwange des Sylbenmaßes jetzt entfernte, ſo ward doch der Rhythmus allgemeiner. In der ungekünſtelten einfachen Schreibart zeichnete ſich Herodot vorzüglich aus. Hippokrates zeigte in ſeiner Schreibart, daß man auch trocknen Materien durch einen guten Vortrag Geſchmack im Leſen abgewinnen könne. Thucydides ſchrieb erhaben und zierlich. Xenophon natürlich; er miſchte poetiſche Schönheiten in die Proſa. Iſokrates ſchrieb fließend, Demoſthenes ausdrucksvoll. Auch die Philoſophen dieſer Zeit ſchrieben zum Vortheile der Sprache, wie Plato, Ariſtoteles und Andere. Die Sprache erhielt dadurch eine hohe Ausbildung, weil die Schriften dieſer Männer mit Begierde vom Volke geleſen wurden, und ſie demſelben zum Muſter dienten. Die dritte Periode geht von den Zeiten Alexanders bis auf die Zeiten Auguſts. In dieſem Zeitraume ſank die Sprache wieder, ſie hatte nicht mehr die Kraft, den Nachdruck, wie in der zweiten Periode, weil die Freiheit der Nation durch die Römer unterdrückt wurde. Die Sophiſten, welche in dieſer Zeit ihr Weſen trieben, trugen zum Verfall der Sprache mit bei; denn da ſie nur auf dasjenige aufmerkſam waren, was den untern Volksklaſſen gefiel, ohne dabei die Natur des wahren Vegnügens zu kennen, ſo miſchten ſie auch viel Unweſentliches in die Rede und ver-

darben dadurch den reinen Geschmack des Volkes, welches nach und nach Gefallen daran fand. Man findet in diesem Zeitraume auch noch gute Schriftsteller; allein sie kommen weder in der Sprache, noch in der Zahl denen aus der zweiten Epoche gleich. Die vornehmsten sind: Theophrast, Theokrit, Polybius und einige Andere. — In dem vierten Zeitraume, von den Zeiten des Augusts bis zur Regierung Konstantins des Großen, ist der Verfall der Griechischen Literatur und Sprache noch sichtbarer, obgleich auch jetzt noch einige gute Schriftsteller, wie Lucian und Plutarch, sich auszeichnen; doch, sagt ein Schriftsteller, sah man die Barbarey mit langsamen Schritten anrücken, und in dem Grade wie die guten Schriftsteller abnahmen, nahmen die Sophisten und Kompilatoren zu, so daß sie die zahlreichste Klasse in der Schriftstellerwelt bildeten. Zur Erhebung der Sprache wurde wenig mehr beigetragen, sie verlor immer mehr ihre Kraft in den Ausdrücken und ihre Reinheit. — In der fünften Epoche, von dem oben zuletzt genannten Kaiser bis auf die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, fiel die Griechische Sprache gänzlich, welches die häufigen Einfälle der Türken vorbereitete. Die Redner waren nur leere Deklamatoren, die auf das Volk gar keine Einwirkung mehr hatten, wenigstens erhoben ihre Reden nicht mehr das Gemüth, erwärmten sie nicht mehr das Gefühl zu einem Rückblicke auf die ehemalige Größe ihrer Vorfahren; es war ein bloßer Wortkram, es waren bloß Mittel, jeden Funken der Erinnerung an die ehemalige Größe zu ersticken, jede Regung des Gefühls ehemaliger Kraft einzuschläfern. Die Geschichtsschreiber dieses Zeitraumes waren bloß Legendenmacher, und die Philosophen unnütze Sophisten, und so ging diese Sprache, als eine lebende, die einige tausend Jahre im Ansehen

geſtänden hatte, zu Grunde. Aus den Trümmern dieſer Sprache bildete ſich nach und nach eine neue, unter dem Namen der Neugriechiſchen, welche ſich zu der Altgriechiſchen verhält, wie das Italieniſche zu dem Lateiniſchen, wenigſtens würde man keinen beſſeren Vergleich aufſtellen können; denn ſo wie ſich die Neu-Lateiniſche oder Römiſche Sprache, die man mit dem Namen der Italieniſchen belegt, aus der alten bildete, ſo geſchah es auch mit der Griechiſchen Sprache; denn beide Sprachen hatten, wie ihre Völker oder die Völker die ſie redeten, gleiches Schickſal, durch den Einfall fremder Völker vernichtet zu werden. Da nun die Griechen lange Zeit unter fremder Herrſchaft ſtanden, ſo nahmen ſie theils von der Sprache ihrer Beherrſcher, theils von der Sprache ihrer Nachbaren von Zeit zu Zeit immer etwas in ihre Sprache auf; dadurch verlor ſich nicht nur nach und nach ihre Reinheit, ſondern die Sprache bildete ſich auch auf eine ganz neue Art. Nach Sprachforſchern findet man in der Neugriechiſchen Sprache Fragmente aus der Lateiniſchen, Arabiſchen, Wallachiſchen, Türkiſchen und Italieniſchen Sprache, nachdem nämlich die Griechen in einem oder dem andern dieſer Länder wohnten oder mit den Einwohnern mehr oder weniger Umgang hatten. Die neuen Griechen haben zwar die nämlichen Buchſtaben, wie die alten; da ſie aber die Jotiſtiſche Ausſprache angenommen haben, ſo verwechſeln ſie ſolche oft miteinander. So verwechſeln ſie αι und ε, dann η, ι, υ, οι, faſt beſtändig mit einander. Anſtatt des b brauchen ſie in fremden Wörtern, die ſie angenommen haben, μπ, z. B. bombarda, ſchreiben ſie μπομπαρδα, ſonſt ſprechen ſie das β wie das Lateiniſche v aus; z. B. μπλαβος, heißt blau; ν vor π ſprechen ſie wie μ aus, την πατενα, tom patena. Von den Nennwörtern der zweiten Deklination oder Abwandlung der Nennwörter in ος, laſſen ſie das ς, bei

denen ist ον, die letzte ganze Sylbe weg, z. B. ψυχαι, für ψυχαιον, παιδι für παιδιον. Aus der dritten Deklination machen ſie aus dem Accuſativ oder Anklagefall der Alten ihren Naminativ oder Nennfall; z. B. ορνιθα, der Vogel, πατερα, der Vater. Den Dativ oder Gebefall haben ſie nicht. Bei den Zeitwörtern oder Verben haben ſie nur drei einfache Zeiten oder Tempora, das Präſens oder die Gegenwart, das Imperfect, oder die bedingte Gegenwart, und das Perfectum oder die Vergangenheit, die übrigen Zeiten bilden ſie durch die Hülfswörter αμαι, εχω, θελω. Sie haben nur das augmentum syllabicum, das temporale aber nicht. Den Artikel können ſie nach ihrem Gefallen brauchen oder nicht. Hier das Vater-Unſer in Neugriechiſcher Sprache, woraus man die Abweichung von dem Altgriechiſchen leicht finden wird: ο πατερα μας ὁπου εισαι εις τους ουρανους, ας αγιασθη ονομα σου, ας ἐλθη βασιλειαν σου, ας γενη το θελημα σου, καθως εις τον ουρανον, ετζι και εις την γην, το ψωμι μας το καθημερινον, δος μας το σημερον, και συγχωρησον μας τα χρεη μας, καθως και ημεις συγχωρουμεν τους χρεωφειλετας μας, και μη μας φερης εις πειρασμον, αλλα ελευθερωσε μας απο τον πονηρον ότι ἰδικος σου ἐστιν η βασιλειαι και η δυναμις και η δοξα εις τους αιωνας αμην. — Ueber dieſe Sprache haben Meurſius und Dufresne Gloſſarien geſchrieben.

Was nun die alte Griechiſche Sprache, als eine todte, nur den Gelehrten noch nützliche Sprache anbetrifft, die Einige zur formellen klaſſiſchen Bildung für durchaus nothwendig halten, dagegen Andere das Gegentheil behaupten, da man von allen ihren klaſſiſchen Schriftſtellern in allen gebildeten Sprachen vortreffliche Ueberſetzungen beſitzt, ſie alſo nur noch den Theologen oder Gottesgelehrten, Philologen oder Sprachforſchern, Aerzten und Philoſophen in ſo fern nützt, daß ſie die Werke der Griechen in der Urſprache leſen können; ganz vorzüglich aber dem Philologen,

der überhaupt alle Sprachen der Alten gründlich verſtehen ſollte, weil dieſes Studium ſein Hauptfach iſt, ſo wurde ſie eine Zeitlang in den Sprachſchulen oder Gymnaſien nur ſehr lau betrieben, beſonders in dem achtzehnten Jahrhunderte. In neueſter Zeit hat man ſie aber wieder mit mehr Eifer in ihre frühere Rechte auf den Gymnaſien eingeſetzt, und entbindet ferner, wenigſtens in Deutſchland, keinen mehr davon, der ſich den Studien zum Nutzen des Staatsdienſtes widmen will. Die Sprache der alten Griechen iſt ſehr klangvoll und melodiereich, dieſes kommt daher, weil ſie auch große Liebhaber von der Muſik und vom Schauſpiele waren; Erſtere auch praktiſch übten, welche Leidenſchaft zur Muſik auch noch ein auszgezeichneter Zug des Charakters der heutigen Griechen iſt. Da ſich nun dieſe Liebe zur Muſik auch in den untern Klaſſen des Volkes verbreitete, ſo wurde dadurch ihr Gehör verfeinerter, welches dann auch einen nicht geringen Einfluß auf die Sprache hatte; denn ſie wurden hierdurch auch auf die Ausmeſſung der Sylben geleitet, auf Länge und Kürze und auf die Betonung derſelben. Auch ſuchten ſie ſo viel, als möglich, die vielen einſylbigen Wörter durch mehrſylbige zu erſetzen; ſie verlängerten daher einen Theil derſelben durch verſchiedene Zuſätze, Endungen, Verdoppelungen, wodurch ſie nicht nur den Gedanken genauer ausdrückten, ſondern auch der Sprache eine beſſere Ründung gaben. Hierdurch erlangte ihre Sprache einen Reichthum an ſchönen, biegſamen und klangvollen Wörtern, wodurch ſie ſowohl zur epiſchen, als lyriſchen und dramatiſchen Dichtkunſt geſchickt gemacht wurde, indem man ſowohl das Erhabene und Ernſthafte, als auch das Drollige und Scherzhafte darin ausdrücken konnte. Ein Mehreres über das Gramatikaliſche dieſer Sprache, über die Tonzeichen derſelben, ſ. oben, unter Sprache und Sprachkunſt. — Was die Ausſprache der Griechi-

ſchen Lehrer entſchieden, ſo iſt darüber unter den Gelehrten viel geſtritten worden, „ob wir noch jetzt die alte ächte Ausſprache haben.“ In der neuern Zeit theilen ſich die Gelehrten hierüber in zwei Parteien; die eine nimmt die ſogenannte Jotiſtiſche, die andere die Etiſtiſche Ausſprache an. Die Urſache dieſer Benennung gründet ſich auf die Ausſprache des η, welches entweder wie ein j (jotiſtiſch) oder wie ein langes e (etiſtiſch) ausgeſprochen wird. Man nennt dieſe Ausſprache auch nach zwei Gelehrten, welche die eine und die andere begünſtiget haben, nämlich nach dem Erasmus u. dem Reuchlin, die Erasmiſche u. die Reuchliniſche. Die verſchiedene Ausſprache des η iſt es aber nicht allein, wodurch ſich die beiden Arten von einander unterſcheiden, ſondern ſie erſtrecken ſich noch auf andere Stücke. Nach der Etiſtiſchen oder Erasmiſchen Ausſprache wird β, wie b; υ, wie ü; υ, wie ein Franzöſiſches u; αι, wie äi; ι, wie ei; οι, wie oi; αυ, wie au; ευ, wie eu; ηυ, wie eu geſprochen. Nach der Jotiſtiſchen oder Reuchliniſchen Ausſprache wird β, wie w; η, wie i; υ, wie i; αι, wie ae; ι, wie i; ελ, wie l; αυ, wie af; ευ, wie ef; ηυ, wie if, geſprochen. Von dieſer Verſchiedenheit der Ausſprache kommt auch die verſchiedene Benennung der Buchſtaben her. Die Jotiſten oder Reuchlinianer ſagen: bita, ita, tita, zita etc.; die Etiſten oder Erasmianer, beta, eta, teta, zeta etc. Die Etiſtiſche Ausſprache wird beſonders von den Niederdeutſchen, die Jotiſtiſche von den Oberdeutſchen angenommen. Jene berufen ſich auf die Art, wie die Römer oder Lateiner Griechiſche Worte in ihre Sprache übertragen haben, und auf eine Stelle beim Varo: ea sua voce Graeci appellant μηλα, nec mnlto secus nostri ab eadem voce, sed ab alia littera bela vocarunt, non enim mee, sed hec sonare videntur oves. Die Letzten, die

Jotiſten berufen ſich auf die Ausſprache der heutigen Griechen, indem ſie zur Vertheidigung ihrer Meinung anführen: daß, wenn gleich dieſes Volk von der Reinheit ſeiner Sprache durch neu angenommene Wörter viel verloren hat, ſo hat doch ihr verfeinertes Gehör noch immer durch die Ueberlieferung das Sanfte der alten Ausſprache beibehalten. Sie berufen ſich auch auf eine Stelle aus dem Herodot: ἦλθε δὲ τοῦτο τὸ χρηστήριον τοῖσι Δωριεῦσι τοῖσι τριπόλιος, καὶ λοιμὸς ἐμπεσὼν, wo der Geſchichtsſchreiber ſagt, daß in der alten Weiſſagung in dem Worte λοιμὸς eine Zweideutigkeit liege, und ſolches auch eine Hungersnoth bedeuten könne, woraus hervorgehe, daß es wie λιμὸς ausgeſprochen worden ſey. In neueſter Zeit folgen die meiſten Deutſchen der Erasmiſchen oder Etiſtiſchen Ausſprache, weil ſie die meiſten innern Gründe für ſich haben ſoll, welches durch die Art, wie Griechiſche Namen aus Wörtern von den Lateinern, und Lateiniſche von den Griechen geſchrieben werden, größtentheils ihre Beſtätigung erhalte. Bei der Jotiſtiſchen oder Reichliniſchen ſey die Sprache mehrere Jahrhunderte hindurch den fremden Einflüſſen ausgeſetzt geweſen, ſo, daß nicht nur eine Wortmengerey entſtanden, ſondern auch die Ausſprache ganz anders geworden ſey; und dieſes Letztere iſt auch wohl gewiß; denn wir finden dieſes auch in unſerer Hochdeutſchen und Plattdeutſchen Sprache, wie ſehr die Ausſprache der Erſteren von der Letzteren jetzt abweicht, und daß die Letztere einen ganz andern Klang in den Provinzen Deutſchlands, wo ſie geſprochen wird, hat, z. B. im Holſtein-Oldenburgiſchen ꝛc. ꝛc., wie unſere, die Hochdeutſche, Sprache, die zwar voller tönt, aber nicht das Muſikaliſche der Plattdeutſchen Sprache hat; und ſo iſt es auch mit der Neugriechiſchen, die durch die Ausbildung unter dem Joche eines fremden Volkes, auch eine ganz andere Ausſprache, einen ganz andern Klang erhalten hat, um

ſo mehr, da man in der frühern Zeit der Unterjochung das Grammatikaliſche dieſer Sprache wenig geachtet hat; nur erſt in jünſter Zeit iſt man wieder in Griechenland darauf aufmerkſam geworden. — Ein beſonderer Vorzug der Alt-Griechiſchen Sprache iſt ihre Deutlichkeit, die größtentheils von ihrer natürlichen Conſtructionsordnung abhängt. Alle Theile der Perioden ſtehen in einem ſolchen Verhältniſſe gegen einander, daß ſie keine Ungewißheit zulaſſen, oder man müßte ſie abſichtlich hineinbringen. Ein Schriftſteller ſagt über dieſe Sprache:

Nicht nur die Deutlichkeit, ſondern auch der Reichthum macht dieſe Sprache liebenswürdig. Wir verſtehen darunter nicht ſowohl die Menge der Wörter, die ihren Umfang ausmachen, als vielmehr, daß ſie ſich nach allen Arten von Kenntniſſen bequemen kann, und ſolche Zeichen enthält, die ſolchen angemeſſen ſind. Wir haben in wenig Sprachen eine ſolche Mannigfaltigkeit von Sachen, die durch verſtändliche Sprachzeichen ausgedrückt worden können, als in dieſer. Ein tiefſinniger Plato, ein tändelnder Anakreon, ein vor Begeiſterung raſender Pindar, ein ſanfter Iſokrates, ein demonſtrirender Euklides, ein naiver Theokrit, ein donnernder Demoſthenes, ein beobachtender Hippokrates, ein gedankenreicher Thucydides, ein forſchender Polybius, und noch viele andere Genies finden die Griechiſche Sprache für die Produkte ihres Geiſtes angemeſſen. Keiner hat nöthig fremde Wörter einzuführen; denn ein Jeder findet in ſeiner Sprache, was er ſucht. So weit hat noch keine Nation die Kultur ihrer Sprache gebracht gehabt, daß ſie aus ihrem eigenen Vorrathe Kunſtwörter zu allen Wiſſenſchaften genommen hätte. Wie viele Zeit geht bei unſerm Studieren verloren, bis wir uns nur die Kunſtwörter aus fremden Sprachen bekannt machen? Die Griechen finden ſie nicht nur in ihren eigenen Schätzen, ſondern bilden ſie auch unter andern Nationen aus. Wie viele Griechiſche Kunſtwörter treffen wir nicht in der Lateiniſchen Sprache

an! Ob ſich gleich Cicero, der Redner, alle Mühe gab, ſie aufzuſuchen, um ſie durch gleichlautende Lateiniſche Ausdrücke zu erſetzen, ſo mußte er dennoch geſtehen, daß ſeine Sprache zu arm ſey, um ſie alle auszutauſchen. Haben nicht ſelbſt viele Griechiſche Wörter in unſerer Sprache das Bürgerrecht bekommen (Viele bekommen es noch jetzt)? Weit vortheilhafter würde es für die Wiſſenſchaften geweſen ſeyn, wenn man die Griechiſche Sprache zur Mutterſprache der Gelehrten gemacht hätte. — Noch ein anderer Vorzug der Griechiſchen Sprache iſt die ſchickliche Verbindung der Glieder einer Rede, wobei ſich nicht nur immer die folgende Idee aus der vorhergehenden entwickelt, ſondern auch die angenehmſte Harmonie dadurch entſteht. Man nehme eine Periode, und verändere die Ordnung der Wörter, ſo wird man ſelbſt durch das Gehör empfinden, daß ſie nicht mehr den nämlichen Anſtand habe. Dionys von Halicarnaſſus drückt ſich hierüber alſo aus: Wenn man die Wörter verſetzt, ſo wird nicht nur das Sylbenmaaß und die Verſification vernichtet, ſondern die Figuren, das Pathos, die Sitten, gehen zugleich mit verloren. Bei dem beinahe unerſchöpflichen Reichthume der Griechiſchen Sprache haben die Schriftſteller einen Vortheil, ihren Perioden eine Wendung zu geben, wie ſie wollen. Ihre beſten Schriftſteller tragen einen Gedanken in ſo verſchiedenen Ausdrücken und Veränderungen vor, daß man ſich nicht genug darüber verwundern kann.

So wie alle alten Ur- oder Grundſprachen, auch die neuern, verſchiedene Dialekte haben, ſo hat ſie auch die Griechiſche; auch ſie hatte in den verſchiedenen Gegenden, wo Griechiſch geſprochen wurde, ihre Abänderungen und Abweichungen von der gemeinen Regel. Man rechnet gewöhnlich vier Dialekte der Griechiſchen Sprache, den Doriſchen, Joniſchen, Aeoliſchen und Attiſchen, wovon die beiden Erſten die Haupt-Dialekte ſind. Den Doriſchen Dialekt traf man urſprünglich bei den Do-

riern in Theſſalien an. Da nun der Doriſche Stamm der größte war, und ſeine Kolonien am weiteſten verbreitete, ſo war auch deſſen Mundart die verbreitetſte. Sie herrſchte im ganzen innern Griechenland, in Italien und auf Sicilien. Sie war rauh und machte auf das Ohr durch das darin vorwaltende gedehnte a einen Eindruck, den die Griechen breite Ausſprache nannten. — Die Aeoliſche Mundart war ein Nebenzweig der Doriſchen, und wurde in den Aeoliſchen Kolonien von Kleinaſien, und auf den benachbarten Inſeln geredet, bildete ſich auch zu einem nicht geringen Grade aus. — Der Joniſche Dialekt iſt dem Doriſchen gerade entgegen; denn dieſer war rauh und jener weich. Die Griechen dieſes Stammes bewohnten in den früheren Zeiten das nachher ſogenannte Attika, und ſchickten Kolonien auch nach der Kleinaſiatiſchen Küſte. Da nun dieſer Stamm früher als der Mutterſtamm, und früher, als alle übrigen Griechen kultivirt wurde, ſo behielt er den Namen Jonier, und die urſprünglichen Jonier in Attika hießen nun Attiker, Athener, und die Ausbildung ihrer Mundart: der Attiſche Dialekt, der alſo ein Nebenzweig des Joniſchen war. Der Joniſche Dialekt iſt, wie ſchon oben erwähnt worden, wegen der Häufung der Vokale, der weicheſte. Die Jonier lachten daher über die Dorier, als über bäuriſche, den Mund weit auffperrende Leute; dagegen wurden ſie von dieſen als Weichlinge verſpottet. Der Attiſche Dialekt vereinigte aber beides, die Härte mit der Weiche, und da dieſe Mundart nicht nur gewandt, fließend, ſondern auch beißend war, ſo nannte man dasjenige, was in andern Sprachen in dieſem Tone geſchrieben wurde, Attiſches Salz. Die Gewandtheit des Attiſchen Dialekts iſt in der Syntax am ſichtbarſten, wo er ſich nicht nur vor allen andern Dialekten, ſondern auch vor allen Sprachen, durch zweckmäßige Kürze, durch

zweckmäßiges Zuſammenſtellen der Hauptmomente ꝛc. auszeichnet. Andere Dialekte, wie der Böotiſche, Lakoniſche, Theſſaliſche ꝛc., kennt man nur nach einzelnen Wörtern und Formen, aus zerſtreuten Nachrichten, aus Inſchriften ꝛc. ꝛc. „Als Mutter aller Dialekte, ſagt Buttmann, muß man eine Altgriechiſche Urſprache annehmen, von welcher man aber nur durch philoſophiſche Sprachforſchungen beſtimmte Wortformen ausmitteln oder wohl nur vorausſetzen kann. Zu dieſer alten Sprache gehören auch die dichteriſchen Formen und Freiheiten. Der Doriſche Dialekt oder wenigſtens der Aeoliſche, als ein Zweig des Doriſchen, welcher in Groß-Griechenland geredet wurde, ſoll nach einigen Schriftſtellern die Mutter der Lateiniſchen Sprache ſeyn.“ — Zum Joniſchen Dialekte gehören die älteſten Dichter, wie Homer, Heſiod, Theognis und Andere. Den eigentlichen und jüngeren Joniſchen Dialekt findet man in den Proſaiſten, worunter Herodot und Hippokrates die Vornehmſten ſind, obgleich beide Dorier, ihrer Herkunft nach, waren. Die Lyriker jener Zeit waren in allen Dialekten einheimiſch; die älteſten und berühmteſten waren die Aeoliſchen, an deren Spitze Sappho u. Alcäus ſtanden, von welchen nur ſehr wenige Fragmente auf uns gekommen ſind. Anakreon, von dem auch nur wenige, zum Theil zerriſſene Fragmente übrig ſind, dichtete in Joniſcher Mundart, die meiſten übrigen in Doriſcher. Von dem Pindar, als dem Einzigen von den Dorikern, oder Doriſchen Dichtern, iſt noch etwas Ganzes auf uns gekommen. In Doriſcher Proſa iſt nur ſehr Weniges noch übrig, und was davon noch vorhanden iſt, ſind Fragmente mathematiſchen und philoſophiſchen Inhalts. In Attiſcher Proſa ſind die vorzüglichſten Schriftſteller: Thucydides, Plato, Iſokrates, Demoſthenes und andere Redner.

In der Poeſie glänzen im Attiſchen Dialekte die Dramatiker: Aeſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophanes, die drei erſten als Tragiker, und der Letzte als Komiker. Für die übrigen Dichtungsarten, beſonders im Hexameter, die epiſche, didaktiſche, elegiſche, bleiben Homer und die übrigen älteren Joniſchen Dichter die Muſter, mit welchen ſich auch die Joniſch-Homeriſche Sprache hielt, welche die herrſchende Mundart für die Poeſie blieb, ſo wie der Attiſche Dialekt für die Proſa in dem Alexandriniſchen und ſpäterem Zeitalter. Nach einigen Schriftſtellern wird Alles, was hierher gehört und die Poeſie betrifft, am beſten unter den Namen der Epiſchen Sprache gebracht, weil Alles von der epiſchen Poeſie ausging. Die bekannteſten der hierher gehörigen Dichter ſind: Apollonius, Kallimachus, Aratus; ſpäterhin Oppian, Quintus und Andere. Proſaiſten im Attiſchen Dialekte einer ſpäteren Zeit ſind: Ariſtoteles, Theophraſt, Apollodor, Polybius, Diodor, Plutarch und die übrigen noch ſpäteren; unter denen noch Manche waren, welche in der alten Attiſchen Sprache, alſo noch klaſſiſch, ſchrieben, z. B. Lucian, Aelian und Arrian. — Auch die Doriſche Mundart war in den ſpäteren Zeiten nicht von der Dichtkunſt ausgeſchloſſen; ſie behauptete ſich beſonders in ländlichen Dichtungsarten, der Idylle, und in ſcherzhaften, und dieſes, nach einigen Schriftſtellern, wahrſcheinlich aus den Gründen, weil der Doriſche Stamm am weiteſten verbreitet war, alſo auch deſſen Sprache, mithin konnten auch nur Dichtungen Aufnahme finden, welche alle Zweige dieſes Stammes berührten, auch bei dem Landmanne Eingang finden, ſo wie bei dem gemeinen Manne in den Städten, und dieſes konnte nur die ländliche und die ſcherzhafte Dichtkunſt thun. Doriſch ſind daher die Werke der Idyllendichter Theo-

krit, Moſchus und Bion, deren Sprache aber ſehr von der des Pindar abweicht. Eine beſondere Geſtaltung bekam die Griechiſche Sprache auch in den ſpäteren Zeiten durch Einmiſchung des Macedoniſchen Dialekts, der mit dem Doriſchen verwandt war, zu welchem Stamme ſich auch die Macedonier zählten. Die Eigenthümlichkeiten, welche die Griechiſche Sprache durch den Einfluß des Macedoniſchen Dialekts erhielt, werden von den Grammatikern als Macedoniſche Form angemerkt, welche Form man auch mit dem Namen der Alexandriniſchen Mundart belegt, weil ſpäterhin der Siß Griechiſcher Bildung Alexandrien in Aegypten war. Nicht nur die Griechen pflanzten ihre Sprache in den eroberten Ländern fort, ſondern auch die Einwohner jener Länder verbreiteten dieſe Sprache, und ſo wurde die Griechiſche Sprache in Aſien, Afrika und Europa in jener Zeit als eine lebende Sprache beinahe eben ſo verbreitet, als die Franzöſiſche im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, als eine fein gebildete Sprache der Gelehrſamkeit und des Geſchäfts, und auch der Mode wegen, ſich in dieſer Sprache zu unterhalten. Hieraus entſtand nun der neuere Sprachgebrauch, in dem die Sprache fremde Formen und Wendungen aus den Sprachen derjenigen Nationen annahm, mit denen die Griechen durch ihre Eroberungen in engere Verbindung traten, und den man in den Schriftſtellern dieſer Zeit mit dem Namen der Helleniſtiſchen Sprache belegt, und welche Sprache beſonders in der Griechiſchen Ueberſetzung des Alten Teſtaments durch die ſiebzig Dolmetſcher, und im Neuen Teſtamente zu finden iſt, von dem hier noch Einiges geſagt werden ſoll, weil es nothwendig in Verfolgung der Griechiſchen Sprache in der Abnahme ihrer Klaſſicität bis zum Mittelalter, oder bis zum Sitze des Griechiſchen Kaiſerthums in

Konſtantinopel, dem alten Byzantium, welches der Mittelpunkt der damaligen Griechiſchen Literatur wurde, woraus die Sprache der Byzantiſchen Schriftſteller, und durch die Einmiſchung neuer Barbarismen nach und nach die noch jetzt in Griechenland herrſchende Neugriechiſche Sprache hervorging.

Was nun die Griechiſche Sprache des Neuen Teſtaments betrifft, ſo werden Kenner der klaſſiſchen Schriftſteller der Griechiſchen Sprache leicht gewahren, daß ſie von dieſer ſehr verſchieden iſt; obgleich man ehemals heftig darüber ſtritt und es der Würde dieſes göttlichen Werkes für nachtheilig hielt, wenn das Griechiſche in demſelben nicht eben ſo rein, als in andern Griechiſchen Schriftſtellern ſey. Man glaubte, ſagt ein Schriftſteller, daß es mit der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift nicht beſtehen könnte, wenn man vorgäbe: daß Paulus und die übrigen Apoſtel nicht ſo geſchrieben hätten, wie Xenophon oder Thucydides. In der neueſten Zeit denkt man hierüber ganz anders. Die Juden, welche unter den Griechen wohnten, lernten nach und nach die Griechiſche Sprache, redeten ſie im gemeinen Leben und brauchten ſie auch in vielen Schriften. Man nannte dieſe Juden Helleniſten oder auch Griechiſche Juden, zum Unterſchiede derjenigen, welche in Paläſtina wohnten und die Chaldäiſche Sprache redeten, welche den Namen Hebräiſche Juden führten, und ſich dadurch von Jenen unterſchieden. Daß nun die ſogenannten Griechiſchen Juden Vieles aus ihrer Mutterſprache, der Chaldäiſchen oder Hebräiſchen, in die Griechiſche Sprache übertragen mußten, iſt gewiß; denn es ging ihnen, wie es noch jetzt denjenigen geht, die eine Fremdſprache aus dem Gebrauche lernen, daß ſie Redensarten und Wendungen aus ihrer Mutterſprache beibehalten; ja es hält ſelbſt ſchwer, wenn man eine Sprache nach den Regeln der Grammatik, alſo

kunſtmäßig erlernt, ſolche abzulegen. Bei den Juden kam nun noch hinzu, daß ſie nicht einzeln oder zerſtreut unter den Griechen lebten, ſondern in ziemlicher Anzahl in den Städten bei einander; auch wurden ſie durch ihre Religion zuſammen verbunden, daher redeten ſie auch ihre Mutterſprache untereinander, und nur im Umgange mit den Griechen, in ihren Geſchäftsverbindungen Griechiſch, alſo mußte ſich auch in die erlernte Fremdſprache manches Hebräiſche mit einmiſchen. In dieſer angenommenen Fremdſprache überſetzten nun die Juden das Alte Teſtament, und daher iſt es nicht zu verwundern, daß in dieſe Ueberſetzung ſich auch viele Hebräismen eingeſchlichen haben, und ſie nicht ein reines klaſſiſches Griechiſch iſt, wie man daſſelbe bei den alten Schriftſtellern der Griechen antrifft. In derſelben Sprache des alten Teſtaments, iſt auch das Neue geſchrieben worden. Wenn man die Erzählungsart in den hiſtoriſchen Büchern anſieht, ſo leuchtet die Hebräiſche Form überall durch. So z. B. iſt im Neuen Teſtamente die Partikel και am gewöhnlichſten, wo ein geborner Grieche mit andern Partikeln abgewechſelt haben würde; eben ſo oft kommt die Partikel ἰδου vor, ohne daß ein beſonderer Nachdruck ihre öftere Anwendung rechtfertiget. Was die Hebräiſchen Conſtructionen anbetrifft, ſo findet man ſie in Menge darin. Ein Schriftſteller ſagt:

> Wer das Griechiſche des neuen Teſtaments richtig verſtehen will, muß eine genaue Bekanntſchaft mit den beſten Griechiſchen Schriftſtellern haben, damit er wiſſe, wo dieſe beiden Arten der Sprache von einander abweichen. Beſonders muß er mit den ſogenannten ſiebzig Dollmetſchern vertraut ſeyn, welche ihm ein unentbehrliches Hülfsmittel ſind. Es iſt demnach eine ſehr verkehrte Art, die Griechiſche Sprache zu lernen, wenn man mit dem neuen Teſtamente anfängt. Man hält es gemeiniglich für das leichteſte Buch, daraus man die Griechiſche Sprache lernen

kann, und es iſt gerade das ſchwerſte; denn ohne Kenntniß des Hebräiſchen und Syriſchen wird es Keiner wohl gründlich verſtehen. Nur diejenigen halten es für leicht, die es nicht verſtehen, und weil ihnen die Deutſche Ueberſetzung von Jugend auf bekannt iſt, ſogleich glauben, daß ſie es verſtehen, wenn ſie die Ueberſetzung nachbeten. Wer wird zweitens aus einem Buche eine Sprache lernen wollen, welches nicht ganz rein geſchrieben iſt? Man glaubt zwar gemeiniglich, daß man der Religion einen Dienſt thue, wenn man mit dem neuen Teſtamente den Anfang macht; allein dieſes iſt gerade umgekehrt. Lieſt man ein wichtiges Buch, ohne vorher die nöthige Sprachkenntniß zu haben, ſo wird man ungeduldig, verliert die Aufmerkſamkeit auf die Sachen, und verfällt endlich auf den thörichten, aber gewiß ſchädlichen Einfall, das neue Teſtament wie einen Orbis pictus zu gebrauchen, wodurch die Religion offenbar leidet. — Ueber die Sprache des neuen Teſtaments kann man auch die Schriften von Olearius, Böklerus, Pfochenius und Cocceji nachleſen, die Rhenford unter dem Titel: Observationes theologico — philosophicae de stilo N. T. zuſammen herausgegeben hat.

Was nun die Hülfsmittel zur Erlernung der Griechiſchen Sprache anbetrifft, ſo ſteht die Grammatik bei dieſen oben an. Schon die alten Griechen hatten die Regeln ihrer Sprache in Ordnung gebracht. Einer der vornehmſten Sprachordner war Apollonius, mit dem Zunamen Dyscolos, welcher zu den Zeiten des Kaiſers Hadrian lebte, und verſchiedene grammatikaliſche Werke ſchrieb. Zu derſelben Zeit lehrte auch Herodian zu Rom die Grammatik und ſchrieb darüber verſchiedene Werke. Priscian ſagt von dieſen Beiden, daß ſie alle andere Grammatiker weit übertrafen. Zu den Zeiten des Verfalls des Griechiſchen Reiches kamen viele Griechen nach Italien, welche nicht nur die Griechiſche Sprache lehrten, ſondern auch Sprachlehren entwarfen. Unter dieſen

Sprachlehrern waren Emmanuel Chryſoloras, Theodorus Gaza, Demetrius Chalcondylas, Conſtantinus Laſcaris, die vornehmſten. Ihre Werke gab Albus Manutius in verſchiedenen Bänden heraus. Fabricius hat in ſeiner Bibliotheca graeca ein grammatikaliſches Werk des Dionyſius Thrax abdrucken laſſen, welches bis dahin nur im Manuſcripte vorhanden geweſen war. Nach dieſem Schriftſteller giebt es noch mehrere Griechiſche Grammatiker, welche noch nicht im Druck herausgegeben ſind, ſo wie er auch ein Verzeichniß von Grammatikern dieſer Nation liefert, deren Werke ganz verloren gegangen ſind. In den neuern Zeiten hat es eine Menge von Gelehrten gegeben, welche entweder vollſtändige Griechiſche Grammatiken geſchrieben, theils beſondere zur Grammatik gehörige Stücke abgehandelt haben. Unter den Erſten ſind: Caninius, Clenardus, Golius, Gretſer, van der Hardt, Löber, Neander, Henricus Stephanus, Weller, Schulz, Ramsler und noch mehrere Andere; unter den Andern iſt zu bemerken: Devarius von den Partikeln, Lamb. Bos von den Ellipſen, Bechner von der Uebereinſtimmung der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache, Montfaucon über die Kritik ſeiner Palaeographia graeca. An Wörterbüchern hat man von den Alten: Suidas, Heſychius, das ſogenannte Etymologicum magnum etc.; von den Neuern: das Wörterbuch Phaverini, Camertis, Budaei, Camerarii und anderer Mitarbeiter commentarii linguae graecae; Stephani thesaurus; Damms Lexicon über den Homer und Pindar ꝛc. Einige der neueſten Griechiſchen Sprachlehren und Wörterbücher findet man auch oben, unter Sprache und Sprachkunſt, S. 332, angeführt. Um die Griechiſche Sprache zu erlernen, ſind auch die Scholiaſten ein Hülfsmittel,

und wenn ſie auch, ſagt ein Schriftſteller, vieles Unnütze und Falſche mit eingemiſcht haben, ſo findet man doch auch Vieles, was zum Verſtändniß der Griechiſchen Schriftſteller nützlich gebraucht werden kann, z. B. aus der Mythologie, Herleitung und Bedeutung der Wörter ꝛc. ꝛc.

Wirft man einen Blick auf die Literatur der Griechen mit Beziehung auf die Sprache, ſo iſt dieſe, in Berückſichtigung der Zeit, ſo reich, als nur immer eine der neuern Völker. Die Produkte ihres Geiſtes haben eine Freiheit und Schärfe in jeder Beziehung des Lebens, die ihre hohe Kultur anzeigen, durch welche ſie ſich vor allen Nationen auszeichneten. Hierzu trug ſehr viel die Freiheit und Ruhe, die ſie vor andern Völkern genoſſen, bei. Die Erſten, die auf die Griechiſche Literatur und Sprache einwirkten, waren die ſogenannten Weiſen von Griechenland. Sie bedienten ſich der Poeſie zu ihren Lehren, die ſie dem Volke, ihren Mitbürgern, gaben. Dieſen folgte Homer, und die andern Dichter und Schriftſteller. Als Griechenland ſpäterhin in viele langwierige Kriege verwickelt wurde, ſo ging doch der einmal erwachte Funken nicht verloren, ſondern Dichtkunſt und Weltweisheit nahmen im ſchnellen Wachsthume wieder alles Vermuthen ſehr zu, nur ſchlichen ſich allerhand Spitzfindigkeiten ein. Jetzt ſtand Sokrates auf und widerſetzte ſich den Sophiſten, welche den Charakter der Griechen durch dieſe Spitzfindigkeiten zu verderben droheten; er führte die mit allerhand Figuren durchflochtenen künſtlichen Reden wieder auf die natürliche Sprache zurück, beſtimmte den Werth der Wiſſenſchaften nach der größeren oder kleineren Anwendbarkeit, und zeigte wie alle bisher erworbenen Kenntniſſe von der Natur, von der Dichtkunſt und andern Wiſſenſchaften, auf eine reelle Art zum Nutzen des Menſchengeſchlechts angewendet werden können,

wodurch denn die Sophiſten nach und nach außer Cours geſetzt wurden, von denen Xenophon ſagt: daß ſie dem ganzen Griechenlande mehr geſchadet, als genützt, mehr Herzen zerrüttet, als Geiſter aufgeklärt, und daß endlich alle ihre Erfindungen dem Verderbniſſe der Sitten nicht das Gleichgewicht gehalten, welches ſie unter den Griechen hervorgebracht hätten. Beſonders waren ſie den Jünglingen ſchädlich, indem ſie ihnen allerhand verderbliche Grundſätze einflößten. Von ihren Schriften iſt, mit Ausnahme einiger Bruchſtücke, die von andern Schriftſtellern als Dokumente angeführt werden, nichts bis auf unſere Zeiten gekommen. — Auch die Redekunſt erhob ſich bei der Verfaſſung der Griechiſchen Freiſtaaten und wirkte vortheilhaft auf die Literatur und Sprache; ſo wie überhaupt alle diejenigen Wiſſenſchaften, welche ihre Ausbildung der Natur, dem geſellſchaftlichen Leben und dem Nachdenken verdanken. Die Athenienſer waren die Erſten, die über die Natur der Sprache, Zuſammenſetzung und Ableitung der Wörter und ihrer Beſtandtheile, über den Bau und Wohlklang der Perioden, Unterſuchungen anſtellten, und die Kunſt richtig und ſchön zu reden und zu ſchreiben auf feſte Regeln brachten; ſie trugen die Weltweisheit, die Theorie der Künſte und Wiſſenſchaften vor, welches nicht nur mündlich, ſondern auch in Schriften geſchah, wodurch die Literatur und Schriftſprache im Anſehen ſtieg. — Die Literatur der Griechen verpflanzte ſich in der Folge der Zeit auch auf den Römiſchen Boden. Cato lernte noch in ſeinem Alter Griechiſch, nicht bloß die Sprache, ſondern er ſtudierte auch die Schriftſteller der Griechen und lernte daraus die Manier kennen, wie ſie ihre Gegenſtände behandelten, welches der Ausdruck Graecae litterae bei den Lateinern bedeutet. Horaz und Virgil ſtudierten die Dichter der Griechen und bildeten ſich

nach ihnen. Cicero las und überſetzte die Redner und Weltweiſen der Griechen und ſuchte ihre Manier in ſeiner Mutterſprache auszudrücken. Man deklamirte eben ſo oft in Griechiſcher, als in Lateiniſcher Sprache, und da man vor Ciceros Zeiten nicht anders philoſophiren zu können glaubte, als in der Griechiſchen Sprache, ſo war Cicero der Erſte, welcher in ſeiner Mutterſprache nach Art der Griechiſchen Philoſophen ſchrieb. Bei dem Verfall des Römiſchen Reiches erhielt ſich die Griechiſche Literatur noch am längſten; da aber in ſpäterer Zeit die Trennung zwiſchen der Lateiniſchen und Griechiſchen Kirche dazu kam, ſo wurde die Griechiſche Literatur ganz aus den Abendländern verbannt. Bei der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im vierzehnten Jahrhunderte war die Griechiſche Literatur das Erſte, welches ſein Haupt wieder emporhob, wozu diejenigen Griechen Veranlaſſung gaben, welche aus ihrem Vaterlande bei deſſen Eroberung durch die Türken nach Italien gegangen waren. Sie gaben den Ton zum Studieren der alten Griechen an, und ſo wurden denn die alten Griechiſchen Schriftſteller, welche mehrere Jahrhunderte in den Winkeln verborgen und unbeachtet gelegen hatten, wieder hervorgeſucht und mit Eifer ſtudiert. Dieſer Eifer war aber nicht von langer Dauer, indem man die Griechiſchen Schriftſteller als bloße Sprachbücher anzuſehen anfing; und ſie daher bloß auf Theologen und Schulmänner einſchränkte, und ſo blieb dieſe Literatur lange ein Eigenthum der Letztern, welche ſie auch nicht nach ihrer Würde behandelten; denn man war zufrieden, wenn Jemand nur das neue Teſtament mit Hülfe eines Wörterbuches einigermaaßen überſetzen konnte; er hatte dann Griechiſch genug gelernt. In der neueſten Zeit hat es mit der Griechiſchen Literatur aber eine andere Wendung genommen, ſie iſt nicht mehr ein bloßer Helfer im Sprachſtudium, ſon-

dern man berückſichtiget jetzt auch ihren Inhalt, lernt die Schätze in den Wiſſenſchaften und Künſten der alten Griechen aus ihren Schriften kennen, und hat durch gute Ueberſetzungen in mehreren Sprachen, ſie auch den nicht Philologen, Theologen und Philoſophen jetzt zugänglich gemacht, ſo daß jetzt jeder Bellettriſtiker die beſten Schriften der alten Griechen in ſeinem Fache in der Mutterſprache leſen kann; ſo wie überhaupt auch alle Wiſſenſchafter, die ſich mit der Erlernung der Griechiſchen Sprache nicht befaßt haben, die ſie intereſſirenden Schriften der Griechen in guten Ueberſetzungen ſtudieren können. In der Bellettriſtik zeichneten ſich bei den Griechen aus, als Theoriſten, welche die Regeln der Dichtkunſt vortrugen: Ariſtoteles und Longin; in der epiſchen Dichtkunſt: Homer, Orpheus, welches aber ein neuer Dichter ſeyn ſoll, wahrſcheinlich Quomacritus, Muſäus, Apollonius, Coluthus; in der Fabel: Aeſop; im Lehrgedichte: Heſiodus, Theognis, Phocylides, Empedocles, Aratus, Nicander, Dionys, Oppian; in der Satyre: Lucian und Julian; in der Idylle: Theocrit, Bion, Moschus, Longus ꝛc.; im Sinngedicht: Theocrit, und Andere, welche in der Anthologie ſtehen; in der lyriſchen Dichtkunſt: Homer, Orpheus, Tyrtäus, Sappho, Anakreon, Pindar, Calimachus; in der Dramatik: Aeſchylus, Sophocles, Euripides, Lycophron, Ariſtophanes, Menander. — In der Redekunſt traten als Lehrer auf: Ariſtoteles, Demetrius, Phaleräus, Dionys von Halicarnaß, Ariſtides, Hermogenes; ausgeübt wurde ſie von Lyſias, Iſokrates, Antiſthenes, Vaus, Lykurg, Demoſthenes, Aeſchines, Libanus, und einer Menge Epiſtolographen. — In der Geſchichte zeichnen ſich aus: Diodor, Aelian, Olympio-

dor, Ctesias, Dyktis, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plutarch, Polybius, Dionys, Dio Cassius, Herodian, Diogenes Laertius, Philostrat. — In der Erdbeschreibung: Strabo, Arrian, Ptolemäus, Pausanias ꝛc. — In der Weltweisheit: Aeschines, Cebes, Plato, Aristoteles, Theophrast, Epictet, Plutarch, Lucian und viele Andere. — In der Mathematik: Euclides, Archimedes, Hero, Polyenus. — In der Arzneikunde: Hippocrates, Xenokrates, Aretäus, Galenus, Oribasius, Palladius ꝛc. — In der Natur-, und in der Sternkunde: Dioscorides, Aelian, Oppian, Aratus, Empedocles, Manethon, Aristarch ꝛc. Alle diese Schriftsteller haben mehr oder minder auf die Sprache gewirkt, ganz vorzüglich aber die Bellettristen.

Sprache (Grusinische), s. Sprache (Kaukasische).

— (Handwerks-), uneigentlich, die technischen oder Kunst-Ausdrücke der Handwerker in ihren Gewerben, von denen jedes Handwerk seine besonderen hat; s. auch Sprache (Kunst-).

— (Hebräische), Ebräische Sprache, Jüdische Sprache, letztere Benennung jedoch uneigentlich, diejenige Sprache, welche Abraham und seine Nachkommen bis zur Babylonischen Gefangenschaft geredet haben. Viele Juden, und auch Christen waren der Meinung, daß dieses die ursprüngliche Sprache der Welt gewesen, die sich Adam im Paradiese bedient haben soll, und die hernach bei der Verwirrung der Sprache in der Familie des Ebers geblieben ist, von diesem dann auf den Abraham, und von dem oder dessen Familie auf die Israeliten gekommen ist. Da man nun glaubte, daß die Auserwählten in jener Welt auch diese Spache redeten, so legten die Juden auch derselben eine gewisse

Heiligkeit bei, und nannten ſie die heilige Sprache; indeſſen will man ſie in dieſer Hinſicht doch nicht höher ſtellen, als die Griechiſche, in welcher das Neue Teſtament geſchrieben iſt. Als Sprache betrachtet, hat ſie nichts vor den übrigen voraus; wenn man ſie gleich für die Urſprache der Welt hält. Die Gründe, warum man ſie für die erſte Sprache der Welt hält, hier anzuführen, würde zu weitläuftig ſeyn, auch beruhen ſie bloß auf Vermuthungen und laſſen ſich mit keinem Dokumente aus der Urzeit bewahrheiten. Es ſcheint aber nicht ganz unwahrſcheinlich zu ſeyn, daß die Sprache Abrahams und ſeiner unmittelbaren Vorfahren, von der Sprache, welche Noah und ſeine Söhne geredet haben, nicht zu weit entfernt geweſen ſey; denn der Enkel des Sems, Arphachſad, ſtarb, als Abraham acht und achtzig Jahr alt war, und wie Seruch ſtarb, war derſelbe ein und vierzig Jahr alt. Der Tod Noä erfolgte zwei Jahr vor der Geburt Abrahams. Der Thurmbau zu Babel oder Babelon geſchah hundert funfzehn Jahr nach der Sündfluth. Da nun Noah, Arphachſad, Salah, Eber, Peleg, vor und nach dieſer Begebenheit gelebt haben, ſo läßt ſich auch vermuthen, daß ſie ihre vorige Sprache behalten haben, weil ſie auch noch nach der Sprachverwirrung zuſammen lebten; oder man muß annehmen, ſagt ein Schriftſteller, daß ſie durch ein göttliches Wunder eine neue Sprache erhalten haben, die mit der vorigen nichts gemein hatte. Dieſes Letztere läßt ſich jedoch nicht annehmen; denn wenn der Schöpfer die Abſicht gehabt hat, die enge zuſammen wohnenden Menſchen in andere Länder zu zerſtreuen, um die Bevölkerung derſelben zu bewirken, oder dieſe allgemeiner zu machen, ſo würde er ſie zur Auswanderung nach verſchiedenen Richtungen hin ohne Sprachverwirrung haben führen können, da es nur ſeines Willens bedurfte; auch findet man ſo viele

Aehnlichkeit in den Morgenländiſchen Sprachen, ja ſelbſt zwiſchen dieſen und den Abendländiſchen, wenn man die Wurzeln derſelben unterſucht, daß man annehmen muß, alle Dialekte hatten früher nur eine Urſprache, die mit der Zeit durch die Verſchiedenheit des Klima, der fremden Produkte, neuen Erfindungen ꝛc., und durch die Erſchaffung neuer Wörter für die aufgefundenen Naturalien, Erfindungen ꝛc., in jedem Lande einen ganz anderen Charakter erhalten mußte, der ſie der Urſprache nicht mehr ähnlich machte; denn jeder ausgewanderte und ſich in einem fremden, menſchenleeren Ländertheile niedergelaſſene Stam, benannte die ihm fremden Produkte ꝛc. nach ſeiner Weiſe, gab ihnen Namen nach ſeiner Erfindung; und ſo mußte eine jede Sprache einen andern Typus erhalten. Man findet daher die Aehnlichkeit in den Wurzeln mehrerer Wörter nur immer bei ſolchen, die in das gewöhnliche Familienleben eingreifen, gewöhnliche Bezeichnungen enthalten, von denen ſchon oben, unter den verſchiedenen angeführten Sprachen, an verſchiedenen Stellen die Rede geweſen iſt. — Abraham und ſeine nächſten Vorfahren waren in Chaldäa, von da kam derſelbe nach Kanaan. Die damalige Sprache der Chaldäer und Kanaaniter oder Kanaaniten ſcheint eine große Verwandtſchaft mit einander gehabt zu haben; denn da er Unterhandlungen mit ihnen hatte, ſo müſſen ſie auch einander verſtanden haben; ſie waren alſo bloß in der Mundart von einander abweichend. Die eigentliche Sprache der Kanaaniter oder Phönizier, wie dieſes Volk von den Griechen genannt wird, ſoll, nach der Meinung mehrerer Gelehrten, ein Ueberbleibſel der alten Urſprache geweſen ſeyn, und alſo die Grundlage von der Sprache Abrahams und ſeiner Nachkommen, welche letztere Sprache die Hebräiſche genannt wird. Woher der Name Hebräiſch eigentlich entſtanden iſt, läßt

ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen. Nach Einigen ſoll dieſer Name von dem Patriarchen Eber herrühren, weil dieſe Sprache bei ſeinen Nachkommen erhalten worden iſt. Dieſe Ableitung wollen Andere nicht gelten laſſen, indem ſie anführen, daß das Wort Hebräer Jemanden bedeute, der jenſeits des Fluſſes, das iſt, jenſeits des Euphrats wohne oder gebürtig ſey; daher wird Abraham, 1. B. Moſ. 14, V. 13, der Hebräer genannt, welches die ſiebzig Dollmetſcher durch περαται, der jenſeits her gebürtig iſt, überſetzen. Selbſt Eber könne hiervon den Namen erhalten haben, weil diejenigen, die jenſeits des Euphrats wohnten, von ihm abſtammten, ſo wie er von den Arabern Hud genannt wird, weil ſpätere Nachkommen von ihm Jehuden, Juden, genannt werden. Wie dieſes nun auch ſeyn mag, ſo wurde die Kanaanitiſche oder Phöniziſche Sprache von den Juden die Hebräiſche genannt, weil ihr Stammvater Abraham, der als Hebräer, nach der oben angeführten Erklärung dieſes Wortes, jenſeits des Fluſſes herſtammte, ſolche angenommen und auf ſeine Nachkommen fortgepflanzt hatte. Dieſe Sprache hieß nun in ſo fern die Kanaanitiſche oder Phöniziſche, in ſo weit ſie die Eingebornen des Landes redeten, in ſo fern ſie aber die Hebräer, als Fremde, redeten, Hebräiſche. Die Hebräiſche Sprache wird daher auch noch beim Jeſaias, Kap. 19. V. 18, die Sprache Kanaans genannt. Zu dieſer Zeit waren fünf Städte in Aegypten, welche die Sprache Kanaans redeten und dem Herrn ſchwuren, das heißt, die Sprache und den Gottesdienſt der Hebräer hatten. Die Sprache dieſes Volkes war, wie bei allen Völkern, in ihrer Kindheit rauh; obgleich die drei Patriarchen von dem Berufe Abrahams bis auf den Abzug Jakobs nach Aegypten, eine Zeit von beinahe zweihundert Jahren, in dem Lande herumgezogen waren, ſo war dieſe Lebens-

art doch nicht geſchickt, die Sprache auszubilden, wenn ſie auch mit Wörtern vermehrt wurde; ſie blieb daher in dieſer ganzen Zeit immer noch rauh und ohne Regeln; nur erſt in der folgenden Zeit bekam ſie mehr Wohllaut. Die erſte Periode dieſer Sprache fängt daher mit der Anſiedelung der Patriarchen in Kanaan an, und dauert die Zeit über, als ſie daſelbſt blieben. Die zweite Periode fällt in diejenige Zeit, in welcher die Iſraeliten in Aegypten waren. Hier fing die Sprache unter den Hebräern ſich auszubilden, und der Wörterreichthum ſich immer mehr und mehr zu vermehren an. Es wurde ihnen in Aegypten ein beſonders Land eingeräumt, wo ſie von den Eingebornen des Landes getrennt leben konnten, und woſelbſt ſie zweihundert Jahre in tiefſter Ruhe und Frieden zubrachten, welches der Kultur der Hebräiſchen Sprache ſehr vortheilhaft war. Da ſie von keinen Drangſalen des Krieges etwas erfuhren, ſo konnten ſie ihre Mußeſtunden der Natur um ſo ungetrübter widmen, welches Dichter in der Nation erweckte, wodurch die Sprache mehr Feinheit und Wohllaut erhielt. Wir haben zwar aus dieſer Zeit keine Dokumente von dem Zuſtande der Sprache und Dichtkunſt, wir gewahren aber beides in den Schriften Moſis, die zu der Zeit geſchrieben worden ſind, wo ſich die Sprache bereits gebildet hatte. In ſeinen Schriften findet man das reinſte Hebräiſche, ſagt ein Schriftſteller, und ſeine Dichtkunſt iſt die erhabenſte, daher kann man dieſen Zeitpunkt das jugendliche Alter der Hebräiſchen Sprache nennen. Nach den Zeiten Moſis ſcheint ein Stillſtand in der Hebräiſchen Sprache geweſen zu ſeyn. In den Büchern Joſua, der Richter und Samuels iſt der Styl rein und fließend, die Gedanken erhaben, und wenn gleich der poetiſche Ausdruck nicht mehr ſo reich an Bildern iſt, als vorher, ſo hat er doch mehr proſaiſche Feſtigkeit, mehr

Nachdruck gewonnen. Nach den Zeiten Samuels fängt die Sprache und Literatur der Hebräer an zu ſinken, obgleich man noch in den Schriften Davids und Jeſaias noch den alten reinen und fließenden Styl der Hebräiſchen Sprache antrifft, und Kraft und Leben in der Dichtkunſt; dagegen findet man denſelben nicht in den Weiſſagungen des Ezechiels und Jeremias. Von dieſer Zeit ab ſinkt die Sprache immer mehr und mehr, und mit der Babyloniſchen Gefangenſchaft fängt das Greiſenalter dieſer Sprache an, in welchem ſie ſich in Schwäche auflöſet. Ein Schriftſteller ſagt: Die Urſache zum Verfall der Hebräiſchen Sprache iſt leicht zu finden; denn die Juden wurden in ein fremdes Land geführt, hier wurde ihre Sprache durch die Einmiſchung vieler Fremdwörter und Conſtructionen entkräftet; ſie wurde hart und rauh durch die vielen fremden Idiotismen; und wenn gleich die Juden wieder in das Land, welches ſie früher bewohnten, zurückkehrten, ſo hatte ſich doch ihre Sprache ſo verändert, daß ſie die alten Ueberreſte von der reinen Hebräiſchen Sprache nicht mehr verſtehen konnten. Nur die Gelehrten erlernen ſie noch; allein ſie wurde mit der Zeit von dem Chaldäiſchen, das ſich darunter gemiſcht hatte, verdrängt, und hörte nun auf eine Mutterſprache zu ſeyn; dagegen fingen die Juden an Aramäiſch, oder Syriſch-Chaldäiſch zu ſprechen, und hiermit erreichte die Hebräiſche Sprache, die über tauſend Jahre eine blühende Sprache geweſen war, ihr Ende; es trat nun an deren Stelle bei den Jüdiſchen Gelehrten und Schriftſtellern die Talmudiſche Sprache, in der zwar die Grundlage aus den alten Denkmälern der Hebräiſchen Sprache kunſtmäßig geſchöpft worden war, die aber durch Einmiſchung des Syriſchen, Chaldäiſchen und anderer Sprachen einen ganz anderen Charakter erhielt. In dieſer Sprache, welche ſich gegen das Alt- oder Klaſſiſch-Hebräiſche

verhält, wie das Lateiniſche des achten Jahrhunderts gegen dasjenige zu den Zeiten des Auguſtus, wurde der Talmud geſchrieben, woher ſie auch die Benennung Talmudiſche Sprache erhalten hat. In dieſer Sprache wurden nun einige Stücke ihrer Geſetze in den Synagogen abgeleſen und der Unterricht in der Moſaiſchen Religion ertheilt. Man findet zwar in der ſpäteren Zeit, als die Talmudiſche Sprache ſchon als Schriftſprache eingeführt worden war, noch hin und wieder einige Schriftſteller, welche ſich der Reinheit der Althebräiſchen Sprache immer mehr näherten, nachdem ſie die Urſchriften dieſer Sprache mehr oder weniger ſtudiert hatten; allein es blieben nur immer Einzelnheiten, die auf das Ganze gar keinen Einfluß mehr ausübten. Da ſpäterhin die Juden, bei der Auflöſung ihres Staates, unter andere Völker zerſtreut wurden, ſo mußten ſie ſich zwar nach der Landesſprache derjenigen Völker, bei denen ſie Aufnahme fanden, bequemen; allein ſie behielten ihre Neuhebräiſche oder Rabbiniſche Sprache bei, welche letztere Benennung von den Erklärern des Talmuds, den Rabbinen, herrührt. Dieſes war nun nicht mehr eine abgeſchloſſene Gelehrtenſprache bei ihrer Nation, ſondern alle Juden lernten ſolche von Kindheit auf in den Schulen, und ſprachen ſie unter ſich. Jetzt ſtanden auch Grammatiker unter ihnen auf, welche die Regeln dieſer Sprache bearbeiteten oder ſie vielmehr auf gewiſſe Regeln ſetzten. Hierdurch entſtand nun ein zweifaches Hebräiſch, nämlich dasjenige, welches ſie unter ſich ſprachen, und dasjenige, welches ſie ſich in den Schriften bedienten. Erſteres wurde ein Gemiſch von dem Rabbiniſchen, das ſie theils aus Schriften, theils durch die Uebung von Jugend auf gelernt hatten, mit den Landesſprachen, und daraus entſtand in allen Ländern, wo ſie wohnten, ein ſolches gemiſchtes Hebräiſch, dergleichen das Jüdiſch-Deutſch

bei uns ist, das aus dem Hebräischen, Rabbinischen und Deutschen besteht, welches sich die Juden in ihren Geschäften, theils mündlich, theils schriftlich bedienen; jedoch jetzt nur noch in den unteren Klassen, die höheren oder gebildeten Klassen bedienen sich der Sprache desjenigen Landes in ihren Geschäften, dessen Bürger sie geworden sind. Die Buch- oder Schriftsprache ist eine Nachahmung der Rabbinischen Sprache. Rein Hebräisch findet man wenig unter ihnen, sagt ein Schriftsteller, weil sie die Schriften der Rabbinen fleißiger lesen, als die Bibel; indessen hat sich auch dieses in der neuesten Zeit geändert, wo die Gelehrsamkeit auch bei ihnen gestiegen ist, und sich Mancher unter ihren Gelehrten wieder mit dem Althebräischen beschäftiget. Nach einem Schriftsteller würden die Perioden nach der Zeit, als die Hebräische Sprache aufgehört hatte eine Muttersprache zu seyn, sich auf folgende Weise folgen: Erste Periode: Syrisch-Chaldäisch, um die Zeit Christi und noch einige Jahrhunderte nach demselben; zweite Periode: Talmudisch, von dem dritten Jahrhunderte an bis zum sechsten; dritte Periode: Rabbinisch, nach dem sechsten Jahrhunderte; und Neuhebräisch als die vierte und letzte Periode. — Was nun die Sprachkunst oder Grammatik bei den Juden anbetrifft, so weiß man nicht mit Gewißheit den Ersten anzugeben, der ihre Sprache auf gewisse Regeln brachte. Aus dem neunten Jahrhunderte wird uns Einer von denjenigen Gelehrten, die sich Geonim nennen, als Verfasser einer Sprachlehre genannt; er heißt R. Saadias, und war aus der Stadt Pitham, jetzt Fiume, gebürtig. Nach ihm folgten eine Menge Grammatiker, von denen ein Verzeichniß in Wolfens Bibliotheca Hebraica, T. I, p. 337, und T. II, p. 595 zu finden ist. An diesem Orte findet man auch ein zahlreiches Verzeichniß von

nun gleich dieſes Hülfsmittel zur Erlernung der Hebräiſchen Sprache ſehr gut iſt, ſagt ein Schriftſteller, ſo iſt es noch nicht das einzige, und erfordert auch dabei einen vorſichtigen Gebrauch. Mit dieſem verbindet man nun die mit der Hebräiſchen Sprache verwandten Dialekte, nämlich die noch lebende Arabiſche, die zwar ausgeſtorbene, aber in vielen Schriften noch erhaltene Syriſche und Chaldäiſche, und die ältere Talmudiſche Sprache. Dieſe Sprachen ſind untereinander und mit der Hebräiſchen weit näher verwandt, als die Dialekte Deutſchlands, und dienen alſo einander wechſelsweiſe zur Aufklärung; ſie dienen nicht allein zur Erfindung des Unbekannten, ſondern auch zur Beſtätigung des Bekannten, und dieſes nicht allein in Abſicht auf die Bedeutung, ſondern auch in Abſicht auf die grammatikaliſchen Regeln. Man muß nun dieſe Hülfsmittel nicht einzeln, ſondern mit einander in Verbindung gebrauchen; denn wo das eine nicht ausreicht, da hilft das andere zur Aufklärung. Hierdurch hat das Studium der Hebräiſchen Sprache in der gegenwärtigen Zeit eine ganz andere Geſtalt bekommen. Um eine dieſer Sprachen zu erlernen, ſchlägt ein erfahrener Grammatiker vor, den Anfang nicht mit dem Hebräiſchen zu machen, weil dieſe Sprache unter allen die ſchwerſte iſt, nicht allein weil es eine todte Sprache iſt, ſondern auch, weil wir von derſelben nur ſehr wenige Schriften beſitzen, von den andern Hülfsſprachen aber mehrere. Die vielen Regeln, Ausnahmen, und Ausnahmen von den Ausnahmen, dann die beſondern Anmerkungen über dieſe, machen ſie einem Anfänger ſehr ſchwer. Die Anomalien in den Zeitwörtern ſind in der Hebräiſchen Sprache weit verworrener, als in den andern; die Verwechſelung, Veränderung und Wegwerfung der Selbſtlaute oder Vokale, trägt zu dieſen Schwierigkeiten bei, beſonders wenn einige Sprachlehrer dieſes

gleichſam zum Weſentlichen der Sprache machen. Hiervon ſind die übrigen Dialekte dieſer Sprache weit freier. Wenn man nun annimmt, daß das Syriſche und Arabiſche weit allgemeiner, als das Hebräiſche iſt, ſo wird man ſchon hieraus urtheilen, daß es beſſer ſei, wenn man mit dem Erſten den Anfang mache. Da es aber einmal Mode geworden iſt, den Anfang mit den Morgenländiſchen Sprachen auf Gymnaſien mit der Hebräiſchen zu machen, ſo wird es auch nöthig ſeyn, darüber einige Anmerkungen zu geben, da man dieſe einmal eingeführte Mode wohl ſobald nicht verlaſſen wird. Man ſuche ſich daher das Studium der Hebräiſchen Sprache durch ſchnelles Leſen der Bibel zu erleichtern; denn Viele geben ſich Jahre lang mit den Regeln der Grammatik ab, ehe ſie nur einen geringen Anfang mit dem Leſen machen; ſie haben dann bis zu dieſer Fertigkeit die viel Mühe gekoſteten Regeln wieder vergeſſen, und dieſes, ehe ſie einmal angefangen haben, ſie zu brauchen; und wenn ſie ſolche auch behalten haben, ſo ſind ſie dennoch nicht im Stande, nur eine Zeile der Bibel zu leſen. Man nehme alſo, ſobald man die Nenn- und die Zeitwörter hat beugen lernen, ſogleich ein leichtes Buch der Bibel durch. Bei dem Analyſiren der Wörter nehme man nicht jedes Wort mit, ſo oft es von neuem vorkommt, weil ſolches nicht nur die Zeit tödtet, ſondern auch die Aufmerkſamkeit ſtört. Sobald einige Fortſchritte in der Sprache gemacht ſind, ſo nehme man das Syriſche und Arabiſche dazu, wodurch man dasjenige, was noch fehlt, erſetzt und das übrige befeſtiget. Den eigentlichen Geiſt und das Eigenthümliche der Hebräiſchen Sprache kann man nur aus der Hebräiſchen Bibel kennen lernen, wie auch ſchon oben angeführt worden. Was in den folgenden Zeiten in dieſer Sprache gethan worden, ſtößt ſo ſehr gegen die Regeln der Grammatik an, daß man daraus wenige gute Regeln wird

ſchöpfen können, und dieſes iſt auch die Urſache, warum man früher unter den Juden ſo wenig gute Hebräer antraff, weil ſie ſich ſchon vorher durch das Leſen der Rabbinen verdarben. In neueſter Zeit iſt dieſes aber bei den Juden anders geworden, indem ſie die älteſten Quellen zum Studium des Hebräiſchen benutzen. — Diejenigen, die mit der Erlernung der Grammatik ſich gar nicht befaſſen, ſondern ſich nur durch das Leſen der Bibel helfen wollen, werden nicht zur Kenntniß dieſer Sprache gelangen; denn die Grammatikaliſchen Regeln aus der Anwendung oder dem Gebrauche der Sprache lernen zu wollen, hält ſehr ſchwer, beſonders in einer todten Sprache, von der man nur wenige ſchriftliche Dokumente beſitzt, die über dieſelben Aufſchluß geben können.

Was nun das Grammatikaliſche dieſer Sprache betrifft, ſo iſt darüber oben, unter Sprache u. Sprachkunſt, Manches geſagt worden. Hier nur noch Einiges über den einfachen Bau derſelben. Die Hebräiſche Sprache hat nur drei Theile der Rede: Nennwörter, Zeitwörter, und Partikeln. Unter dieſen ſind die Zeitwörter, die Stamm- oder Wurzelwörter, von denen die übrigen abſtammen. Jedes derſelben beſteht aus nicht mehr und nicht weniger, als drei Radikalbuchſtaben. Wenn man die Hebräiſchen Buchſtaben, jedesmal zwei zuſammengenommen, ſo oft verſetzt, als es möglich iſt, ſo werden höchſtens 530 Stammwörter herauskommen, welches für eine Sprache zu wenig iſt. Verſetzt man dagegen die Buchſtaben der Hebräer, jedesmal drei zuſammen genommen, auf dieſe Art, ſo entſtehen 7500 Verſetzungen, diejenigen ungerechnet, wodurch der Wohlklang verletzt wird. Jedes Hebräiſche Zeitwort kann durch ſieben Conjugationen oder Abwandlungen ſo gebeugt oder abgewandelt werden, daß es allemal ſeine Bedeutung ändert, und daraus entſtehen 50,000 Zeitwörter. Aus

jeder Wurzel können die Hebräer wohl 40 Nennwörter bilden. Hieraus folgt, daß die Hebräiſche Sprache ihrer Natur nach eine der reichſten ſeyn könnte, wenn ſie als eine lebende Sprache fortgebildet worden wäre, und dennoch läßt ſie ſich auf ſehr wenige Grundſätze reduciren. Die Herleitung ihrer Nennwörter, ſowohl durch die Veränderung der Conjugationen, als auch durch Hinzufügung gewiſſer Buchſtaben, iſt nicht willkührlich; denn ſie entdeckt nicht nur den Grund ihrer Veränderungen, ſondern führt auch auf ihre wahre Bedeutung. — Was die Ausſprache des Hebräiſchen betrifft, ſo läßt ſich darüber nicht viel mit Gewißheit ſagen, da die Zeit ſeines Aufhörens, als eine lebende Sprache, zu weit von uns entfernt iſt. Dieſerhalb können uns auch die jetzigen Juden keine Anweiſung darüber geben, und dies um ſo weniger, da ſie ſelbſt darüber uneinig ſind. Die Deutſchen und Polniſchen Juden ſprechen das Hebräiſche anders aus, als die Italiener, Franzoſen und Spanier; denn jene ſprechen das Kamets, wie o und dieſe wie a aus; jene ſprechen das täu am Ende und in der Mitte wie s, dieſe wie a aus; jene machen aus dem Cholem ein au, und dieſe ſprechen es wie o aus. Dann giebt es auch noch einige Buchſtaben deren richtige Ausſprache nicht einmal durch Europäiſche Charaktere angezeigt werden kann, z. B. das Ajin, deſſen Ausſprache ein Jude, der aus der Gegend von Jeruſalem gebürtig war, einem Deutſchen Gelehrten mehrere Male vorſagte, dieſer konnte es ihm aber nicht nachſprechen; es war kein ng, kein gn, kein hh; es ſchien ein tief aus der Gurgel geholtes g zu ſeyn. — Das א ſprechen wir gemeiniglich gar nicht aus, und doch bezeichnet es einen gewiſſen Laut, nämlich denjenigen, welchen wir vor einem Vokale bilden, wenn wir eine Sylbe, die ſich damit anfängt, deutlich ausſprechen wollen, wo man merkt, daß ſich bei dem Anfange jeder dergleichen

Sylben unvermerkt ein ſchwacher Hauch findet, der eine Sylbe vor der andern abſondert. Soll dieſer Hauch gar nicht gehört werden, ſo ſagt man das א quieſcire. Die Selbſtlaute ſind bei den Hebräern nicht unter dem Hebräiſchen Alphabete begriffen; die neuen Grammatiker zeichnen ſolche durch gewiſſe beſondere Figuren an, die ſie unter oder neben die Buchſtaben ſetzen, wohin ſolche gehören. Sie haben neun Selbſtlaute oder Vokale, davon vier ordentlich lang, vier kurz, und einer bald lang, bald kurz ausgeſprochen werden. Sie heißen: Kamets, â, Tsere, ê, Cholem, ô, Schurek, û; Patach, a, Segol, e, Komets, Chatuph, o, Kybbuts, u, derjenige, welcher kurz und lang ausgeſprochen wird, heißt: Chirek, i. Die erſten vier werden alſo lang und die andern vier kurz ausgeſprochen. Ueber das Alterthum derſelben iſt viel geſtritten worden, welcher Streit aber nicht hierher gehört. Die Anwendung dieſer Vokale macht in der Hebräiſchen Sprache die größten Schwierigkeiten; denn bald werden ſie weggeworfen, bald angenommen, bald verwechſelt, bald verſetzt. Die langen Vokale pflegen die Hebräer in ſolchen Sylben zu brauchen, die ſich auf einen Vokal endigen, die kurzen aber, die ſich auf einen in der Ausſprache deutlich zu hörenden Conſonanten endigen. Sie ſind nämlich gewohnt eine Sylbe ſo lang auszuſprechen, als die andere, weil ſie auf die Ausſprache des letzten Mitlautes einige Zeit verwenden müſſen, ſo entziehen ſie ſolche der Ausſprache des Vokals und ſprechen ihn kurz aus. — Was die Wortfügung anbetrifft, ſo unterſcheidet ſich die Hebräiſche Sprache am meiſten von der Abendländiſchen, welches man gewahrt, wenn man eine Stelle genau nach dem Buchſtaben überſetzt. Hier Proben davon zu geben, würde zwecklos ſeyn, da man ſie in dem Syntaxe der Hebräi-

ſchen Sprachlehren findet. Die Hebräiſche Sprache hat vor vielen andern Sprachen das voraus, daß ihre Regeln ſehr allgemein ſind, und mit den Wörtern keine ſo ſtarke und gewaltſame Veränderungen vorgehen, als in andern Sprachen; ſieht man aber die Regeln als bloß willkührlich an, ſo kann man entweder von vielen Veränderungen gar keinen Grund angeben, oder man giebt Gründe an, die es nicht ſind. Indeſſen kann man auch bei andern Sprachen von vielen ihren Veränderungen keine Gründe angeben, ſondern muß ſich dabei nur auf allgemeine beſchränken. Es bleibt aber allemal ſo viel bei der Hebräiſchen Sprache richtig, daß die Regeln dieſer Sprache im Ganzen genommen, ſehr einfach, und doch dabei ſinnreich ſind. Man darf nur die Bildung der Zeitwörter aus den perſönlichen Fürwörtern in der Hebräiſchen Sprache mit andern Sprachen vergleichen, um den Unterſchied deutlich zu merken. — Einiges über die Wortforſchung und Wortfügung dieſer Sprache findet man auch oben unter Sprache und Sprachkunſt angeführt, ſo wie auch über die Sprachlehren und Wörterbücher, S. 331.

Sprache (Helleniſtiſche), ſ. unter Sprache (Griechiſche).

— (Hetruriſche), ſ. u. Sprache (Lateiniſche).

— (Hindoſtaniſche), ſ. unter Sprache (Indiſche).

— (Hochdeutſche), derjenige Dialekt der Deutſchen Sprache, der zwiſchen dem Ober- oder Süd-, und dem Nieder- oder Nord-Deutſchen in der Mitte ſteht. Man nannte ihn ehemals auch den Oberſächſiſchen oder Meißniſchen Dialekt. Von ſeinem Urſprunge ꝛc., ſ. oben, unter Sprache (Deutſche). Nach der Vermuthung eines Schriftſtellers iſt der Oberſächſiſche Dialekt, der die Grundlage der Hochdeutſchen Sprache geworden iſt, aus dem Fränkiſchen entſtan-

den; denn die Fränkische Mundart und die Thüringische, waren zwischen der Süd- und der Norddeutschen Sprache in der Mitte; das eigentliche Fränkische nähert sich mehr dem Süddeutschen, und das Thüringische, besonders auf der nördlichen Seite, mehr dem Norddeutschen, und aus der Zusammensetzung dieser Dialekte, der Süd- und Norddeutschen Mundarten, jedoch mehr sich neigend zu dem Norddeutschen, entstand die Hochdeutsche Sprache, welche das Mittel in so fern zwischen den beiden oben genannten Hauptdialekten, dem Süd- und Norddeutschen, hält, daß sie aus jeder dieser Mundart so viel sich angeeignet hat, als zu ihrer ersten Ausbildung nöthig war; sie hat also von dem Vollen, Rauhen, Weitschweifigen und Zischenden der Süddeutschen, und von dem Weichen, Schlüpfrigen, Kurzen und Kernigen der Norddeutschen Sprache Vieles behalten; besonders hat aber die Nieder- oder Norddeutsche Sprache das Meiste zur Ausbildung des Obersächsischen Dialekts zur Hochdeutschen Sprache beigetragen, und daher kann man jetzt, wie auch schon oben, S. 453, angeführt worden, die Ober- oder Süddeutsche Mundart, als das Mittel zwischen der Platt- und Hochdeutschen Mundart haltend, betrachten. Die erste Periode der Hochdeutschen Sprache beginnt mit Luthers Bibelübersetzung, s. oben, S. 443 u. f.; welche, wie ein Schriftsteller sehr richtig bemerkt, ein Meisterwerk der Deutschen Diktion in jener Zeit ist. Wie sehr in dieser ersten Periode schon die Hochdeutsche Sprache Wurzel faßte, und sich zur Umgangs- und Buch- oder Schriftsprache von Deutschland gestaltete, beweiset die schnelle Verbreitung der Bibel; denn nach einer Berechnung sollen bereits im sechzehnten Jahrhunderte von Luft in Wittenberg neunzehn Auflagen, die man auf 100,000 Exemplare schätzt, in Umlauf

gebracht worden seyn, und hiedurch mußte auch die Hochdeutsche Sprache verbreitet werden. Die zweite Periode dieser Sprache beginnt mit den sogenannten Schlesischen Dichtern im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts und während des dreißigjährigen Krieges, an deren Spitze Opitz steht, und zu welcher Dichterschule Logau, Flemming, Canitz, Rachel, der zwar als Rector zu Schleswig im Jahre 1669 starb, aber dennoch jener Schule beigesellt wird, weil seine Gedichte in jene Periode fallen, und so mehrere Andere. In dieser Periode wurden besonders viele Süddeutsche Wörter und Wendungen aus der Oberdeutschen Mundart durch die Schlesischen Dichter in das Hochdeutsche gebracht, aber dadurch auch manche Unrichtigkeiten. So behauptet z. B. Gottsched, daß die meisten Zeitwörter, die in der vorletzten Sylbe im Infinitiv ein ie haben, solches in der zweiten und dritten Person des Präsens in eu verwandeln, z. B. von fließen, du fleußest, er fleußt; von betriegen, du betreugst; von gießen, du geußest ꝛc., und stützt sich auf Opitz und andere Schlesische Dichter, welche diese Wörter so abgeändert hätten; allein dieses kommt daher, daß Opitz ein Oberdeutscher war, bei welchem diese Abwandlung Statt fand, und auch hin und wieder jetzt noch Statt findet, wenn gleich nicht mehr in der Schriftsprache; auch hatten die Deutschen schon lange vor Gottsched das mildere ie für das rauhe eu angenommen; und so hatte sich Manches eingeschlichen, welches erst späterhin wieder ausgeschieden wurde. In dieser Periode wirkten auch noch auf die Hochdeutsche Sprache die sich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gebildeten Deutschen Gesellschaften, z. B. der fruchtbringende oder der gekrönte Palmenorden; der gekrönte Blumenorden, oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer; die

Deutschgesinnte Genossenschaft; der Schwanenorden an der Elbe ꝛc.; s. auch unter Orden, Th. 105, S. 284 u. f., von denen regierende Fürsten Mitglieder waren. Die dritte und letzte Periode der Hochdeutschen Sprache beginnt mit Gottsched und geht bis auf die neueste Zeit, fällt also mit der sechsten allgemeinen Deutschen Sprachperiode, s. oben, S. 446, zusammen, daher sie auch hier weiter nicht berührt wird, weil Alles, was sie betrifft, schon an dem angeführten Orte gesagt worden ist. Hier noch einige Unvollkommenheiten der Hochdeutschen Sprache: 1) Hat sie viele Unregelmäßigkeiten, welche besonders in den Zeitwörtern sehr sichtbar sind, und die daher kommen, weil sie aus zwei Hauptdialekten zusammengesetzt ist, und also auch von jedem gewisse Eigenthümlichkeiten mit einflossen, die auf jede einzelne Sprachart, Mundart, angewendet, wohl paßten, aber hier vereint sich auf keine sichere Regel setzen ließen, und daher den Gebrauch schwankend machen und Unrichtigkeiten erzeugen. — 2) Ist sie, weil sie der Form und Ausbildung nach jünger ist, als die Süd- und Norddeutsche Sprache, nicht sehr reich an Wörtern, arm an Wortfügungen und Verbindungen, um einen Begriff nach allen seinen Schattirungen geschickt auszudrücken, und wird darin von den beiden genannten Mundarten weit übertroffen, besonders von der Ersteren. Die Armuth dieser Mundart zeigte sich besonders, da man anfing Wissenschaften und Künste in derselben vorzutragen; denn der Mangel an eigenen Ausdrücken machte, daß man die meisten Kunstwörter nicht anders, als durch Hülfe fremder Sprachen ausdrücken konnte, für welche die Süddeutsche Sprache schon längst Benennungen hatte. So z. B. heißt bei einer Rottenschaft (Kompagnie) eine einzelne Abtheilung, eine Rotte, und derjenige, unter dem sie steht, der Rottmeister

(Unterofficier), ein Ingenieur, Schanz- oder Schanzenherr, ein Kamerad, Spißgesell, eine Obligation, ein Schuldzettel ꝛc.; dafür hat aber die Hochdeutsche Sprache die oft wiederkehrenden Fremdwörter: Acteur, Ancienneté, Componist, Attitüde, Decoration, Kopie, Kolonie, Pendant, Pläsanterie, Publicität, Popularität, Ideal, Tirade, frappant, suffisant, Direction, delicat, Disciplin, Fundament, Regiment, indifferent, Industrie, Injurie, Infamie, Ignorant, ignoriren, jovial, Officiant, Grazie, pretiös, sententiös, sentimental, Respect, Reputation, Ruin, Seminar, Parade, Rival, Qualität, und eine große Anzahl anderer, die allein einen mäßigen Quart-Band füllen, und die sich recht gut durch Deutsche gleichbedeutende Wörter ersetzen lassen, wenn man sich nur die Mühe geben will, außer dem Verdeutschen nach eigener Erfindung, die Oberdeutsche und Plattdeutsche Mundart durchzugehen, in welchen man passende Wörter genug finden wird. Für die eben angeführten Fremdwörter hat man für die meisten auch gute passende Deutsche, man wendet sie aber selten an, weil man einmal an die Fremdwörter gewöhnt ist, und sie unwillkührlich dem Munde und der Feder entschlüpfen; allein es ist doch gut, wo man Deutsche Wörter hat, solche zu gebrauchen. — 3) Ist auch die Unbeständigkeit ein Fehler der Hochdeutschen Mundart, so wie überhaupt einer jeden Sprache, die zur Umgangs- und Geschäftssprache, zur Sprache der feinen Welt, und der Wissenschaften und Künste geworden ist. Die Mundarten der untern Volksklassen, besonders auf dem Lande, erhalten sich oft Jahrhunderte hindurch ohne merkliche Veränderung; allein nicht so ist es mit der Sprache der gebildeten und gelehrten Welt, welche sich mit den

Moden verändert; auch durch die immerwährenden Erfindungen in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben, durch den Ton des Tages in der feinen Welt, erhält eine gebildete Sprache die meisten Zusätze und Abänderungen, und ein Schriftsteller sagt sehr richtig: „Neue Wahrheiten, neue Einkleidungen alter Wahrheiten, haben einen starken Einfluß auf die Sprache. Die höhere und poetische Schreibart arbeitet unaufhörlich an dem Untergange der Sprache des täglichen Umganges. Sie nimmt dann ihre Zuflucht gewöhnlich zu der Süddeutschen Mundart, die an sich schon prächtiger ist, als die gewöhnliche Hochdeutsche. Dieses ist nun, an sich betrachtet, nicht zu tadeln, weil die Süddeutsche Mundart noch einen Schatz an unbekannten erhabenen Ausdrücken und Wortfügungen hat; allein es wird nur zu oft Zwang, wenn wir in unserer Muttersprache Ausdrücke und Verbindungen haben, die den Begriff eben so gut erschöpfen, und dafür andere wählen; denn hundertmal werden Ausdrücke und Verbindungen gewählt, die dem Charakter unserer Sprache widersprechen.“ — Man wird auch in der Plattdeutschen Sprache, als die Ursprache der Deutschen, viele Wörter, Ausdrücke und Wendungen finden, die man in die Hochdeutsche Sprache übertragen kann. Freilich hat die Süd- oder Oberdeutsche Mundart, besonders unter den Kaisern aus dem Schwäbischen Hause, durch die Minnesänger ꝛc., und dann, daß sie lange Zeit die Muttersprache eines glänzenden und mächtigen Hofes war, viele neue Wörter, Ausdrücke und Wendungen, hauptsächlich in denjenigen Gegenständen, die sich auf den Glanz eines Hofes, das Hofleben, den Hofhaushalt, an Festen, Vergnügungen, ritterlichen Uebungen, auf Wissenschaften und Künste ꝛc. beziehen, erhalten, die in der Nieder- oder Plattdeutschen Sprache nicht angetroffen werden, weil sie wenige Veränderungen erlitt

und nicht das Glück hatte, sich zur Sprache eines bedeutenden Hofes zu erheben, wodurch auch sie dieselbe Ausbildung wie ihre Schwester hätte erhalten können; allein wenn sie auch nicht zu dieser Ehre gelangte, so war sie doch eine vorzügliche Beihülfe zur Ausbildung der Hochdeutschen Mundart, unserer jetzigen Buch- und Unterhaltungssprache. Wenn unsere Hochdeutsche Sprache in dem gegenwärtigen, neunzehnten, Jahrhunderte reicher an Wörtern und Ausdrücken ist, um besondere Gegenstände im Gesellschaftsleben zu bezeichnen, als es noch im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts der Fall war, so kommen auch jetzt noch Fälle vor, wo man wegen der Wörter und Ausdrücke, die man gebrauchen will, in Verlegenheit ist; besonders ist dieses im Geschäftsleben der Fall, das heißt, wenn man sich nicht der Fremdwörter bedienen will. Ein Schriftsteller sagt in dieser Beziehung wohl nicht unrichtig: „Man kommt oft in Verlegenheit, daß man kein schickliches Wort in der Sprache finden kann, welches gerade dasjenige bezeichnet, was man anzeigen will. Wenn dem bloßen Stubengelehrten diese Vorsicht unbedeutend scheint, so ist sie dem Manne von Weltkenntniß und feinen Sitten sehr schätzbar. So sehr Manche über den sogenannten Kanzleystyl spotten, so sollte es ihnen doch sehr beschwerlich seyn, wenn sie niemals darin von der Hochdeutschen Sprache abweichen sollten; gewöhnlich müssen sie dann ihre Zuflucht zur Süddeutschen Mundart nehmen über welche sie sonst zu spotten pflegten, oder zu Fremdwörtern.“ — Daß solches im verwichenen Jahrhunderte häufig der Fall war, davon erzählt Adelung folgende Anekdote: „In dem siebenjährigen Kriege hatte ein Deutscher Reichsfürst nebst andern Reichsständen ein Regiment zur Reichsarmee zu stellen. Dieses Regiment sollte nun mit einem Feldprediger versehen werden, und der Fürst glaubte dieses für sich,

ohne Zuziehung der andern Stände thun zu können. Er gab daher ſeinem Superintendenten den Befehl, den Feldprediger einzuſetzen. Dieſes geſchah, allein die Sache machte bei den übrigen Ständen, deren Contingente (Beimannſchaften) ſich mit bei dem Regimente befanden, Aufſehen, als eine eigenmächtige Handlung, und dieſe Angelegenheit wurde auf den Kreistag gebracht. Der Fürſt ſchob die Schuld auf den Superintendenten und dieſer ſollte nun einen Verweis bekommen. Hierbei kam es nun auf die Einkleidung an. Man konnte kein Wort finden, welches das Betragen des Superintendenten bezeichnen ſollte, und doch dem fürſtlichen Deputirten nicht zu hart, und dem Deputirten der beleidigten Stände nicht zu geringe ſchiene. Nach einiger Ueberlegung fiel man zuletzt auf das Oberdeutſche Wort: Begangenſchaft, und hiermit waren beide Theile zufrieden." Dergleichen Beiſpiele findet man nun mehrere.

Sprache (Hof=), diejenige Sprache, welche an Fürſtlichen Höfen geſprochen wird, und die gewöhnlich, wenn nicht eine beſondere Fremdſprache eingeführt worden iſt, wie es z. B. mit der Franzöſiſchen Sprache im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte an verſchiedenen Höfen Europa's geſchah, aus den ausgebildetſten Dialekten der Landesſprache genommen wird. In Deutſchland war an dem Hofe Karl's des Großen die Deutſche Sprache neben der Lateiniſchen im Gebrauche; denn wenn gleich Karl, nach dem Berichte Eginhard's, ſelbſt an einer Deutſchen Sprachlehre gearbeitet haben ſoll, woraus hervorgeht, daß die Deutſche Sprache an ſeinem Hofe gewiß die begünſtigſte geweſen iſt, ſo läßt ſich doch auch annehmen, daß die Lateiniſche Sprache, die damals von allen Geiſtlichen und in den Klöſtern, auch von den weltlichen einflußreichen Perſonen, beſonders von den Staatsbeamten geſprochen und geſchrieben wurde,

weil die meiſten diplomatiſchen Verhandlungen in dieſer Sprache geſchahen, auch an dem Hofe oder Hoflager des Kaiſers iſt geredet worden, um ſo mehr, da unter ihm die Deutſche Sprache erſt anfing einige Bedeutung zu erhalten, die vor ſeiner Regierung nur größtentheils von den unteren Volksklaſſen geredet wurde, da die höheren, neben der Deutſchen Sprache, auch ein verderbtes Latein ſprachen. Die Lateiniſche Sprache iſt auch noch neben der Deutſchen Sprache unter ſeinen Nachfolgern, und unter den Kaiſern aus den andern Deutſchen Fürſtenhäuſern geredet worden. Die Mundart, die unter Karln dem Großen an ſeinem Hofe, unter ſeinen Nachfolgern, den Karolingern; dann unter den Kaiſern aus dem Sächſiſchen und aus dem Fränkiſchen Hauſe, geredet wurde, war die Fränkiſche, nur erſt unter den Schwäbiſchen-Kaiſern, den Hohenſtaufen, wurde die Oberdeutſche oder Süddeutſche Mundart Hofſprache; denn dieſe edle Fürſtenfamilie, die mit dem braven Conradin, der in der Blüthe ſeines Alters in Neapel auf dem Schaffote, auf Befehl Karls von Anjou, hingerichtet wurde, endete, wirkte durch eigenes Beiſpiel auf die Ausbildung der Sprache, indem ſie den Minnegeſang beförderte. Bis zur Reformation blieb die Süddeutſche Mundart die Hofſprache, nicht nur an dem Kaiſerlichen Hoflager, ſondern auch an dem Hofe der übrigen Süddeutſchen und Weſtdeutſchen Fürſten; an dem Hofe der Norddeutſchen Fürſten redete man die Niederſächſiſche und Plattdeutſche Mundart. Nach der Reformation fängt die aus der Oberſächſiſchen, der Ober- und Niederdeutſchen Mundart ſich gebildete Hochdeutſche Sprache die Hofſprache nicht nur an dem Kaiſerlichen Hoflager, ſondern auch an den Höfen der übrigen Deutſchen Fürſten zu werden an, wobei jedoch die Lateiniſche Sprache noch immer zu den Verhandlungen in

Staatsangelegenheiten gebraucht wurde; auch gewahrt man aus den Wahlsprüchen oder Stammbuchaufsätzen und andern Schriften des sechzehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, daß die Lateinische Sprache an den Fürstlichen Höfen Deutschlands noch sehr gebräuchlich war. Hier nur einige Wahlsprüche jener Zeit aus dem Stammbuche des Pfalzgrafen August von Sulzbach; woraus man nicht nur die Sprache, sondern auch die Herzlichkeit, Biederkeit und Gottesfurcht, die damals an den Höfen der Fürsten Deutschlands herrschte, sehen kann:

Fiat Voluntas Domini. Rudolphus mppria (Imperator) (1594)

In amicitia omnia insunt, quod putant homines expetenda, honestas, gloria, tranquillitas animi atque jucunditas, ut cum haec adsint, beata vita sit et sine iis esse non possit.

Johannes Friedericus Dux Würtembergensis et Teccensis, Comes Montisbeligardiensis ac Dominus in Heidenheim. (1599.)

In Deo faciemus Virtutem.

Julius Fridericus Dux Wirttemberg. (1600.)

Initium sapientiae timor Domini.

Wolffgangus Archieps. Mog. mppr. (1594.)

Dominus virtutum nobiscum.

Maximilianus U. Bavariae Dux mppr. (1594.)

Dominus illuminatio mea

Phil. Eps. Ratisbon. Bavariae Dux mppr. (1593.)

Deum time, Rege honora.

Otto Henricus Comes Palatinus ad Rhenum, mppr. (1597.)

Beneficentia et Veritas custodiunt Regem.

Johannes Casimirus Comes Palatin. Rheni Biponti. (1601.)

Illumina oculos meos Domine.

Zu seyn Christ, Fürst, Freundt meyn Vorsatz ist
Darzu helffe mir Herr Jesus Christ.
Eyn Christ zu seyn nach Gottes Wort,
Eyn Fürst zu seyn an meinem Ort,

Eyn Freund zu seyn in dieser Welt,
Alles deßen was Gott gefällt.
Johannes Pfalzgraue (1593).

In Gott mein Hoffnung.
Anna Maria, Hörtzogin zu Sachsen geborne Pfalzgreuin. (1591.)

Herr, wie du willt!
Fräulein Maria, Hertzogin zu Sachsen (1594.)

Mein Gott füg es zum Besten.
Sophie, Markgreuin zu Brandenburgk, geborne Herzogin zu Braunschweigk und Lüneburgk, manu propria (1596.)

Allein Gott die Ehre.
Elisabetha, gebornes Freuwlein zu Leiningen (1601).

Aus dem Stammbuche eines Grafen und Herrn von Limpurg, vom Jahre 1592 bis 1644.

Initium Sapientiae Timor Domini.
Christianus Dux. Saxoniae (1597).

A. D. M. Pietas tutissima Virtus. Nihil laudabilius, nihil magno et praeclaro Viro pulcrius, placabilitate et clementia.
Fridericus Guilielmus Dux Saxon. Tutor et Electoratus Administrator (1597).

Pro Lege et pro Grege.
Johann Sigismundt, Marggraff zu Brandenburg, in Preußen Hertzog (1597).

H. A. D. T. l.
Bien heureux est, qui pour devenir sage
Du mal d'aultruy fait son apprentissage.
Ludwig L. zu Heßen. (1601.)

Tout vient à temps, qui peult attendre.
Non si puo haver la rosa senza la spina.
In Deo spes mea.
Joh. Georg Graff zue Hohenzollern (1604).

Eu Dieu ma demeure.
Ludwig von Sein Grav zu Witgenstein (1600).

Vertu surpasse richesse.
Philips Graue zu Solms. (1600.)

Herr regiere mich durch deinen heiligen Geist.
Magdalena, Landtgreuin zu Heßen
geb. Marggreuin zu Brandenburgk (1601).

Herr regiere mich nach deinem Wort.
Frewlein Agnes Marggreuin zu
Brandenburgk (1601).

Herr nach deinem Willen.
Dorothea Sabina Pfalzgreuin (1596).

Gott regiert alles.
Anna Fürstin zu Anhalt, geb.
Greuin zu Bentheim.

Chi mal e ben non fa soffrire
A grand honor non puo venire.
Johann Casimir Graue zu Naßaw
Saarbrücken (1599.)

Trois choses sont tout d'un accord,
L'Eglise, la Cour et la mort,
L'Eglise prend du vif et du mort,
La Cour rend le droit et le tort,
La Mort prend le foibbe et le fort.
Weibrecht Graue zu Oettingen (1599).

Lustig, listig,
Heint hier, morgen dort,
Mein Vatterland ist aller Ort,
Niemand weis meinen Sinn,
Ob ich ein Fuchß oder Haaß bin.
Dieses schrieb zu freundlicher gedechtniß
zu Anspach den 21sten Nov. 1630,
Otto Heinrich Freiherr zu Herberstein.

Plustot mourir, que changer,
Ew. Lbden gehorsame Dochter und
Dienerin so lang' ich leb.
Dorothea Maria Frau zu Limburg
geb. Grävin von Hohenlohe (1640).

Zeitliches Glück vndt ewige Freudt
Gibt Gott selten alle beydt.

Ew. Löbe gehorſame Dochter vndt
Dienerin ſo lang' ich leb'.
Anna Loyſa Grävin vndt Frau zu Caſtel
geb. Semperfreyin von Limpurg (1644.)

F. F. F. Ave.
Im Unglück trag einen Löwen-Muth,
Trau Gott, deine Sache wird woll gut.
Jobſt von Karlowitz (1597.)

Aus dieſen Wahlſprüchen oder Stammbuchaufſätzen, die ich aus den Abſchriften der oben genannten Stammbücher ohne die Folge der Jahreszahlen zu berückſichtigen, in bunter Reihe genommen habe, wird man die Sprache, die an den Höfen Deutſcher Fürſten, Grafen und Herrn vor dem Ausgange des ſechzehnten Jahrhunderts bis beinahe zur Mitte des ſiebzehnten geredet wurde, erkennen. Nicht nur die Lateiniſche Sprache erhielt ſich noch neben der Hochdeutſchen, ſondern auch die Italieniſche und Franzöſiſche hatten ſchon Eingang gefunden, wenn gleich nicht in dem Grade, als zu Ende des zuletzt genannten und des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Franzöſiſche Sprache an den meiſten Deutſchen Höfen Hofſprache wurde; und wenn ſie auch nicht immer in dem engen Familienkreiſe geſprochen wurde, ſo geſchah es doch bei Hoffeſten und allen andern kleinen Geſellſchaftszirkeln, wobei die Hofleute zugegen waren, ja an mehreren Höfen beſtand die Dienerſchaft, die in der Nähe der Fürſtlichen Perſonen war, aus gebornen Franzoſen, zum Theil auch aus Italienern, beſonders beſtand aus dieſen Letztern die Kapelle der Fürſten, ſo daß dadurch die gute Mutterſprache, die ſo viele Jahrhunderte hindurch die ihr gebührende Ehre genoſſen hatte, Hofſprache im Vaterlande zu ſeyn; ganz zurückgeſetzt, ja ſogar von den andern Klaſſen des Volkes gleichſam verachtet wurde, indem Alles nur Franzöſiſch lernte und radebrach. Von Prinzen

und Prinzeſſinnen, Damen, Mademoiſelles und Demoiſelles wußte man vor dem Weſtphäliſchen Frieden noch nichts in Deutſchland. Unſere jungen Fürſten und nicht regierenden Herren hießen Grafen, Markgrafen, Herzöge, mit dem Beinamen derjenigen Beſitzung, die ihnen entweder nach den Hofgeſetzen zukamen oder von den regierenden Fürſten verliehen wurden, als Markgraf von Schwedt ꝛc. Die Fürſtlichen Frauen führten den Namen ihrer Geſchlechtswürde, und die unvermählten mit dem Beiſatze: Fräulein, z. B. Fräulein Agnes, Markgräfin zu Brandenburg, Fräulein Maria, Herzogin zu Sachſen. Die andern Perſonen von Stande, der hohe und niedrige Adel, führten die Titel von ihren Beſitzungen mit dem Beiſatze: Graf, Freiherr oder bloß Herr v. Sonnenwalde, und die Frauen: Gräfin, Freiin oder bloß Frau von Sonnenwalde; die unvermählten oder unverheiratheten: Fräulein oder Jungfrau, und die Bürgerlichen, Herr, Meiſter, Frau, Jungfrau und Jungfer. Nach dem Weſtphäliſchen Frieden wurden alle die oben angeführten Franzöſiſchen Benennungen mit der Franzöſiſchen Sprache an den Deutſchen Höfen angenommen, und ſo wie von der Sonne in der Schöpfung die Strahlen überall ausgehen und die Natur erwärmen und zur Thätigkeit erwecken, ſo ging auch die Franzöſiſche Sprache von den Höfen Deutſchlands aus und theilte ſich den übrigen Ständen mit, und ſo wurden die Franzöſiſchen Benennungen: Monſieur, Musge, Dame, Madame, Mademoiſelle, Demoiſelle, Oncle, Tante, Couſin, Couſine ꝛc. allgemein; man wollte nun nicht mehr Herr, Oheim und Vetter, ſondern Monſieur, Musge, Oncle und Couſin; und die Frauen: Madame, Tante, Couſine; die Jungfrauen und Jungfern: Mademoiſelle und Demoiſelle heißen. Die Sprache bekam nun eine ganz andere Richtung;

und wenn auch an einigen Deutſchen Höfen noch die Mutterſprache geredet wurde, ſo erhielt ſie doch immer nur eine untergeordnete Stelle, indem man ſich wenig um ihre Ausbildung bekümmerte, wie es doch früher der Fall war; und daher kam es denn auch wohl, daß ſie mit ſo vielen Fremdwörtern angefüllt wurde, weil man glaubte, ſie dadurch den Höfen wieder zugänglich zu machen; allein man irrte und verdarb damit die Sprache ganz, wie auch ſchon oben, unter Sprache (Deutſche), iſt angeführt worden. Man gewahrt auch bald an dem Geiſte, den Ausdrücken der Deutſchen Sprache, daß ſie von der feinen Welt verlaſſen worden war, und daß ſich daher viele Schriftſteller, ſo auch Rachel, zu plattem, pöbelhaftem Witze hinreißen ließen, um dem nach dem dreißigjährigen Kriege entarteten rohen Geſchmacke zu huldigen, und der feinen Welt ein mitleidiges Lächeln über die Unbehülflichkeit und Plattheit der Mutterſprache in ihren Witzſpielen abzulocken, die ſich an den Franzöſiſchen und Italieniſchen Geiſtesprodukten ergötzen, im Leſen derſelben ihre Erholung ſuchten, und ihre eigene Mutterſprache als eine ungenießbare verachteten. — Die Periode der Franzöſiſchen Sprache, als Hofſprache an den Deutſchen Höfen, dauerte von dem Weſtphäliſchen Frieden an bis zur Revolution in Frankreich; an mehreren Höfen auch noch bis zum Befreiungskriege, da beſonders die durch die Revolution aus Frankreich vertriebenen oder ausgewanderten weltlichen und geiſtlichen Großen ihre Zuflucht auch an Deutſchen Höfen ſuchten, und dadurch der ſchon hin und wieder zu erlöſchen anfangenden Franzöſiſchen Sprache eine neue Nahrung gaben. Auch ſpäterhin die Kriege der Franzoſen in Deutſchland während der Republik, und dann während des Kaiſerreiches, die Stiftung des Rheinbundes von Napoleon, die Beſitznahme eines großen Theils des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchlands,

von demſelben; Alles dieſes verbreitete die Franzöſiſche Sprache von Neuem; ſie blieb Hofſprache bei allen Fürſten des Rheinbundes, und bei denen ſie es nicht mehr war, wurde ſie es wieder. Bei uns in Preußen erhob Friedrich Wilhelm der Dritte, unſer jetzige Monarch, gleich nach ſeiner Thronbeſteigung, die Deutſche Sprache wieder zur Hofſprache; auch an dem Deutſchen Kaiſerhofe wurde ſie nicht hintenan geſetzt, und ſowohl bei der Lateiniſchen, als Franzöſiſchen Sprache gepflegt, ſo auch bei manchem kleinern Fürſten, der der alten guten Sitte: mit Herz und Mund Deutſch zu ſeyn, mit ſeiner Familie treu blieb. Nach dem Befreiungskriege Deutſchlands hat die Deutſche Sprache ihr altes Recht auch Hofſprache an allen Deutſchen Höfen zu ſeyn, und auch von dem Throne, wie von der Kanzel und dem Katheder herab gehört zu werden, wieder größtentheils eingenommen. Und der jetzige König Ludwig von Bayern hat, gleich den Hohenſtaufen auf den Kaiſerthron, auch auf den Königlichen die Deutſche Dichtkunſt erhoben, und die feine Welt Deutſchlands wird jetzt keinen Anſtoß mehr finden, ſich in einer Sprache zu unterhalten, die nicht nur kühn mit jeder Sprache der gebildeten Völker Europas in die Schranken treten kann, ſondern ſie auch in Hinſicht ihrer Vielſeitigkeit übertrifft, wie auch ſchon oben, unter Sprache und Sprachkunſt, und unter Sprache (Deutſche), angeführt worden iſt.

In Frankreich war die Hofſprache, nach der Feſtſetzung der Franken in dem alten Gallien, die Fränkiſche, ein Deutſcher Dialekt; auch iſt die Lateiniſche Sprache, nicht die klaſſiſche der alten Römer, ſondern das Mönchs- oder Kloſterlatein, welches auch an Karls des Großen Hof neben der Deutſchen Sprache geſprochen wurde, am Hofe üblich geweſen, wie ſolches auch aus einem noch vorhandenen

Dokumente dieſer Zeit, einer Eidsformel, welche unter Sprache (Italieniſche), weiter unten, vorkommen wird, erſichtlich iſt. Wie lange eigentlich die Fränkiſche Sprache in ihrem Urzuſtande, das heißt, ohne Aufnahme von Fremdwörtern, Hofſprache geweſen iſt, läßt ſich aus der Geſchichte der Franzöſiſchen Literatur nicht ermitteln, ſo viel aber, daß die Lateiniſche Sprache, in dem Zuſtande, wie ſie damals von den Geiſtlichen und von den Höfen geſprochen wurde, ſowohl der Italieniſchen, als auch der Franzöſiſchen Sprache eigentlich das Daſeyn gegeben hat, und daß daher die ſogenannte Romaniſche oder Provenzal-Sprache, ſ. oben unter Sprache (Franzöſiſche), S. 493, worin die Troubadours ihre Lieder dichteten, nicht ganz ohne Einfluß auf die Hofſprache geweſen iſt, weil dieſe Dichter das damalige Ritterweſen zum Gegenſtande ihrer Dichtungen machten, mithin mußten die Großen, um ihre beſungenen Thaten zu leſen, die Romaniſche Sprache üben. Auch die Italieniſche Sprache ſcheint dem Franzöſiſchen Hofe in der zweiten Periode der Franzöſiſchen Sprache nicht fremd geweſen zu ſeyn, wie mehrere Wörter in der Letzteren, die aus der ſchon ausgebildeten Italieniſchen Sprache genommen worden ſind, beweiſen. Die Hofſprache ſcheint daher bis zur dritten Periode der Franzöſiſchen Sprache die Fränkiſche und die in der Ausbildung zur Franzöſiſchen Sprache begriffene Lateiniſche Sprache geweſen zu ſeyn. Nur erſt mit der Regierung von Franz dem Erſten, alſo mit dem Beginnen der dritten Periode der Franzöſiſchen Sprache, wird dieſe Sprache nicht nur ein Allgemeingut der ganzen Nation, indem durch ſie die Lateiniſche aus den Gerichtsſälen verdrängt wurde, ſondern man findet ſie auch jetzt als Hofſprache in mehreren Verordnungen, die früher in Lateiniſcher Sprache erlaſſen wurden; und von dieſem Zeitpunkte an iſt die

Französische Sprache bis auf die neueste Zeit als Muttersprache, auch Hofsprache geblieben; denn sowohl der Hof, als auch die Nation waren stolz darauf, daß ihre Sprache im siebzehnten Jahrhunderte, gleich nach dem Westphälischen Frieden, als eine der gebildetsten aller neuern Sprachen, überall Eingang fand, von allen gebildeten Europäern gesprochen und an den meisten Höfen als Hofsprache eingeführt wurde. Diesen Stolz würde man auch, auf ihre verfeinerte Sprache angewendet, gerecht gefunden haben, weil Hof und Nation zusammenwirkten, um ihrer Sprache und Literatur die höchste Ausbildung zu verschaffen, und dadurch die Bewunderung anderer Nationen auf sich zu ziehen; allein so verbanden sie damit eine Geringschätzung und Nichtachtung anderer Nationen, in Allem, was diese leisteten, so daß dieser Stolz sich nicht setten auf fremdem Boden nachdrücklich äußerte, wodurch ein Haß gegen sie bei fremden Völkern rege wurde, der auch nicht wenig auf diese gewirkt hat, um ihre Sprache und Literatur gleichfalls, ohne besondere Mitwirkung des Hofes und der feinen Welt, zu gleicher Höhe herauf zu arbeiten, und dadurch die Bewunderung, die nur einer einzigen Nation so reichlich gezollt wurde, zu theilen. —

In den verschiedenen Italienischen Staaten ist die Hofsprache nach dem verschiedenen Interesse der Höfe oder der Fürstlichen Linie, welche regierte, auch verschieden gewesen, daher läßt sich hier nicht mit Bestimmtheit in den verschiedenen kleinen Staaten, den Herzog- und Groß-Herzogthümern, ehemaligen Republiken ꝛc. anführen, welche Sprache am Hofe die herrschende gewesen ist. An dem Römischen oder dem Päbstlichen Hofe ist die Lateinische Sprache schon in den frühesten Zeiten die herrschende Hofsprache gewesen und hat daselbst alle Abänderungen bis zur Italienischen Sprache durchgemacht, wie solches die

Briefe von dem Pabſte Martin dem Zweiten an den Groß-Emir von Sizilien vom Jahre 884 beweiſen, wovon der Eine dieſer Briefe weiter unten, unter Sprache (Italieniſche), vorkommen wird. Man ſprach daher an dem Päbſtlichen Hofe zu jener Zeit die Neu-Lateiniſche Sprache oder das Italieniſche im neunten Jahrhunderte nach der Sizilianiſchen Mundart, als die damals ausgebildetſte; ſpäterhin führte man die Toskaniſche Mundart ein, nachdem dieſe ſich über die Sizilianiſche erhoben hatte; auch die Venetianiſche Mundart hat daſelbſt Aufnahme gefunden. Uebrigens iſt, außer der Italieniſchen Sprache, auch noch die Lateiniſche bis auf die neueſte Zeit in allen Angelegenheiten der Kirche an dem Römiſchen Hofe im Gebrauche. — In dem Königreiche beider Sizilien oder Neapel und Sizilien, hat bei dem öfteren Regierungswechſel der Regentenfamilie in den früheren Zeiten, auch die Hofſprache gewechſelt. Unter dem Normänniſchen Regentenſtamme war die Normänniſche Sprache Hofſprache; unter den Hohenſtaufen, von denen Kaiſer Friedrich der Zweite ſein Hoflager zu Palermo hatte, war der Sizilianiſche Dialekt Hofſprache. Unter den Regenten aus Franzöſiſchem u. Spaniſchem Geblüte war bald die Franzöſiſche und Italieniſche, bald die Italieniſche und Spaniſche Sprache Hofſprache, je nachdem ein Regent und die Großen des Reichs bald an dieſer, bald an jener Sprache mehr Gefallen fanden, wenn ſie gleich außer den Hofzirkeln und ſonſtigen Erholungs- und Unterhaltungs-Zuſammenkünften auch den Landesdialekt, auf Sizilien, den Sizilianiſchen, und in Neapel, den Neapolitaniſchen Dialekt als Volksſprache redeten; von denen der Erſtere viel reicher, reiner und klangvoller iſt, als der Letztere, der mit dem Calabreſiſchen übereinkommt, der ſehr hart und rauh iſt; in-

deſſen iſt der Neapolitaniſche Dialekt doch ziemlich kultivirt und bei weiten nicht ſo unangenehm, als der Bologneſiſche, Mayländiſche und Bergameskiſche; ſ. auch unter Sprache (Italieniſche). Die gemiſchten Sprachen am Sizilianiſchen Hofe fanden beſonders in der Zeit Statt, wo dieſes Königreich drei Jahrhunderte hindurch (von 1503 bis 1700) von Vice-Königen oder Statthaltern regiert wurde; es war damals bloß als eine Provinz des entfernt liegenden Spaniens zu betrachten, von dem es, wie ſich ein Schriftſteller ausdrückt, nur gebraucht wurde, wie Mexico und Peru, um Gold zu liefern. In dieſer langen Periode nun, wo die Vice-Könige, die Großen des Reichs, die Geiſtlichkeit oft gegen einander wirkten, und es ein getheiltes Intereſſe unter dieſen Ständen gab, wirkte dieſe Uneinigkeit doch nicht nachtheilig auf die Nationalſprache; denn beide Mundarten, die Sizilianiſche und Neapolitaniſche, wurden noch mehr ausgebildet, beſonders die Letztere im ſiebzehnten Jahrhunderte, woran die Großen des Reiches durch ihre Mitwirkung Theil hatten. Vorzüglich wirkte aber auf die Sprache im achtzehnten Jahrhunderte die Regierung Karls des Dritten, welcher der erſte König von Neapel nach drei Jahrhunderten war, der bei ſeinem Volke lebte, und deſſen Wohlſtand auf jede nur mögliche Weiſe zu befördern ſuchte; Künſte, Wiſſenſchaften, Ackerbau, Fabriken und Manufakturen, und Bergbau erhab, Aufklärung durch ertheilte Denk- und Schreibfreiheit allgemein verbreitete, die Landesſprache zur Hofſprache machte, wenn auch gleich das Franzöſiſche nebenbei geſprochen wurde, und ſo zum Wohlthäter ſeines Volkes ward. Auch ſein Sohn und Nachfolger in der Regierung, als er den Spaniſchen Thron beſtiegen hatte, Ferdinand der Vierte, ſuchte, gleich ſeinem Vater, die Landesſprache an ſeinem Hofe allgemeiner zu machen; nur

die unglücklichen Kriege mit den Franzosen unter der Republik und des Kaiserreiches, die Erhebung des Bruders und des Schwagers (Josephs und Murats) von Napoleon auf den Thron von Neapel, machten die Französische Sprache auf einige Zeit zur Hofsprache; bis jetzt, unter Franz dem Ersten, man wieder anfängt die Nationalsprache zu berücksichtigen, besonders den Sizilianischen Dialekt. — In den übrigen Italienischen Staaten, Sardinien etwa ausgenommen, an welchem Hofe größtentheils Französisch gesprochen wird, so auch in gegenwärtiger Zeit an dem Hofe von Parma, ist die Landessprache auch Hofsprache, nur waren und sind die Mundarten an diesem oder jenem Hofe verschieden. In den frühesten Zeiten war der Sizilianische Dialekt beliebt; als aber die berühmtesten Italienischen Dichter: Dante, Petrarca, Boccaz, und hernach Tasso und Ariost Toskanisch schrieben, so wurde dieser Dialekt der herrschende und auch Hof- und Bücherſprache an den meisten Italienischen Höfen; besonders beförderten aber die Toskanische Mundart durch großmüthige Unterstützung der schönen Künste die Herzöge von Toskana, aus dem Hause Medici; dann die Herzöge von Parma und Piazenza aus dem Hause Farnese, und das Haus Este, besonders der Kardinal Hippolit von Este. Ueberhaupt war der Toskanische Dialekt im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte durch fast ganz Italien und an allen Italienischen Höfen verbreitet; auch der Venetianische Dialekt wurde hin und wieder an den Höfen gehört. Die Französische Sprache ist eigentlich in Italien, Savoyen und Piemont ausgenommen, wenig beliebt; denn als sie noch in allen Europäischen Ländern herrschte, ja diese so zu sagen beherrschte, fand sie doch nur eine geringe Aufnahme in Italien; denn außer einzelnen Französischen Höflichkeitsphrasen, mit

denen man dem Fremden allenfalls entgegen kommt, macht man von derſelben keinen Gebrauch in der Unterhaltung oder thut es doch nur gezwungen, welches Letztere ſelbſt unter der Herrſchaft Napoleons über Italien geſchah; und daher ſprach und ſpricht man auch an den Italieniſchen Höfen lieber die ausgebildeten Mundarten der Mutterſprache, als eine Fremdſprache; wodurch man gleichſam den Reiſenden, der Italien beſuchen will, nöthiget, die Italieniſche Sprache zu erlernen, welches ihrer Nationalität gewiß Ehre macht; ſtatt andere kultivirte Völker gleich dem Fremden mit ſeinen Höflichkeitsbezeugungen und mit der Anrede in ſeiner Mutterſprache entgegen kommen, um ihm dadurch gleichſam anzuzeigen, daß man ihn der Mühe überheben wolle, ihre Sprache und ihre Sitten zu ſtudieren. —

Die Hofſprache in Großbritannien iſt nach den verſchiedenen Sprachperioden, ſ. oben, unter Sprache (Engliſche), auch verſchieden geweſen. In der erſten Periode, der Brittiſch-Sächſiſchen, iſt die Hofſprache an den ſieben kleinen Angelſächſiſchen Höfen wohl Deutſch, die Frieſiſche Mundart, ein Dialekt der Nord- oder Plattdeutſchen Sprache, geweſen, deren Wurzeln man noch in der Engliſchen Sprache findet, ja nicht bloß die Wurzeln, ſondern die ganze Grundlage der jetzigen Engliſchen Sprache, iſt die Plattdeutſche, wovon die meiſten Wörter des gewöhnlichen Familienlebens, des Hausſtandes, zeugen. Die Deutſche Sprache hielt ſich demnach als Hofſprache unter den vielen Königen dieſer kleinen Reiche, und auch unter Egbert dem Großen, der die ſieben Angelſächſiſchen Reiche im neunten Jahrhunderte zu einem Ganzen vereinigte, und ſeinen Nachfolgern bis zur Regierung Kanuts, des Königs der Dänen, im Jahre 1017. Nach der Eroberung Englands von den Dänen wurde die Däni-

ſche Sprache Hofſprache, und wenn gleich dieſe Periode nicht lange dauerte, ſondern mit dem Tode des letzten Dänenkönigs, als Regent von England, Hardiknut, aufhörte, ſo hatte ſie doch einen bedeutenden Einfluß auf die Sprache, beſonders da die Großen des Reichs wegen der Königlichen Familie gezwungen waren, das Däniſche zu erlernen, und es dadurch auch auf das Volk fortpflanzten, daß ſie in die Volksſprache Däniſche Wörter und Redensarten miſchten. Mit der Einwanderung der Normannen unter dem Herzoge Wilhelm von der Normandie, nach dem Tode Eduards des Bekenners, des letzten Königs aus Angelſächſiſchem Geblüte, ward die Normanniſche Sprache Hofſprache, welches ſie auch bis nach dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts blieb, von welcher Zeit an ſich die früher verachtete Volksſprache, durch Vermiſchung mit der Normanniſchen und den ſchon mehr ausgebildeten Franzöſiſchen Mundarten ſo herausgebildet hatte, daß man ſie zur Hof- und höheren Geſellſchaftsſprache erhob, woran beſonders die Großen des Reichs einen großen Antheil hatten, welche den König Johann, der auf ſeinen Bruder Richard, mit dem Beinamen Löwenherz, folgte, haßten, weil er die Privilegien der Stände des Reichs verletzte, und dem Lande große Steuern auflegte. Auch hatte der Bürgerſtand ſchon ein größeres Anſehen durch Handel und Gewerbe gewonnen, wodurch ſich denn auch die Volksſprache heben mußte, die nun von den Vornehmen des Reichs zur Geſellſchaftsſprache erhoben wurde. Wie lange die Mutterſprache dieſe Ehre genoß, die alleinige Hof- und Geſellſchaftsſprache zu ſeyn, läßt ſich nicht aus der Geſchichte ermitteln, ſo viel aber, daß bei den Verbindungen des Engliſchen Hofes mit dem Franzöſiſchen durch Vermählungen, wodurch viele Franzöſiſche Länder im dreizehnten, vierzehnten und funfzehn-

ten Jahrhunderte an die Krone Englands kamen, ja ſogar unter Heinrich dem Fünften die Thronfolge in Frankreich dieſem Monarchen zugeſichert wurde, die Franzöſiſche Sprache in den genannten Jahrhunderten auch zu verſchiedenen Zeiten als engere Hofſprache iſt geredet worden, wenn ſie gleich bei den Großen des Reiches und dem Volke keinen ſolchen Anklang fand, um ſie als Unterhaltungsſprache der Nationalſprache vorzuziehen. Nur nachdem England alle Franzöſiſchen Beſitzungen auf dem Continente verloren hatte, ſcheint die Engliſche oder Mutterſprache ein größeres Recht als Hofſprache erhalten zu haben. Auch ſcheint das klaſſiſche Latein im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte dem Hofe nicht ganz fremd geweſen zu ſeyn, welches aus dem Werke de septem sacramentis, das König Heinrich der Achte gegen Luthern ſchrieb, hervorgeht, wenn ſie auch gleich zur Unterhaltungs- oder Geſellſchaftsſprache nicht erhoben wurde, ſondern nur in diplomatiſchen Verhandlungen Anwendung fand, worin ſie damals faſt von allen gebildeten Nationen gebraucht wurde, alſo die diplomatiſche Hofſprache in allen kultivirten Staaten war. Unter der Königin Eliſabeth, unter den Königen aus dem Hauſe Stuart und dem Hauſe Hannover, der jetzigen Regentenfamilie, ward abwechſelnd die Engliſche und Franzöſiſche Sprache Hofſprache, jedoch wurde Erſtere, als die Landesſprache, wenn nicht gerade im engeren Kreiſe des Hofes, doch in größeren Kreiſen und bei Hoffeſten geſprochen. Daß die Periode der Gallomanie, die faſt alle gebildeten Nationen Europas im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ergriff, auch nicht an England ohne Zündung vorübergehen konnte, war gewiß; um ſo mehr, da England, wenn gleich der ſtärkſte Nebenbuhler von Frankreich, doch im ſteten Verkehr mit demſelben ſtand; auch Viele der Begüterten

Englands Frankreich zum Erholungsaufenthalte wählten, und auch die neuere Ausbildung der Englischen Sprache den Einfluß der Französischen sehr deutlich zeigt; allein sie faßte doch nie so stark Wurzel, wie zum Beispiel bei uns in Deutschland, weil der Britte seinen Nationalstolz, nicht der Mode der Fremdsprachsucht aufopfert, sondern seine Muttersprache, in der schon große Geister, wie Shakespeare, Spencer, Milton, Buttler, Dryden, Walter, Cowley ꝛc. im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte auftraten, sorgsam pflegte. Auch die eigenthümliche Staats-Verfassung der Britten, das Parlament oder Ober- und Unterhaus, bringt die verschiedenen Stände, die verschiedenen Klassen des Volks, näher an einander und befestiget, außer den Parlamentsreden, schon die Muttersprache, so daß sie als höhere Gesellschaftssprache, durch diesen immerwährenden Verkehr, wozu sich auch noch die vielen Fabrikunternehmungen, Handelsverbindungen und Spekulationen, woran auch viele der Großen und Reichen Theil haben, gesellen, nie verdrängt werden kann, und dadurch auf den Hof auch immer ihren Einfluß übt, und keine Fremdsprache zum Rechte einer ausschließlichen Hofsprache kommen läßt; auch hat Wilhelm IV., der jetzige Monarch von Großbritannien, der Englischen Sprache, als Landessprache, den alleinigen Vorzug als Hofsprache wieder eingeräumt. — An dem Schottischen Hofe, bis zur Vereinigung Schottlands mit England unter Jakob dem Ersten von Großbritannien, aus dem Hause Stuart, ist in den frühesten Zeiten neben der Gallischen oder Erischen Sprache, als Landessprache, auch nach der Einführung des Christenthums die Lateinische Sprache am Hofe geredet worden; denn man konnte Schottland, außer dem Verkehre mit England, als ein abgeschlossenes Land betrachten, dessen Volk mit keinen Ausländern vermischt war, und daher

so sehr das Andenken seiner Vorfahren durch Aufrechthaltung alles dessen, was ihnen heilig war, ehrte, also auch die Sprache. — Nur erst späterhin durch mehrere Kriege mit den Engländern, durch eheliche Verbindungen des Schottischen Hofes mit dem Französischen, kam die Englische u. die Französische Sprache an den Hof von Schottland. Letztere besonders im sechzehnten Jahrhunderte, unter der Regierung Jakobs des Fünften, dessen Gemahlin, Maria von Guise, Tochter Klaudius des Ersten von Lothringen, Herzogs von Guise, war; und dann unter der Maria, die Tochter Jakobs des Fünften, die als Königin von Schottland die Französische Sprache besonders an ihrem Hofe begünstigte, da sie in ihrer Jugend in Frankreich erzogen und mit Franz dem Zweiten von Frankreich vermählt worden war; und seit dieser Zeit ist die Französische Sprache an diesem Hofe bis zur Vereinigung Schottlands mit England Hofsprache geblieben.

Ueber die Hofsprache in Spanien in den ältesten Zeiten läßt sich nichts Bestimmtes ermitteln, doch scheint die aus dem Lateinischen sich gebildete reine Castilianische Mundart Hofsprache gewesen zu seyn, und nebenbei späterhin auch die Französische. Ob die Deutsche Sprache unter den Regenten aus dem Oesterreichischen Hause am Spanischen Hofe gesprochen worden, findet man nicht angeführt; so viel kann man aber annehmen, daß wenn dieses vielleicht im engeren Kreise geschehen ist, doch nicht in Hofzirkeln, an Hoffesten, kurz überall da, wo die Großen des Reichs zugegen waren, die besonders von der Muttersprache, der Spanischen, eingenommen waren, welche schon im sechzehnt. Jahrhunderte sehr ausgebildet worden war. Und so scheint die Landessprache, die Castilianische Mundart, die Hofsprache bis zum siebzehnten Jahrhundert gewesen zu seyn; nur nach dem dreißigjährigen Kriege, an welchem Spanien gleichfalls Theil genom-

men hatte, und auch ſchon in den Kriegen mit Frankreich im ſechzehnten Jahrhunderte, fing auch die Franzöſiſche Sprache an dem Spaniſchen Hofe mehr und mehr an in Gebrauch zu kommen; und als im achtzehnten Jahrhunderte das Haus Bourbon auf den Spaniſchen Thron gelangte, und Frankreich auf das Spaniſche Kabinet einen großen Einfluß erhielt, wurde auch die Franzöſiſche Sprache immer mehr Hofſprache, und von da ab iſt ſie abwechſelnd mit der Spaniſchen am Spaniſchen Hofe geſprochen worden. — Ueber die Hofſprache in Portugal in den früheſten Zeiten läßt ſich nichts Beſtimmtes ermitteln, nur ſoviel erſieht man aus den Reiſebeſchreibungen über Portugal, daß bis zum erſten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts die Landesſprache, die Portugieſiſche, welche aus der Lateiniſchen, Spaniſchen, Arabiſchen und Franzöſiſchen zuſammengeſetzt iſt, auch am Hofe geſprochen wurde; auch die Franzöſiſche Sprache war in dem genannten Jahrhunderte, wie man aus den Berichten von Reiſenden erſieht, ſchon ſehr beliebt bei den Portugieſen. Auch der Verfaſſer des Etat politique de Portugal en l'année 1766, traf damals in Portugal unter den jungen Standesperſonen eine große Liebe zu den Voltairſchen und Rouſſeauſchen Schriften an, die auch in die Portugieſiſche Sprache überſetzt worden ſind. Die Handelsverbindungen der Engländer mit den Portugieſen, und dann der Einfluß des Engliſchen Kabinets auf die Portugieſiſchen Angelegenheiten vor und während der Revolution Frankreichs und unter Napoleon, brachten ſowohl die Franzöſiſche, als auch die Engliſche Sprache den Portugieſen zu, und ſo wurde auch die Franzöſiſche Sprache an dem Hofe Portugals geſprochen, die überhaupt als diplomatiſche Sprache ſich überall im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte feſtſetzte, und dadurch auch Eingang bei den Höfen fand. — In

wie fern die Spanische, als auch die Portugiesische Sprache, als Hofsprache, vom Throne herab Aufmunterung zu ihrer Ausbildung fanden, wird weiter unten, unter Sprache (Portugiesische) und Sprache (Spanische) vorkommen.

In Rußland hat seit der Umwandlung des Russischen Staates zu einem Europäisch-civilisirten durch Peter I., auch die Französische Sprache Eingang gefunden. Die Nachfolger des ersten Civilisirers Rußlands, des eben genannten Fürsten, folgten seinem Beispiele und machten die Französische Sprache immer mehr zur Hofsprache. Besonders geschah dieses unter der Kaiserin Katharina der Zweiten, die mehrere Französische Gelehrten an ihren Hof zog, und auch mit denselben im Auslande correspondirte; die Großen des Reiches, kurz Alles, was auf Bildung Ansprüche machte, erlernte die Französische Sprache, und gab sich mit der Französischen Literatur ab; und wenn gleich in den Schulen und Pensionsanstalten für die höhern Klassen auch die Russische Sprache grammatisch gelehrt wurde, so beschäftigte man sich doch lieber mit der Französischen, schenkte dieser mehr Aufmerksamkeit und Fleiß, weil sie Hofsprache war, und von allen Großen des Reichs und von allen gebildeten Russen gesprochen wurde. Die Kaiserin hatte zwar, um die Russische Sprache nicht hintenan zu setzen, und sie als ein Nationalgut zu pflegen, bei allen öffentlichen Vergnügungen angeordnet, sie auch in Russischer Sprache zu begehen; so z. B. wurden die Schauspiele sowohl in Russischer, als auch in Französischer und Deutscher Sprache gegeben, und um der Landessprache den Vorzug zu lassen, so wurden in der Woche drei Russische, zwei Französische und eine Deutsche Vorstellung gegeben, so daß sechs Vorstellungen wöchentlich Statt fanden. Da aber die Französischen Vorstellungen nicht nur am häufigsten von den Vornehmen und Gebildeten

besucht wurden, sondern auch der Hof, der nur zuweilen die Schauspielhäuser besuchte, weil die Kaiserin auf dem Theater in der Eremitage sich die gewählten Stücke durch eine der drei Schauspielergesellschaften vorstellen ließ, und dabei auch die Französischen Vorstellungen den übrigen vorzog, das Nationalschauspiel nicht durch sein Erscheinen besonders begünstigte, so konnten alle diese Veranstaltungen, so gut sie auch gemeint waren, nicht besonders auf die Russische Sprache wirken; und dieses ist auch der Beweis, daß sich so wenig ausgezeichnete Russische Schriftsteller gebildet haben, und solches auch nur in der jüngsten Zeit, unter der Regierung Alexanders des Ersten, s. unter Sprache (Russische). Wenn für die Russische Literatur wirklich etwas Bedeutendes geschehen soll, so muß es vom Hofe ausgehen, von den Großen und Reichen der Nation, weil die ganze Schöpfung des Russischen Reiches von Peter dem Großen ab, noch zu jung ist, um sich durch eigene Kräfte zu erheben. Es ist schon ohne Unterstützung der gebildeten Klassen des Volkes und des schönen Geschlechtes viel, sehr viel geschehen; allein es fehlt der Sprache noch an feinen Wendungen und Ausdrücken, an Glätte und Politur, und diese kann sie nur dann erhalten, wenn sie Hofsprache wird, wenn die feinen Gesellschaften sie in ihren Kreis aufnehmen, und sie in der Unterhaltung herausbilden; allein dazu soll es bis jetzt in Rußland noch nicht gekommen seyn, weil die Französische Sprache am Hofe und in allen guten Gesellschaften noch die herrschende ist, und man sich lieber mit der Französischen und mit jeder andern Literatur beschäftiget, als mit der Russischen, der Nationalliteratur. Es soll zwar in der neuesten Zeit in Rußland Perioden gegeben haben, wo eine kurze Aufwallung für die Vaterländische Literatur sichtbar gewesen ist; allein eben so schnell, wie dieses Auflodern war, sind sie auch vor-

übergegangen, und die Werke der Franzoſen, Engländer und auch der Deutſchen haben wieder ihren früheren Rang eingenommen, beſonders aber die Erſteren; denn von den Letzteren ſucht man auch Franzöſiſche Ueberſetzungen zu erhalten, weil die Franzöſiſche Sprache ſo zu ſagen national in den feinern Geſellſchaften geworden iſt; und es auch eine Zeit in Rußland gab, wo man nur ſein Glück machen konnte, wenn man gut Franzöſiſch ſprach.

Die Hofſprache in Schweden in den früheſten Zeiten, als Schweden noch ein Wahlreich war, war die Landesſprache, nur ſpäterhin unter dieſer Regierungsform, von dem Könige Magnus, mit dem Beinamen Ladelaß an, bis zum Könige Albert von Meklenburg, dem Letzten vor der Vereinigung Schwedens mit Dänemark unter der Königin Margaretha von Dänemark, iſt auch die Deutſche Sprache am Hofe geredet worden. Denn Magnus zog viele Fremden in ſein Land, und vorzüglich erfreueten ſich die Deutſchen ſeines beſondern Schutzes, weil er ſie als brave, tapfere Leute ganz beſonders ſchätzte, und ihnen dieſerhalb auch an ſeinem Hofe die erſten Stellen gab. Unter der Regierung der Dänen tritt die Däniſche Sprache als Hofſprache ein, und als Guſtav Waſa Schweden den Dänen wieder entriß, ward auch die Schwediſche Sprache wieder Hofſprache, die übrigens mit der Däniſchen nahe verwandt iſt, wie auch oben, unter Sprache (Däniſche), iſt angeführt worden. Auch die Lateiniſche Sprache wurde an dem Schwediſchen Hofe geſprochen; beſonders war dieſe Sprache daſelbſt im Gebrauche unter der Regierung Guſtav Adolphs und ſeiner Tochter, der Königin Chriſtina. Auch unter den folgenden Königen war ſie noch im Gebrauche, wie man ſolches aus der Geſchichte Karls des Zwölften gewahrt, der mit den Fremden an ſeinem Hofe im Feldlager nur Lateiniſch

ſprach. Unter den Regenten aus dem Hauſe Holſtein, im achtzehnten Jahrhunderte, wurde auch die Franzöſiſche Sprache eingeführt, und auch Hofſprache, wenn gleich nicht in der Ausdehnung, als unter Karln dem Dreizehnten u. dem Vierzehnten, dem jetzigen Könige von Schweden. — Am Däniſchen Hofe iſt die Landesſprache in den früheſten Zeiten auch Hofſprache geweſen, nur erſt im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte iſt die Franzöſiſche Sprache auch am Däniſchen Hofe, neben der Landesſprache, geſprochen worden. Sowohl die Däniſche, als Schwediſche Sprache, als Hofſprache, haben dadurch eben keine großen Veränderungen erfahren, wie man es hätte glauben ſollen; welches aber daher rührt, daß ſich in der Belletriſtik eben nicht ſehr viele Schriftſteller ausgezeichnet haben; nur erſt in der neueſten Zeit hat ſich Dänemarks Literatur gehoben, und dadurch auch auf die Sprache vortheilhaft gewirkt. Schweden ſteht in dieſem Zweige ihm noch nach, wenn es auch in dem ſtrenge Wiſſenſchaftlichen gegen Dänemark nicht zurück ſteht. Die meiſten Werke dieſer Art, ſind aber in Schweden in Lateiniſcher Sprache geſchrieben, haben alſo keinen Einfluß auf die Mutter- oder Landesſprache, um dieſe zu bilden, wie es doch mit den ſchönwiſſenſchaftlichen Werken in der Mutterſprache der Fall iſt. — In Holland iſt unter der Regenten-Familie von Oranien-Naſſau die Deutſche, Holländiſche und Franzöſiſche Sprache Hofſprache geweſen, Letztere beſonders im verwichenen Jahrhunderte. Auch in dem gegenwärtigen ſowohl unter der kurzen Regierung von Louis Napoleon, als auch unter derjenigen des jetzigen Königs von Holland, der alten Regentenfamilie, iſt neben der Holländiſchen, auch die Franzöſiſche Sprache Hofſprache geblieben. Dieſe Sprache iſt auch Hofſprache in dem neuen Königreiche Belgien.

Sprache, (Holländiſche). Die Holländiſche Sprache iſt eine Tochter der Deutſchen, beſonders der Plattdeutſchen, von der ſie eine Mundart iſt; und da früher, zu den Zeiten der Römer, das eigentliche Holland zu Deutſchland gerechnet wurde und eine Provinz deſſelben ausmachte, ſo war auch die Deutſche Sprache, beſonders die Frieſiſche Mundart der Norddeutſchen Sprache, als Landesſprache die natürlichſte. Wie die Holländiſche Sprache in der erſten Periode als eine ſelbſtſtändige Sprache ſich geſtaltete, wird unter Sprache (Nordiſche) vorkommen. Hier nur ſo viel, wie ihre Ausbildung geſchah. Schon im vierzehnten Jahrhunderte fingen die Holländer oder Batavier, wie ſie auch genannt werden, an, ſich durch ihre ſogenannte Spreekers oder Kamerſpeelers, die einzigen Redner der damaligen Zeit, zum dramatiſchen Fache vorzubereiten, und ihre Sprache dadurch zu verfeinern, ihr Fluß und Glätte zu geben, da ſie damals, wenn gleich nicht klanglos, doch noch viele Härten hatte. Dieſe Spreekers beſchränkten ſich aber nicht bloß auf ihr Vaterland, Holland, ſondern reiſeten allein oder zwei zuſammen an den Höfen der Fürſten umher, deklamirten erdichtete oder wahre Begebenheiten, und begleiteten ihre Stimme mit allerhand Geberden. Unter dieſen Rednern, auch wohl Barden, zeichnete ſich beſonders Willem von Hillegardsberg aus. Daß dieſe Deklamatoren auch auf ihre Sprache wirken mußten, war natürlich, da ſie, um die Monotonie oder Einförmigkeiten zu vermeiden, die Stimme oft veränderten und dadurch die Sprache gleichſam zu einem gewiſſen Rythmus oder Wohlklang zwangen, wodurch manche Härten in der Ausſprache gedehnter Sylben verſchwanden. Auf dieſe Kamerſpeelers folgten im funfzehnten Jahrhunderte die Redenrykers oder Rhetorykers, die ſich durch ihre Gedichte und Schauſpiele allgemein berühmt machten,

und beſondere Geſellſchaften bildeten, die man Redenrykkamers, Rhetoryk-kamers nannte. So kommt ſchon im Jahre 1430 die Rhetoryk-kamer zu Middelburg in Zeeland vor (bet bloempje van Jesse), deren Mitglieder auch Sprook-ſpreekers (rhetores proverbiorum) genannt wurden. Auf dieſe folgten in den Jahren von 1433 bis 1447 die Rhetoryks-kamers von Waardingen, von Nieuwkerk und von Gouda. So wurde ſchon im Jahre 1401 die Auferſtehung Chriſti in Gegenwart des Herzogs Albrecht von Bayern geſpielt, und im Jahre 1418 wurden allerlei bibliſche Geſchichten, z. B. Herodes und ſeine Thaten, in der Domkirche zu Utrecht vorgeſtellt. Unter den moraliſchen Gemälden kommen z. B. vor: „Hed schaakspel gemoraliseerd.“ — „De Moralisatien in de destructie van Troye“ etc. Im Jahre 1452 ward ein Zinnespel van de Maagd Maria vor dem Rathhauſe zu Arnheim vorgeſtellt. Das älteſte Stück, welches man hat auffinden können, führt den Titel: „Meyspel amoureus, daar Pluto Proserpina ontscaect. (Verliebtes Maiſpiel, worin Pluto Proſepina entführt.) Selbſt Philipp der Schöne hielt es nicht unter ſeiner Würde, Mitglied der Rhetoryk-kamer von Brüſſel (het-boek) zu werden. Ja dieſer Fürſt that noch mehr. Er errichtete zu Mecheln eine „souvereyne Kamer“ für die Rhetoryker, und machte ſeinen eigenen Kaplan, Peter Aelturs zum Haupt (souvereyne Prince der Kamer). Aelturs verſetzte in der Folge dieſe Kammer nach Gent, und Maximilian der Erſte und Karl der Fünfte beſtätigten ſeine Einrichtungen. Aus dem hier Angeführten erhellt, daß im Anfange hier die Geiſtlichen, die erſten Dichter, Redner, Schauſpieler und Sprachverbeſſerer waren. In Holland wirkten daher dieſe Vergnügungen zuerſt auf die Ausbildung der Holländiſchen Sprache;

und wenn auch die erſten Redner oder Spreekers nur die Beluſtigung und den Broderwerb zur Abſicht bei ihren Deklamatorien hatten, ſo wirkten ſie doch abſichtslos auf die Sprache, und bahnten denjenigen, die mit dem Erwerbe auch die Abſicht, die Sprache zu verbeſſern, verbanden, den Rhetorykern den Weg. Wenn daher in andern Ländern die Barden, Troubadours, Minneſänger, Meiſterſänger ꝛc. durch ihre Lieder, ihre Geſänge, zuerſt auf die Sprache wirkten und die erſten Ausbilder derſelben waren, ſo waren es in Holland die Redner und Schauſpieler, weil dieſe Vergnügungen im Charakter und Geſchmacke der Nation lagen, wie man dieſes überhaupt bei allen Nationen findet, deren Hauptbeſchäftigung der Handel iſt; Schauſpiel, Vermummungen oder Maskeraden, ſind ihre Erholungen. Um dieſe bibliſchen Schauſpiele und Vorſtellungen noch mehr zum Gegenſtande des öffentlichen Vergnügens zu machen, wurden ſogenannte Battementen (Luſtſpiele) und Kluchten (Poſſenſpiele), die man auch zotte Kluiten nannte, denſelben beigefügt. Der moraliſche Zweck dieſer Vorſtellungen ward gewöhnlich durch einen Prolog oder Epilog näher entwickelt, und nicht allein die weltlichen Fürſten, ſondern auch Erzbiſchöfe und Päbſte begünſtigten dieſelben, weil ſie dem Volke in dieſem Zweige des Vergnügens, Manches, das auf die Kirche Bezug hatte, vortragen konnten, welches von der Kanzel herab nicht ſo gewirkt haben würde. Allein dieſe ſittlichen Zwecke verloren ſich ſehr bald, und das ganze Luſt- und Poſſenſpiel wurde poſſenhafte Satyre; denn man erlaubte ſich zuletzt in dieſen Stücken ſo viele Bitterkeiten und Zügelloſigkeiten, daß ſie ſchon im Jahre 1445 hier und da verboten wurden. Dieſer Verbote ungeachtet wurden ſie immer wieder begonnen, weil ſich das Volk dieſe Vergnügungen nicht wollte nehmen laſſen; man war daher genöthiget in der Folge dieſe Vorſtellungen

und auch die Schauſpieler an den meiſten Orten der Obrigkeit unterzuordnen, und erſt alle Stücke, welche aufgeführt werden ſollten, durch dieſelbe unterſuchen zu laſſen. Daß auch in dieſen Luſt- und Poſſenſpielen gerade nicht abſichtlich die Sprache berückſichtiget wurde, wird aus den Zwecken hervorgehen, denen ſie unterlagen; allein gerade dieſe Erweckung der Satyre, des bitteren Spottes, bereicherte die Holländiſche Sprache ungemein an witzigen Ausdrücken, an Witz- und Spitzworten, die man theils erfand, theils durch Zuſammenſetzung von Sylben und Wörtern bildete, und nicht allein von dem Bereiche der Kirche aus auf das profane Leben, ſondern auch von dieſem wieder auf die Kirche; es war ein Wirken und Rückwirken; denn bis gegen das ſechzehnte Jahrhundert hin waren es die Geiſtlichen, welche dieſe Spiele zu ihren Zwecken gebrauchten, um das profane oder weltliche Leben herab zu ſetzen, den Weltlichen übel mitzuſpielen. Vom Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts an waren es die Weltlichen, welche die Geiſtlichen auf alle nur mögliche Weiſe in ihren Dramen herabwürdigten. So hatten z. B. in Amſterdam, nach einem Schriftſteller, einige Rhetorykers eine Kamer im Jahre 1533 ohne Wiſſen der Regenten errichtet, und ein Luſtſpiel aufgeführt, in welchem ſie die ſchlechten Sitten der Geiſtlichen auf die ausgelaſſenſte Weiſe zur Schau ſtellten; allein ſie wurden dafür auch beſtraft; denn nicht nur mußten neune aus dieſer Kamer nach Rom wallfahrten, ſondern es wurde auch ein Geſetz entworfen, wodurch alle Battementе verboten wurden, welche nicht vorher von der Regierung der Stadt unterſucht und zugelaſſen wurden. Ein gleiches geſchah zu Vosmeer, zu Zierikzee in Zeeland, und an verſchiedenen andern Orten. Es waren aber weder Geſetze, noch Proklamationen, noch Strafen im Stande die ſatyriſche Geißel der Rhetorikers zurück zu halten, und es

kam ſo weit, daß im Jahre 1564 zu Harlem alle Spiele verboten wurden, die nicht durch den Biſchof oder ſeinen Kommiſſarien unterſucht und gebilliget waren. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht. Die Geiſtlichen, von Zorn entbrannt, ergriffen nun ein anderes, aber ſicheres Mittel, den Schimpf, dem ſie durch dieſe Kamerſpiele ausgeſetzt waren, zu rächen, und dieſe wo möglich ganz zu vernichten, welches darin beſtand, daß ſie alle Mitglieder einer ſolchen Rhetorykkamer, Schauſpieler und Schauſpieldichter, bei dem Volke in ein gehäſſiges Licht brachten und ſie mit den ſchwärzeſten Farben abſchilderten; ſo daß von der Zeit an, durch den Einfluß der Geiſtlichkeit, die Schauſpieler auf lange Zeit hin alle Achtung bei ihren Mitbürgern verloren und ihnen durch dieſes Gewerbe gleichſam ein Schandfleck angehängt wurde, der noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts hin gedauert hat; und nicht allein in Holland und Deutſchland, ſondern auch in andern Staaten; ſelbſt in dem ſonſt eben nicht ſo gewiſſenhaften Frankreich, wollte man Molièren ein anſtändiges Begräbniß auf dem Kirchhofe verſagen, und noch lange nach ihm verſagte man den Schauſpielern daſelbſt einen Platz auf dem Kirchhofe. Ungeachtet dieſer Verachtung waren dieſe Rhetoryker und ihre ſogenannten Kamern oder Geſellſchaften in ſpäteren Zeiten doch die Gründer der eigentlichen Schaubühne, deren Mitglieder nicht eben Dichter, ſo wie von der andern Seite die Dichter nichts mehr Mitglieder der Schaubühne zu ſeyn brauchten; und ſchon im ſiebzehnten Jahrhunderte wurde von einem Mitgliede, Samuel Coſter, der alten Amſterdamſchen Kamer der Eglantieren, unter dem Wahlſpruche: „in lief de bloeijende“ der erſte Grund zu der großen Nationalbühne in Amſterdam gelegt, deren Ruhm in der Folge durch die großen Schauſpieler Adam, Carelzoon van

Zjermesz, Js. Duym, Jan Punt, Corver und Wattier ſo außerordentlich ſtieg. Der oben genannte Coſter errichtete nämlich im Jahre 1617 auf der Keizersgragt, wo zwanzig Jahre darauf das große Theater erbauet wurde, die ſogenannte Neder-duytsche oder Coſters Akademie, in welcher die beſten Stücke der damaligen Zeit gegeben wurden. So viel nun von den erſten Inſtituten, welche zur Ausbildung der Holländiſchen Sprache beitrugen. — Daß die Sprache durch alle dieſe rhetoriſchen und dramatiſchen Vorſtellungsarten unendlich gewonnen hat, leidet wohl keinen Zweifel; denn gleich nach dieſer Hauptperiode, die vom vierzehnten Jahrhunderte an bis zu Ende des ſechzehnten gedauert hat, traten im ſiebzehnten Jahrhunderte ſchon Dichter auf, wie Cats, Vondel, Hooft, Goes und Andere, welche in dieſer zweiten Periode der Sprache und Literatur Hollands glänzen, und auch noch jetzt als Muſter den jüngern Dichtern dieſes Volks dienen. Freilich war im Anfange des genannten Jahrhunderts der Geſchmack im Drama noch ſehr verdorben; denn von der einen Seite gewahrte man die ſcheuslichſten und von der andern die lächerlichſten Scenen. Gewaltſtreiche wechſelten mit Hanswurſtiaden ab; ja die komiſchſten Zuſammenſtellungen, wie Helden und Harlekine, Nonnen und Zechbrüder, Philoſophen und Narren erſchienen auf der Bühne, und neben den Schauerſtücken ſah man zugleich bibliſche, hiſtoriſche und Sittengemälde, geiſtliche Monodramen und Duodramen; kurz Alles, was verdorbener Geſchmack nur Schauerliches und Närriſches oder Schnurriges hervorbringen kann, ſagt ein Schriftſteller, erſchien auf der Bühne. Das Volk fand daran Geſchmack, und dieſen Geſchmack ſuchte man zu nähren, weil er der Kaſſe etwas einbrachte. Auf die Volksſprache bezogen, wurde dieſe zwar reich an drolligen und ſchauer-

lichen Ausdrücken, bekam ſie zwar Fluß; allein an ſeinen Wendungen und Ausdrücken, an Politur, konnte ſie nicht gewinnen, weil die Diktion dieſer Dramen zu gemein, ja oft pöbelhaft war; denn eine Schnurre jagte die andere, und ein Witz- oder Spitzwort das andere; ja die Holländer verpflanzten dieſe Dramen auch auf Deutſchen Boden, indem eine Truppe Holländiſcher Schauſpieler in Deutſchland herumzog und die eben angeführten Dramen gab, die, wenn ſie auch weiter keine Verdienſte hatten, doch Regelmäßigkeit in das Deutſche Drama brachten, wenn man nämlich ein gemeines Poſſenſpiel mit dieſem Namen belegen kann, das zwar Handlung enthält, aber welche Handlung! Zu den dramatiſchen Dichtern, die auf die Volksſprache einwirkten, gehören beſonders der berühmte Geſchichtsſchreiber Brand und der Geſchichtsſchreiber und Dichter Hooſe. Letzterer gab der Bühne zwei hiſtoriſche Trauerſpiele: Bato u. Gerard van Velsen, und ein geiſtvolles Luſtſpiel: Warenar met de pot, welche drei Stücke der Holländiſchen Bühne zur größten Zierde gereichen ſollen. Hierzu kam noch, daß der berühmte Carelzoon von Zyerikers, der vorzüglichſte unter den damaligen Holländiſchen Schauſpielern, durch ſein Spiel und ſeine Beredſamkeit ſehr viel beitrug, den Geſchmack der Holländer zu verbeſſern, und ſie für die beſſeren Stücke empfänglich zu machen. Auch der Glaſer Jan Vos gehört unter die beſſeren Dichter ſeiner Zeit, die für das Theater geſchrieben haben. Sein Trauerſpiel Aran und Titus erwarb ihm ſo viel Ruhm, daß er im ſtolzen Gefühle ſeiner Talente ein zweites Trauerſpiel: Medea, ſchrieb, in welchem er, mit Hintenanſetzung aller dramatiſchen Regeln, ganz ſeinem Genie folgte, und in dem Vorbericht dem Dichter Horaz zurief: Gy zyt een lierpoeet, en schryft het treurspe

wetten?

Zoo tergt reen hadersfluit de klapk der krygstrompetten!
Uw les is overlast de kumst gedoogt genn pyn:
Het spel wil wel bepaald maar niet gedwongen zyn!

In seiner Posse: Oene, schildert dieser Dichter die Sitten der niedrigsten Volksklasse zu Amsterdam auf die ausgelassenste und unsittlichste Weise, welches nur die Zeit und der Charakter der Nation entschuldigen kann, der eine derbe, piquante Kost verlangt; in so fern wirkte er auch auf die Sprache durch seine Dramen; denn sein Aran und Titus soll bewunderungswürdige schöne Stellen haben, und seine Gemälde, die er dem Zuschauer vorführt, sollen schrecklich schön seyn, dabei sind seine Verse vortrefflich; nur Ordnung und Regelmäßigkeit liegen, nach einem Kritiker, nicht in seinen Dramen, sondern Alles ist bunt durcheinander geworfen, gleich einem Chaos; denn hochtrabende, geschraubte Gedanken, stehen neben den erhabensten Stellen; indessen hat er doch viele Verdienste um die Holländische Sprache, indem er manche Wendungen und Ausdrücke des erhabensten und des gewöhnlichsten Lebens hineinbrachte, die sie früher nicht besaß, und welche den Dichtern der Alten zierlich entwandt worden sind; aber auch viel eigene Ansichten des Volkslebens, viele treffende philosophische Betrachtungen impfte er dem Volke ein, die auf die Sprache nicht ohne Wirkung blieben. Ihm ähnlich ist Schubarts Ahasveros. Auch Bredero hat durch seine Lustspiele und seine mit lustigen Scenen durchmischte Trauerspiele sehr auf die Volkssprache gewirkt. Er begab sich sehr oft auf den Fisch- und Obstmarkt seiner Vaterstadt, um Sprache, Ton und Sitten der Amsterdamer Fischverkäuferinnen und der geringen Klasse des Volkes zu studieren, und sie dann in seine Stücke zu verweben, wodurch er nicht nur das Volk anzog,

ſondern es auch unvermerkt auf manche Gebrechen aufmerkſam machte, ihre Sprache mit einer gereinigteren vermiſchte, und dadurch zur Verbeſſerung der gemeinen Sprache beitrug. Alles, was in Holland für die Volksſprache geſchah, kam größtentheils von der Bühne, daher auch dieſe hier nicht übergangen werden konnte, da die Sprachbildung von derſelben ſo zu ſagen ausging, und ſich früher ſelbſt die Theologen derſelben bedienten, um auf das Volk zu wirken, weil ſie von der Kanzel herab nicht ſo kräftig auf daſſelbe wirken konnten, wie auch ſchon oben angeführt worden iſt. Auch konnte auf die Holländiſche und Niederländiſche Sprache nur größtentheils durch das öffentliche Schauſpiel gewirkt werden, wie bei allen Nationen, die eine republikaniſche Verfaſſung genießen, und ihre Freiheit immer mit Argusaugen bewachen müſſen. Auch haben die Revolutionskriege, die Kriege mit England ꝛc. im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte der Ausbildung der Sprache eben nicht geſchadet, wie man es hätte glauben ſollen; und dieſes wahrſcheinlich daher, weil die Holländiſche Sprache ihrem alten Charakter ſo ziemlich treu geblieben iſt, und von Fremdſprachen, die doch in Amſterdam, namentlich die Franzöſiſche, ſehr gewöhnlich ſind, wenig angenommen hat. Auch gebühret dieſes Lob ihren Schriftſtellern und Dichtern, daß ſie die Sprache nicht mit vielen Fremdwörtern miſchten, ſondern ſie in ihrer eigenen Natur zu verfeinern und zu vervollſtändigen ſuchten. Der ſchon oben erwähnte Vondel (Jooſt van den Vondel), iſt aus dem ſiebzehnten Jahrhunderte faſt der einzige Dichter, der alle ſeine Vorgänger verdunkelte, und den man mit dem Beinamen des Holländiſchen Virgils beehrte. Er gab durch die Menge ſeiner vortrefflichen Trauerſpiele, ſo ſehr auch Jan Vos ihn zu unterdrücken ſuchte, der Amſterdamer Bühne einen neuen Schwung; auch

gebührt ihm die Ehre von allen oben genannten Dramatikern der Einzige zu ſeyn, deſſen Stücke noch bis auf die neueſte Zeit gegeben werden. Eines ſeiner am wichtigſten gewordenen Stücke, wenn gleich nicht in der Dikzion, doch in der Wahl und Behandlung des Gegenſtandes, iſt: Gysbrecht van Amstel, durch welches Stück das neue Theater zu Amſterdam im Jahre 1638 eingeweihet wurde. Dieſes Stück wird noch in neueſter Zeit alle Jahre gegen Weihnachten mehrere Male hintereinander auf dem Amſterdamer Nationaltheater gegeben, und dieſes wegen der Beziehungen auf dieſe Stadt, indem Vondel darin die Schickſale und den durch den Handel erhaltenen Rang dieſer merkwürdigen Stadt ſehr anziehend ſchildert, und am Ende des Stücks durch einen Engel die zukünftigen Schickſale derſelben verkündigen läßt. Dieſer Dichter, dem die Nation im Jahre 1772 in der Neuen Kirche zu Amſterdam ein marmornes Denkmal ſetzen ließ, und bei deſſen Gysbrecht ſie alle Jahre mit Enthuſiasmus das Andenken des Dichters feiert, mußte auf der Laufbahn ſeines langen Lebens viele Schickſale erdulden und oft darben. Die Nation, die ſo oft den Genüß ſeiner Geiſteserzeugniſſe ſuchte und ſich daran vergnügte, vergaß den Mann, der ihr dieſen Genuß bereitete und ihre Sprache bilden half. Dieſes war nicht allein ein Fehler der Holländer, ſondern auch der Engländer, daß ſie ſich ihrer großen Männer erſt nach dem Tode derſelben erinnerten, und Hunger, Kummer und alle Trübſale, die ſie ausgeſtanden, mit einem prachtvollen Denkmale zu belohnen ſuchten. Dieſes war übrigens keine Härte des Herzens, kein böſer Zug ihres Charakters, ſondern bloß die Folge von dem Geſchäftsgewühle, den Spekulationen und der Staatsverfaſſung bei großen Handelsnationen. Sie glauben, daß Alles ſo beſchäftiget, Alles ſo im Füllhorne der Fortuna vergraben iſt, wie ſie ſelbſt;

und wenn ſie dann einmal aus ihrem Geſchäftstaumel erwachen, ſich beſinnen, und bei dem Genuſſe eines ihnen dargebotenen Vergnügens nach dem Manne fragen, von dem es herrührt, ob dieſer auch ſein Auskommen habe, ſo iſt dieſer oft längſt nicht mehr. Jetzt iſt dieſes auch in den Handelsſtaaten anders geworden. Vondel ſtarb im Jahre 1679, im zwei und neunzigſten Jahre ſeines Alters, und ward durch vierzehn Dichter zu Grabe getragen.

Die Holländiſche Sprache und Literatur iſt daher früher als die Deutſche von allen Zeiten her bearbeitet worden, wie aus dem oben Angeführten erſichtlich iſt, beſonders iſt dieſes aber im ſechzehnten Jahrhunderte geſchehen, in welchem Holländiſche Sprachforſcher, Sprachkenner und Dichter ſehr viel für die Vervollkommnung der Sprache gethan haben; und der kleine Erdraum, ſagt ein Schriftſteller, den Holland in Vergleichung mit andern Staaten Europas einnimmt, hat nach Vergleichung ſeiner Größe weit mehr Dichter gebildet, und mehr gelehrte Geſellſchaften u. Akademien hervorgebracht, als jedes andere Land. Schon die Errichtung der Rederykkamers und der Akademie des Doktors Coſter, und ſpäterhin die Errichtung einer Nationalſchaubühne bezweckten beinahe bloß die Reinheit und Vervollkommnung der Holländiſchen Sprache, wie auch ſchon oben angeführt worden. Die zahlreichen Preiſe, welche durch 30 bis 40 Genootſchappen auf Verbeſſerung der Sprache, auf vorzügliche Gedichte, ſprachwiſſenſchaftliche Erörterungen ꝛc. geſetzt wurden, beförderten dieſen Zweck noch mehr, und man ſuchte auch aus der Deutſchen Sprache, der Mutter der Holländiſchen, neue und mannigfaltigere Ausdrücke in die Holländiſche Sprache zu übertragen und heimiſch zu machen. Auch im achtzehnten Jahrhunderte blieb man nicht bei den ſchon gemachten Verbeſſerungen ſtehen, ſondern erweiterte das Feld der Li-

teratur und Sprache. Beſonders wirken die Literariſchen Geſellſchaften in Amſterdam auf die Kultur der Nationalſprache; z. B. Concordia et Libertate, Felix Meritis, Doctrina et Amicitia, die Geſellſchaft pour la culture de la langue et de la poesie, und noch einige Andere. Die zuerſt angeführte Geſellſchaft iſt die älteſte; ſie ſoll einer Geſellſchaft Adepten ihre Entſtehung verdanken, und über hundertfunfzig Jahre alt ſeyn; ſie beſteht nur aus wirklich arbeitenden Mitgliedern, und bildet einen Zirkel von den gelehrteſten und ausgezeichnetſten Männern Amſterdams. Die zweite, unter dem Namen: Felix Meritis beſtehende Geſellſchaft, iſt die berühmteſte von allen. Der Stifter derſelben iſt Willem Writs. Die Zahl der Mitglieder beſteht aus vierhundert, und der Zweck der Geſellſchaft iſt das Verdienſt zu belohnen. Die Arbeiten der Geſellſchaft ſind auf alle Tage der Woche vertheilt, und von Zeit zu Zeit nehmen auch Frauen daran Theil. Das Ganze iſt nach den verſchiedenen Zweigen der ernſten und ſchönen Wiſſenſchaften in Departements abgetheilt, die ihre eigenen Zimmer und Abtheilungen haben. Die zuletzt genannte Geſellſchaft iſt auch ſehr zahlreich und hat ſehr viel zum beſſern Geſchmack in der Holländiſchen ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur beigetragen. Haag hat eine ähnliche Geſellſchaft. Die ehemalige politiſche Geſellſchaft: Doctrina et Amicitia, welche 1787, bei Gelegenheit der Oraniſchen Unruhen, unterdrückt wurde, hat jetzt einen rein literariſchen Zweck. Die meiſten Mitglieder ſind Kaufleute. Auch ſeit dem Jahre 1802 beſitzt Amſterdam ein Muſeum, in welchem man die vorzüglichen Journale und Werke Europas über Künſte, Wiſſenſchaften und Handel beiſammen findet. Dieſes Inſtitut zählt über dreihundert Mitglieder. Alle dieſe Inſtitute haben den Zweck, die Kultur der Sprache durch alle nur mögliche lite-

rariſche Hülfsmittel und durch die Unterhaltung zu befördern; dann betrachtet man ſie auch nicht als bloße Leſeſäle, ſondern als Geſellſchaftsörter, die durch die Unterhaltung bei Billard, Muſik und einer Pfeife Tabak, mehr zur Ausbildung der Sprache und Verbreitung der Literatur beitragen, als das einſame Sitzen bei einem Journale, einer bellettriſtiſchen oder ſtreng-wiſſenſchaftlichen Schrift, ohne irgend einen andern Genuß. Es iſt übrigens zu bewundern, daß bei uns, den Deutſchen, die Holländiſche Literatur noch gar nicht recht bekannt iſt, ja daß man bis auf die neueſte Zeit ſo wenig über dieſe Literatur und die Holländiſche Sprache in Deutſchen Schriften erwähnt findet; und man nur aus Zeitungen, Reiſebeſchreibungen, Journalen und andern Tagesblättern die nöthigen Notizen darüber ſchöpfen kann. Da nach allem, was dieſe Nation in den Wiſſenſchaften und Künſten ſchon geleiſtet hat und noch leiſtet, und nach der Beſchränkung der Volkszahl, ihr, nach der Deutſchen und Engliſchen, wohl der erſte Rang unter den gelehrten Nationen Europas eingeräumt werden kann. Und wenn auch mehrere ihrer frühern Schriftſteller nicht in der Mutterſprache, ſondern Lateiniſch ſchrieben, ſo haben ſie doch für die Verbreitung der Wiſſenſchaften und Künſte in ihrem Vaterlande viel gethan, und was ſie thaten, gehört doch demſelben an. Man darf hier nur in den ernſten Wiſſenſchaften die Namen: Erasmus, Hugo Grotius, Boerhave, Swammerdam, Huygens, Ruyſch, Leeuwenhoek, Muſchenbroek, Camper, Nieuwland; unter den Lateiniſchen Dichtern Hoefft, de Boſch, Lennep, Nau, d'Escury; unter den Gelehrten: van Swinden, Deiman, Bonn, van Marum und Andere nennen, um vor der Gelehrſamkeit der Holländer alle Achtung zu bekommen. Um die Ausbildung der Holländiſchen Sprache, der Mutterſprache,

machten ſich in früheren Zeiten verdient: Kilian, Plantyn, van Haſſelt, Huydekoper, Ten Kate und Andere, und in der neuern Zeit: Clariſſe, van Engelen, van Alphen, Brender à Brandis, Lublink de Jonge, Feith, Siegenbeek und Weiland. Von Dichtern wirkten auf die Sprache, außer den ſchon oben genannten älteren Dichtern, noch: Hoogvliet, Antonides, Poot, Anna Maria Schuurman, Cath. Lescaille, Willem van Merken und de Lanoy; und in neueſter Zeit: van Meerman, van Winter, Bilderdok, Loots, Loosjes, Barbaz und Andere. — Sowohl die Regierung, als auch die oben angeführten Geſellſchaften gaben ſich alle Mühe um Einheit und Reinheit in die Sprache zu bringen. Unter Louis Napoleon erging der Befehl eine einſtimmige Schreibart durch einſtimmige Grammatiken und Wörterbücher einzuführen. — Hier der Auszug aus einem Schreiben über die Kultur der Holländiſchen Sprache in der neueſten Zeit aus der Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 6.

Es iſt hier nicht der Zweck den Ruhm der Holländer im Allgemeinen noch zu erhöhen, ſondern bloß ihre an vortrefflichen Eigenſchaften ſo reiche und auf eine unwürdige Art verkannte Sprache bei dem vorurtheilsfreien Ausländer, und wenn das Aethiopem lavare möglich ſeyn ſollte, auch bei den Franzoſen ins rechte Licht zu ſtellen. Zu einer unbezweifelten Ueberzeugung von dem Reichthume der Holländiſchen Sprache, deren Urſprung allgemein bekannt iſt, kann freilich nur derjenige gelangen, der ſich mit beſonderem Fleiße auf das Studium derſelben gelegt, und ſich bemühet hat, die Dichter dieſer Nation in der Urſprache zu leſen. Alle Deutſche, welche bei einem längern Aufenthalte in Holland ſich dieſer Mittel bedient haben, werden zuverläſſig nicht nur ihre vielfachen Vorurtheile gegen dieſe Sprache gänzlich ablegen, ſondern auch zugleich die Vielfältigkeit und Energie derſelben bewundern. —

Was die Holländiſche Sprache als Converſationsſprache in den Niederlanden anbetrifft, ſo wird es keinem Menſchen einfallen, jemals eine andere Converſationsſprache einführen zu wollen, als die Holländiſche. Das tief eingewurzelte Vorurtheil gegen fremde Sprachen, wird ſich gewiß nirgends verläugnen, als in der Reſidenz, wo das Corps diplomatique und der Hof ehemals die Franzöſiſche Sprache zur herrſchenden in höhern Zirkeln gemacht haben; dagegen iſt es den Franzoſen ſonſt nirgends gelungen ihrer Sprache Weihrauch ſtreuen zu laſſen, und am allerwenigſten in Amſterdam (von Friesland und Nordholland bedarf es gar keiner Verſicherung). Ehe würde man zu Amſterdam, wo die Hälfte der Einwohner gewiß aus Deutſchen beſteht, wo Deutſche Opern, Kollegien, Leſegeſellſchaften und Zeitungen gefunden werden, die Deutſche Sprache zur allgemein herrſchenden machen können, als die Franzöſiſche. Dagegen hat der Holländer hohe Begriffe von dem Werthe der Franzöſiſchen Literatur, betet nicht nur Corneille, Voltaire, Racine, Boileau an, ſondern huldiget ohne Unterſchied jedem Franzöſiſchen Dichter, und überſetzt Arnaud, Belloy, Decis und zahlloſe andere dramatiſche Schriftſteller mit eben dem Eifer und mit eben der Anhänglichkeit, als ob ſie durchaus fehlerfrei wären. Dieſes hat ſeinen Grund zum Theil in den ſonderbaren Geſetzen des Holländiſchen Buchhandels, zum Theil auch in dem zunehmenden Mangel an Originalien. Wenn nun die Franzoſen ſehen, daß alle ihre Geiſtesprodukte, Bagatellen und Auswüchſe mit unbegreiflicher Schnelligkeit überſetzt werden, wenn ſie von den Holländiſchen Dichtern höchſtens Vondel und Cats durch ihre Dictionnaires historiques haben kennen lernen, während daß die Holländer alle Franzöſiſchen Produkte himmelhoch erheben; wenn man den Franzoſen überall mit ihrer Sprache und mit Lobeserhebungen entgeggen kommt; wenn ſelbſt viele Holländer wähnen, daß es zum bon ton gehört, überall Franzöſiſchen Jargon hören zu laſſen; dann iſt es auch kein Wunder, daß die Franzoſen ſo kleinliche Begriffe von der Holländiſchen und ſo große von ihrer eigenen Sprache haben. Allein gerade die Vortreff-

lichkeit der Holländischen Sprache (die man freilich nicht aus einer Holländischen Oper beurtheilen muß) sollte auch die Holländischen Gesellschaften und Theaterdirektionen, und vorzüglich die Regierung mehr anspornen, Original-Dichtern größere Belohnungen und Ehrenbezeugungen zu ertheilen, sie nicht bloßen Uebersetzern gleich zu stellen, wie dieses bei der Holländischen National-Bühne der Fall ist, und das Ausland zugleich mit den Verdiensten ihrer großen Männer, die man oft kaum dem Namen nach kennt, auf eine ruhmvolle Weise bekannt zu machen. — Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß während die Franzosen Holland besetzt hielten, vom Jahre 1795 an bis zur Regierung Ludwig Napoleons 1806, die Französische Sprache in den nur zu sehr gemischten Gesellschaften der Holländer durchaus kein Feld gewinnen konnte, als es von der andern Seite unverzeihlich war, daß die Französische Nation ihres langen Aufenthaltes in Holland ungeachtet, in einer so tiefen Unwissenheit in Ansehung der Holländischen Literatur und Sprache blieb. Es würde jedem Leser der Französischen Blätter, der auf die mannigfaltigen herabwürdigenden Bemerkungen über Holland und Holländer, über wissenschaftliche und überhaupt Geistescultur in den Niederlanden stößt, unbegreiflich vorkommen, daß die Französische Nation beinahe einstimmig über die Holländer und ihre Sprache so absprechend und im niedrigsten Tone urtheilt, wenn es nicht längst schon bekannt wäre, daß oberflächliche, vom Eigendünkel und Ignoranz erzeugte Beurtheilung anderer Nationen den Franzosen von jeher eigenthümlich waren. Bei den Holländern ging dieses selbst so weit, daß man den Franzosen im wissenschaftlichen Fache weit öfter und stärker den Ton des Ueberwinders anstimmen hörte, als in politischer Hinsicht. Auch über Deutsche Werke urtheilten sie nicht besser; denn bis zum letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts sahen sie noch mit stolzem Mitleiden auf beinahe alle Zweige der Deutschen Literatur herab, sie gestanden mit Mühe, daß auch Monsieur Wieland quelques talents pour la poésie hätte; auch standen sie viele Jahre lang in dem Wahne, Kotzebue sei der einzige dramatische

Originalschriftsteller der Deutschen; ja man hörte jüngst noch Französische Journalisten verwundernd ausrufen: die dramatische Literatur in Deutschland sei so arm, daß man zu Französischen Stücken seine Zuflucht nehmen müsse ꝛc. ꝛc. —

Was die Holländische Sprache selbst betrifft, ihr Wörterreichthum, ihre Beugungen oder Abwandlungen, kurz ihre Sprachregeln, Grammatik, so wird davon das Nöthige unter Sprache (Niederdeutsche) und Sprache (Nordische) vorkommen, weil sie besonders mit der Ersteren die größte Aehnlichkeit hat, von der sie auch eine Mundart ist, wie auch schon oben, am Eingange dieses Artikels, bemerkt worden ist. Auch werden daselbst noch einige Sprachwerke, Sprachlehren und Wörterbücher vorkommen.

Sprache (Hunnische), Hunnisch-Scytische, s. unter Sprache (Scytische).

— (Jäger); hierunter versteht man alle Wörter, die Gegenstände aus der Jägerey und Forstwissenschaft bezeichnen, alle Jäger- und Forstausdrücke, z. B. Abholzung, Abtrieb, Aesung, Anjagd, Ansitz, Anstand, Aufschlag, Bau, Bestände, Contrejagd, Dunkelschlag, Durchforstung, Fanfaren, Fährte, Fänger, Fuchswitterung, Geäse, Gebräch, Geheck, Gescheide, Gewölle, Hallali, Hatze, Jahrring, Kesseljagen, Keuler, Kümmever, Laßreidel, Lichter, Lichtschlag, Meute, Nachmast, Plänterung, Prunkjagen, Raffholz, Stand, Standwild, Steckling, Suhlung, Treibjagd, Verbellen, Verlappung, Wassereis, Weidmesser, Windbruch ꝛc. ꝛc.; deren Erklärung man in der eröffneten Jäger-Praktika oder dem wohlgeübten und erfahrenen Jäger ꝛc. ꝛc. von Döbel findet.

— (Japanische), welche in dem Japanischen Reiche in Asien geredet wird, und die einen ganz eigenthümlichen Charakter hat, wodurch sie sich von den Spra-

chen, ihrer Nachbarn als eine Originalſprache auszeichnet; ſ. auch unter Japan, Th. 29, S. 94. — Wenn man die Japaniſche Sprache nach ihren Wörtern und Eigenſchaften genau unterſucht, ſo muß man ſie von der Vermiſchung mit andern Sprachen ihrer Nachbarn, beſonders der Chineſiſchen oder Sineſiſchen, ganz frei oder rein erklären; denn von den drei Hauptdialekten oder Mundarten der Chineſen oder Sineſen, dem Nankinſchen, Tſjaktſjuſchen und Foktſjuſchen, verſtehen die Japaner kein Wort, es müßten denn Benennungen von Produkten ſeyn, welche ihnen die Chineſen im Handel überbracht haben; da ſie viel mit den Bewohnern der an der See gelegenen Landſchaften Chinas Handel treiben, indem dieſe Japan mit ihren Schiffen beſuchen. Durch eine gleiche Handelsverbindung mit Japan haben auch die Portugieſen die Wörter: pan, palma, botan, cappa, frasco, bidorn, tanta, und noch viele andere Wörter in der Japaniſchen Sprache nach ihrer Verbannung aus Japan im Jahre 1638 zurückgelaſſen. Daß ſich die Japaner der Chineſiſchen Charaktere oder Schriftzeichen bedienen, iſt kein Grund, auch ihre Sprache von der Chineſiſchen abſtammen zu laſſen; denn ihnen ſind dieſe Charaktere überkommen, wie uns die Lateiniſchen Buchſtaben, die ſich auch bei den meiſten Völkern Europas verpflanzt haben, und dieſes geſchah durch den Handel mit den Chineſen, wodurch die Japaner auch die Künſte und Wiſſenſchaften, ja ſogar Kenntniß von den gelehrten Büchern der Erſteren erhielten. Auch die Coreyer, Tunkineſen und andere an China gränzende Nationen bedienen ſich der Chineſiſchen Schriftzeichen. Hierdurch wird auch derjenigen Meinung widerlegt, welche die Japaner von den Chineſen wollen abſtammen laſſen; wenn es nicht ſchon dadurch geſchieht, daß die uralten Charaktere und Buchſtaben beider Nationen auch

nicht die geringſte Aehnlichkeit haben; denn die alte grobe oder unförmliche Schrift der Japaner, hat mit den ſchlichten Thierbildern der Chineſen nichts gemein; auch ſtimmen beide Völker in der Lebensart und den Sitten gar nicht überein; denn der Chineſe iſt friedſam, beſcheiden, liebt ein ſitzendes ſpekulatives und contemplatives Leben, ohne jedoch von Argliſt und Wucher frei zu ſeyn; der Japaner iſt dagegen kriegeriſch, geneigt zu Unternehmungen und Empörungen; dabei ehrſüchtig und jeder Gattung von Ausſchweifung ergeben. Auch im Eſſen und Trinken, im Schlafen und in der Kleidung, dem Haarſcheeren, Grüßen, Sitzen, und in andern bürgerlichen Gebräuchen ſind ſie ganz verſchieden. Auch die Natur und Conſtruction der Japaniſchen Sprache iſt von der Chineſiſchen ganz verſchieden; denn wenn die Japaner Chineſiſche Bücher entweder nach dem Laute der Charaktere oder ihrer gemeinen Sprache leſen, ſo leſen ſie die Wörter allemal nicht nach der Reihe, in der ſie geſtellt ſind, ſondern etwas verſetzt, und zuweilen hängen ſie einige Wörter an oder fügen ſie zwiſchen, damit der Sinn und die natürliche Conſtruction ihrer Mutterſprache herauskomme. Daher pflegen ſie auch die Chineſiſchen Bücher ſo nachzudrucken, daß ſie die Conſtructionsordnung nach ihrer Weiſe durch beigefügte Zeichen andeuten, um ſie dann ohne Behinderung leſen zu können. Auch die Bildung ihrer Sprachwerkzeuge iſt von der der Chineſen ganz verſchieden, welches von der verſchiedenen Ausſprache oder Abſtoßung der Wörter herkommt. Die Japaniſche Sprache hat faſt immer einen reinen und deutlichen Laut, und die Sylben derſelben pflegen ſelten mehr als zwei oder drei Buchſtaben zu haben; dagegen hört man in der gemeinen Chineſiſchen Sprache beſtändig einen gemiſchten Schall verſchiedener Konſonanten oder Mitlaute mit einem gleichſam ſingenden Akzent. Eine

gleiche Verſchiedenheit findet man auch bei einem jeden Buchſtaben. Die Japaner können das h nicht anders, als mit einem f, die Chineſen aber weit deutlicher ausſprechen; dagegen ſprechen die Japaner das d und r ſehr rein und deutlich, obgleich am Anfange einer Sylbe etwas durch die Kehle aus, die Chineſen aber, und vorzüglich die Nankiner, können kein d oder r hervorbringen oder ausſprechen, und diejenigen, welche in auswärtigen Sprachen ſehr erfahren ſind, wiſſen dieſe Buchſtaben nicht anders als durch ein l auszudrücken. Im Schreiben gehen die Chineſiſchen Zeichen bei den Japanern in Kolumnen von oben herab, und zwar von der rechten Hand gegen die linke, und bedienen ſie ſich alphabetiſcher Zeichen, ſo ſchreiben ſie ſolche von der rechten zur linken und von der linken wieder zur rechten Hand. — Daß die Formoſaniſche Sprache von der Japaniſchen abſtammen ſoll, läßt ſich ſchwer beſtimmen, diejenigen Schriftzeichen, welche ſich die Formoſaner bedienen ſollen, wenn es nicht die von Pſalmanazar, ſ. unter Spitzbube und Spitzbüberey, im 159. Theil, erfundenen Schriftzeichen ſind, die hin und wieder in einigen Werken über Sprachen für Formoſaniſch ausgeben werden, haben mit den Japaniſchen und Chineſiſchen eben keine große Aehnlichkeit. Auch kann die Japaniſche Sprache auf die Ureinwohner von Formoſa oder Taiwan wohl keinen großen Einfluß gehabt haben; denn die Japaner bewohnten dieſe Inſel zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunders, und hatten, als ſich die Holländer auf derſelben niederzulaſſen anfingen, nur erſt einige kleine Flecken angelegt; verließen ſie aber bald wieder, nachdem ſich die Holländer förmlich darauf angeſiedelt hatten, und überließen dieſen deren Beſitz allein; aber auch dieſe konnten ſich nur einige Jahre darauf halten, indem ein Chineſiſcher Feldherr, der in dem Kriege mit den Tataren geſchlagen worden

war, ſein Augenmerk auf Formoſa richtete, mit dem Vorſatze, die Holländer zu vertreiben, und ein Königreich daſelbſt zu ſtiften, welches ihm auch gelang, nachdem er mit einer Flotte von einer anſehnlichen Zahl Chineſen beſetzt, im Hafen von Formoſa landete, ſeine Truppen glücklich ans Land ſetzte und das Fort der Holländer angriff, welches ſich nach einer dreimonatlichen Belagerung ergab, worauf die Holländer freien Abzug erhielten. Seit dieſer Zeit iſt nun die Inſel, bis auf den öſtlichen Theil derſelben, den Chineſen unterworfen, wie auch ſchon oben, unter Sprache (Formoſaniſche), iſt angeführt worden, und ſeit dem Jahre 1683 gehört ſie zur Chineſiſchen Provinz Fokien, welcher ſie faſt gerade gegenüber liegt, und wird von deren Vice-König regiert. Aus dieſem hier Angeführten wird man erſehen, daß die Japaniſche Sprache wohl keinen großen Einfluß auf die Formoſaniſche ausüben konnte, noch eher die Chineſiſche. Wie aber aus allen Beſchreibungen dieſer Inſel hervorgeht, ſo ſind die noch freien Ureinwohner dieſer Inſel ein noch ganz kulturloſes Volk, welches von Schriftzeichen und einer nur einigermaßen geordneten Sprache noch nicht viel weiß. — Daß die Japaniſche Sprache einen höheren Grad der Ausbildung erhalten hat, als die Chineſiſche, geht ſchon aus der Druckerey und Malerey der Japaner hervor, welche beide weit vollkommener, als die Chineſiſchen ſind, obgleich ſie ſolche von den Chineſen erhalten haben. Die Sprache ſoll nicht nur wortreich, ſondern auch, nach dem Grade ihrer Ausbildung, ſehr regelmäßig ſeyn; auch ſoll ſie die Sachen, die ſie bezeichnet, vollkommen ausdrücken. Die Bücher werden mit Holztafeln gedruckt. Die große Eiferſucht der Japaner gegen die Fremden, verhindert, daß man ihre Sprache und Literatur ganz kennen lernen kann; auch erlaubt die Regierung keinem Ausländer die Japaniſche Sprache zu erlernen,

damit ſie keine Kenntniß des Landes bekommen können; dagegen beſoldet ſie vierzig bis funfzig Dolmetſcher von ihrer Nation, die das Holländiſche erlernt haben, und ſowohl im Handel, als auch in andern Angelegenheiten der Holländer mit den Japanern die Geſchäfte einleiten und führen. Dieſe Dolmetſcher ſind in drei Klaſſen getheilt. Die älteſten, welche die Holländiſche Sprache am beſten reden, heißen Oberdolmetſcher, diejenigen, welche ſie weniger gut ſprechen, Unterdolmetſcher, und die ſie noch lernen, Lehrlinge. Ehemals lernten die Japaner, die zum Dolmetſcher-Geſchäft beſtimmt waren, die Holländiſche Sprache von den Holländern, beſonders war dieſes das Geſchäft des Arztes, jetzt aber werden ſie von den alten Dolmetſchern unterrichtet. Auch dürfen die Lehrlinge die Factorey der Holländer nicht wenn ſie wollen beſuchen, ſondern bloß wenn ſie im Dienſte daſelbſt gebraucht werden. Wenn Einige dieſer Dolmetſcher das Holländiſche auch ziemlich gut erlernen, ſo ſprechen ſie es doch nicht gut aus, welches an ihren Sprachwerkzeugen liegt, weil ihre Sprache in Redensarten und Konſtructionen ſo ſehr von der Europäiſchen abweicht. Daher geſchieht auch die Uebertragung der gegenſeitigen Sprache zum öfteren ſchriftlich, wozu ſie ſich ihres Papieres, des Pinſels und des Tuſches bedienen. Sie ſchreiben wie die Europäer, von der linken zur rechten Hand; und die Lateiniſchen Buchſtaben, deren ſie ſich beim Schreiben bedienen, ſind mehrentheils zierlich und ſchön.

Sprache (Indiſche), Indianiſche Sprache, diejenige Sprache, welche in Indien geredet wird, und die ſich in mehrere Hauptdialekte theilt, die wieder ihre Nebendialekte haben. Die Samskrit- oder Samskreda Sprache, auch wohl die Sprache der Brahminen oder Brahmanen genannt, iſt die Mutter aller Indiſchen Sprachen, in welcher die Religions-

bücher der Hindus geſchrieben ſind. Schon aus ihrer Benennung geht hervor, daß ſie eine vollkommene ausgebildete Sprache ſeyn muß; denn Kreda bedeutet ein vollkommenes, ein vollendetes Werk, und das Wörtchen Sam, miteinander, zugleich, enthält eine Anſpielung auf die Verbindung ihrer zu einem harmoniſchen Ganzen geordneten Theile. Dieſe Sprache ſoll in der Regelmäßigkeit ihrer Wortfügung und der grammatikaliſchen Ordnung alle anderen Sprachen übertreffen, und ſehr deutliche Merkmale an ſich tragen, daß ſie von einer Geſellſchaft Gelehrten, die den Charakter dieſer Sprache ſtudierten, auf ordentliche Regeln iſt geſetzt worden, wodurch ſie bei ihrer natürlichen Einfachheit und Stärke des Ausdrucks, Regelmäßigkeit und Harmonie erhalten hat. Sie führt nicht nur den Namen der heiligen Sprache, ſondern auch den der Götter u. der Weiſen. Nach der Lehre der Brahmanen ſoll ſie aus der Unterredung entſtanden ſeyn, welche der Iſhvara (der Herr) mit der Göttin Shakti oder Bhavàni (der Natur) hielt, als beide gemeinſchaftlich das Weltall erſchufen. Das Originalwort Samskrit, welches in keiner andern Sprache vorhanden iſt, als nur in dieſer, wird nicht nur von ausländiſchen, ſondern ſelbſt von Indiſchen Schriftſtellern auf mancherlei Art geſchrieben, nämlich: Samskrit, Samskretan, Samskrudam und Samskret. Alle dieſe Abänderungen haben ihren Grund in den Alphabeten der verſchiedenen Provinzial-Dialekte, welche aus dieſer Urſprache entſtanden und in Indien eingeführt worden ſind; es verhält ſich damit eben ſo, als mit dem Lateiniſchen Homo, welches der Italiener in Uomo, der Franzoſe in Homme, und der Portugieſe in Homem umgewandelt hat. Die Samskritſprache beſteht aus zwei und funfzig Radikalbuchſtaben, unter welchen es mehrere giebt, die man in keiner andern

Sprache findet; daher iſt es auch ſchwer, die urſprünglich Samskritaniſchen Wörter gehörig auszuſprechen, und beinahe nicht möglich ſie in andere, beſonders Europäiſche, Sprachen zu übertragen. Die Griechen, Perſer, Römer, Sineſer, Pejuaner und Europäer, haben viels Samskritaniſche Wörter ſo ſehr verunſtaltet, daß ſie faſt nicht mehr kennbar ſind. So heißt z. B. der Fluß Yamuna; bei dem Plinius: Jomanes, bei dem Ptolemäus: Djemna und Diamuna. Herrbelot Jole nennt ihn: Gemené, und der Pater Markus a Tumba: Giamuna. Aus den zwei und funfzig Radikal-Buchſtaben werden wieder eine Menge anderer gebildet, welches ſo weit geht, daß Paolino da San Bartholomeo ein Samskritaniſches Alphabet beſaß, welches nicht weniger als acht tauſend und vier Beſtandtheile enthielt. Die Vervielfältigung dieſer ſchon an ſich ſo zahlreichen Buchſtaben entſpringt aus der Sylbenbildung; denn dasjenige, was bei uns Europäern eine Sylbe bildet, wird in der Samskritſprache vermittelſt eines einzigen Buchſtabs oder eines einzigen Charakters ausgedrückt; will man zum Beiſpiel die Sylben kra, kre, kri, kro, kru, krai, krau, auf Samskritaniſch ſchreiben, ſo ſetzt man anſtatt derſelben, nur ſieben einzelne Buchſtaben, deren jeder aber ſo viel gilt wie eine ganze Sylbe. Die Art und Weiſe wie die Sylben gebildet und mit einander in Verbindung geſetzt werden, ja ſogar die Anzahl der Buchſtaben, deren man ſich hierzu bedient, iſt in allen Indiſchen Provinzialſprachen, die von der Samskreda abſtammen, eben dieſelben, nur mit dem Unterſchiede, daß jede dieſer Sprachen, wie z. B. die Nagariſche, Talengaſche, Canariniſche, Tamuliſche, Malabariſche u. Guzaratiſche, ihr eignes Alphabet hat, welches in Anſehung ſeiner Geſtalt von allen andern verſchieden iſt. Das Merkwürdigſte hierbei iſt, daß dieſe Beſtandtheile ſogar in

dem Alphabete der Birmanen in Pegu und Ava, wie auch, jedoch mit einigen Abweichungen, in dem Aethiopiſchen Alphabet Gheez und Amhhar enthalten ſind, eben dieſelbe Gültigkeit haben, und auf ähnliche Art zuſammengeſetzt werden, woraus als hiſtoriſch gewiß anzunehmen iſt, daß die Peguaniſchen Birmanen die in der Samskreda vorhandenen Schriften, nebſt dem dazu gehörigen Alphabete und der Anweiſung dieſe Sprache zu lernen, aus Indien erhielten. Das Alphabet der Birmanen im Reiche Ava iſt im Jahre 1787 in Rom durch die Congregation de propaganda fide herausgegeben worden. Viele, ja die meiſten Wörter der Paliſprache ſind entweder ganz Samskritaniſch oder doch wenigſtens daraus abgeleitet und zuſammengeſetzt. Als ſich einſt unter den Peguaniſchen Talapoinen über die Auslegung gewiſſer in den Pali-Büchern enthaltenen Redensarten ein Streit erhob, ſchickte der König von Pegu einige Deputirten an den König von Candia, auf der Inſel Ceylan, welche den Auftrag hatten, ſich bei den dortigen Brahmanen und Buddhiſten nach der wahren Bedeutung jener ſtreitigen Ausdrücke zu erkundigen. Dieſer Vorfall und die genaue Uebereinſtimmung, welche man zwiſchen den Sprachen jener beiden Reiche wahrnimmt, dient wohl zu einem hinlänglichen Beweiſe, daß die Pali-Sprache in Pegu ein Dialekt der Samskreda ſei. Was nun das erwähnte Aethiopiſche Alphabet anbetrifft, welches ebenfalls mit der Samskritſprache eine gewiſſe Aehnlichkeit hat, ſo kann man nach einem Schriftſteller annehmen, daß es von jenen Indiſchen Gymnoſophiſten oder nackten Philoſophen nach Aethiopien gebracht worden iſt, die zur Zeit des Apollonius auf einem gewiſſen Berge nicht weit vom Nil wohnten. Nach Reinhold Forſter war es nicht nöthig, daß es gerade Leute aus Indien waren, welche die Griechen den Namen

Gymnoſophiſten gaben; denn das heiße Klima habe die Bekleidung ſolcher Leute, die ein kontemplatives Leben führten, auch am Nil überflüſſig gemacht, weshalb man ſie ebenfalls ſo benannt habe; allein die Buchſtabenſchrift ſei nicht von ihnen aus Indien nach Aethiopien gebracht worden. — Es iſt aber auch ſehr möglich, daß die Aethiopier, Perſer, Tibetaner und Peguaner die Samskritſprache von den Parreas oder Suders (Zigeuner) erhalten haben, die nach dem Zeugniſſe Grellmanns *) unter der tyranniſchen Regierung des Timur aus Indien flohen, und die Tatarey, Scythien und Ungarn durchzogen, ſich auch in Deutſchland hin und wieder verbreiteten, und noch bis auf die neueſte Zeit eine Sprache reden, die mit dem Samskridaniſchen Dialekt, deſſen man ſich im Königreiche Guzarat, und beſonders in der Stadt Tatta bedient, eine auffallende Aehnlichkeit hat. Dieſe Vermuthung gewinnt eine um ſo größere Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß jene Völkerſchaften in älteren Zeiten mit den Indiern auf eben die Art Verkehr hatten, wie heutigen Tages die Araber mit den Einwohnern der Küſte Malabar; daß ſie nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, ihre Religion und ihre heiligen Bücher aus Indien erhielten, und daß folglich auch die Samskritſprache leicht von Tatta, Kabull und Kandahar nach Perſien, ſo wie von Nepal über Tibet nach der Tatarey, wie auch nach Aſem in Pegu und bis an den Ava gebracht werden konnte.

Die Samskritſprache enthält ſehr viele Wörter, die ſowohl dem Klange, als auch der Bedeutung nach mit dem Lateiniſchen übereinkommen, z. B. Dendha, dens, ein Zahn; Juncta, junctus, vereint; Nau, navis, ein Schiff; Naviga, navita, navicularius, ein Schiffer; Nava, novem, neun;

*) Hiſtoriſcher Verſuch über die Zigeuner. Göttingen, 1787.

Sapta, septem, ſieben; Tri, tres, drei; Dui, duo, zwei; Adja, hodie, heute; Vidhava, vidua, eine Wittwe; No, non, nein; Sua, suus, ſein ꝛc. Dieſe und andere ähnliche Wörter beweiſen hinlänglich, daß dieſe Sprache nicht, wie der Pater Pons einſt behaupten wollte, vor der Sündfluth exiſtirt habe, ſondern daß ihr Urſprung eben da zu ſuchen iſt, wo andere Morgenländiſche Sprachen entſtanden, aus welchen man die Analogie mehrerer anderer Wörter herleitet, deren ſich damals manche Völkerſchaften, und alſo auch die Vorfahren der Brahmanen und Lateiner bedienten. Uebrigens beſitzt die Samskritſprache einen größeren Reichthum an Synonimen, als die Lateiniſche, wenn man dieſes nämlich als den Reichthum einer Sprache betrachten kann, da dieſes doch eigentlich von der Bezeichnung jedes Dinges mit einem eigenen Namen abhängt. Die Sonne bezeichnen z. B. dreißig, den Mond mehr als zwanzig, ein Haus zwanzig, einen Stein ſechs bis ſieben, einen Baum zehn, ein Blatt fünf, einen Affen zehn, und einen Raben neun verſchiedene Benennungen; eben ſo verhält es ſich auch mit andern, ſowohl ſichtbaren, als unſichtbaren Dingen. — Obgleich die Samskritſprache ſehr wortreich iſt, ſo iſt doch eine kleine Sprachlehre hinreichend, die Grundſätze des Ganzen zu erläutern; nur die Ausſprache macht, wie ſchon oben angeführt worden, die meiſten Schwierigkeiten, ſie iſt ſo geſchwind, und erfordert ſo viele Anſtrengung, daß ſich Jemand, der ſie erlernen will, lange üben muß, ehe er ſie richtig ausſprechen kann, ja manche Wörter lernt er gar nicht ausſprechen. — Die jetzigen lebenden Sprachen des nördlichen Indiens haben eine große Aehnlichkeit mit der Samskritſprache, und werden als Töchter derſelben angeſehen, obgleich ſie durch die Vermiſchung mit andern ſchlechten Mundarten ſehr verdorben worden ſind. Die Hindoſtaniſche

Sprache kommt mit der verdorbenen Samskritſprache ſehr überein, dagegen ſollen die Sprachen, welche gegenwärtig im ſüdlichen Indien geſprochen werden, weniger mit derſelben übereinkommen, woraus man ſchließen will, daß ſie eine Originalſprache iſt, von der eine Menge Mundarten ausgegangen ſind, von denen die wichtigſten hier angeführt werden ſollen.

Da die Samskritſprache, wie ſo eben erwähnt worden iſt, als eine Original- und heilige Sprache betrachtet wird, ſo werden die von derſelben ausgehenden Mundarten oder übrigen Indiſchen Sprachen nur als gemeine Sprachen angeſehen. Von dieſen ſind nun als wichtig zu bemerken: 1) Die heilige Sprache, deren ſich die Prieſter und Budahiſten auf der Inſel Ceylan bedienen. Ptolemäus hat in ſeiner Erdbeſchreibung, in welcher er dieſer Inſel unter dem Namen Salica erwähnt, mehrere Samskritaniſche Benennungen angeführt; ſo ſchreibt er z. B. Sindocanda, welches Sindhucanda heißen ſoll, ſo gedenkt er des Berges Malà unter der Benennung Malea, und ein großer den Brahmanen zugehöriger Diſtrikt Mahágràmam, wird von demſelben Maagramum genannt. Auch beim Arrian u. Strabo kommen Samskritaniſche Wörter vor. Dieſe Sprache wird noch gegenwärtig im Königreiche Candia geſprochen, aber nicht auf der Seeküſte, wo man ſich durchgehends des Cingaleſiſchen Dialektes bedient, der aus dem Tamuliſchen und Malabariſchen zuſammengeſtoppelt iſt. — 2) Die Tamuliſche Sprache, welche in Tanjaur, Madura, Maiſſur, Concao, Malabar, doch nur in den Ortſchaften an der Seeküſte bis in die Gegend von Collam, und auf den Gottesbergen geſprochen wird; überhaupt ſoll dieſe Sprache von der Küſte Orixa an bis an das Kap Komorin, und von dort aus über die ganze Küſte Malabar bis Kochin herauf geredet werden. Dieſe Sprache

ſoll; nach Einigen ſehr mangelhaft ſeyn, weil jeder Buchſtab auf verſchiedene Art ausgeſprochen und geſchrieben werden kann, indeſſen wird dieſes von Andern ſo gut wie widerſprochen, indem ſie nicht nur wohlklingend ſeyn und ſich zur Poeſie ungemein gut ſchicken ſoll, ſondern auch leicht zu erlernen iſt, weil ihre Beſtandtheile ſehr einfach ſind. Wenn Samskritaniſche Wörter darin vorkommen, die ſie vermittelſt ihres Alphabets, welches nur dreißig Buchſtaben zählt, welche von der Linken zur Rechten geſchrieben werden, nicht ausdrücken kann, ſo entlehnt ſie zu dieſem Behufe einige Buchſtaben entweder aus der Granthamiſchen oder aus der Samskritaniſchen Urſprache. Die Buchſtaben, welche ſie von der Grantha borgt, ſind: kſha, ſza, ſhda, ſa, ſpa, ſma, ſtra, ſkra. Von den dreißig Buchſtaben des Alphabets ſind, nach einer zu Trankuebar gedruckten Grammatik, zwölf Selbſtlaute, von denen fünf kurz und ſieben lang ſind. Die Buchſtaben ſind folgende: Selbſtlaute: ă, a, ĭ, i, ŭ, u, ĕ, e, ăe, ŏ, o, ou. Mitlaute: k, ng, ſch, gn, ta, n, r, n, p, m, y, r, l, v, j, f, r, n. Die Mitlaute werden nicht immer auf gleiche Art ausgeſprochen; ſie ſollen anders am Anfange eines Wortes und anders in der Mitte lauten; eben ſo verändert ſich ein Selbſtlaut und mit ihm der vorangehende und folgende Mitlaut. Dieſe Zuſammenſetzung ſoll eine große Dunkelheit verurſachen, und da ſie keine Unterſcheidungszeichen haben, auch die Worte nicht auseinander ſetzen, ſo macht dieſes, daß diejenigen, welche die Sprache nicht genau verſtehen, oft den wahren Sinn des Satzes nicht herausfinden können. Hieraus kann man ſich, ſagt ein Schriftſteller, einen Begriff machen, was die Europäiſchen Miſſionaire für Mühe anwenden mußten, um dieſe Sprache zu lernen, da die Indianer oft einander ſelbſt

nicht verstehen. Nach einigen Missionairen soll ihnen der Buchstab v fehlen, wofür sie das b besitzen, nach Anderen ist dieses umgekehrt, wie auch aus dem oben angeführten Alphabete zu sehen ist. Auch der Buchstab h fehlt ihnen. V und H ersetzen sie durch B und G. Sie schreiben daher statt Aham welches auf Samskritanisch Ich heißt, Agam oder Akam, und anstatt Vàva, der Neumond, Baba. Nach den Dänischen Missionairen von Tranquebar soll sie eine sehr redneriſche und kernige Sprache seyn, die sich auch sehr angenehm anhören läßt; dann ist sie wortreich, doch sollen ihre Worte sehr schwer zu behalten und auszusprechen seyn. Die Bilder sollen in derselben sehr lebhaft seyn und sich nie ganz von der Natur entfernen, ob sie gleich zuweilen überspannt sind. So wird z. B. in der Beschreibung eines Gefechts das Geklirre der Waffen durch das Rollen und die wiederholten gähen Stöße der Zunge nachgeahmt. Dadurch, daß die Indianer oft jedes Wort einzeln aussprechen müssen, um es deutlich zu machen, auch oft das nämliche Wort mehrere Male hintereinander aussprechen und noch Vergleichungen hinzusetzen, um sich verständlich zu machen, sind manche Europäische Schriftsteller verführt worden, die über Indianische Gegenstände geschrieben haben. So führt nun z. B. ein Schriftsteller an, daß man in der Gegend von Pondychery Bruma, in Tanjour Brama, auf der Küste Orixa Birma spricht, welche alles eins und dasselbe sei. — 3) Die Malabarische Sprache. Diese Sprache, oder wohl besser Mundart, erstreckt sich vom Kap Komorin bis an den Berg Jlly, welcher die beiden Landschaften Malabar und Canara von einander scheidet. Bei diesem Dialekte bedient man sich eines doppelten Alphabets, nämlich des Maleyam Tamul und des Grantha. Ersteres besteht aus drei und zwanzig, und Letzteres aus zwei und funfzig

Buchſtaben, welche vollkommen zureichend ſind, um das Samskritaniſche zu ſchreiben. Dieſer letzteren Charaktere ſollen ſich die Verfaſſer aller heiligen Bücher bedient haben, welche man in Maiſſur, Madura, Carnada, und auf der Küſte Malabar zu Geſicht bekommt. Aus dem unter Nr. 2 Angeführten geht hervor, daß auch die Tamuliſche Sprache oder Mundart neben der Malabariſchen in dieſem Theile Indiens herrſchend iſt. Auch ſoll nach Däniſchen Miſſionairen die Tamuliſche Sprache auf der Malabariſchen Küſte am reinſten geſprochen werden, man ſoll auch nach dieſem Dialekte die Bücher ſchreiben, weil derſelbe, wenn er gleich manche Abänderungen in andern Mundarten erleidet, doch überall verſtanden werden ſoll. — 4) Die Canariniſche Sprache, welche in der zum Königreiche Canara gehörigen Gegend des Berges Illy und von da bis nach Goa geſprochen wird. — 5) Die Maraſhba- oder Maharattenſprache, eine eigenthümliche, jedoch auch mit dem Samskrit nahe verwandte Sprache, welche in dem Reiche der Maharatten, die man auch, jedoch unrichtig, Marattен nennt, geredet wird. Da die Maharatten einen der weitverbreiteſten Hinduſtämme in Vorderindien bilden, ſo iſt auch ihre Sprache daſelbſt ſehr verbreitet. — 6) Die Talenga-, Talinga- oder Talinctaſprache wird auf der öſtlichen Seite der Indiſchen Halbinſel geſprochen. Sie ſoll eine wohlklingende, kraftvolle, männliche, dabei reichhaltige und gelehrte Sprache ſeyn, die ſich auch durch Europäiſche Buchſtaben genauer ausdrücken laſſen ſoll. Sie hat, wie die Granthamſche, zwei und funfzig Buchſtaben, welche vollkommen zureichend ſind, das Samskritaniſche zu ſchreiben. Man ſpricht ſie auf der Küſte zu Orixa, in Golconda, am Fluſſe Krſhna und bis an die Gebirge von Balangate. Alle dirſe Sprachen haben ihre eigenen Alphabete, ſo

daß man ſich in jeder Provinz mit einer beſondern Art von Charakteren bekannt machen muß, wenn man ſeine Gedanken in der daſelbſt gewöhnlichen Mundart aufſetzen will. — 7) Die gemeine Bengaliſche Sprache, welches ein im höchſten Grade verdorbener Dialekt ſeyn ſoll, in deſſen Alphabet man auch kein V antrifft und ſich ſtatt deſſelben des B bedient, ſo daß man z. B. Beda anſtatt Veda ſchreibt. Man ſpricht ihn zu Calcutta und in Bengalen an den Ufern des Ganges. Wahrſcheinlich iſt dieſes diejenige Mundart, die andere Schriftſteller, die über Indien geſchrieben haben, bei der Erwähnung der Warugiſchen und Maleyiſchen Sprache, die in den Gegenden üblich iſt, wo die Europäer ihre Beſitzungen haben, mit anführen als eine beſondere kauderwälſche Sprache, die aus der Landesſprache und dem Portugieſiſchen zuſammengeſetzt ſeyn ſoll. — 8) Die Devanagariſche oder Hindoſtaniſche Sprache, von Andern Nagru, Nagari oder auch Devanagari genannt, welche zu Benares oder Vanares geſprochen wird. Sie hat, gleich der Samskritſprache zwei und funfzig Charaktere, von denen ſechzehn Selbſtlaute ſind, mit denen man ebenfalls das Samskritaniſche ſchreiben kann. Ihre Schriftzüge ſind im nördlichen Indien überall eingeführt. Man findet ſie im erſten Bande der Asiatick Researches. Außer den hier angeführten Sprachen oder Mundarten der Indier oder Indianer, giebt es noch eine große Anzahl Unterdialekte, welche in verſchiedenen Provinzen dieſes großen Aſiatiſchen Landes geredet werden, die aber immer mehr oder weniger mit den Hauptdialekten übereinkommen, und das Samskritaniſche zur Grundlage haben. — 9) Die Guzaratiſche Mundart, welche nicht nur im Königreiche Guzarat, ſondern auch zu Baroche, Surate, Tatta, und auf den Gebirgen von Belangate eingeführt iſt. Der Charakter derſelben iſt

wenig vom Devanagariſchen verſchieden. — 10) Die Nepaliſche Mundart, welche im Königreiche Nepal geſprochen wird, und ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Devanagariſchen hat. Dieſe Sprache wird von Einigen als ein Hauptdialekt des Samskrit betrachtet. — Die meiſten der oben angeführten Sprachen oder Dialekte werden mehr geſungen, als geredet, und daher ſoll es faſt unmöglich ſeyn, ſie anders, als durch den Gebrauch zu erlernen. Die Holländer haben zu Batavia eine Malayiſche Grammatik drucken laſſen, wozu ſie ſich der Arabiſchen Buchſtaben bedient haben. Um die Sprache zu erlernen, ſetzten ſich die Europäiſchen Miſſionaire unter die Schulkinder, und fingen die Buchſtaben an in Sand zu ſchreiben; und dieſes war der einzige Weg um die Worte ſchreiben und ausſprechen zu lernen; ſie nahmen darum einen Dolmetſcher an, der ihnen die Bedeutung der Wörter ſagte, auf welche Art ſie nach und nach ſo weit kamen, daß ſie mit den Landeseinwohnern reden konnten.

Ueber die Indiſchen Sprachen ſich ausführlicher auszulaſſen, iſt hier nicht der Ort, da von den Hauptdialekten hier nur ein kurzer Umriß zur Ueberſicht des Indiſchen Sprachſchatzes genügen wird, um ſo mehr, da dieſe Sprachen in Europa doch nur von Wenigen ſtudiert werden. Wer darüber weitere Belehrung wünſcht, der findet ſie in den Grammatiken, die von Miſſionairen in Rom, London, Paris, Amſterdam ꝛc. herausgegeben worden ſind, worunter ſich beſonders die in Rom im Jahre 1790 herausgekommene Samskritaniſche Grammatik des Fra Paolino da San Bartholomeo auszeichnet, in welcher man über alle die oben angeführten Indiſchen Sprachen oder Mundarten umſtändliche Nachrichten findet; in welcher Grammatik der Verfaſſer auch beweiſet, daß alle Indiſche Sprachen aus dem Samskrit entſproſſen ſind, obgleich Wilkins und Jones behaupten wollen,

daß eigentlich das Nagru oder Devanagari den ursprünglichen und wahren Charakter der Samskritsprache ausmacht, und daß solche keinesweges eine Indische Ursprache ist, sondern aus Persien nach Indien verpflanzt worden sey. Auch die Congregationen zu Rom und zu Venedig haben verschiedene Schriften in diesem Zweige drucken lassen; eben so findet man auch in den Asiatick Researches Verschiedenes über die Indischen Sprachen. — Was die Schreibart der Indianer anbetrifft oder die Art wie sie schreiben, so geschah solches und geschieht es auch noch hin und wieder mit einem Grabstichel auf allerlei Gegenstände. Besonders bedient man sich zum Schreiben einer Art Palmblätter, welche die Gestalt eines Fächers haben und dünn und dürr sind. Der Schreibende legt ein solches Blatt auf die eine Hand, und gräbt mit der andern durch einen Grabstichel die Buchstaben ein. Sie schreiben auf beiden Seiten, und überziehen dann die Buchstaben mit Dinte. Die beschriebenen Blätter werden nun auf einander gelegt, an dem Ende eines jeden ein Loch gemacht, ein Faden durchgezogen, und so hängen dann die Blätter gleich einem eingebundenen Buche zusammen. Dann haben sie auch eine Art von Papier, das aus Lumpen von Leinen und Baumwollenzeug gemacht und mit Reiswasser geleimt worden ist, worauf sie mit einer Feder von Schilfrohr schreiben; dieses ist aber noch nicht lange üblich. Auch haben sie jetzt, besonders diejenigen Indianer, welche unter den Europäern stehen oder deren Besitzungen nahe liegen, noch Papier nach Europäischer Art fabricirt, worauf sie mit Federn aus Geflügeln schreiben. Die ältesten Bücher der Indianer sind auf Palmblätter geschrieben. Wenn die Indianer schreiben lernen, so zeichnen ihnen die Schreibmeister große Buchstaben vor, worein die Schüler ihre Griffel legen, und nach den Zügen so lange herumfahren, bis sie die

Buchſtaben ſchreiben können. Wenn ſie buchſtabiren lernen, ſo ſchreiben ſie die einzelnen Buchſtaben und Wörter anfänglich in den Sand, und hernach mit dem Griffel auf Palmblätter; wodurch ſie auch zugleich die Orthographie lernen.

Was nun die Literatur der Indier oder Indianer anbetrifft, ſo iſt das vornehmſte Buch in der Samskritſprache der Véda, welches Wort von einigen Engländern unrichtig in Bed oder Beadh verwandelt worden iſt. Dieſes Werk bezeichnet nicht etwa ausſchließend ein beſonderes heiliges Buch, ſondern es bedeutet ſo viel als ein heiliges Geſetz, gleichviel von welchem Volke oder welcher Völkerſchaft es beobachtet wird. So heißt z. B. das Geſetz oder Religionsſyſtem der ſogenannten Najarener oder Thomaschriſten, Nafrànni Veda, und das Jüdiſche Geſetz, Judaveda. Dann wird dieſes Wort auch noch außerdem in ſehr ausgedehnter Bedeutung genommen, wie man aus folgender Mythe gewahren wird. Der Gott Brahma war zur Zeit der allgemeinen Weltüberſchwemmung in Schlaf gerathen; da kam der böſe Dämon, Hayagriva genannt, ſtahl ihm den Veda und warf ihn ins Meer. Dieſes Buch würde nun auf immer verloren geweſen ſeyn, wenn nicht der Gott Viſhnu ſich augenblicklich in einen Fiſch verwandelt und es wieder aufgeſucht hätte. Als er es fand, übergab er es den Menſchen, welche ſich mit dem Könige Manu in der Yanapatra, das iſt, in einem ſchwimmenden Fahrzeuge, gerettet hatten. — Es fällt von ſelbſt in die Augen, ſagt ein Schriftſteller bei Erwähnung dieſer Mythe, daß dieſes ſich unmöglich auf den noch jetzt vorhandenen Véda anwenden läßt. Nimmt man dagegen an, daß dieſes Wort hier, wie es wirklich der Fall iſt, das Naturgeſetz bedeutet, ſo läßt ſich die ſinnreiche Allegorie erklären. Die Brahmanen wollen nämlich dadurch zu verſtehen

geben, daß die natürliche Ordnung und Verbindung der Elemente zur Zeit der Sündfluth gänzlich zerrüttet, nachher aber durch den Vischnu wieder hergestellt worden sey.*) — Die übrigen Indischen Bücher, welche vorzüglich geschätzt werden, sind folgende: Manushastra und Mahabhàrada, die sich, der Sage nach, noch aus den Zeiten des Manu oder Noah herschreiben sollen. Die neun Puranas oder Canda, worin die neun Erscheinungen des Vischnu beschrieben werden. Das Buch Ràmâyôna, welches die fabelhafte Geschichte des Gottes Ràmà und der Sida enthält. Ferner das Bhagawadda, ein sehr geschätztes Buch, das von der Menschwerdung des Vishnu handelt, als er sich nämlich in der Gestalt des Krshna, oder des schwarzen Gottes zeigte. Von der Kindheit dieses Letzteren wird in dem Balagapuràna ausführliche Nachricht gegeben. Das Lingapuràna enthält die älteste Geschichte des Lingam oder Phallus. Das Shivapuràna erzählt die Geschichte des Gottes Shiwa oder Mahadèra. Das Gangabhakya, das ist Gangis felicitas, handelt von der Glückseligkeit, welche man durch die Reinigung in diesem Flusse erhält oder deren man sich theilhaftig macht. Das Raghuvamsha enthält den Stammbaum des Raghu nàtha, das ist, des Vishnu, der aus der Familie Raghu entsprossen seyn soll. Ritupar kar ist ein Gedicht, worin die Entstehung der Dinge besungen wird. Das Sandhya tarma enthält Vorschriften, wie man sich bei den Reinigungsopfern zu verhalten habe, welche des Abends vorgenommen werden, und das Yudhisthiratwigen, ein sehr schönes Gedi-

*) Asiatick Researches, S. 116 — 120. — Systema Brahmanicum, S. 83 u. 279, wo dieser oben angeführte Gegenstand nach einem Indischen Original-Gemälde, abgebildet worden ist, das sich im Borgiänischen Museum befindet.

kritanisches Gedicht, worin der Sieg des Königs Yudhisthira besungen wird, der einer von den fünf Söhnen des Pandu war. Hierzu kommt noch das Buch Bhagavatgurita, wovon Wilkins eine Uebersetzung geliefert hat. — Um die Sanskritanische Sprache nach Regeln, und nicht, wie die meisten Europäer, durch Uebung zu erlernen, muß man folgende Bücher gebrauchen: 1) Die Sidharuba oder Saraspada (die Sanskritanische Grammatik); die Vyagarna (der Syntax), und mehrere Shloga oder versifizirte Sentenzen, woraus man die wahre Bedeutung und den richtigen Gebrauch der Sanskritanischen Wörter kennen lernt; besonders aber das Amawasinha, ein vortreffliches Wörterbuch in Sanskritanischer Sprache, welches ungefähr sechzig Jahre vor Christi Geburt zusammengetragen worden ist. Es ist, wie alle älteren Indischen Bücher, in Versen geschrieben, und nicht in Kapitel abgetheilt, sondern nur in gewisse Rubriken, so daß die Wörter, welche zu einer gewissen Gattung gehören, ohne Rücksicht auf Auswahl und Ordnung zusammengetragen sind. So führt zum Beispiel die eine Abtheilung die Aufschrift: Swarggawargga, das ist, Geschlecht der Benennungen, welche dem Himmel zukommen; eine andere heißt: Manushawargga, Geschlecht der Benennungen, welche dem Menschen beigelegt werden ꝛc. Diese Einrichtung, sagt ein Schriftsteller, zeigt von dem hohen Alterthume dieses Werkes; denn die Art und Weise, die Bücher nach Maaßgabe des Inhalts in besondere Kapitel einzutheilen, und hierbei einen gewissen Plan zum Grunde zu legen, ist eine Erfindung neuerer Zeiten. Amarasinha, der Verfasser dieses nach ihm benannten Wörterbuches, war, zur Folge einer Tradition, die unter den Bewohnern des nördlichen Indiens allgemein für glaubwürdig anerkannt ist, Minister bei dem Könige Wikrama-

dicya, welcher sieben und funfzig Jahre vor Christi Geburt starb (Asiatick Researches, T. I, p. 160; T. II, p. 123). Jones, Davis, Hastings, Anquetil du Perron und andere hochverständige Männer, pflichten dieser Behauptung bei, und die Brahmanen sind so sehr von dem hohen Alterthume dieses Buches überzeugt, daß sie sich desselben als eines Probiersteines bedienen, die Echtheit der Samskritanischen Ausdrücke, welche in anderen Schriften vorkommen, durch dessen Beihülfe zu erforschen.

Was die auf die Ausbildung einer jeden Sprache so mächtig einwirkende Dichtkunst betrifft, so ist auch diese den Indianern, einem Volke, welches viel früher als manches andere zur Kultur gelangte, schon in den frühesten Zeiten nicht fremd gewesen. Zu ihren ältesten Gedichten gehören einige Kriegeslieder, worin die Heldenthaten des Gottes Ramà, des Indischen Bacchus, die er auf der Insel Lanca oder Ceylan ausgeübt, besungen werden. Sie enthalten Lobeserhebungen der ersten Indischen Krieger und Helden, der Vaterlandsliebe, der Volkstugenden, und des glücklichen Zustandes, worin sich Indien in den ältesten Zeiten befand. Nächst diesen haben die Indier auch noch Hirtengedichte und dramatische Dichtungen, deren Ursprung gleichfalls in das graue Alterthum hinauf reicht. Hier einige Proben dieser Dichtungen.

Kriegsgesang in der Samskritanischen Sprache.

Mada gagia padanandam Vigghna vicèsha daksham
Sarasigia bhava giàyàm bhàradi sòma misham
Nisiciara cula càlam Raghavam giàna kinciam
Pradidinam anubhaktyà nauvimanmiça màryam.

Ihm, der die Kriegsschaaren und Elephanten überwältigte, der alle Hindernisse überwand;
Ihm, der seine Gattin, die Beherrscherin des Mondes,
im Triumphe wegen führte;

Ihm, der die nächtlichen Ungeheuer verscheuchte, dem
Sieger Ràghava (Ràmà),
Sey täglich Preis und Anbetung; ja, angebetet sey
er, der Herr!

Kriegsgesang in Malabrischer Sprache.

Uttama puràna purushende ciaridànam
Uttamamidàdi Ragghu nàyaga ciaritram
Bhàktiyòdu ciolluvadinna tuniyuenen
Mukti padam-èguga namuka Hari Ràma.

Ich beginne zu singen die uralten Thaten
Des Gottes Vishnu, des Herrn, der vom Geschlechte
Raghu stammt;
Und damit ich sie auf eine würdige Art erzählen könne,
So begeistere Du selbst mein Lied, o Hari Ramà!

Ein anderer Malabarischer Gesang beginnt auf folgende Weise.

Shuga tarunni gena mannyum mànni magùda malighe
Ciolledo ciolledo Krshna lil-amrdam
Sugha vibhavam adiladhigam-iha nahi namukahto
Dugghanguel agambiloke ninghi tulom.

Junges, niedliches Papageyen-Weibchen! Du Freude und Wonne der Menschen! Erzähle, o erzähle die edlen Thaten des Gottes Krshna! Heitere unsre Herzen durch deinen Gesang auf, und verscheuche jede Sorge, die unsere Gemüther beunruhiget, damit sie weit von uns fliehe!

Es giebt nun in Indien auch viele dramatische Stücke, die aufgeführt werden, und von denen besonders die Malabaren und Tamuler leidenschaftliche Liebhaber sind, und in ihrer Liebhaberey so weit gehen sollen, daß selbst die neubekehrten Christen dergleichen Stücke, worin die Heiden die Thaten ihrer Götter vorzustellen pflegen, zuweilen vor den Kirchthüren aufführen. Der apostolische Vikarius und Erzbischof von Cadungalur oder Crangànor befindet sich daher oft in die Nothwendigkeit versetzt, dergleichen Belustigungen alle Jahre zu verbieten. Einige

dieſer dramatiſchen Dichtungen ſollen wenigſtens zweitauſend Jahre alt ſeyn, welches man ſowohl aus dem Stoffe, als auch aus der Kompoſition derſelben beweiſen will. Von dieſer Art ſoll das Gedicht Sakontala ſeyn, welches William Jones ins Engliſche überſetzt und Georg Forſter aus dieſem ins Deutſche, mit Anmerkungen begleitet, übertragen hat; es kam im Jahre 1791 zu Mainz heraus. Es giebt in Malabar auch noch andere dramatiſche Dichtungen, welche ſehr geſchätzt werden ſollen, und worunter das Sharniſhta, Devayàni und Calàbadi die merkwürdigſten ſind. Hier eine Probe aus dieſem Letztern, damit man daraus erſehen kann, welche Freiheiten ſich die heidniſchen Theaterdichter erlauben:

Jngane prasidhamàm Dasharha Kshmàpadi
Mangàlam guiàm Kashi ràgia Canyaque vettu
Canyaca Calàbadi yennum pereyuHaveli
Mannidam pucashneru eiam saunaryatodu.

Der König Dàſharha vermählte ſich öffentlich mit der ſchönen Calàbadi, der jungfräulichen Tochter des Königs Kàſhi, die nicht nur außerordentlich ſchön, ſondern auch ſehr züchtig und ehrbar war.

Dhanyanam nrben tando dnerma pàriniyày.
Sannadàmguinmàr manni tal grehamèvum càlam
Càmalàlaguel tudarniduvanàr ambhicia
Cămini mannìyàle viliciu paducave.

Als die Königin Calàbadi zu dieſem reichen und mächtigen Könige ins Zimmer trat, und er wahrnahm, daß ſie alle anweſende Prinzeſſinnen an Schönheit übertraf, erwachte das Verlangen in ihm, ſie als ſeine Gemahlin zu umarmen. Er redete ſie daher liebreich an und ſprach:

Sunari variguedò talpam èruga shubhè
Cundahàsini ninde lagna yendidu nèram
Jttaram Nrbavaren cionnadu kettu neram
Uttaram pareyàde ninnidu Calàbadi.

Komm, o komm, du Beglückte, du ſchöne Braut! Wozu dieſe Schaamröthe, die dein züchtiges Geſicht überzieht? — Auf dieſe Worte des Königs fing Calàbadi an zu zittern und zu beben, und war nicht vermögend, ihm zu antworten ꝛc. ꝛc.

Alle dieſe Verſe ſind vierzehnfüßig und werden in einem ſanften erzählenden Tone geſungen. Uebrigens mag man die Freiheiten, welche ſich dergleichen Theaterdichter herausnehmen, entſchuldigen wie man will, ſo bleibt es eine entſchiedene Wahrheit, ſagt ein Schriftſteller, daß ſie einen ſchädlichen Einfluß auf die Sitten haben. Um dieſen Nachtheil zu vermeiden, hat man den Thomaschriſten hier und da Veranlaſſung gegeben, bibliſche Geſchichten dramatiſch zu bearbeiten, und auf der Schaubühne vorzuſtellen. In dieſem Fache zeichnen ſich die Kompoſitionen eines gewiſſen Alangatta Capiar, und des Katechumenen Ramà Nayer aus. Die Indiſchen Sprachen Amerikas, ſ. unter Sprache (Weſtindiſche).

Sprache (Irländiſche), ſ. oben, unter Sprache (Engliſche), S. 484, und unter Sprache (Nordiſche).

— (Isländiſche), ſ. ob., unter Sprache (Däniſche), S. 426 u. f., und unter Spr. (Nordiſche).

— (Italieniſche), welche in der Halbinſel Italien und auf Sardinien und Sicilien geſprochen wird. Die Italieniſche Sprache iſt eine Tochter der Lateiniſchen, ja dieſe ging als eine lebende Sprache ganz in dieſelbe über, und blieb nur noch als eine ausgeſtorbene in den Schriften der Alten das Muſter, um eine Gelehrtenſprache für alle cultivirten Völker zu werden. Schon zu den Zeiten der Römer gab es in Italien eine gewiſſe Bauernſprache, die das gemeine Volk, beſonders in den Provinzen, redete, indeſſen hatte ſie anfangs auf die Lateiniſche Sprache, als Hauptſprache, oder als Hauptdialekt und Bücherſprache der vielleicht noch vor-

handenen Provinzialdialekte, keinen Einfluß; nur erst in späteren Zeiten, als sich viele Einwohner der entlegensten Römischen Provinzen nach Rom drängten, und daselbst zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, gewann die Bauernsprache auch Einfluß auf das klassische Latein, jedoch ohne Hauptveränderungen darin zu bewirken. Die Umgestaltung der Lateinischen Sprache geschah hauptsächlich in der Zeit, da Nordische Völker, Longobarden, Heruler, Gothen ꝛc., nach Italien zogen und dem Römischen Westreiche ein Ende machten. Diese Eroberer nahmen zwar die Römische Sprache an, vermischten sie aber mit der ihrigen, woraus denn ein verborbenes Latein entstand, welches von dem Klassischen sehr abwich. Man gewahrt dieses deutlich in den wenigen schriftlichen Urkunden jener Zeit, die man noch hin und wieder in großen Bibliotheken vorfindet; auch die Bücherſprache bildete sich nach der gemeinen Sprache; und so entstand nach und nach durch die Veränderung der alten Wörter eine ganz neue Sprache, welche nun als Landessprache galt, wobei die Beugung der Wörter auf Gerathewohl geschah. Zu welcher Zeit diese Hauptverwandlung der Lateinischen Sprache in die Italienische eigentlich geschah, weiß man nicht mit Gewißheit zu bestimmen, welches theils wohl in der Verwirrung, die damals wegen der Völkerzüge in Italien herrschte, und der daraus hervorgehenden Kriege liegt, theils auch darin, daß sich die Italienische Sprache aus der Lateinischen während dieser Verwirrung in der Zertrümmerung eines Weltreiches nur erst nach und nach bildete. Hier ein Dokument der Lateinischen Sprache aus dem neunten Jahrhunderte, in welchem man die deutlichsten Spuren der daraus entstandenen Italienischen Sprache entdeckt. Es ist eine Eidsformel, in welcher Ludwig der Deutsche mit seinem Bruder Karl dem Kahlen ein Bündniß bestätiget; sie lautet: Pro

dom amere et pro Christian poblo et nostro comun salvament dist di auant, in quant Deus savir et potir me dunant, si salvarai eo cest meon fradra Karlo et in adjudha in caedhuna posa, si cum ham per dreit son fradra salvar dist, ino quid il imi altre si foret, et ab Ludher nul plaid munquam prindrai, qui meon vel cist meon fradre Karlo in damno sit. — Den größten Einfluß auf die Bildung der Italieniſchen Sprache hatten die Sicilianiſchen Dichter an dem Hofe des Kaiſers Friedrich des Zweiten in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, der ſich in Sicilien aufhielt. Ja es ſoll ſo gut als bewieſen ſeyn, daß die Sicilianiſche Sprache oder vielmehr Mundart die ſogenannte lingua vulgare iſt, deren ſich die Italiener im Mittelalter bedient haben. Wenn die Dokumente aus der ältern Geſchichte Siciliens, die man im verwichenenen Jahrhunderte in Palermo gefunden haben will, beſonders der Brief *) an Pabſt Martin den Zweiten an den Groß-Emir von Sicilien vom Jahre 884, ächt ſind, ſo hat der Sicilianiſche Dialekt ſchon im neunten Jahrhunderte exiſtirt. Wie es ſich aber auch mit dieſen Dokumenten verhalten mag, ſo iſt doch ſo viel gewiß, und kann durch In-

*) Hier eine Kopie dieſes Briefes, wie er ſich in dem Codex zu Palermo, welcher die Geſchichte der Sarazenen enthält, nach der oben angeführten Angabe gefunden hat, als eine zweite Probe von der Italieniſchen Sprache oder vielmehr von dem ſchon Vorhandenſeyn des Sicilianiſchen Dialekts.

Lu Papa di Roma Marinu servus di omni servi di lu maniu Deus te saluta. e ki lu manius Deus te det la sua benedikzione. Te precor o grandi Amira de venderki al Arkhiepiskopu lu Episkopu di Malta, i Papasi chi veneru skavi a Sarkusah, e illa gens granda, ki hai sklava in Balirmu omni. La tua dominakzione me invii la responsio, quantus vorrai danari per omni kaput de illa gens; dunka grandi Amir al Hasan filius di Alabbas ti

schriften, Schenkungsbriefe und Italienische Schriftsteller bewiesen werden, daß diese Sprache schon im zwölften Jahrhunderte vorhanden war, und daß das Italienische jener Zeiten la favella volgare siciliana genannt wurde, welches nach einem Schriftsteller ein starker Grund für die Behauptung derjenigen ist, die das jetzige Italienische von dem alten Sicilianischen Dialekte, der das Lateinische mit einer Menge Deutscher, Griechischer und Arabischer Wörter vermischt hatte, herleiten; indessen ergiebt sich aus dem obenangeführten Dokumente des neunten Jahrhundets die Bildung der Italienischen Sprache aus der Lateinischen ganz deutlich, und dieses kann man auch als die erste Periode der Italienischen Sprache ansehen, die bis zu den Sicilianischen Dichtern geht, von denen Werke bis auf uns gekommen sind, also bis ums Jahr 1190. Denn daß es schon vor dieser Zeit Dichter gegeben hat, ist wohl nicht zu bezweifeln, nur sind ihre Dichtungen verloren gegangen, weil sie entweder nicht gesammelt wurden, oder auf sonst eine Weise bei den vielfältigen Unruhen in diesem Reiche vernichtet wurden. Soviel ist aber gewiß, daß die ältesten Italienischen Dichter Sicilianer gewesen sind, und in ihrer Muttersprache gedichtet haben, welches Petrarca in der Vorrede zu seinen Briefen erzählt; nur ist es streitig,

---

lu diko Maniu Amir ki mi mandi la responsio de lu plus prestu. Ki si farai ak kosa tantu bona lu maniu Deu ti dat una vita longa, omnia plena di benedikzioni, ok kè lu precor kun li lakrimi, quia lu mens cor mi fa male multu di abere li frate sklavi kun la katena di ferru alli piedi; intantu non abeo de plus ki dire alla tua dominakzione, te salntu multu, e me sutto skribo di ok modo; lu Papa Marinu per la grazia de lu Deu servu di omnes servos di maniu Deu. Principali Civata di Roma, li tres di lu Mensi di April oktocento oktantadui di lu usu di li Kristiani.

ob die Sicilianer oder die Provenzalen die erſten waren, die den Reim gebrauchten. Man will dieſe Ungewißheit aus den Erzählungen des genannten Dichters heben, indem er ausdrücklich ſagt: daß die gemeine Poeſie unter den Sicilianern entſtanden und von ihnen der übrigen Nation, den eigentlichen Italienern, überkommen ſei; woraus hervorgehen würde, ſagt ein Schriftſteller, daß man in Sicilien Verſe in der gemeinen Sprache gemacht habe, ehe man die Provenzalſprache zur Dichtkunſt brauchte. Reimfreie Verſe (versi sciolti) ſoll man aber zu Petrarcas Zeiten noch nicht gekannt haben, welches auch nach eines Schriftſtellers Meinung ſehr natürlich geweſen iſt, da die Menge Vocale, welche die Sicilianiſche Sprache hat, ihre Inflexionen und Endſylben, in denen ſich die Reime von ſelbſt und ohne alle Schwierigkeiten darboten, Jedem, der dieſen Versbau oder dieſes Versmaaß kannte, den Reim ſehr angenehm machen mußten, und um ſo mehr, da ſowohl der Sicilianer, als auch der Italiener nicht nur die Muſik liebt, ſondern ſie auch ausübt. Die Kenntniß von dem Reime war ſehr leicht durch die Lateiniſchen versus leonini und fesoennini, oder auch durch den Umgang mit den Normannen zu erhalten, welche ihre Dichtkunſt in der Mutterſprache wohl mitgebracht haben werden; wenigſtens muß man es annehmen. — Die zweite Periode der Italieniſchen Sprache beginnt mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts und geht bis zum Ausgange des dreizehnten. In dieſer Periode wirkte beſonders die Hofhaltung des Kaiſers Friedrich des Zweiten aus dem Schwäbiſchen Hauſe in Palermo auf Sicilien vortheilhaft auf die Sprache, wie auch ſchon oben angeführt worden iſt. Dieſer, die Künſte und Wiſſenſchaften liebende Kaiſer, der ſelbſt, gleich ſeinen Vorfahren, den Hohenſtaufen, in allen Kenntniſſen jener Zeit unterrichtet

worden, und ſelbſt Dichter war, von deſſen Liebesliedern im Sizilianiſchen Dialekte einige bis auf uns gekommen ſind, und deſſen Söhne Manfred und Ezius, König von Sardinien, ihren Vater in der Dichtkunſt noch übertrafen, beförderte auf jede mögliche Weiſe die Ausbildung der Sprache durch Erhebung der Künſte und Wiſſenſchaften an ſeinem Hofe durch ſein eigenes Beiſpiel. Außer ihm und ſeinen Söhnen, als Sizilianiſche Dichter, ſind hier noch zu nennen von den älteſten Sizilianiſchen Dichtern: Ciullo von Alcamo, Jacob von Lentini, Guido delle Colonne von Meſſina, Ruggerone von Palermo, Monna Nina, die durch ihre Freundſchaft mit Dante von Majano (der nicht mit Dante Alighieri zu verwechſeln iſt) und Andern mehr bekannt war, und deren Gedichte der berühmte Römiſche Prälat Leo Allacci geſammelt und in Neapel im Jahre 1660 herausgegeben hat. In dieſer Periode kommen auch die ſogenannten Trovatoren aus der Provence vor, die auf die Ausbildung der Italieniſchen Sprache gleichfalls einwirkten. Ihre Sprache wurde die Romaniſche genannt, in welcher Sprache nicht nur viele witzige Köpfe der Italiener geſchrieben haben, ſondern man überſetzte auch andere Gedichte in dieſelbe, ſo daß dieſe Sprache zu Ende dieſer Epoche, am Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts, ſchon einen ſolchen Grad der Ausbildung erhalten hatte, daß man in den Werken der Dichter jener Zeit, ſchon feine Wendungen und einen gereinigten, fließenden Styl findet. — Mit dem Anfange der dritten Periode, die vor dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts angeht und bis zum ſechzehnten ſich erſtreckt, wird die Toskaniſche Mundart die herrſchende, in welcher Dante, Petrarca, Boccaz, Bojardo, zuerſt mit ihren unſterblichen Dichtungen auftraten; und wenn man auch Dantes

Gedichte nicht gerade für Originale halten kann, die eine neue ganz von den Alten abweichende Bahn bezeichnen, ſo ſind ſie doch ausgezeichnet in Beziehung auf die Römer; denn dieſen, vorzüglich dem Virgil, iſt in ſeiner divina comoedia der Styl und die Diktion nachgebildet worden, wie er es auch ſelbſt geſteht, und hierdurch verpflanzte er den Geiſt und den Geſchmack der Alten wieder auf den neu bearbeiteten Boden; erweckte er wieder die damals vergrabenen klaſſiſchen Alten. Er ſagt in Beziehung auf den Virgil, der ihm Muſter zu ſeinem Gedichte war:

Or sei tu quel Virgilio e quella fonte,
Che spande di parlar si largo fume?
O, degli altri poeti onore e elume!
Vagliami'l lungo studio e'l grande amore,
Che m'han fatto cercar lo tuo volume.

Ein Kunſtrichter ſagt über dieſes Gedicht: „Die divina Comoedia von Dante iſt offenbar eine Kopie des ſechſten Buches der Aeneïde, welches, ſo wie das Dantiſche Gedicht die Wunder der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieſes, die Abfahrt des Aeneas in den Tartarus und ins Elyſium enthält.“ Und ſo ſagt derſelbe über Petrarcas Sonnette und übrige Dichtungen: „Unſtreitig ſind die Sonnette Petrarcas den Provenzaliſchen Dichtern nachgebildet worden; nur ſeine andern lyriſchen und erzählenden Gedichte tragen das unverkennbare Gepräge tiefen Studiums der Lateiniſchen Dichter, welches beſonders aus ſeinem großen epiſchen Gedichte „Afrika“ hervorgeht.“ In dieſer Periode erhielt die Toskaniſche Mundart, als die Sprache der Gebildeten und die Bücherſprache, wozu ſie von den genannten Schriftſtellern erhoben wurde, ſchon eine große Ausbildung; denn nicht nur Petrarca gab derſelben Reinheit, Zartheit und feine Wendungen durch ſeine lieblichen Sonnette, ſondern auch Boccaz an witzi-

gen Ausdrücken, wenn gleich auch an ſchlüpfrigen. — Die vierte Periode der Italieniſchen Sprache beginnt mit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts, und geht bis auf die neueſte Zeit. Gleich zu Anfange dieſer Periode traten die größten Geiſter Italiens auf, wie: Politian, Bembo, Annibal Caro, Arioſt, und Taſſo. Ein Schriftſteller ſagt über dieſe Helden in der Dichtkunſt: „Sie waren Richter und Schöpfer nicht nur der neuern Italieniſchen, ſondern auch gewiſſermaßen des Geiſtes und Geſchmacks der ganzen Neu-Europäiſchen Dichtkunſt; denn von Italien ging alle intellectuelle und beſonders alle äſthetiſche Bildung nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften aus. Sie waren nicht nur gründliche Kenner, ſondern auch ſehr glückliche Bearbeiter der Lateiniſchen Poeſie. Wir haben von den vier Erſten einige klaſſiſche Gedichte in der Lateiniſchen Sprache, und Taſſo würde ſich zu jener unerreichbaren ſchönen und ächt-poetiſchen Diktion, welche in ſeiner Jerusaleme liberata durchgängig glänzt, ohne das ſorgfältigſte Studium des großen Sprachkünſtlers der Georgica und der Aeneïde unmöglich emporgeſchwungen haben, wie dieſes auch aus der Bildungsgeſchichte ſeines Genies unwiderſprechlich hervorgeht.“ Wenn Arioſt gewiß ein vortrefflicher Kenner des Homers und Virgils war, ſo ſcheint das Vorbild zu ſeinem berühmten Epos: „Orlando furioso“ wohl der Orolando inamorato des Grafen Bojardo geweſen zu ſeyn, welcher freilich nach dem Urtheile ſtrenger Kunſtrichter weit unter dem Werthe des Erſteren ſteht, und nur erſt durch Berni's Feile und durch die berühmte Nachbildung des Arioſt's einige Aufmerkſamkeit erlangt hat. — In dieſer Periode kommt auch gleich Anfangs die Bibelüberſetzung in Italieniſcher Sprache vor. Der Erſte, der die Bibel in Italieniſcher Sprache drucken ließ, war Nicolaus

„In einer einſamen und felſigen Gegend, unter von Froſt ſtarrendem Himmel und unreiner Luft, höre ich nur die Stürme, die den Mauern drohen, gegen das Fenſter brauſen. Einſam und dunkel von der ſchwarzen Olive und der bleichen Ginſter ſteht das Feld. Ich glaube, daß die Natur hier hinzieht und ſich verödet, wenn ſie tief über den Tod eines geliebten Freundes trauert.“

Dieſe und noch einige andere Stanzen pflegen die Sicilianer den Fremden vorzudeklamiren, um ſie zu überzeugen, daß ihre Sprache ſchön und zur Poeſie tauglich iſt; denn die Sicilianer ſind ſtolz auf ihre National-Dichtungen, und viele Gedichte, die nicht gedruckt worden, gehen in Abſchriften aus einer Hand in die andere und werden ſo der Vergeſſenheit entriſſen. Auch kommen von Zeit zu Zeit kleine Sammlungen heraus, in welchen man diejenigen Sprüchwörter und Gedichte abgedruckt findet, welche volksthümlich geworden ſind und noch in keiner andern Anthologie ſtehen. Die Sicilianer ſind nicht bloß bei den Originalen ihrer Nationalpoeſie ſtehen geblieben, ſondern ſie haben auch Stücke aus alten Dichtern überſetzt. So z. B. hat Don Tomas von Aretſa, ein berühmter Sicilianiſcher Dichter des vorigen Jahrhunderts, die Aeneïde des Virgils überſetzt. So z. B. iſt die ſchöne Stelle in der Aeneïde VI., 124 — 131 ſo überſetzt:

Cu sti ditti pregaua, e cu la manu
Stringia l'autari Enea pietusu e mestu.
La vati all' hura dissi: O gran Trujanu
Scisu di sangu divu e manifestu,
Chi diti, benchi sia troppu luntanu
Sempri sta apertu e sicci arriva prestu:
Ma chi poi torni, e sta bell' aura scopra,
Cca importa la fatiga, et cca sta l'opra,
Riturnari llà supra a pochi è datu
Si no a cui per buntati a Giovi e caru,

O a cui di l'auti Dei di sangue e natu
O a cui mostrau valuri eccelsu e chiaru.

Da die Sicilianer die Dichtkunſt außerordentlich lieben und immer Gedichte herſagen und ſingen, ſo mußte ihre Sprache auch hierdurch gewinnen, mußte die Volksſprache reich an Wörtern und klangvoll werden. Der Unterſchied der Italieniſchen und Sicilianiſchen Sprache oder Mundart wird am beſten aus der Aufführung einiger gleichlautender Wörter der beiden Mundarten zu erſehen ſeyn.

Italieniſch: alto, Sicilianiſch: autu; ammontato, ammuntuvatu; un animale, un armali; noi andiamo, nui marciamo; noi altri, nu autri; un arbore, un arvoli; amore, amuri; bella, bedda; il cuore, lu cori; danaro, dinari; il fondo, lu funnu; un fiume, un xiumi; il fiore, lu xiuri; falso, faufu; grotta grande, grutuni; un Inglese, un Jngrisi; intorno, niurnu; mentire, mmintari; mio, tuo, suo, meu, to, so; meglio, migghiu; mille, middi; nella, ntra; nullo, nuddu; pazienza, pacenzia; un poeta, un pujeta; provedutamente, pruvviditinni; questo, chistu; scendere, scinniri; in somma, nzumma; si vada, nci vaia; un villano, un viddanu.

Man wird aus dieſer Probe ſehen, daß die Sicilianer die Selbſtlaute verändern, und häufig e und u brauchen, wo die Jtaliener a, e und o haben, daß ſie ll in dd, q in cc, f in ch oder x verwandeln, welches nach einem Sprachforſcher ein Ueberbleibſel der Spaniſchen Sprache ſeyn ſoll; daß ſie ferner oft die Selbſtlaute von zwei Wörtern wegwerfen und die Mitlaute miteinander verbinden, wie in nmezzu, nnarreri, nzumma etc. Ehe man ſich an die Sicilianiſche Sprache gewöhnt, ſagt ein Schriftſteller, iſt ſie nichts weniger als wohlklingend und angenehm. Die herrſchenden Vokale oder Selbſtlaute ſind i und u, die ſtets wiederkehren, und deren ſcharfe, ſchneidende Ausſprache bei weiten nicht ſo angenehm iſt, als des reinen Jtalieniſchen a, e und o, an deren Stelle ſie

„In einer einſamen und felſigen Gegend, unter von Froſt ſtarrendem Himmel und unreiner Luft, höre ich nur die Stürme, die den Mauern drohen, gegen das Fenſter brauſen. Einſam und dunkel von der ſchwarzen Olive und der bleichen Ginſter ſteht das Feld. Ich glaube, daß die Natur hier hinzieht und ſich verbirgt, wenn ſie tief über den Tod eines geliebten Freundes trauert.“

Dieſe und noch einige andere Stanzen pflegen die Sicilianer den Fremden vorzudeklamiren, um ſie zu überzeugen, daß ihre Sprache ſchön und zur Poeſie taugſich iſt; denn die Sicilianer ſind ſtolz auf ihre National-Dichtungen, und viele Gedichte, die nicht gedruckt worden, gehen in Abſchriften aus einer Hand in die andere und werden ſo der Vergeſſenheit entriſſen. Auch kommen von Zeit zu Zeit kleine Sammlungen heraus, in welchen man diejenigen Sprüchwörter und Gedichte abgedruckt findet, welche volksthümlich geworden ſind und noch in keiner andern Anthologie ſtehen. Die Sicilianer ſind nicht bloß bei den Originalen ihrer Nationalpoeſie ſtehen geblieben, ſondern ſie haben auch Stücke aus alten Dichtern überſetzt. So z. B. hat Don Tomas von Aretſa, ein berühmter Sicilianiſcher Dichter des vorigen Jahrhunderts, die Aeneïde des Virgils überſetzt. So z. B. iſt die ſchöne Stelle in der Aeneïde VI, 124 — 131 ſo überſetzt:

Cu sti ditti pregaua, e cu la manu
Stringia l'autari Enea pietusu e mestu.
La vati all' hura dissi: O gran Trujanu
Scisu di sangu divu e manifestu,
Chi diti, benchi sia troppu luntanu
Sempri sta apertu e sicci arriva prestu:
Ma chi poi torni, e sta bell' aura scopra,
Cca importa la fatiga, et cca sta l'opra,
Riturnari llà supra a pochi è datu
Si no a cui per buntati a Giovi e caru,

O a cui di l'anti Dei di sangue e natu
O a cui mostrau valuri eccelsu e chiaru.

Da die Sicilianer die Dichtkunſt außerordentlich lieben und immer Gedichte herſagen und ſingen, ſo mußte ihre Sprache auch hierdurch gewinnen, mußte die Volksſprache reich an Wörtern und klangvoll werden. Der Unterſchied der Italieniſchen und Sicilianiſchen Sprache oder Mundart wird am beſten aus der Aufführung einiger gleichlautender Wörter der beiden Mundarten zu erſehen ſeyn.

Italieniſch: alto, Sicilianiſch: autu; ammontato, ammuntuvatu; un animale, un armali; noi andiamo, nui marciamo; noi altri, nu autri; un arbore, un arvoli; amore, amuri; bella, bedda; il cuore, lu cori; danaro, dinari; il fondo, lu funnu; un fiume, un xiumi; il fiore, lu xiuri; falso, faufu; grotta grande, gruttuni; un Inglese, un Jngrisi; intorno, njurnu; mentire, mmintiri; mio, tuo, suo, meu, to, so; meglio, migghiu; mille, middi; nella, ntra; nullo, nuddu; pazienza, pacenzia; un poeta, un pujeta; provedutamente, pruvviditinni; questo, chistu; scendere, scinniri; in somma, nzumma; si vada, nci vaia; un villano, un viddanu.

Man wird aus dieſer Probe ſehen, daß die Sicilianer die Selbſtlaute verändern, und häufig e und u brauchen, wo die Italiener a, e und o haben, daß ſie ll in dd, q in cc, f in ch oder x verwandeln, welches nach einem Sprachforſcher ein Ueberbleibſel der Spaniſchen Sprache ſeyn ſoll; daß ſie ferner oft die Selbſtlaute von zwei Wörtern wegwerfen und die Mitlaute miteinander verbinden, wie in nmezzu, nnarreri, nzumma etc. Ehe man ſich an die Sicilianiſche Sprache gewöhnt, ſagt ein Schriftſteller, iſt ſie nichts weniger als wohlklingend und angenehm. Die herrſchenden Vokale oder Selbſtlaute ſind i und u, die ſtets wiederkehren, und deren ſcharfe, ſchneidende Ausſprache bei weiten nicht ſo angenehm iſt, als des reinen Italieniſchen a, e und o, an deren Stelle ſie

häufig treten; allein das Ohr gewöhnt ſich nach und nach daran, und man iſt genöthiget, auf die Idiotismen der Sprache zu merken, da der gemeine Mann nichts anders redet, und ſelbſt Leute von Bildung ſich mit Mühe in reinem Italieniſchen ausdrücken, jeden Augenblick vergeſſen, daß ſie mit einem Fremden ſprechen, und immer wieder in ihren Dialekt zurückfallen oder doch das Italieniſche ſo Sicilianiſch ausſprechen, daß man Mühe hat, ſie zu verſtehen, wenn man ihre Mutterſprache nicht einigermaßen kennt. Einem jeden Reiſenden, der mit den Sicilianern umgehen will, iſt es daher von dem größten Nutzen, wenn er die Sicilianiſche Mundart erlernt; denn man gewinnt, die Vortheile ungerechnet, daß man überall mit Jedermann ſelbſt ſprechen kann, durch nichts ſo ſehr das Zutrauen und die Freundſchaft der Sicilianer, als durch Aufmerkſamkeit auf ihre Sprache; ſie ſind dann ſogleich bereitwillig, dem Fremden manche Zugänge zu eröffnen, die ihm vielleicht auf immrr unbekannt geblieben wären. Man wird auch bald mit der Sprache vertraut, wenn der erſte unangenehme Eindruck, den die ſcharfen Töne auf das Ohr machen, vorüber iſt, und lernt ihren Reichthum an Wörtern und Ausdrücken, ihre Naivetät und Gutmüthigkeit ſchätzen. Sie hat dieſe Eigenſchaft, ſagt ein Schriftſteller, mit den meiſten andern Provinzialdialekten gemein, beſitzt ſie jedoch in einem höhern Grade als dieſe, das Plattdeutſche etwa ausgenommen, welches in dieſer Vollkommenheit dem Sicilianiſchen am nächſten kommt. — In der Sicilianiſchen Proſa hat man nur Andachtsbücher und Erholungsſchriften für die unteren Volksklaſſen; denn die Gelehrten Siciliens haben ſich in ihren Italieniſchen Schriften der gewöhnlichen Sprache bedient, und ungeachtet ihr Patriotismus, auf ihre Inſel bezogen, groß iſt, ſo ſollen ſie es doch niemals für möglich gehalten haben, ihren National-

dialekt jenſeits der Meerenge von Meſſina verpflanzen zu können. — .

Die Toskaniſche Mundart, als die eigentliche herrſchende Sprache der gebildeten Volksklaſſen Italiens, die Unterhaltungs- und Bücherſprache, wie bei uns das Hochdeutſche, hat von allen Dialekten daſelbſt die höchſte Ausbildung erhalten, wodurch ſie ſich auch zu dem Range der Hofſprache an den meiſten Höfen Italiens und zu einer höheren Geſellſchaftsſprache erhoben hat, obgleich der Venetianiſche Dialekt nicht viel weniger zierlich und wohllautend iſt. Auch bis auf die neueſte Zeit iſt man bemühet, dieſe Mundart in Wendungen und Ausdrücken reichhaltig zu machen und derſelben einen ſchönen Fluß zu geben; immer noch wird an der Reinheit des Styls gearbeitet, welches ſelbſt bei den wiederholten Ausgaben ihrer Klaſſiker geſchieht; Arioſt davon nicht ausgenommen, der ſonſt die Feile bei ſeinem Orlando furioso und bei ſeinen übrigen Gedichten ſelbſt ſehr glücklich während ſeines Lebens bei neuen Ausgaben angewendet hat. Der Bau der Italieniſchen Sprache iſt zwar ſehr künſtlich angelegt und ſehr verziert, er hat nicht die natürliche Anlage anderer Sprachen behalten, dafür iſt aber auch die Sprache um ſo melodiereicher, weil die Worte ſich größtentheils mit Selbſtlauten endigen. Man hat ſie daher auch, und nicht mit Unrecht, die Sprache der Liebe genannt, weil die erſten Dichter von Anſehen oder Berühmtheit, beſonders Petrarca, nur die Liebe in ihr, nicht in brauſenden, glühenden, ſondern in weichen oder zarten und melancholiſchen Empfindungen beſangen. In dieſer Beziehung übertrifft ſie weit die Franzöſiſche Sprache, die nicht jenes ſanfte Feuer durchweg in den Ausdrücken der Gefühle unterhält, ſondern es ſchnell auflodern und bald ſinken läßt. Es iſt daher zu bewundern, daß die Italieniſche Sprache, die zwar auch

ihre Perioden in fremden Ländern gehabt hat, nicht ſo ausſchließlich, wie die Franzöſiſche, bei fremden Nationen den Sieg davon getragen hat, Hof- und höhere Unterhaltungsſprache zu ſeyn, da ſie dazu weit mehr empfehlende Eigenſchaften hat, als die Franzöſiſche, die durch die Länge ihrer Bei- und Nebenwörter oft ſchleppend wird und nicht das Muſikaliſche hat, was die Italieniſche Sprache in einem ſo hohen Grade beſitzt, und wodurch ſie ſo lieblich und angenehm klingt, einiges Ziſchende abgerechnet, welches man aber, wenn die Wörter zart abgeſtoßen werden, beſonders wenn ſie ein gebildeter weiblicher Mund ſpricht, nicht fühlt. Was das Weitere der grammatikaliſchen Ausbildung der Italieniſchen Sprache betrifft, wovon ſchon Manches, oben, unter Sprache und Sprachkunſt, angeführt worden iſt, ſo gleicht dieſe Sprache hierin ſehr ihrer Stammmutter, der Lateiniſchen, nach deren Regeln ſie auch ſpäterhin immer mehr und mehr iſt ausgebildet worden, wenn ſie auch Manches von der künſtlichen Gliederung derſelben nicht angenommen hat, ſondern hierin ihrer eigenen Bahn im Ausbilden gefolgt iſt. — Ganz vorzüglich hat auf die Ausbildung der Italieniſchen Hauptmundart, der Toskaniſchen, die Geſellſchaft der Arkadier gewirkt, welche zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts zur Herſtellung des guten Geſchmacks in Rom errichtet wurde. Die Mitglieder nahmen Arkadiſche Namen an, woher auch die Benennung gekommen iſt, und hatten ihre Zuſammenkünfte in einem gepflanzten Luſtwalde, den ſie den Parrhaſiſchen nannten. Die Geſellſchaft war noch im verwichenen Jahrhunderte ſehr zahlreich, und zählte unter ihre Mitglieder ſowohl geiſtliche, als weltliche Perſonen aus den erſten Ständen Roms. Der Hauptſitz der Geſellſchaft, die Mutter Arkadia, iſt zu Rom, von wo aus ſie Kolonien durch ganz Italien verbreitet hat. Ein Schriftſteller macht bei

Erwähnung dieſer Geſellſchaft die Bemerkung, daß ſie ihren Ruf wohl nicht ſo den poetiſchen Vorleſungen eines Guidi, Zappi, Moreri und Anderer verdanke, ſondern mehr dem Pomp und der Aufzüge, der ſchäferiſchen Verkappung, die ſie ſehr liebt. Wie es denn auch ſey, ſo hat ſie doch um die Ausbildung und Verpflanzung der ausgebildeten Sprache viele Verdienſte. In neueſter Zeit haben ſich beſonders um die Bücher- und höhere Geſellſchaftsſprache, die Toskaniſche Mundart, durch Reinigung des Styls derſelben von noch ſo manchem Klangloſen, ſo mancher Härte, verdient gemacht: Jakob Morelli, Franz Reina, Gaetano Poggiali, Ottav. Caſtiglioni und Andere. — Was die übrigen Dialekte der Italieniſchen Sprache betrifft, als: den Bologneſiſchen, Mayländiſchen, Bergamaskiſchen, Venetianiſchen und Neapolitaniſchen, ſo läßt ſich darüber hier wenig ſagen. Die drei erſten haben noch viele Härten, und daher in der Ausſprache der Wörter manches Rauhe und Unangenehme. Der Venetianiſche hat dagegen viel Süßes und Angenehmes, iſt ſehr melodiös, und kommt, mit dem ſchon oben abgehandelten Sicilianiſchen, dem Toskaniſchen am nächſten. Der Neapolitaniſche Dialekt weicht von dem reinen Italieniſchen ſehr ab, indem er weit härter in der Ausſprache iſt; auch erkennt man den Neapolitaner leicht, wenn er das reine Italieniſch, die Toskaniſche Mundart, ſpricht, weil er es nicht ſanft, ſondern hart abſtößt, die Worte hart betont; indeſſen iſt die Neapolitaniſche Mundart doch ziemlich kultivirt und nicht ſo unangenehm, als die zuerſt genannten drei Mundarten; er iſt in dem jetzigen und in den vorigen Jahrhunderten ſehr bearbeitet worden, beſonders von Dichtern, welche eine große Anzahl größerer und kleiner Gedichte darin geſchrieben haben. Die älteſten Neapolitaniſchen Dichter waren

Rechtsgelehrten, die durch ihren Umgang mit den untern Volksklaſſen in den Gerichtshöfen, auch die Naivetät und den Reichthum ihrer Sprache ganz kennen lernten; und ein Schriftſteller ſagt: „Man kann den Charakter, die Denkungsart und den Ideengang des Neapolitaniſchen gemeinen Volkes nicht beſſer kennen lernen, als wenn man dieſe in einem hohen Grade nationale Poeſien lieſet. Sie tragen alle das Gepräge der Bonhomie und Luſtigkeit, und ſind ein Beweis mehr, daß das Volk bei weiten nicht ſo böſe iſt, als Reiſende es ausſchreien, beſonders wenn ſie ſeine Sprache nicht reden können und ſeine überaus drolligen Geſtikulationen und Mienenſpiele nicht verſtehen.“ — Unter die Neapolitaniſchen Dichter, die durch ihre vielgeleſenen Dichtungen auf die Sprache gewirkt haben, gehören: Nicola Capaſſo, Nicola Lombardi, Ritter Baſile, Giambattiſta Valentino, Gabriel Faſſano und Andere. Die Neapolitaner kürzen in ihrer Mundart viele Sylben ab, laſſen viele Vokale aus oder verändern ſie, und verdoppeln oft die Mitlaute; ſo ſagen ſie z. B. mpresa, ſtatt impresa, appe, für ebbe, omme, ſtatt uomo, no nce, für non gli, ttanto und llo, für tanto und lo etc. Hierin geht die Toskaniſche Mundart allen andern vor, daß ſie ſich nicht ſo vieler Veränderungen in den Buchſtaben ꝛc. erlaubt, und wo es geſchieht, da gewinnt der Ton, die Ausſprache.

Was die Literatur der Italiener betrifft, ſo ſind die beſſeren ihrer Sprachwerke, als Sprachlehren oder Grammatiken, Wörterbücher, Elementar- und Handbücher ꝛc., ſchon oben, unter Sprache und Sprachkunſt, S. 336 u. f., angeführt worden, die hier noch anſehnlich vermehrt werden könnten, wenn der Raum zur Anführung einer bloßen Literatur hier nicht zu beſchränkt wäre. — In der Bellettriſtik ſind beſonders zu bemerken, außer den vielen Ausgaben

der berühmteſten Italieniſchen Dichter bis auf die neueſte Zeit: Elogie d'Uomini illustri des Angel. Febroni. Pis. 1786, 2 Bde. — Discours sur l'Histoire et le genie des meilleurs Poetes italiens, in der Bibliotheque italique. — Della novella Poesia cioè del vero genere e particolari bellezze della Poesia italiana. Lib. III. — Della Poesia italiana di Gius. Mar. Andrucci. Bol. — Dissertation upon Italian Poetry, by Gius. Baretti. Lond., 1783. — Lettre di Virgilio a' legislatori della nuova Arcadia, von Sam. Bettinelli, Agarotti und Andern mehr. — Saggio sopra la letteratura Italiana, di C. Denina. — Lettres sur la Litterature et la Poesie italienne. Flor. — Storia della Litteratura ital. di Girol. Tiraboschi. Mod. 1772 — 1782, 10 Bde. — Bibliotheca italiana. 12 Bde., Chemnitz, 804 — 7 — Ueber die Sizilianiſche Dichtkunſt iſt die vollſtändigſte Sammlung: Scielta di diverse canzoni Siciliani di diversi autori colle tradizioni (latine) raccolte dal Barone D. Pietro de Blasii. Palermo. — Della Poesia Siciliana da Don Giovanni Ventimiglia Messinese. — Collezione di tutti i poemi in lingua Napoletana. — An Sprachwerken des Sicilianiſchen Dialekts ſind wichtig: Melis Sicilianiſche Grammatik, und Giuſeppe Antonio de Eſpinoſa Alarcon großes Sicilianiſch-Italieniſches Wörterbuch. Man findet nun noch mehrere neue Werke über die Italieniſche Literatur, und ſo auch Mehreres darüber in Journalen, Zeitungen und Flugblättern, die aber der Raum verbietet hier anzuführen.

Sprache (Jüdiſche), ſ. unter Jude, Th. 31, S. 294 und 602. Dieſe Sprache iſt ein Gemiſch von Hebräiſchen Worten mit denen der Landesſprache,

worin ſich die Juden aufhalten, oder anſäßig und Staatsbürger ſind; z. B. in Deutſchland eine Miſchung des Hebräiſchen mit Deutſchen Worten; in Frankreich mit Franzöſiſchen, in Portugal mit Portugieſiſchen, in England mit Engliſchen ꝛc. ꝛc.; ſ. auch oben, unter Sprache (Hebräiſche).

Sprache (Kabuliſtaniſche), ſ. Sprache (Cabuliſtaniſche).

— (Kanaanitiſche), Kananäiſche oder Cananäiſche Sprache, ſ. Sprache (Phöniziſche).

— (Kanzley-), uneigentlich der Kanzleyſtil, welcher ehemals etwas Schwerfälliges hatte, von dem er in neueſter Zeit ſo ziemlich befreit worden iſt, indem man Wörter, wie ſintemahl und alldieweil ꝛc., daraus verbannt hat, welche Art Wörter, die in großer Anzahl darin angetroffen wurden, dem Style einen ganz eigenthümlichen Zuſchnitt gaben. Ein Mehreres hierüber, ſ. unter Kanzelley, Th. 34, S. 521 und folgende.

— (Katzen-), uneigentlich das Katzengeheul oder vielmehr die Zärtlichkeits-Ausdrücke der Katzen in der Rammel- oder Balzzeit.

— (Kaukaſiſche), Kaukaſiſche Sprachen, diejenigen Sprachen, welche von den Kaukaſiſchen Völkerſchaften, welche in den Provinzien Gruſien oder Ruſſiſch-Georgien, Imerethi, und in einigen andern im Jahre 1813 von Perſien an Rußland abgetretenen Landſchaften, die nicht zu einer beſonderen Provinz gemacht worden ſind, wohnen, geredet werden. S. unter Sprache (Ruſſiſche).

— (Korporal-), ganz uneigentlich, ehemals bei dem Militaire eine Benennung der Stockprügel oder Schläge, welche der Korporal als Strafe bei Dienſtvergehen an den Schuldigen mit einem Spaniſchen oder Handrohre austheilte. Daher die Ausdrücke: Sich vor der Korporalſprache hüten; nicht

den Korporal ſprechen laſſen; der Korporal hat heute wieder eine ſchöne Sprache geführt; der Korporal läßt ſich wieder hören u. ſ. w.

Sprache (kreiſchende), eigentlich nur ein kreiſchender Ton, Queckton, den gewöhnlich Frauenzimmer hören laſſen, wenn ſie recht in Eifer gerathen, ſich erboßen, da denn die erhitzte Stimme nicht hell tönt, ſondern gleich den in Thätigkeit geſetzten ungeſchmirten Rädern an einem Wagen oder einer Maſchine.

— (Küchen-), ein Kauderwälſch in jeder Sprache, ein Miſchmaſch durcheinander ohne alle Regeln; eine Verkürzung oder Verlängerung der Wörter, ſo daß ſie ganz anders tönen; daher ſagt man auch ein Küchenlatein, ein ſchlechtes Latein, welches nicht nach den Regeln geſchrieben und geſprochen, ſondern willkührlich abgeändert wird. Auch das Latein aus dem Mittelalter, das Mönchslatein.

— (Kunſt-), Künſtlerſprache, im ausgedehnteſten Verſtande bezeichnet man mit der erſten Benennung alle Kunſtausdrücke in den Künſten und Wiſſenſchaften, und in den Handwerken, im engeren, beſonders in der letzten Benennung: Künſtlerſprache, nur diejenigen der bildenden Künſte (Zeichen-, Bildhauer-, Maler-, Kupferſtecher-, Holzſchneide-, Lithographir-, Stein- u. Metallſchneide- od. Metallgrabe-Kunſt ꝛc.) wie: Abdruck, Accord, Action, Aetzen, Allegorie, Anlegen, Anordnen, Antike, Aquarell (Malerey mit flüſſigen Farben), Arabeske, Attitüde, Aufſriſchen, Aufreißen, Ausſparen, Bambochade, Barock, Basrelief, Baumſchlag, Begliederung, Beleuchtung, Beſchmauchung, Beiwurf, Blaſonniren, Carnation, Carrikatur, Carton, Ciſeliren, Colorit, Compoſition, Contour, Contraſt, Copie, Deviſe, Draperie, Durchpauſchen, Einſchlagen, Enkauſtik (Feuermalerey), Entladen, Epiſode, Eurythmie oder Symmetrie, Fresko

worin ſich die Juden aufhalten, oder anſäßig und Staatsbürger ſind; z. B. in Deutſchland eine Miſchung des Hebräiſchen mit Deutſchen Worten; in Frankreich mit Franzöſiſchen, in Portugal mit Portugieſiſchen, in England mit Engliſchen ꝛc. ꝛc.; ſ. auch oben, unter Sprache (Hebräiſche).

Sprache (Kabuliſtaniſche), ſ. Sprache (Cabuliſtaniſche).

— (Kanaanitiſche), Kananäiſche oder Cananäiſche Sprache, ſ. Sprache (Phöniziſche).

— (Kanzley-), uneigentlich der Kanzleyſtiel, welcher ehemals etwas Schwerfälliges hatte, von dem er in neueſter Zeit ſo ziemlich befreit worden iſt, indem man Wörter, wie ſintemahl und alldieweil ꝛc., daraus verbannt hat, welche Art Wörter, die in großer Anzahl darin angetroffen wurden, dem Style einen ganz eigenthümlichen Zuſchnitt gaben. Ein Mehreres hierüber, ſ. unter Kanzelley, Th. 34, S. 521 und folgende.

— (Katzen-), uneigentlich das Katzengeheul oder vielmehr die Zärtlichkeits-Ausdrücke der Katzen in der Rammel- oder Balzzeit.

— (Kaukaſiſche), Kaukaſiſche Sprachen, diejenigen Sprachen, welche von den Kaukaſiſchen Völkerſchaften, welche in den Provinzien Gruſien oder Ruſſiſch-Georgien, Imerethi, und in einigen andern im Jahre 1813 von Perſien an Rußland abgetretenen Landſchaften, die nicht zu einer beſonderen Provinz gemacht worden ſind, wohnen, geredet werden. S. unter Sprache (Ruſſiſche).

— (Korporal-), ganz uneigentlich, ehemals bei dem Militaire eine Benennung der Stockprügel oder Schläge, welche der Korporal als Strafe bei Dienſtvergehen an den Schuldigen mit einem Spaniſchen oder Handrohre austheilte. Daher die Ausdrücke: Sich vor der Korporalſprache hüten; nicht

von Korporal ſprechen laſſen; der Korporal hat heute wieder eine ſchöne Sprache geführt; der Korporal läßt ſich wieder hören u. ſ. w.

Sprache (kreiſchende), eigentlich nur ein kreiſchender Ton, Queckton, den gewöhnlich Frauenzimmer hören laſſen, wenn ſie recht in Eifer gerathen, ſich erboßen, da denn die erhitzte Stimme nicht hell tönt, ſondern gleich den in Thätigkeit geſetzten ungeſchmirten Rädern an einem Wagen oder einer Maſchine.

— (Küchen-), ein Kauderwälſch in jeder Sprache, ein Miſchmaſch, durcheinander ohne alle Regeln; eine Verkürzung oder Verlängerung der Wörter, ſo daß ſie ganz anders tönen; daher ſagt man auch ein Küchenlatein, ein ſchlechtes Latein, welches nicht nach den Regeln geſchrieben und geſprochen, ſondern willkührlich abgeändert wird. Auch das Latein aus dem Mittelalter, das Mönchslatein.

— (Kunſt-), Künſtlerſprache, im ausgedehnteſten Verſtande bezeichnet man mit der erſten Benennung alle Kunſtausdrücke in den Künſten und Wiſſenſchaften, und in den Handwerken, im engeren, beſonders in der letzten Benennung: Künſtlerſprache, nur diejenigen der bildenden Künſte (Zeichen-, Bildhauer-, Maler-, Kupferſtecher-, Holzſchneide-, Lithographir-, Stein- u. Metallſchneide- od. Metallgrabe-Kunſt ꝛc.) wie: Abdruck, Accord, Action, Aetzen, Allegorie, Anlegen, Anordnen, Antike, Aquarell (Malerey mit flüſſigen Farben), Arabeske, Attitüde, Auffriſchen, Aufreißen, Ausſparen, Bambochade, Barock, Basrelief, Baumſchlag, Beglänzerung, Beleuchtung, Beſchmauchung, Beiwurf, Blafonniren, Carnation, Carrikatur, Carton, Ciſeliren, Colorit, Composition, Contour, Contraſt, Copie, Deviſe, Draperie, Durchpauſchen, Einſchlagen, Enkauſtik (Feuermalerey), Entladen, Epiſode, Euryhmie oder Symmetrie, Fleck-

(Kalkmalerey), Friſche, Froſtige, Gliedermann, Gouache (Waſſermalerey), Groteske, Halbſchatten, Harmonie, Helldunkel (Clair-obscur), Illuminiren, Impaſtiren oder Impaſtirung, Laſiren, Laſurfarbe, Lithographiren, Lokalfarbe, Miniatur, Mittelfarbe, Modelliren, Moſaik, Nachfärbung, Niche, Original, Palette, Patrone, Pauſche, Perſpective, Profil, Quälen, Radiren, Retouchiren, Schattiren, Schlagſchatten, Schnörkel, Schraffirung, Skizze, Skizziren, Spatel, Staffage, Staffeley, Stukkatur, Studien, Tinte, Ton, Torſo, Touche, Tünche, Uebergattern, Uebermalen, Untermalen, Verblaſen, Verbrämen, Wiſcher (Estompe), Wiſchtücher (Torchons), Zilographie, Zilographiren u. ſ. w. — In der Baukunſt: Alkove, Anſchlag, Arkade, Architrav, Attike, Aufriß, Ausladung, Balkon, Baluſtrade, Baſis, Canelirung, Conſole, Corniſche, Etage, Faßade, Feſton, Fries, Fronteſpice, Fronton, Gebälk, Geſimſe, Grundriß, Impoſt, Kälberzähne, Kapitäl, Karyathide, Kragſtein, Perron, Pilaſter, Poſtament, Proportion, Reißen, Reißbrett, Reißſchiene, Riſalit, Säulenſchaft, Symmetrie, Triglyphe, Würfel ꝛc. ꝛc. — In der Ton- und Tanzkunſt: Accompagniren, Accord, Adagio, Alla Breve, Allegro, Allemande, Andante, Anglaiſe, Anſatz, Applikatur, Ausdruck, Aſſemblé, Balancé, Ballett, Beſetzung, Bezifferung, Bourrée, Cadenz, Chaconne, Chaine, Chaſſé, Choral, Contrapunkt, Contraſubjekt, Contretemps, Cotillon, Coupé, Croiſé, da Capo, Decima, Discant, Diſſonanz, Duett, Echappé, Ecoſſaiſe, Elephantine, Elevé, Fleuret, Françaiſe, Fuge, Gavotte, Gique, Gliſſé, Inſtrument, Inſtrumentiſt, Intervalle, Kalkantiren, Kantate, Klauſel, Kompoſition, Konzert, Loure, Melodie, Melodram, Mennuet, Mouliné, Muſette, Oper, Operette, Orcheſter, Ouvertüre, Pantomime, Paſſacaille, Paſſage, Paſtorale, Pirouette, Polonaiſe, Po-

ſition, Pliè, Quadrille, Quartett, Quintett, Rigaudè, Ritornell, Rondeau, Sarabande, Solo, Sonate, Sopran, Symphonie, Tenor, Trio, Tourné, Virtuos ꝛc. ꝛc. — In den ſchönen Künſten (Dichtkunſt, Redekunſt, Schauſpielkunſt ꝛc.): Acteur, Action, Affekt, Allegorie, Alluſion, Anapeſt, Antitheſe, Apokope, Apoſtrophe, Archaismen, Backchius, Ballade, Burleske, Cäſur, Charakter, Chor, Contraſt, Correkt, Daktyl, Dekarime, Deklamation, Dialogue, Diäreſe, Drama, Duodrama, Dythirambe, Ekloge, Elegie, Ellipſe, Emphaſis, Enthuſiasmus, Epigram, Epiſtel, Epithet, Epos, Epopée ꝛc. ꝛc. — Für die meiſten der hier angeführten Fremdwörter hat man auch Deutſche Wörter; allein ſie ſind nicht ſo üblich in der Kunſtſprache, als die Fremdwörter, die ſchon eine große Geläufigkeit durch die Sprachwerkzeuge abgeſtoßen zu werden erhalten haben, und ſchon ſehr zu Gewohnheit geworden ſind, als daß die Deutſchen Benennungen hier Feld gewinnen können. — Die Kunſtſprache in den Wiſſenſchaften, z. B. in der Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz, Medizin, in der Botanik, Chemie, Mathematik, Aſtronomie, Naturlehre, Oekonomie ꝛc. ꝛc., iſt ſehr groß; eben ſo groß iſt ſie in den mehr mechaniſchen Künſten und Handwerken; jedes mechaniſche Gewerbe, jedes Handwerk, hat ſeine Kunſtausdrücke, ſeine Kunſt- oder Gewerbsſprache, die nur ihm eigen iſt. Mehrere Wörter ſind auch mehreren Gewerben gemein, jedoch nicht immer in derſelben Bezeichnung des Gegenſtandes. Hier aus den oben genannten Wiſſenſchaften, und aus den mechaniſchen Künſten und Handwerken Kunſtwörter anzuführen, erlaubt der Raum und auch die Tendenz dieſes Artikels nicht, da hier nur im Allgemeinen dasjenige erklärt werden ſoll, was man unter Kunſtſprache verſteht, und dieſes wird aus den oben angeführten Beiſpielen klar genug

hervorgehen; es ſind Benennungen, die eigenthümlichen Gegenſtänden in den Wiſſenſchaften, Künſten und Handwerken beigelegt worden ſind, die eigenthümliche Gegenſtände bezeichnen, welche nur größtentheils abgezogene Begriffe enthalten, die zur Bezeichnung der Handlungen und Eigenſchaften der wirklich vorhandenen Dinge dienen.

Sprache (Kymriſche), ſ. unter Sprache (Engliſche).

— (Land-), Bauernſprache, werden die Provinzialmundarten in jedem Lande oder Staate genannt, die von der Hauptmundart, der eigentlichen Landesſprache, oft mehr, oft weniger abweichen, je nachdem die Provinzen entfernt von der Haupt- und Reſidenzſtadt des Reiches liegen, und an Staaten gränzen, die ihre eigene Sprache haben, von denen jene Bewohner Wörter und Ausdrücke durch den täglichen Verkehr annehmen und mit ihrer Mundart miſchen; oder näher derſelben, da ſie denn von der ausgebildeten Mutterſprache ſich mehr zu eigen machen, wie man dieſes z. B. in den Umgegenden der Reſidenzſtädte in Deutſchland gewahrt, wo die Landleute, durch ihren Verkehr mit den Großſtädtern, auch ein gereinigteres Deutſch ſprechen, und wenn auch nicht in der Wortbildung nach den Regeln der Grammatik, doch im Ausdrucke und Ton oder Klang.

— (Landes-), diejenige Sprache, welche in einem Lande oder Reiche als Hauptſprache geredet wird, die Volksſprache, die dann wieder ihre Mundarten hat, die in den Provinzen geredet werden und Provinzialdialekte heißen. Im eigentlichen Wortverſtande iſt es bloß die Volksſprache eines Landes, ohne Rückſicht auf die verſchiedenen Mundarten zu nehmen, und daher belegt man ſie nur mit dem Namen des Landes oder Staates, in dem ſie herrſchend iſt; z. B. die Deutſche, Franzöſiſche, Engliſche, Italieniſche, Holländi-

ſche, Spaniſche, Portugieſiſche, Ruſſiſche, Schwediſche, Däniſche, Polniſche Sprache.

Sprache (Lateiniſche), die Sprache der Römer; eine ausgeſtorbene Sprache, als Volksſprache, aber als Gelehrtenſprache eine, bei allen kultivirten Völkern fortlebende Bücherſprache, die nur mit dem Aufhören aller Gelehrſamkeit, aller Wiſſenſchaften und Künſte, kurz mit dem Aufhören der wiſſenſchaftlichen Bildung eines Landes aufhören kann. Die Lateiniſche Sprache hat, ſo wie jede ausgeſtorbene, aber noch in der gelehrten Welt fortlebende Sprache, eine doppelte Geſchichte, nämlich als lebende, und dann als todte Sprache. Als eine lebende oder lebendige Sprache hat ſie vier Perioden. Die erſte Periode fängt mit ihrem Urſprunge an, und geht bis auf die Zeiten des zweiten Puniſchen Krieges, im Jahre 514 nach Roms Erbauung; die zweite geht von da an, bis zum Tode Auguſtus, i. J. 767, welche Periode man das goldene Zeitalter der Lateiniſchen Sprache nennt; die dritte geht von da ab bis auf Trajans Tod, i. J. 117 nach Chriſti; die vierte geht von da bis auf die Eroberung Roms von den Gothen, Longobarden, Vandalen und andern Völkern im fünften Jahrhunderte. — Als todte Sprache kann man ſie in zwei Abſchnitte bringen. Der erſte geht vom fünften Jahrhunderte an bis zum vierzehnten, und der zweite von da bis auf die neueſte Zeit. Einige Schriftſteller bilden noch eine Zwiſchenperiode vom vierzehnten bis zum ſechzehnten Jahrhunderte; allein dieſes ſcheint überflüſſig zu ſeyn, da man nur zwei Hauptperioden annehmen kann; die eine Periode begreift den Verfall dieſer Sprache, und die andere die wieder Hervorſuchung der alten klaſſiſchen Schriftſteller und die Erhebung dieſer Sprache. Jetzt zur Geſchichte der Lateiniſchen Sprache, als eine lebende. Was wir aus der erſten Periode dieſer Sprache wiſſen, gründet

ſich mehr auf Vermuthungen, als auf Angabe aus ſichern Quellen, beſonders was den Zeitraum unter den Königen anbetrifft; denn erſt von Ankus Martius an, beſonders aber unter der Republik wird es Licht in der Geſchichte der Römer. Die Abſtammung oder der Urſprung der Lateiniſchen Sprache kann daher nicht mit Zuverläßigkeit nachgewieſen werden; es iſt aber wahrſcheinlich, daß die Lateiniſche Sprache aus einer Miſchung der Pelasgiſchen, Osciſchen, Etruſciſchen, Liguriſchen und mehreren andern entſtand, welches vielleicht alles Mundarten eines Hauptſtammes waren. Nach der Vermuthung einiger Schriftſteller ſoll es der Etruſciſche, nach Andern der Pelasgiſche geweſen ſeyn, doch dieſes ſind bloße Vermuthungen, die über den Urſprung der Lateiniſchen Sprache keine Aufklärung geben; eben ſo wenig, als die Herkunft der Römer von den Lateinern, und dieſer von den Auſonen, als für gewiß betrachtet werden kann. In den erſten Zeiten unter den Königen war die Sprache, wie bei allen Völkern, die noch keine Literatur haben, noch roh; obgleich einige der Völker Italiens, wie die Etrusker, ſchon Kultur beſaßen und die Künſte pflegten; auch ging die Ausbildung der Sprache in der erſten Epoche ſchon darum langſam, weil die Römer nur die Ausdehnung ihres Gebietes im Auge hatten, ſich zu vergrößern ſuchten, und daher im ſteten Kriege mit ihren Nachbarn waren. Eine Eroberung folgte auf die andere, wodurch ihr Heroismus zwar geſtärkt, aber für ihre Ausbildung wenig gethan wurde. Selbſt als ſie ſchon den untern Theil von Italien im fünften Jahrhunderte der Stadt erobert hatten, und daher Umgang mit den eroberten Völkern pflegten, hatte ihre Sprache doch noch keine ſehr große Fortſchritte gemacht, weil noch keine Schriftſteller in derſelben aufgetreten waren. Aus dieſer erſten Epoche der Lateiniſchen Sprache ſind noch einige Fragmente von Ge-

ſetzen und Inſchriften vorhanden, aus denen man den Zuſtand der Sprache erſehen kann. Von den Geſetzen der zwölf Tafeln iſt ein Fragment ſchon oben unter Sprache und Sprachkunſt, S. 52 angeführt worden. Hier eine Probe aus Feſtus: Sei. queis. aliuta faxsit. cum. pegunia. familiaque. sacer. estod. sei. queis. im. occisit. paricida. nec. estod. Wie wenig die Sprache zu der Zeit noch ausgebildet war, geht daraus hervor, daß noch manche Buchſtaben fehlen; ſo z. B. findet man für g, c, macistratos, pucnandod; auch werden R, S und O und U häufig eins fürs andere gebraucht. Oe ſteht gemeiniglich für i, Pilomnoe poploe. Exfociont für effugerunt. Die Inſchrift auf den Conſul L. Scipio, welcher dieſe Würde im Jahre 494 nach der Erbauung Roms bekleidete, fängt ſo an:

HOINC. OINO. PLOIRVME
CONSENTIONT. R.
DVONORO OPTVMO FVISE
VIRO.

(Hunc unum plurimi consentiunt Romae
Bonorum optimum fuisse virum.)

Die zweite Epoche der Lateiniſchen Sprache wird von einem Schriftſteller in zwei Abſchnitte getheilt. Der erſte Abſchnitt enthält die Bildung der Sprache durch Schriftſteller von Livius Andronicus an bis auf die Zeiten Sullas; und der zweite von dieſem bis zum Tode Auguſts. In dem erſten Abſchnitte beförderte die Bekanntſchaft der Römer mit den Griechen ihre literariſche Bildung, welche mit der dramatiſchen Dichtkunſt beginnt. Mävius beſchrieb die Geſchichte des erſten Puniſchen Krieges; von ſeiner Sprache zeigt folgende Stelle: Quei terrai Latiai hemones tuserunt; Vires fraudesque Poinicas fabor. (Qui terrae Latiae homines tuderunt etc.) — Ennius ſchrieb ſchon einen

beſſern Styl: Horrida Romuleum certamina pango-duellum. Auch Lucilius Schreibart hatte noch viele Härten:

Hunccine ego unquam Hyacintho
hominem Cortini potentis.
Verrucam, naevum pictum, dentem
eminulum unum.

Nach und nach fing ſich auch die Proſa an zu bilden. Cato der Aeltere ſchrieb im J. 560 ſeine Geſchichte und die Bücher vom Ackerbaue. In dieſen Abſchnitt gehören auch noch: Plautus, Pacuvius, Lukretius, Terentius und Varro, von denen die beiden Letztern ſchon einen höheren Grad von Geſchmeidigkeit und Reinheit haben. In dem zweiten Abſchnitte von den Zeiten des Sulla an begann das goldene Zeitalter der Lateiniſchen Literatur und Sprache. Die Einwanderungen der Griechen in Rom, die Eroberung mehrerer Griechiſcher Provinzen, der Eifer der Großen für die Wiſſenſchaften; dieſe und andere Umſtände erregten einen allgemeinen Wetteifer der Römer in der Bildung ihrer Sprache, wozu ſich Redner, Dichter und Geſchichtſchreiber vereinigten. Die Römiſche Mundart (Romana lingua) bekam jetzt unter allen Dialekten die Oberhand; ſie wurde die Sprache der Patricier, überhaupt der gebildeten Römer und die Bücherſprache, und als ſich unter Auguſtus das Kaiſerthum geſtaltete, auch Hofſprache. Nicht lange vor und zu den Zeiten des eben erwähnten erſten Kaiſers der Römer hatte ſich die Sprache zur höchſten Reinheit und Zierlichkeit erhoben, ſie war eine elegante Sprache geworden. Selbſt die niedrige Klaſſe des Volks war aufmerkſam auf eine ſchöne Sprache, fand Geſchmack an gehaltvollen und zierlichen Reden. In dieſer Periode wirkten auf die Sprache die Schauſpieldichter: Plautus, und Terentius, der Redner Cicero, die Geſchichts-

schreiber: Julius Cäsar, Cornelius Nepos, Sallustius, Livius, und die Dichter: Ovidius, Virgilius, Horatius, Phädrus, Tibullus und Catullus. Nach einem Philologen müssen die Prosaiker: Cicero, Cäsar, Nepos, Livius, zum Theil auch Horatius in seinen Satyren und Briefen, für den angehenden Humoristen die ersten Muster des Styls seyn; Sallustius sey aber in Rücksicht der Sprache etwas behutsamer zu brauchen. — Der dritte Zeitraum beginnt mit dem Tode Augustus und geht bis zum Tode Trajans. In dieser Periode fängt die Literatur der Römer und mit derselben auch die Sprache an zu sinken; denn wenn gleich die erste Bildung der Sprache und Literatur der Römer hauptsächlich von den Griechen herrührt, so traten doch die oben genannten Schriftsteller zuerst als gefeierte Originale in ihrer Muttersprache auf; es war ein reiner Geist, den die Begebenheiten, die Regierungsform, und das erwachte Gefühl für die Natur weckten und belebten, für das Vaterland enthusiasmirten; dieser Geist ging aber nach und nach mit dem Wechsel der Regierungsform, mit der Ungleichheit der Kaiserlichen Regierungen, in Beziehung auf Beförderung der Wissenschaften und Künste, verloren. Auch wurden die Schriften der Römer seit der Regierung Augustus auch außer Italien verbreitet, und ihre Sprache ging in alle Römischen Provinzen, sie wurde nun allgemeiner und dadurch kamen viele neue Wörter, Ausdrücke und Wendungen in die Sprache, wodurch sie ihre Reinheit und mithin ihre Originalität verlor. Den folgenden Dichtern sieht man schon Studium und Nachahmung an; Ausdrücke und Wendungen sind nicht mehr frei, sondern gezwungen; auch die Beredsamkeit war mehr geschmückte Deklamation, als eine kernige, durch die Umstände erweckte Rede. Indessen giebt es auch in dieser Periode der

Sprache noch mehrere Schriftsteller, welche an diejenigen des goldenen Zeitalters hinanreichen. Bekannt aus dieser Periode sind: Valerius Maximus, Curtius, Paterculus, Celsus, Seneca, Columella, Mela, Petronius, Quintilianus, die beiden Plinius, Justinus, Suetonius, Tacitus, Florus und Festus, als Prosaiker; Phädrus, Persius, Lucanus, Juvenalis, Statius, Valerius Flaccus, Silius, Martialis und Terentianus Maurus, als Dichter. Unter diesen werden wegen ihres Stoffes mehrere noch zu den oben aus der zweiten Periode angeführten klassischen Schriftstellern hinzugezählt; z. B. Valerius Maximus, die Geschichtsschreiber Vellejus Paterculus, Florus, Curtius, Suetonius und Tacitus; der Lehrer der Beredsamkeit Quintilian, der Weltweise Seneca, die beiden Plinius, und Celsus; doch wollen einige Philologen den Curtius, Seneca und den Florus nicht besonders als Stylisten empfehlen. Beinahe allen Schriftstellern dieser Periode fehlt die edle Einfalt und Natürlichkeit, welche die Schriften der Schriftsteller der zweiten Periode so sehr auszeichnen. Alle diese Eigenschaften verlieren sich nun ganz in der — vierten Periode der Sprache, die von dem Tode Trajans bis zur Eroberung Roms von den oben genannten Völkern geht; denn so wie die Nation anfing sich mit vielen Fremden zu mischen, so wurde auch die Sprache ein Gemisch von vielen; denn sie bekam eine Menge neuer Wörter, Constructionen, Wendungen und Eigenheiten; die alten Bedeutungen gingen immer mehr verloren, und die poetische Diktion ging in die Prosa über. Ein Schriftsteller sagt von dieser Periode: „Die Sprache nahm jetzt, nach dem ewigen Kreislaufe der Dinge, gerade die Fehler und Mängel wieder an, aus denen sie sich im goldenen

Zeitalter glücklich herausgearbeitet hatte; denn Affectation, Schwulſt oder Mattigkeit iſt der Charakter der meiſten Schriftſteller dieſer Periode; aber auch jetzt gab es noch darunter einige, welche ihre Mutterſprache in den Werken früherer Muſter ſtudierten. Im Durchſchnitte wimmelte es von barbariſchen Wörtern, angariari für cogere aus dem Griechiſchen ἀγγαρεύειν, neotericus, catamidiari, explodi, Spartian, decaprotia, scandalizare; von poetiſchen Wörtern, wie fulgidum, für fulgens; von veralteten, wie repedare, ſtatt redire, sublimare, poenitudo; von neuen Zuſammengeſetzten, wie mundipotens, multiforabilis, multilaudus, multivorantia, dissunire, incapax, incuriositas, impulvereus beim Gellius; antecantamentum beim Apulejus. Von neuen Bedeutungen: invidere für non videre, credulitas für fides, discurrere, für abhandeln benedicere regnen; von neuen Conſtructionen, wie benedicere aliquem, parere aliquem, Jemanden gehorchen. Medictates brauchen Eutropius, Apulejus, Ammianus und Andere; molestare, mehrere. Aus dubitatio wurde dubietas; aus gratia, gratiositas, aus peccatum, peccamen. Exhibitio, habitaculum, vulgaritas, compassio, insufficientia und dergleichen mehr, findet man ſehr häufig." — Nicht nur die vielen Fremden, die aus allen Römiſchen Provinzen nach Rom ſtrömten, verdarben durch Einmiſchung vieler Fremdwörter die Sprache, ſondern auch die chriſtliche Religion hatte einen großen Einfluß darauf; denn da man, um die neuen Religionsbegriffe auszudrücken, keine Wörter dafür in der Lateiniſchen Sprache fand, ſo mußte man neue Wörter ſchaffen, wodurch gleichfalls der Lateiniſche Styl verdorben wurde. Die beſſeren Schriftſteller dieſer Zeit ſind: Lactantius, Cyprianus, Hieronymus, Minucius Felix,

die Juriſten Ulpianus, Pomponius, Paullus und Andere; Symmachus in einzelnen Stücken Eutropius, Ambroſius und Julius Obſequens. Gellius iſt ſchätzbar als Sammler; Apulejus, Apicius, Solinus, Tertullianus, Arnobius, Ammianus, Vegetius, Firmicus, Macrobius, Sammonicus, Hilarius, Juvencus, Marius Victorinus und Auſonius ſind größtentheils unrein und barbariſch. Ein Schriftſteller ſagt: „Hätten die Panegyriker dieſer Periode mehr Geſchmack, weniger armſelige Schmeicheley und Witzeley, ſo würden ſie ſich leſen laſſen, da ihr Periodenbau nicht ſchlecht iſt.“ Hier dürfen auch nicht übergangen werden die Scriptores Historiae Augustae, der Dichter Claudianus, Avienus, Aurelius Victor, Servius und Calpurnius. Aus dem fünften Jahrhunderte kann man noch herübernehmen: Auguſtinus, Sedulius, Oroſius, und die Dichter: Proſper Aquitanus u. Claudius Numantianus. Nach dem Einfalle der Gothen, Longobarden und anderer Völker in das Römiſche Gebiet, und nach der Eroberung Roms wurde die Lateiniſche Sprache ganz verderbt, auch wurde die Literatur der Alten den Chriſten von den Geiſtlichen als ketzeriſch und ſeelenverderblich unterſagt. Die Sprache, die man redete, war ein Jargon, der ſich nach und nach in die heutige Italieniſche Sprache auflöſete; ſ. oben, unter Sprache (Italieniſche).

Die Lateiniſche Sprache, als eine todte Sprache betrachtet, beginnt mit dem fünften Jahrhunderte und theilt ſich, wie ſchon oben angeführt worden iſt, in zwei Perioden. Die erſte Periode geht vom fünften Jahrhunderte an und reicht bis zum vierzehnten. Vor dem ſiebenten Jahrhunderte ſind noch als erträgliche Schriftſteller zu nennen:

Sidonius Apollinaris, Salvianus, Boethius, Fulgentius, Avidius, Cassiodorus, Priscianus und Isidorus. Vom siebenten Jahrhunderte an ist aber, in Beziehung auf die Sprache, kein erträglicher Schriftsteller zu nennen. Jetzt findet man die eigenthümlichsten Wörter und Zusammenstellungen, z. B. cervicositas, Halsstarrigkeit, nescientia, serietas, Ernsthaftigkeit, almitas, fabricatura, incultio, Barbarey, eremititas, exacerbatrix, cernentia, Gesicht, und tausend ähnliche. Verderbungen aus dem Griechischen, wie Perihermenias, περὶ ἑρμηνείας, acedia, ἀκηδία; Bedeutungen, wie deliquium, für Sünde, conditio, für Schöpfung, impossibilitas, für Unvermögen, orator, für Gönner, dictio, für oratio, creator, für Vater; Abstracta, wie deitas, perfectissimatus, spectabilitas; Diminutiva, wie conditiuncula, epistoluncula, dominulus und dominicellus, rescula, bonuscula; Endungen, wie exspectamen, otiositas, indages, absentatio, exacerbatio, captivatio, concinnantia; unnöthige Zusammensetzungen, wie praeeminentia, interdonatio; ungrammatischer Gebrauch in den Zahlen, wie plebes, in casibus, fastibus, mi dominus, villabus; Adjectiva, wie exercitualis, affectuosus, incendiosus, indemutabilis, cordax, temporaneus, proprietarius, immensurabilis; neue Adjectiva, wie lucivomus, urbicremus, multimodus, ventriloquus; Comperativa, wie feliciosior, proprior; Superlative, wie admirandissimus, sublimissimus; ganz neue Wörter, wie cassare, longinquare, dehabere, disparascere, certificare, contrariare, aptificare, bannire, decervicare, crepusculascere; Verderbungen, wie prostrare, aus prosternere, fabrire aus fabricare, explicitus oder explicatus, beendiget, daher lieber ex-

plicit; Abwandlungen, wie fito, von fieri, floriet, prodiet, resisti, ſtatt restiti, adjectiuit; die Deponentia als Paſſiva, speculari, für conspici, recordari, erinnert werden, als Aktiva der Form nach, prosequere, conare, auxiliare; Adverbia, wie quoquam, für usquam. admodum, für beinahe, taliter, für sic, ubi, für wohin, aliquanti, für aliquot, forinsecus, perpetualiter, adeotenus, dum ad vivimus, enerviter, latialiter, für latine, peremtorie, aliqualiter; Zuſätze, wie ab antiquitus, in antea, e contra; der willkührliche Gebrauch von ut und quod, sive und vel, ſtatt et, dum ſtatt cum. Die Vernachläſſigung der Orthographie; Ueberladung von Beiwörtern; ſinnloſe Metaphern, wie Paulus stabularius evangelicus, arriditatem terrae meae eloquentiae vestrae imbre perfundere, ſtatt me docere, multimodo veritatis gladio falsiloqui cerviculam concipilare, ſtatt veritate errorem opprimere, totis animae visceribus appetere, ſtatt valde cupere. Syntactiſche Fehler, wie in aliquo amare, ſtatt aliquem, petere alicui, für ab aliquo, post nostrum ambobus discessum, ambire ad honores. Dieſe und ähnliche Barbarismen findet man in den Schriftſtellern dieſer Zeit, ſelbſt in dem oben, S. 659, als beſonders fehlerhaft Angeführten, auf jeder Seite. Die Wörter mancher Scholaſtiker gleichen beim Anblicke der Dresdner Elbbrücke, ſie ſind rieſenhaft in der Länge, wie: Potentionabilitudinalitates, attingibilitatibus, componibilitates, haeceitates, homineitates etc. In dieſem Jahrhunderte wurde das Latein von den Päbſten für den Gottesdienſt eingeführt, ſo wie es auch faſt allgemeine Staats- und Bücherſprache ward, und von dieſer Zeit an ſetzte ſie ſich in den Kirchen, Klöſtern, Gerichtsſälen, Schulen ꝛc. feſt; ſo daß ſie in der Folge die Sprache

der Gelehrten ward und blieb. Aus dem achten Jahrhunderte können hier noch die Namen: Alcuinus, Warnefridus; aus dem neunten: Eginhard, Rabanus Maurus, Strabus, Aymo, Hincmarus; aus dem zehnten: Odo Severus, Luitprandus; aus dem eilften: Radulphus, Lambertus Schafnaburgensis; aus dem zwölften: Sigebertus, Guntherus, Abelardus, Otto Frisingensis und Saxo; aus dem dreizehnten: Conradus, Albertus Magnus, Thomas Aquinas, Bonaventura; aus dem vierzehnten: Joh. Duns, Wilh. Occam, Joh. Bassolis, Durandus und Andere, aufgeführt werden. Vom zehnten bis vierzehnten Jahrhunderte war die Literatur beinahe ganz ausgestorben; und wenn man hier und da in den Klöstern die alten Autoren abschrieb, so wurden diese Abschriften doch nicht sehr verbreitet, hatten also keinen Einfluß auf das Ganze. Man nennt daher die ganze Zeit, vom fünften Jahrhunderte an bis um die Mitte des funfzehnten: die Zeit der Barbarey, weil nicht nur die Lateinische Sprache ganz verderbt, sondern auch ein falscher Geschmack im Denken und Reden entstanden war. — In der zweiten Periode, welche vom vierzehnten Jahrhunderte anhebt und bis auf die neueste Zeit geht, fing man wieder an die Schriftsteller des goldenen Zeitalters hervorzusuchen und zum Muster zu wählen. Dieses Wiedererwachen der Wissenschaften oder vielmehr diese Reformation in derselben, durch Erhebung der klassischen Schriftsteller der Alten zu Vorbildern des Geschmacks im Denken und Schreiben, verdanken wir den Italienern; s. oben, unter Sprache (Italienische). Auch aus Griechenland kamen um diese Zeit Gelehrten und Künstler nach Italien und verbreiteten daselbst einigen Geschmack. Besonders waren es aber die Fürsten

aus dem Hauſe Medici, welche die Gelehrten und Künſtler fleißig unterſtützten, und dadurch den Eifer und mit ihm den Geſchmack am Schönen wieder erweckten. Hierzu kam nun noch im funfzehnten Jahrhunderte die Buchdruckerkunſt, die für die Verbreitung der Literatur von nicht zu berechnenden Folgen geweſen iſt. Im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte zeichnen ſich als Lateiniſche Schriftſteller aus: Chr. Lambinus, Gaza, Politianus, Merula, Omnibonus, Ficinus, Reuchlinus, Pomponius, Lätus, Sabellicus, Picus von Mirandola, Manutius, Melanthon, Erasmus, Bembus, Budäus, Coelius Rhodiginus, Joachim Camerarius, Vives, Stephani, Palearius, Bonamicus, Caeſar Scaliger, P. Manutius, Nizolius, Caſtellio, Victorius, Schorus, Robortellus, Hier. Wolf, Conr. Gesner, Sigonius, Turnebus, Briſſonius, Cujacius, Neander, Muretus, Perpinianus, G. J. Voſſius, Dion. Lambinus, Juſtus Scaliger, Lipſius, Torrentius, Turſellinus, Sylburg und Andere. Der ſchon oben genannte Caeſ. Scaliger, ſagt im ſechſten Buche ſeiner Poetik, daß von den Neulateiniſchen Dichtern in den oben genannten Jahrhunderten: Mantuanus, Caſtilioneus, Bembus, Politianus, Vida, Pontanus, Sannazar und Frakastor, dem Theokrit, Horaz, Ovid, Catull, Properz zur Seite geſetzt werden können. In dieſer genannten Zeit, beſonders im ſechzehnten Jahrhunderte, entſtanden Streitigkeiten über die beſten Muſter der Alten im Lateinſchreiben. Einige ahmten diejenigen Schriftſteller nach, deren Schreibart etwas ſchwer und geſchraubt iſt; dieſes that z. B. Beroaldus und Andere; ſie erhielten davon den Beinamen Apuleja-

rer; Andere ahmten ausſchließlich den Cicero nach, z. B. Bembo und Andere. Ueber das Letztere entſtand ein Streit zwiſchen Ciceronianern und Melanthonianern; ein ähnlicher Streit entſtand zwiſchen Nizolius und Majoragius; Andere, wie Lipſius, ahmten den Seneca nach. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts fing das Studium der Römiſchen und auch der Griechiſchen Literatur wieder etwas an zu ſinken, welches daher rührte, daß ſich die Literatur der Franzoſen, Engländer, Holländer und auch zum Theil der Deutſchen, jedoch gegen die Erſteren noch ſehr untergeordnet, mächtig zu heben anfing und die ausgezeichnetſten Köpfe in ihrer Mutterſprache ſchrieben; es alſo den Italienern nachthaten; ja daß die Franzöſiſche Sprache u. Literatur ſo zu ſagen das Uebergewicht beinahe in allen kultivirten Staaten Europas erhielten, und viele Schriftſteller anderer Nationen nicht nur die Franzöſiſche Literatur ſtudierten, ſondern auch in dieſer Sprache ſchrieben. Indeſſen traten aus dem vorigen Jahrhunderte in dieſes hinüber und waren in dieſem noch folgende Schriftſteller, welche ſich in der Lateiniſchen Sprache auszeichneten: Gruter, Douſa, Scioppius, Iſ. Caſaubonus, Gronovius, Hugo Grotius, Salmaſius, Dav. Heinſius, Sanctius, Giphanius, Hotomannus, Urſinus und Andere. Am fruchtbarſten an Humoriſten blieb England, Deutſchland und Holland; bekannt ſind: Perizonius, Küſter, C. Barth, Meibom, Cellarius, D. Pareus, Buchner, Graevius, Tan. Faber, Broukhuyſen und Andere. Der um das Jahr 1688 Aufſehen erregende Streit über den Werth der alten Literatur in Vergleich zu der neueren auf Veranlaſſung eines Gedichtes von Perrault, iſt ſchon unter Sprache (Franzöſiſche) erwähnt worden. Auch im achtzehnten Jahrhunderte

ist die Lateinische Sprache den neuern oben angeführten Europäischen Sprachen untergeordnet worden; sie blieb zwar Gelehrten- und Schulsprache, aber lange nicht mehr in der Ausdehnung wie es noch bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Fall war; denn sie mußte ihr Recht hier auch schon neben der Landessprache mit der Französischen theilen. Auch fing man jetzt an die meisten wissenschaftlichen Werke in der Landessprache oder in der Französischen, als in der überall in Europa beliebten Modesprache, zu schreiben. Auch aus dem Geschäftsleben, sowohl dem Privat- als öffentlichen, dem bürgerlichen, als Staatsleben war sie herausgedrängt worden, und in der Diplomatie, worin sie noch am längsten ihren Platz behauptet hatte, trat auch die Französische an ihre Stelle; s. auch Sprache (Gelehrten-). Indessen haben sich auch im Anfange dieses Jahrhunderts in der Lateinischen Sprache mehrere Gelehrten ausgezeichnet, wie Clarke, P. Burmann der Aeltere und Jüngere, Bentley, Marcland, Fabricius, weiterhin Potter, Musgrave, Daves, Thyrwith, Hemsterhuis, d'Orville, Wesseling, Valkenar, Lennep, Matth. Gesner, Alberti, Pierson, Schwarz, Ernesti, Heusinger, W. Reiz, Reiske, Kloß, Heyne, Ernesti, Fischer, Bek, Bauer, Scheller und Andere. Klassische Lateinschreiber sind: Ruhnken, Wyttenbach, Wolf und Andere mehr. Auch in diesem Jahrhunderte ist über das Studium der alten Literatur, über das Maaß des Lateinlernens auf Schulen, über den Nutzen oder die Nothwendigkeit des Lateinschreibens, und in wie fern mehrere Wissenschaften, ohne die Literatur und Sprache der Alten zu wissen, erlernt werden können, viel gestritten worden; ja man ging auf vielen Schulen schon so weit, daß man die Griechische Sprache allen denen zu lernen erließ, welche Jura zu studieren beabsichtig-

ten; ja daß man überhaupt, auch wegen des Lateinlernens, ſehr lau verfuhr, indem man in den meiſten Staaten Landesgeſetze eingeführt habe, und daher das Römiſche Recht, von dem es ohnehin viele gelungene Ueberſetzungen giebt, nur nebenbei zu wiſſen oder zu verſtehen brauche. Was das Lateinlernen anbetrifft, ſo führten die Gegner bei dieſem Streite an:

1) Sei das Lateinlernen zwar nicht auf gelehrten Schulen zu beſchränken, jedoch müßten diejenigen, die ſich nicht den Facultätswiſſenſchaften, das heißt, der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philoſophie widmen wollen, nicht ſo viele Lateiniſche Stunden mitzunehmen haben, als diejenigen, welche zu den genannten Wiſſenſchaften beſtimmt ſind; dagegen müßte man bei jenen mehr auf das Studium der Mutterſprache und anderer neueren Sprachen, auf Naturgeſchichte, Naturlehre, Geographie, Statiſtik, Geſchichte, Mathematik und andere Wiſſenſchaften ſehen, von denen ſie mehr Nutzen ziehen könnten, als von den todten Sprachen, von denen ſie ſehr oft in den Verhältniſſen, in welche ſie treten, ſo lange ſie leben keinen Gebrauch machen können. — 2) Biethe die alte Literatur als Fundamentallektion auf einer Anſtalt zwar den höchſt wichtigen Vorzug, daß ſie, zweckmäßig behandelt, beſonders geeignet ſei, den Menſchen ſowohl von der intellektuellen, als von der äſthetiſchen Seite auszubilden; allein ſie könne auch den Schüler zu großer Einſeitigkeit führen, weil ſie ihn aus der wirklichen Welt heraus, in eine bloß idealiſche verſetze; worin ein Hauptgrund liege, weshalb das Sprachgymnaſium andere Arten von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, welche den Jüngling immer wieder in die wirkliche Welt zurückführen, aus ſeinem Lehrplane durchaus nicht ausſchließen dürfen. — 3) Sei das Lateinlernen für die Facultätswiſſenſchaften zwar nothwendig; allein es ſei in neuerer Zeit, wo dieſe Sprache in den Gerichtsſälen, in der Diplomatie ꝛc. nicht mehr gebraucht, nicht mehr praktiſch geübt werde, auch nicht nöthig, ſie in dem Grade zu üben, als wenn noch alle Verhandlungen darin geführt und ſie noch geſpro-

chen werden sollte. Nur der Philologe und Theologe müsse sich ganz dem Studium derselben hingeben, müsse sie von Grund aus studieren, alle übrigen Wissenschafter brauchten sie nur in dem Grade zu wissen, um Lateinische Werke lesen und übersetzen zu können. Auch habe das Sprechen einer todten Sprache seine Schwierigkeiten, weil man nicht mehr wisse, wie die Aussprache der Römer gewesen sei, also auch jede Nation sie nach ihren Mundarten ausspreche, und sich z. B. der Engländer mit dem Deutschen oder Letzterer mit dem Franzosen in der Unterhaltung in Lateinischer Sprache nicht verstehen würden, so sehr weiche die Aussprache der Lateinischen Wörter bei jeder Nation ab, und im eigenen Lande könnte man ja jetzt in der Muttersprache jedes gelehrte Gespräch führen, und mit Fremden in ihrer Muttersprache oder in der Französischen. Das Lateinsprechen sei also ganz überflüssig. Hierauf wird geantwortet: 1) Können auf Sprachgymnasien, deren Hauptzweck nur dahin gehe, Jünglinge für die Facultätswissenschaften vorzubereiten, sie also für den Gelehrtenstand zu bestimmen, keine Einschränkungen in Erlernung der alten Sprachen bei denjenigen gemacht werden, welche sich den eigentlichen Facultätswissenschaften nicht widmen wollen, weil dadurch der Lehrplan, besonders in den obern Klassen, ganz verrückt werden würde, wenn man für die zuletzt genannten besondere Lehrstunden in den neuern Sprachen und in ihnen nützlichen Wissenschaften einrichten wollte, dafür könne man ja Real-Gymnasien errichten, die bloß den Zweck haben, Jünglinge für die Nicht-Facultätswissenschaften zu bilden, wo also die Lateinische Sprache, so wie überhaupt die Antiquarischen Wissenschaften, die bloß dem Gelehrten nützen, nur eine untergeordnete Stelle erhalten. — 2) Müsse man zugeben, daß das Studium der alten Literatur, wie man es gewöhnlich auf Gymnasien zu treiben pflege, den Schüler zur Einseitigkeit führen kann; allein so ganz von der wirklichen Welt entferne sie ihn nicht, besonders wenn der Lehrer bei der Erklärung alter Schriftsteller zweckmäßig verführe und die Gegenwart mit der längst vergangenen Zeit in Vergleichung stelle, so werde sie dadurch in Beziehung

auf die Gegenwart selbst sehr lehrreich für den Schüler. Es komme also hier bloß auf den Unterricht an, wie dieser zweckmäßig ertheilt werde. — 3) Sei das Lateinlernen durchaus der wichtigste Theil alles Unterrichts auf Sprachgymnasien; denn durch dasselbe erhalte der junge Kopf oder Geist, den Schlüssel zu allen wissenschaftlichen Schätzen, welche der Erfindungsgeist des Menschen in den ältern und neuern Zeiten zu Tage gefördert habe. Die Lateinische Sprache müsse daher, um des eben so wichtigen materiellen, als formellen Nutzens willen, den ihre Erlernung gewähre, als der Fundamentallehrgegenstand aller Wissenschaften angesehen werden, und wenn man auch das Latein in einigen Wissenschaften wenig oder gar nicht gebranche, so sei es doch nicht ganz ohne Nutzen, wenn man Latein verstände, indem immer Fälle im Leben vorkämen, wo es nicht allein von großem Nutzen sei, sondern auch Vergnügen gewähre es zu verstehen.

Was das Lateinschreiben betrifft, so hat man auch dieses für nutzlos erklärt. Die Gründe, die man dagegen anführt, sind folgende: 1) Bedürfen wir des Schreibens zum Verstehen Lateinischer Bücher nicht mehr; 2) Sei es sowohl im gemeinen Leben, wie in den Geschäften nicht nöthig; 3) Sei das Bücherschreiben in Lateinischer Sprache sehr unnütz, besonders jetzt, wo sich alle neuern Sprachen zur Klassicität herausgebildet haben, und daher die Ehre: seine Geistesprodukte der Welt mitzutheilen, der Muttersprache gebühre, wie dieses auch die Griechen und Römer gethan hätten, die uns doch hier als Vorbild dienten oder dienen sollen. Die Jugend brauche daher nicht dazu vorbereitet zu werden. 4) Sei es unmöglich in einer todten Sprache dem steten Wachsthume der Begriffe gemäß zu schreiben. 5) Raube man der Uebung in der Muttersprache und in so manchem Nützlichen die Zeit. — Dagegen führt man an: 1) Setze die Fertigkeit im Schreiben einer Fremdsprache auch ein tieferes Eindringen in den Genius derselben voraus. Viele, die sich rühmen, Griechisch zu verstehen, würden oft in Verlegenheit kommen, wenn sie es schreiben sollten; erst durch das Schreiben werde eine fremde Sprache unser Eigenthum. 2) Habe das ge-

meine und das Geschäftsleben hier keine Beziehung auf das Lateinschreiben, weil solches nur der gelehrten Welt angehöre. 3) Gäbe es Gegenstände, die wegen ihrer Gefährlichkeit billig Lateinisch bearbeitet werden sollten; andere, die sich besser Lateinisch behandeln lassen; und dann würden Lateinische Schriften auch von allen auswärtigen Gelehrten verstanden; denn nicht alle Nationen seien so übersetzungssüchtig wie die Deutsche. Hierzu komme noch, daß ein Lateinisches Buch keinem Wechsel der Sprache ausgesetzt sei; denn Ernesti werde nach vielen Jahrhunderten noch als schöner Lateinschreiber gelten, indessen seien uns seine Deutschen Schriften heute unerträglich. Wer möge jetzt Leibnitzens Deutsch geschriebene Werke lesen? 4) Ob es unmöglich sei in einer todten Sprache dem steten Wachsthume der Begriffe gemäß zu schreiben, sei wohl zu bezweifeln; denn es komme nur auf den Schriftsteller selbst an, daß er sein Thema und den Umfang der Sprache kenne. 5) Daß es der Muttersprache die Zeit raube, davon liegt die Schuld nicht an Personen, sondern an der Sache selbst.

Aus den hier aufgestellten Gründen für und gegen das Lateinsprechen und Lateinschreiben, wird ein Jeder selbst die Grenzlinie des Wahren finden. So viel sei übrigens hier gesagt, daß man die Deutschen Schriften zu Ernestis und Leibnitzens Zeiten nicht mit denen der jetzigen Zeit verwechseln darf, wo man das Deutsche als eben so klassisch betrachten muß, als das Ciceronische Latein. Wird man von den Deutschen Prosaisten die Werke von Göthe, Garve, Mendelsohn, Engel, Jerusalem, Lichtenberg, Müller, Schmidt, Knigge, Zimmermann, Schiller, Sprengel, Spittler, Archenholz, Schlosser, Eberhard, Herder, Hufeland, Huber, Forster, Woltmann, Manso, Schleiermacher, Ehrenberg und vielen anderen vorzüglichen Prosaisten, auch in der neuesten Zeit, in welcher uns die Journale und ästhe-

tischen Flugblätter so viele gehaltvolle und vorzüglich styliſirte Aufſätze liefern, nicht noch nach Jahrhunderten, ja Jahrtauſenden leſen? eben ſo gut, als wir jetzt die Griechen und Römer leſen, und wenn wir glauben, daß unſere Sprache noch klaſſiſcher ausgebildet werden kann, als ſie es ſchon iſt, ſo konnte es auch wohl noch die Römiſche und Griechiſche, wenn dieſe Völker fortbeſtanden hätten, da keine Sprache, als abgeſchloſſen zu betrachten iſt, ſo lange ſie als eine lebende exiſtirt. — Ob auch die Römer ſo gedacht haben mögen in Bearbeitung gefährlicher Gegenſtände, worunter man nur doch Sittenverderbende, oder Staatsgefährliche, oder Geheimniſſe der Medizin ꝛc. verſtehen kann, ſie in einer Fremdſprache, und dann noch dazu in einer ausgeſtorbenen zu ſchreiben, wie oben der Vorſchlag gethan wird, iſt uns nicht bekannt geworden, indeſſen gewahrt man unter der Zahl ihrer Schriftſteller doch den Ovid, der wohl nicht als ein ſittlicher Schriftſteller der Jugend empfohlen werden kann. Dergleichen Produkte, die durch Leſung ihres Inhaltes gefährlich werden können, müſſen lieber — nicht gedruckt werden. Und was wiſſenſchaftliche Werke anbetrifft, die manche Geheimniſſe enthüllen, die nicht vor das große Publikum gehören, ſo leſen dergleichen Werke ſelten Andere, als für die ſie geſchrieben worden ſind; man darf nur dann den Titel darnach einrichten. Man ſucht aber oft abſichtlich Titel zu wählen, die den Gegenſtand ſo in das Licht ſtellen, daß der Uneingeweihete darnach begierig wird; dieſes iſt dann ein Fehler des Verfaſſers, des Schriftſtellers, der ſein Werk auch in die Hände eines andern Publikums bringen wollte, als für das es gehört. Es iſt zu bewundern, da wir ſo lange die Griechen und Römer ſtudieren und wiederholt ſtudieren, daß wir noch nicht dahin gekommen ſind, einzuſehen, daß ihre Klaſſicität und Originalität nur in ihrer Nationalität

oder Volksthümlichkeit beſteht; denn nur darin waren ſie groß und zeichneten ſich als ſelbſtſtändige Völker aus; auch ſteckt darin nur die wahre Größe und der Adel eines Volkes; aber nicht darin, immer auf Stelzen zu gehen und den eigenen Füßen nicht zu vertrauen, oder dieſe für viel zu geringe zu achten, als daß man damit fortkommen könne. — Auch in der neueſten Zeit, im neunzehnten Jahrhunderte, hat man viel über die Vorzüge der alten und neuen Literatur, ganz vorzüglich aber in Deutſchland, in Beziehung auf die Mutterſprache, geſtritten, und über die Vernachläßigung des Studiums derſelben und deren Literatur auf den Sprachgymnaſien bittere Klage geführt, da doch beides, als das einzige Band der Nation, in allen Bildungsanſtalten oben anſtehen ſollte, und es nicht genug ſey, die Sprache von Jugend auf durch die praktiſche Uebung zu erlernen, ſondern ſie auch nach dem Sprachgebrauche und den Sprachregeln, der Grammatik, und ſo auch deren Geſchichte und Literatur zu ſtudieren, weil dieſes jetzt, bei dem Höhepunkte unſerer Sprache und Literatur, dem Griechiſchen und Lateiniſchen vorangehe, und man ſo viel, als möglich, die Literatur der Alten zu beſchränken ſuchen müßte. Für die Sache ſprachen: Wolke, Pauli, Jahn und viele Andere, dagegen, mit Einſchränkungen, eine Menge Schulmänner, indem Letztere, wohl nicht ganz mit Unrecht anführten: daß durch Hintenanſetzung des Studiums der Alten, das ſyſtematiſche Lehrgebäude auf den Sprachgymnaſien mit der Zeit ganz zuſammenſinken müßte; es würde dann damit gehen, wie mit der Gewerbefreiheit, daß es ein Jeder mit der Gelehrſamkeit verſuchen, und dieſe dann mit einer Menge von Individuen ohne Talent und Beruf überfluthet werden würde, wogegen die alte Art zu ſtudieren einigermaßen ſchütze, weil ſie in Erlernung der alten Sprachen und der damit verbundenen Wiſſenſchaften gleichſam einen

Damm aufführe, der nur mühſam zu überſteigen ſey, und Manchen zurückſchrecke, der die Anſtrengungen und Mühen ſcheue, die damit verknüpft wären, die Koſten nicht einmal zu erwägen, die auf ein mehrjähriges Studium verwendet werden müßten, wodurch Eltern, welche die Mittel dazu nicht beſäßen, oder ſie nicht anzuwenden geſonnen wären, auch ihre Kinder davon abhielten. Das Latein- und Griechiſchlernen müſſe daher bei allen denjenigen, welche ſich einer Facultätswiſſenſchaft widmen und im Staatsdienſte angeſtellt ſeyn wollen, immer noch Hauptſache bleiben, obgleich dabei die neuern Sprachen, hauptſächlich aber die Mutterſprache, nicht zu vernachläßigen ſey u. ſ. w. Man konnte freilich bei dem jetzigen Zuſtande der neuern Sprachen, insbeſondere der Deutſchen, und der Wiſſenſchaften, bei den tüchtigen Ueberſetzungen aller alten Klaſſiker und aller werthvollen Werke, die in Lateiniſcher Sprache, in Beziehung auf die Wiſſenſchaften, geſchrieben worden, nichts anderes zur Vertheidigung anführen. Weil alle Facultätswiſſenſchaften in ihrer Erlernung und Ausübung in neueſter Zeit der todten Sprachen nicht bedürfen, und man weder mit Latein, noch Griechiſch einen Heiden zum Chriſten bekehrt, einen Kranken kurirt und einem Angeſchuldigten Recht ſpricht, ſondern alle dieſe Wiſſenſchaften in der Mutterſprache erlernt und auch ausgeübt werden; und der Anſtrich, den ehemals die Lateiniſche Sprache bei dem Uneingeweiheten, als eine geheimnißvolle Sprache, erhielt, die nur dem Gelehrten zukomme, wie die Hieroglyphen-Sprache in Aegypten der Prieſterkaſte, und das Samskrit den Brahmanen, bei der jetzigen encyklopädiſchen Bildung, die durch die neueſten Pfennig- und Heller-Magazine, durch die vielen wohlfeilen Ausgaben der Deutſchen und der Klaſſiker anderer Nationen, durch die Heftweiſe ausgegebenen wiſſenſchaftlichen

Wörterbücher oder Handlexica, um ſo deren Ankauf auch dem weniger Bemittelten zu erleichtern, noch mehr verbreitet wird, ganz geſunken oder verwiſcht iſt, ſo legt man auch, von Seiten der Gebildeten im Volke, auf die klaſſiſche Literatur der Alten keinen ſolchen Werth mehr, und zieht die Literatur der Neuern jener vor; denn man gewahrt, daß man von dieſer, auf das Leben und den Geſchäftskreis bezogen, mehr reellen Nutzen hat, als von jener. Uebrigens haben die Philologen, die Schulmänner, kurz alle diejenigen, die als Gegner der Neuerungsſucht in den Sprachgymnaſien auftraten, in ſo fern geſiegt, daß ſie das Studium der alten Sprachen auf den Gymnaſien für die Facultätswiſſenſchaften erhalten haben, und daß man jetzt für diejenigen Wiſſenſchaften, die ſo eigentlich außer dieſen Kreiſen liegen, Realgymnaſien und Gewerbeſchulen eingeführt hat. — Auch in dem gegenwärtigen, neunzehnten, Jahrhunderte fehlt es nicht an guten Lateinſchreibern. — Was die Lateiniſche Sprache in grammatikaliſcher Hinſicht betrifft, ſo iſt darüber ſchon oben, unter Sprache und Sprachkunſt, das Nöthige angeführt worden; auch findet man daſelbſt, S. 332, die vorzüglichſten Sprachlehren und Wörterbücher angezeigt.

Sprache (Lettiſche), ſ. unt. Sprache (Ruſſiſche). — (Liebes-), uneigentlich, die zärtlichen Ausdrücke, deren man ſich in jeder Sprache bedient, um den Gegenſtand ſeiner Liebe an ſich zu ziehen, zu feſſeln, ſich ihm gleichſam unentbehrlich durch die Eindrücke dieſer Sprache, der ſanften, einſchmeichelnden Worte auf das Herz, zu machen, ſo daß ſie gleich einem Flämmchen, welches ſparſam mit Oel genährt wird, im Herzen fortglühen, und dadurch die Eindrücke befeſtigen. Eigentlich eine ſanfte, klangvolle Sprache, wie die Italieniſche, und auch zum Theil die Franzöſiſche, die

leicht auf das Herz wirkt, leicht jedes Gefühl in Anſpruch nimmt.

Sprache (Marokkaniſche), ſ. unter Sprache (Afrikaniſche).

— (männliche), hierunter verſteht man nicht nur eine kernige Sprache in ihren Ausdrücken, ſondern auch diejenige, welche in der Ausſprache, im Tone voll und kräftig iſt, wie z. B. die Deutſche, zum Unterſchiede der weiblichen Sprache, deren Ausdrücke weich und zärtlich, und deren Ausſprache, Ton, melodiös iſt, wie z. B. die Italieniſche.

— (Miniatur-) eine Sprache, welche arm an Wörtern und Ausdrücken iſt.

— (Morgen-), ſ. Th. 94, S. 41.

— (Morgenländiſche), ſ. Sprache (Orientaliſche).

— (Mutter-), ſ. Th. 99, S. 429.

— (Natur-), iſt 1) gleichbedeutend mit Mutterſprache. 2) Verſteht man darunter eine jede natürliche, ungekünſtelte Sprache, die ſchlicht, ohne Verzierungen, ohne beſonderen Wechſel der Töne von den Lippen herabgleitet; eine Sprache, wie ſie das praktiſche Leben giebt, ohne grammatikaliſche Genauigkeit. 3) Uneigentlich, die Proſa, im Gegenſatze des Reims oder die ungebundene, im Gegenſatze der gebundenen Rede. 4) Verſteht man unter Naturſprache ganz uneigentlich die Werke der Natur, der Schöpfung. Die Sprache der Natur. Daher die Redensarten: Die Natur ſpricht wie ein Buch. Die Natur ſpricht laut genug zu dem Menſchen und verkündiget ihm in ihren Werken ſeinen Schöpfer. Die Sprache der Natur reden, wenn man ſchöne Naturſcenen beſchreibt, ſchildert, ſey es in gebundener oder ungebundener Rede. ꝛc. ꝛc.

— (Niederſächſiſche), ſ. Sprache (Plattdeutſche).

Sprache (Norddeutſche), ſ. unter Sprache (Deutſche), und Sprache (Plattdeutſche).

— (Nordiſche), 1) diejenigen Sprachen, welche im Norden von Europa geredet werden, als die Norwegiſche, Isländiſche, Schwediſche, Däniſche ꝛc. Sprache welche ſämmtlich verwandt mit einander ſind; ſ. dieſe Sprachen im Regiſter. — 2) Die urſprüngliche Sprache des Nordens von Europa bei der Bevölkerung deſſelben von Aſien aus. Nach der Meinung bewährter Schriftſteller iſt der Norden unſeres Welttheils zuerſt von den Scythen, Celten und Celtoſcythen, welche aus Aſien kamen, bevölkert worden, deren Sprache mit der Hebräiſchen urſprünglich, und folglich eine mit der andern in großer Verwandtſchaft ſtanden. Die Celtiſche oder Celtoſcythiſche Sprache war demnach die älteſte Sprache des Nordens von Europa, die Urſprache. Die Sprachen, welche aus der Celtiſchen abſtammen, ſind: die Waleſiſche, Aremoriſche, Corniſche, Mankiſche, Iriſche und Cantabriſche. Von der reinen Celtiſchen Sprache iſt nichts Vollſtändiges mehr vorhanden; denn das Gebet des Herrn, welches von einem Schriftſteller als Celtiſch angegeben worden, ſoll nach Andern nicht ächt ſeyn, ſondern Iriſch, nur mit Veränderungen; denn wenn es ächt Celtiſch ſeyn ſollte, ſo hätte doch angegeben werden müſſen, wo man es gefunden habe, und in welchen Schriftzeichen oder Charakteren es gefunden worden; allein darüber findet man nichts bemerkt. Von der Scythiſchen und Celtoſcytiſchen Sprache kamen die Moeſiſche und Scaniſche oder Cimbriſche, Gothiſche, Angelſächſiſche und Francotheotiskiſche, von welchen alle heutige Sprachen, diejenigen, welche, Sklavoniſcher Abkunft ſind, ausgenommen, abgeleitet werden. Die Moeſogothiſche Sprache redeten diejenigen Völker, welche ſich in Moeſien, jetzt Servien

und Bulgarien, niedergelaſſen hatten, wo ums Jahr 370 Ulphilas Biſchof war, welcher die Bibel in dieſe Sprache überſetzte, wie auch ſchon unter Sprache (Deutſche), oben, S. 438, angeführt worden iſt. Dieſe Handſchrift in Ulphiliniſchen Buchſtaben wird in Schweden aufbewahrt. Die Ueberſetzung iſt aus dem Griechiſchen und nicht aus der Vulgata verfertiget, welches der Lobſpruch am Ende des Gebets des Herrn anzeigt. Dieſe Moeſogothiſche Sprache gebraucht, wie die Lateiniſche, keine Hülfszeitwörter, deren die Sächſiſche und ihre Mundarten ſich häufig bedienen. Das Alphabet iſt aus der Griechiſchen und Römiſchen genommen, welches Ulphilas zum Gebrauche ſeiner Ueberſetzung zuerſt verfertigte. — Die Scaniſche oder Cimbrogothiſche Sprache oder Mundart war die Sprache des Odin oder Wodin, Wodan, und ſeiner Gefährten, die ſich in den Beſitz von Scandinavien ſetzten. Zu welcher Zeit dieſes geſchehen, iſt ungewiß, aller Vermuthung nach aber vor ungefähr zweitauſend Jahren. Odin wird für den Erfinder der Runiſchen Buchſtaben gehalten. Man hat noch ein moraliſches Werkchen, das ihm zugeſchrieben wird. Die Angelſächſiſche iſt aus dieſer und der Moeſogothiſchen oder deren Abkömmling, der Francotheotiskiſchen zuſammengeſetzt; da die Angeln nach einigen Sprachforſchern Cimbern geweſen ſeyn und an die Sachſen gegränzt haben ſollen, woher der Name Angelſachſe entſtanden ſei, welche Angeln im Jahre 449 nach Britannien gingen, wie auch ſchon oben, unter Sprache (Engliſche), S. 468, angeführt worden iſt. Der Urſprung der Angelſachſen ſoll nach Einigen in die Mitte des ſechſten Jahrhunderts geſetzt werden. Nach Einiger Meinung ſind die Sueven, Franken und Sachſen, als die vornehmſten Nationen Deutſchlands, Colonien der Cimbrier geweſen. Auch findet man, daß die Angelſachſen das

Fränkiſche leicht verſtanden, als der heilige Auguſtin Franken als Dolmetſcher mit ſich brachte. Die Engliſche Sprache beſteht aus den beiden genannten mit einer Vermiſchung der Däniſchen, Gallonormanniſchen und Franzöſiſchen Sprache; ſ. unter Sprache (Engliſche). Die Francotheotiskiſche herrſcht am meiſten in der Deutſchen. Die älteſte Probe davon ſoll des Otfrieds von Weiſſenburg poetiſche Ueberſetzung der Evangeliſten im neunten Jahrhunderte ſeyn. Die Sächſiſche iſt in der Niederdeutſchen und Plattdeutſchen noch reichlich vorhanden. Die Scanogathiſche in der Norwegiſchen, Däniſchen und Schwediſchen; die reinſten Ueberbleibſel von derſelben findet man in Island; ſ. unter Sprache (Däniſche). — Die Angelſächſiſche Sprache verändert die Endungen der Nennwörter, Vorwörter, Zeitwörter und deren Hülfswörter, die leidende Gattung, zufällige Beſtimmungswörter und übrigen Hülfswörter; die Mundart kommt mit der jetzigen Engliſchen mehr überein. Von der Sächſiſchen werden gewöhnlich drei verſchiedene Dialekte angegeben. Der erſte und reinſte dauerte bis auf den Einfall der Dänen, welche ihre Sprache zuerſt in Northumberland einführten. Der zweite, oder Däniſch-Sächſiſche Dialekt war zweihundert und vierundſiebzig Jahre im Gebrauche, vorzüglich in dem nördlichen Theile Englands und in dem ſüdlichen Schottlands, woſelbſt die ſtärkſten Spuren noch jetzt vorhanden ſind. Dieſer Dialekt dauerte bis zu Wilhelms des Eroberers Zeiten, wo der Normänniſch-Däniſch-Sächſiſche oder Angelnormänniſche Dialekt, als der dritte entſtand, der bis auf Heinrichs des Zweiten Zeiten geht. Die Süd- und weſtlichen Sachſen vermiſchten ſich mit den Fränkiſchen und Normännern, daraus entſtand gegen das Ende der letzten Periode der Halbſächſiſche Dialekt, welcher das Mittel zwiſchen der Angelſächſiſchen und

der Engliſchen vor dreihundert Jahren geweſen iſt. In dieſem Dialekte findet man Reime, welche man bei den Angelſachſen nicht findet, indem ihre Dichtkunſt von dem Maaße der Sylben und der Länge und Kürze derſelben, wie im Lateiniſchen, abhing. Außer den Eroberungen war noch eine andere Urſache der Verderbung der Sprache. Die Sachſen gingen nämlich nach Frankreich, und ließen ihre Kinder ſchon früh in den Franzöſiſchen Klöſtern erziehen, ſolches geſchah beſonders ums Jahr 1030, wo an dem Hofe Canuts Däniſch geredet wurde. Eduard der Bekenner, war ſo ganz Franzöſiſch geworden, daß Viele glaubten, es würde ein Vorſpiel der Franzöſiſchen Macht ſeyn, welche England unter Wilhelm dem Eroberer in Sklaverey brachte, der ſich bemühete das Normänniſch-Franzöſiſche in England im Jahre 1075 in Gang zu bringen. Wolſtan, Biſchof von Worceſter wurde hauptſächlich wegen ſeiner Unwiſſenheit im Franzöſiſchen abgeſetzt. Auch noch zu Heinrich des Zweiten Zeiten war die Franzöſiſche Sprache in großem Anſehen, die Engliſche aber verachtet. Die Kinder des Adels wurde dieſerhalb nach Frankreich geſchickt, um die Franzöſiſche Sprache an der Quelle zu erlernen, welche damals aus einem Gemiſch der Römiſchen Bauern- oder Provenzalſprache, und der Fränkiſchen Sprache beſtand, aber ſchon eine gewiſſe Politur hatte. Von der ſogenannten Römiſchen Sprache, die ſich nachher in Italien in die Italieniſche Sprache umwandelte, findet man noch Fragmente, wie z. B. die unter Sprache (Italieniſche) angeführte Eidsformel zur Beſtätigung eines Bündniſſes von Ludwig dem Deutſchen mit ſeinem Bruder Karl im Jahre 842. Unter Eduard dem Dritten im vierzehnten Jahrhunderte ſank die Franzöſiſche Sprache in England und das Engliſche fing wieder an ſich verbeſſert zu erheben, beſonders da

das Anſehen der Barone abnahm und der Bürgerſtand mächtig wurde, dem allein die Verbeſſerung der Engliſchen Sprache damals oblag, da noch Viele aus den erſten Ständen ihre Kinder in Frankreich, wie ſchon oben angeführt worden, erziehen ließen. Die Mundart der eigentlichen Nordiſchen Sprache triumphirte demnach wieder. — Mehrere ältere Gelehrten wollen die Sächſiſchen Buchſtaben von den Iriſchen herleiten. So z. B. giebt Camden als Urſache an, daß die Sachſen die Iriſchen Univerſitäten fleißig beſucht hätten. Nach dem Spencer ſollen ſie aus dem Griechiſchen herſtammen. Nach Andern ſollen die Druiden ſie dahin gebracht haben, weil ſolche nach dem Zeugniſſe Julius Cäſars Griechiſche Buchſtaben gebraucht haben. Nach Flaherty ſoll ein Irländer, Namens Fenisius die Buchſtaben erfunden und ſie die Griechen gelehrt haben. Einige wollen die Iriſchen Buchſtaben nicht von den Griechiſchen oder Römiſchen abgeleitet wiſſen, weil ſie eine andere Ordnung haben und nicht Alphabet, ſondern Bethluisnion ſagen, deſſen Benennungen Iriſche Wörter ſeien, die verſchiedene Arten von Bäumen bedeuten; ſ. auch unter Sprache (Engliſche), oben, S. 483. Indeſſen giebt es wieder Schriftſteller, ſelbſt Engländer, wie James Ware, welche die alte Geſchichte Irlands für eine Erdichtung ſpäterer Zeit halten. Der eben genannte Ware will deſſen Jahrbüchern vor dem fünften Jahrhunderte wenig Glauben ſchenken. Nach ihm ſoll Irland ſeine erſten Bewohner und ſeine Buchſtaben aus Britannien erhalten haben, welches die Gothen von Spanien aus nachher erobert und eine Kolonie dahin geſchickt haben. Nach Nikolſon ſollen die Runiſchen Buchſtaben nach Dänemark aus Irland gebracht worden ſeyn. Wegen der Druiden iſt über die Stelle in dem Julius Cäſar ſehr geſtritten worden, ſo daß es zweifelhaft iſt, ob ſie den Ge-

brauch der Buchſtaben gehabt haben, oder nicht, um ſo mehr, da es erwieſen ſeyn ſoll, daß ſie ihre Geheimniſſe niemals aufgeſchrieben haben; ſondern Alles, was ſie und das Volk betraf, verfaßten ſie in einer beträchtlichen Anzahl Verſe, worin ſie die berühmten Thaten ihrer Helden aufzeichneten und ſolche Verſe ſtets auswendig lernten. Dieſe Gedichte ſangen die Barden bei öffentlichen Verſammlungen des Volkes, um dieſes zur Tapferkeit aufzumuntern; denn es gereichte den Druiden zum Vortheil das gemeine Volk in der Unwiſſenheit zu erhalten; daher war es auch gar nicht ihre Abſicht, die Buchſtaben einzuführen; auch war ihre Hauptneigung der Ackerbau und der Krieg, um den Handel bekümmerten ſie ſich wenig, welcher Letztere die Buchſtaben nothwendig gemacht haben würde, die ſie bei den erſteren Gewerben nicht brauchten. Wenn die Druiden aber Buchſtaben gehabt haben ſollen, ſo können es nur Griechiſche geweſen ſeyn, die ihnen von Marſeille aus überkommen ſind, in welchem Lande ſich ſchon ſehr früh eine Griechiſche Kolonie angeſiedelt hatte. Man kann daher wohl nicht ſchließen, daß es Runiſche Buchſtaben geweſen ſeien, welche die Deutſchen in Irland gelehrt, und daß die Dänen ſie von daher empfangen hätten. Dieſerhalb wollen einige Schriftſteller mit einiger Gewißheit ſchließen, daß die Druiden, im Falle ſie wirklich in Irland geweſen ſind, keine Buchſtaben dahin gebracht haben. Indeſſen ſoll es nach Nikolſon nicht zu bezweifeln ſeyn, daß die Iren vor den gegenwärtigen Buchſtaben Runiſche gebraucht haben, welches die erſten und ächten Bethluisnion geweſen ſind. Sie hatten anfangs in der Runiſchen Schrift nur ſechzehn Buchſtaben, zu welchen Woldemar der Zweite noch ſechs oder ſieben hinzuthat, ſo daß jetzt die Iren, mit den Doppellauten und den Buchſtaben Q und Z, ſechs und zwanzig haben, deren Namen Beth, Luis, Nion u. ſ. w.

waren, welche ehemals ſo in der Ordnung folgten, obgleich der Buchſtab N nicht mehr der dritte, ſondern der fünfte iſt. So kommen die Runiſchen Buchſtaben mit der Ordnung der Lateiniſchen und Griechiſchen auch nicht überein. Die Runiſchen Buchſtaben ſollen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von den Gothen aus Spanien nach Irland gebracht worden ſeyn, ſo wie ſie aus Skandinavien nach Spanien gekommen ſind, indem die Gothen überall, wo ſie hinkamen, ſolche einführten. So haben ſie auch die Franken und Markomannen, nachher Normannen genannt, gehabt, wie ſolches aus dem Rabanus Maurus erhellt. Daß die Spanier Runiſche Buchſtaben gehabt haben, ſoll nach Einigen gar nicht bezweifelt werden können; auch gebe der Irabuchſtab den Beweis, daß ſie in Irland gebräuchlich geweſen ſeien, wohin ſie nicht durch die Dänen, ſondern durch die Gothen im vierten oder fünften Jahrhunderte gekommen; die nördlichen Völker hätten ſich derſelben aber ſchon lange vorher bedient, um das Andenken außerordentlicher Begebenheiten aufzubewahren, auch haben ſie ſolche zu Grabſchriften gebraucht, und ſie in Bretter von Eichbäumen, in Stein und Felſen eingegraben, von welchen Wormius berichtet; daß die Grabſchrift des Harald Hyldeland, der im dritten Jahrhunderte geſtorben iſt, noch vorhanden ſei. — Die Angeln und Juten waren Cimbrier; ſie ſollen dieſe Buchſtaben nach einigen Schriftſtellern ſchon vorher gehabt haben, ehe ſie nach Britannien zogen, und daher haben ſie ſolche auch nicht aus Irland holen können; indeſſen iſt dieſes bloß eine Vermuthung, keine Gewißheit; denn als ein rauhes, kriegeriſches Volk, welches ſich bloß mit dem Ackerbaue, der Fiſcherei und Jagd beſchäftigte, war es auch eben ſo möglich, daß ſie die Buchſtaben noch gar nicht kannten, als ſie nach Britannien hinübergingen. Ueberhaupt iſt dieſer Gegenſtand ſo un-

klar, ſind die Meinungen der Schriftſteller und Forſcher der Nordiſchen Alterthümer hierin ſo getheilt, daß ſich etwas Beſtimmtes über den Gebrauch der Runiſchen Buchſtaben bei allen Nordiſchen Völkern nicht anführen läßt. Nach Bottand und Flaherty ſollen die Iren Lateiniſche Buchſtaben von St. Patrik bekommen haben, welches diejenigen wären, die man in ihren Handſchriften finde, nur hätten ſie lieber die Ordnung der Runiſchen, an welche ſie einmal gewöhnt, und die ihnen bekannt war, beibehalten, und mit B L N anſtatt mit A B C angefangen. Nach dieſer Angabe würde aber das gerühmte Alterthum der jetzigen Iriſchen Buchſtaben verſchwinden. Die Miſſionaire ſollen im fünften Jahrhunderte zu ihrer Aufnahme Gelegenheit gegeben haben, und der Sächſiſche Charakter, der vor der Bekehrung der Iren wohl nicht im Gebrauche geweſen iſt, ſoll damals als eine Nachahmung der Lateiniſchen eingeführt ſeyn, und dieſelbe Buchſtaben-Ordnung haben, als A B C, und nicht wie die Iriſche: B L N. Uebrigens war unter den Wälſchen, Iriſchen und Sächſiſchen Buchſtaben eine große Aehnlichkeit zu finden, indem ſie alle einerlei Abkunft haben; es war demnach in den großen Anfangs- und kleinen Buchſtaben ein hinlänglicher Unterſchied, um den Lhwyd in den Stand zu ſetzen, daß er in Handſchriften in derſelben Sprache den Unterſchied beſtimmen konnte, ob ſie nach der Sächſiſchen, Wälſchen oder Iriſchen Schreibart geſchrieben waren. Nach einigen Schriftſtellern ſollen die Sachſen ihre Buchſtaben ſelbſt erfunden haben; nach Andern ſollen ſie aus dem Lateiniſchen hergeleitet ſeyn, wiederum nach Andern ſollen ſie aus dem Lateiniſchen, Römiſchen, Griechiſchen und dem Ulphilas herkommen. Nach Leibnitz ſollen ſie, mit Ausnahme der Buchſtaben des Ulphilas, die älteſten ſeyn; Andere wollen die Sächſiſchen Buchſtaben wieder als

eine ſpätere Erfindung anſehen, welches jedoch durch die Menge der noch vorhandenen Handſchriften hinlänglich wiederlegt wird. Nach Reimann ſollen die Sachſen, nachdem ſie das Chriſtenthum angenommen, neue Buchſtaben eingeführt und die Runiſchen verlaſſen haben; allein hierbei muß bemerkt werden, daß ſie unter den Däniſchen Königen wieder in Gebrauch gekommen und mit den Sächſiſchen, bis zur Vertreibung der Dänen, oft verwechſelt worden ſind. Von dieſen ſind noch einige wenige Denkmäler übrig geblieben. Daß nur noch ſo wenige Fragmente von Schriften in Irland und in England von den Heidniſchen Sachſen übrig ſind, muß uns nicht wundern, ſagt ein Schriftſteller; denn da die Runiſchen Buchſtaben in der Magie und in den Zauberkünſten, denen die alten Gothen ſehr ergeben waren, gebraucht wurden, ſo ſuchten die Miſſionaire, um dieſe üble Gewohnheit ganz auszurotten, die Neubekehrten zu überreden, dieſe Buchſtaben fahren zu laſſen, und Alles zu vernichten, was ſie daran wieder erinnern könnte; daher wurden ſie in Schweden, ja auch in Spanien, wo ſie Literae Toletanae hießen, durch einen Schluß der Kirchen-Verſammlungen zu Toledo abgeſchafft; dagegen hielt man es für beſſer, das Lateiniſche Alphabet einzuführen, ohne welches ſie glaubten, daß ihre Bemühungen, das Chriſtenthum auszubreiten und den Sieg des Pabſtes über ſie zu vollenden, fruchtlos ſeyn würde. Hiernach würden die Iren und Sachſen ihre früheren Buchſtaben bei der Annahme des Chriſtenthums entſagt und dafür die Römiſchen mit einigen Veränderungen angenommen haben. Daß dieſe Charactere eher der Lateiniſchen, als der Mönchsſchrift ähnlich geweſen ſind, kann man daher ſchließen, weil die Lateiner jederzeit ihre vorige Hand behielten, obgleich die Mönche ſie in Frankreich und Deutſchland ſpäter eingeführt haben. So finden wir, daß Pabſt Gregorius an den

heiligen Auguſtin Bücher abgeſchickt habe, welche im Lateiniſchen mit runden Buchſtaben geſchrieben waren. Die Sachſen gebrauchten Römiſche große Buchſtaben, kleine runde, und eine dritte noch kleinere Art zu Briefen, und daneben auch Charactere zu Abbreviaturen zum Geheimſchreiben. Dieſe ſollen rauh und unverſtändlich geweſen ſeyn, weshalb Alfred, der Franzöſiſche Vormünder hatte, die ſchwarzen oder Galliſchen Buchſtaben, als beſſere, zu gebrauchen anfing. Da dieſe Buchſtaben nach und nach in Gebrauch kamen, ſo kam es endlich ſo weit, daß unter Wilhelm dem Eroberer die Sächſiſchen in Abnahme kamen und zuletzt veralteten, die Galliſchen oder Gothiſchen, wie ſie oft genannt werden, immer im Gebrauche blieben, bis die Buchdruckerey erfunden wurde, da denn die Lateiniſche oder Römiſche Schrift in England, Frankreich und Holland eingeführt wurde, obgleich in Deutſchland und den Nordiſchen Ländern dieſelbe nur allein in den Lateiniſchen und andern gedruckten Büchern in fremden Sprachen gebraucht wird. Daß wir von den Sachſen, als ein rauhes, kräftiges Volk, wie auch ſchon oben angeführt worden, ſo wenige Fragmente von den erſten zwei oder drei Jahrhunderten nach ihrer Bekehrung finden, iſt kein Wunder; denn da die Mönche die einzigen Schriftſteller bis auf Alfred gegen das Ende des neunten Jahrhunderts waren, und ihre Werke ſich bloß auf Beſchreibung der Abteyen und Klöſter beſchränkten, ſo haben von denſelben manche, während der Zerſtörung dieſer Gotteshäuſer von den Dänen und Normannen, zerſtreut, vernichtet und verloren gehen müſſen. Dazu kam noch ihre Trennung durch Heinrich den Achten und die bürgerlichen Kriege; indeſſen ſind von dem Sächſiſchen Charakter noch Fragmente vom Anfange des ſiebenten Jahrhunderts vorhanden, nämlich die Privilegien Ethelberts, Königs von Kent, der im Jahre 616

ſtarb. Er war der erſte von Königlichem Geblüthe, welcher von Sebba und Oſher im Jahre 680 bekehrt wurde; darauf folgten Ethelred 692, Wightred, 694, 695 und 700 in Lateiniſcher Sprache. Man ſagt auch, daß vor dem ſiebenten Jahrhunderte keine Privilegien ſchriftlich ertheilt, ſondern ſie auf einem Stabe, Spieße, Bogen, Horne oder grünen Raſen überliefert wurden. Von dieſer Sprache iſt die älteſte Probe des Cädmons Geſang oder Lied, welches derſelbe um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts verfertigte und Beda aufgehoben hat. Wanley hat ſolches zuerſt drucken laſſen, als einziges Fragment, welches von der alten Nordiſchen Sprache, der Angabe nach, vorhanden ſey. Was die Paraphraſe über das erſte Buch Moſis betrifft, welche man dem Cädmon zuſchreiben will, ſo hält man allgemein dafür, daß ſie aus einer ſpäteren Zeit ſeyn ſoll. Die Evangelien, wovon ſie melden, ſind aus der Lateiniſchen Vulgata genommen, und ſehr ſchön von Eädfrid, Ecdvrid, Egbrid oder Egbert, Biſchof von Lindisfarne oder Holy Island, ums Jahr 688 bis 721 abgeſchrieben worden. Dieſe ſoll er ums Jahr 686, da er noch Mönch war, auf Verlangen des St. Cuthbert verfertiget haben. St. Aethelwald ſoll ſie ſchön mit Farben geſchmückt, und Bilfrid koſtbar einbinden laſſen. Die Dinte hat noch ihre glänzende Schwärze. Alfred ſchrieb durch und durch eine Däniſch-Sächſiſche Ueberſetzung ums Ende des neunten Jahrhunderts zwiſchen allen Linien. Dieſe ſeltene Handſchrift iſt in der Cottonſchen Bibliothek in Weſtmünſter, nach Wanley's Zeugniß. Man hält dafür, daß das reinſte Sächſiſch in verſchiedenen Schriften und Ueberſetzungen Königs Alfred, und in dem Evangelio des Nicodemus ſeyn ſoll. In der Sächſiſchen Chronik ſind die verſchiedenen Dialekte ſehr ſichtbar. Von dem Däniſchen und

Normännisch-Sächsischen sind die Handschriften sehr zahlreich. In einigen werden die Geschichte und die Gesetze abgehandelt, die übrigen betreffen die Religion, die Medizin, die Dichtkunst und die Legenden der Mönche, deren vornehmstes Verdienst entweder auf ihrer äußerlichen Schönheit oder auf ihrem Alter beruhet. Die Sachsen gebrauchen häufig zwei Verneinungen, wie die Griechen; auch findet man noch mehrere Eigenheiten in dieser Sprache. So z. B. steht Lord für Christus in den Angelsächsischen Schriften, welche den Glauben, die zehn Gebote und das Gebet des Herrn enthalten.

Nach Allem, was über die alten Nordischen Sprachen herausgeklaubt worden ist, so haben sie als Hauptstamm die Scythocelthische oder Celtoscythische Sprache; die nächsten Zweige davon sind: die Moesische, die Scanische oder Cimbrische, die Gothische, die Angelsächsische und die Frankotheotiskische, wie auch schon oben, S. 676, weiter auseinander gesetzt worden ist. Wie nun aber die weiteren Verzweigungen der genannten Sprachen, um die neuern Nordischen, Westlichen und Südlichen Sprachen Europas herauszufinden, oder daraus abzuleiten, Statt gefunden haben, darüber herrscht noch einiges Dunkel; wenigstens sind die Angaben nicht klar und oft widersprechend. Die Celtoscythische Sprache ist der Stamm oder die Hauptsprache, Ursprache, die übrigen oben genannten Sprachen sind die Mundarten dieses Stammes. Dieser Stamm und seine Mundarten sind aber längst nicht mehr vorhanden, sondern in dem jüngern Sprachgemisch verschmolzen; und Spuren von allen den oben genannten Mundarten stecken zwar in den Wurzeln der heutigen von ihnen wieder abstammenden Mundarten; allein sie nach ihrem wirklichen Charakter herauszufinden, selbst bei Vergleichung der alten noch übrigen Fragmente

von einigen der älteſten Mundarten, mit dieſen Angaben, ſcheint viele Schwierigkeiten zu haben, wenn man alle dieſerhalb angeſtellten Nachforſchungen nicht geradezu als eine ganz vergebliche Mühe erklären muß. Die Anekdote von der nahe bei einem Dorfe in Frankreich aufgefundenen Inſchrift kann hier als Beweis dergleichen Forſchungen dienen. *)

Bei einem Dorfe in Frankreich, in der Gegend des Montmartre, fand man im Jahre 1779 beim Graben einen Stein mit folgender Inſchrift:

I. C.
I.
L.
E.
C. H.
E. M.
I. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

Man ſchaffte den Stein nach Paris und die Gelehrten und Alterthumsforſcher gaben ſich alle Mühe zu entdecken, in welcher Sprache dieſe uralte Inſchrift gemacht ſey, und was ſie bedeute, jedoch umſonſt. Mehrere Akademien ſetzten Preiſe auf deren Entdeckung aus, allein eben ſo erfolglos; denn Niemand konnte Antwort geben. Endlich, nach vielen Nachſuchungen und Nachforſchungen auch in dem Dorfe, bei dem der Stein mit der Inſchrift gefunden worden, fand ſich endlich der alte penſionirte Schulmeiſter des Dorfes ein, und bat ſehr um Verzeihung, daß er den hochgelahrten Herrn ſo viel Mühe und Kopfbrechen gemacht habe, „Ich habe, ſagte er, dieſe Inſchrift auf Verlangen der Gemeine vor dreißig Jahren gemacht, um von zwei Wegen denjenigen zu bezeichnen, welchen die Eſel zu gehen haben, da aber die Geſtalt des Steins nicht erlaubte, die Worte: „Ici le chemin des Anes,“ anders einzutheilen, ſo mußte es auf die bezeichnete Weiſe geſchehen.“

*) Hannöverſches Magazin, Jahrg. 26, S. 1263. — Ernſt und Scherz, fünftes Blatt, 1803.

Man gewahrt hieraus, wie es oft bei der Auffindung und Entzifferung von alten Inſchriften auf Denkmälern ꝛc. gehen kann, beſonders wenn es nur Fragmente ſind, und wie ſchwer muß es nun nicht ſeyn, die Spuren der Wurzeln uralter, längſt in dem vielfachen Gemiſch neuer Mundarten untergegangenen Sprachen aufzufinden und ſie mit Gewißheit als die Wurzeln oder Urfäden der erloſchenen Sprachen anzugeben; um ſo mehr, da bloße Sylben, die doch immer durch irgend einen Selbſtlaut oder bloßes Hauchzeichen betont werden, ſelbſt in den entfernteſten und ſich in ganzen Worten gar nicht gleichenden Sprachen Aehnlichkeit haben, wie wir dieſes auch in ſo vielen Aſiatiſchen Sprachen, in Vergleichung mit Europäiſchen, finden. Auch finden wir oft lange Abhandlungen über die Herkunft einzelner Wörter geſchrieben, ohne die Herkunft wirklich darzuthun, oder ſie nur ſcheinbar einleuchtend zu machen. In den mehrſten ſolcher Abhandlungen beruft man ſich immer auf andere Aehnlichkeiten, die man dann zur Feſtſtellung der Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit, daß es auch hier ſo ſeyn könne, aufſtellt; damit iſt aber für den Gegenſtand ſelbſt, der erforſcht oder ergrübelt werden ſollte, nichts gewonnen, er bleibt noch eben ſo unerforſcht, als vorher, ja er wird oft durch falſch aufgeſtellte Weiſungen noch unerforſchlicher, indem man auf eine falſche Bahn geleitet wird. Indeſſen geht es vielleicht hier wie mit der Alchymie; denn indem man in dieſer Kunſt oder Wiſſenſchaft ſich bemühete etwas zu ſuchen, was man nicht fand, fand man im Suchen etwas, ja oft viel, was man nicht ſuchte. Uebrigens iſt die oben angeführte Inſchrift wohl außergewöhnlich, und daher deren Entzifferung wohl eben ſo außergewöhnlich, wenn ſie von Einem entdeckt worden wäre. Indeſſen können auch oft alte Inſchriften auf Denkmälern mit unrichtigen oder falſchen Abkürzungen vorkommen;

eben ſo ganz unrichtige und falſche Worte in den Manuſcripten, die ſich durch die Abſchreiber eingeſchlichen haben; nicht zu gedenken, daß oft Manuſcripte für alt ausgegeben werden, um als Denkmale uralter Sprachen zu dienen, die aus einer weit ſpäteren Zeit herrühren, alſo vielleicht nur von einer Mundart, auch wohl gar von einem ganz andern Sprachſtamme. Da wir nun von der Scythiſchen und Celtiſchen oder Celtoſcythiſchen Sprache keine Denkmäler mehr beſitzen, ja ſelbſt von deren Mundarten nur von einigen noch Fragmente übrig ſind, die vielleicht auch ſchon manche Veränderung erlitten haben, ſo läßt ſich auch nicht genau beſtimmen, von welchen oben angeführten Mundarten die jetzigen Nordiſchen Sprachen abſtammen, und ob die hin und wieder von Schriftſtellern angeführten Stammmundarten die richtigen ſind, von denen die jetzigen herkommen. So ſoll von der Sächſiſchen Mundart, wozu die Scandinaviſche gehört, als Unterabtheilungen: die Däniſche, Schwediſche, Isländiſche, die eigentliche Niederſächſiſche oder Plattdeutſche, die alte Frieſiſche, die Holländiſche und die Engliſche herkommen; dann kommt die Fränkiſche, Schwäbiſche und Alemanniſche Mundart, woraus die Oberdeutſche und Oberſächſiſche entſtanden, aus welchen, mit der Plattdeutſchen vereint, die jetzige Hochdeutſche Sprache herausgebildet worden, die zugleich die Hof-, höhere Geſellſchafts- und Bücherſprache der Deutſchen geworden iſt. Hiernach würde man die Plattdeutſche Sprache, obgleich noch eine der älteſten Mundarten in Deutſchland, doch nicht als Stamm der andern jetzt lebenden Nordiſchen Sprachen, wie die Däniſche, Schwediſche ꝛc., anſehen können, ſondern dieſe ſtammen mit jener von der alten Sächſiſchen ab, welche Sprache von einem Deutſchen

Volke, welches in Holſtein und deſſen Umgegend wohnte, geredet wurde. Nach der Meinung einiger Schriftſteller ſoll ſich die Urſprache der Deutſchen in zwei Klaſſen getheilt haben, nämlich in die Altfränkiſche und in die Altſächſiſche, aus dieſer ſey nun die Plattdeutſche und aus jenen die Oberdeutſche Mundart entſtanden. Ob man übrigens die unter dem Namen Teutisca oder Theotisca *) angeführte Sprache für die Plattdeutſche halten ſoll, von welcher die andern Mundarten, wie die Sächſiſche, Fränkiſche, Bayeciſche, Schwäbiſche, Helvetiſche, Oeſterreichiſche und andere Deutſche Mundarten abſtammen, wie einige alte Schriftſteller unbeſtimmt anführen, iſt wohl ſchwer zu ermitteln; Schriftſteller, welche von der Plattdeutſchen Sprache eingenommen ſind, wollen derſelben die Ehre einräumen, die Stammmutter aller Deutſchen Dialekte zu ſeyn, wogegen andere die Oberdeutſche Mundart dazu erheben. Die Gothiſche oder Norſogothiſche Sprache ſetzen einige zwiſchen die Sächſiſche und Fränkiſche Sprache oder Mundart; Andere wollen wieder, daß ſie in einigen Stücken mit der Nordiſchen, in andern mit der Deutſchen übereinkomme; und ſo findet man in Hinſicht des Urſprungs der Nordiſchen Sprache die größten Widerſprüche, die ſich nicht gut vereinigen ließen, wenn man nicht wirklich aus der Vergleichung der Wörter von allen den oben genannten Mundarten überzeugt würde, daß ſie eine Stammmutter haben; nur ſind einige Sprachen, wie z. B. die Norwegiſche, Schwediſche, Isländiſche, Däniſche, der Stammmutter noch

*) Theotisca lingua eadem est, quae nunc appellatur die Teutſche Sprache, Francisca autem lingua, hoc est, die Fränkiſche, dialectus est Theotiscae, aeque ac Saxonica, Bavarica, Suevica, Helvetica, Austriaca et aliae ejus generis. Lambecius Comment. de Biblioth. Caes. L. II. c. v. p. 427.

am treuſten geblieben, ſtatt daß ſich andere, wie z. B. die Norddeutſche oder Hochdeutſche, Holländiſche, Engliſche mehr davon entfernt haben. Dieſes hier zu erklären wird nicht nöthig ſeyn, wenn man nur einen Blick auf die Geſchichte aller dieſer Völker wirft; denn alle Nordiſchen Völker im ſtrengſten Sinne, wie die Norweger, Schweden, Dänen ꝛc., waren mehr auf ſich beſchränkt, mehr abgeſchloſſen in ihren von den übrigen Europäiſchen Nationen entfernten Ländern, hatten und haben auch jetzt nur noch mehr äußern Verkehr mit andern Völkern, als innern, und daher blieb ihre Sprache auch mehr dem Urcharakter treu, entfernte ſie ſich in ihrer Bildung, die übrigens, mit andern Sprachen verglichen, nur ſpärlich geſchah, nicht weit von ihrem Stamme, wie dieſes doch bei den Völkern der Fall war, deren Sprache oder Mundarten durch fremde Bildung, durch viele Fremdwörter, durch die Mode und ſo manche andere Einflüſſe einen ganz andern Charakter erhielt, und durch dieſen Charakter verändete ſich auch die Ausſprache, ward der Klang oder die Betonung der Wörter ganz anders, ſo daß es dem kundigſten Sprachforſcher ſchwer werden ſoll, nach der Ausſprache der ſo veränderten Wörter, ihren Urcharakter zu beſtimmen. Dagegen findet man ihn leicht bei denjenigen Mundarten, die keiner großen Sprachveränderung unterworfen geweſen ſind, die den Sprachmoden nicht gehuldigt haben. So z. B. iſt unter den Deutſchen Mundarten die Niederſächſiſche oder Plattdeutſche Sprache ihrem Stamme noch am treueſten geblieben, ſo daß ſie ihre nahe Verwandtſchaft mit der Holländiſchen und Engliſchen Sprache überall zeigt, welches aber mit der Oberdeutſchen, Oberſächſiſchen und Hochdeutſchen nicht der Fall iſt, welche einen ganz andern Charakter haben, der durch ihr vielſeitiges Ausbilden entſtanden iſt. So z. B. fällt es

einem Niederſachſen, einem gebornen Bremer, Stedinger, Stad- und Budjadingerländer faſt unmöglich, die Doppellaute ö und ü ſo auszuſprechen, wie ſie nach den Regeln der Hochdeutſchen Sprache ausgeſprochen werden müſſen. Wenn er gönnen ſagen will, klingt es wie gonnen, wünſchen, wie wunſchen ꝛc. In dem Munde eines Oldenburgiſchen Stadtkindes klingen ſie als ein einfaches e und i, gennen, winſchen. Ein Oſtfrieſe, Iverländer und Weſtphälinger kann das Ziehen der Wörter oder vielmehr das Dehnen der Sylben, wenn er Hochdeutſch ſpricht, nicht verbergen, ſo wie kein Niederſachſe überhaupt, dem ſ, ſch, ſt, z, ß mit ſeiner Zunge denjenigen ſcharfen, feinen und ziſchenden Laut geben kann, wie ein geborner Oberſachſe die Buchſtaben ausſpricht, welches alles Beweiſe ſind, daß die Plattdeutſche Sprache mehr die Eigenthümlichkeiten von ihrer Mutter, der Norddeutſchen Sprache (Cimbrogothiſchen), behalten hat. Der Sachſenſpiegel iſt zuerſt in Altſächſiſcher oder Plattdeutſcher Sprache geſchrieben worden, aus welcher er hernach in die Meisniſche oder Oberſächſiſche Sprache übertragen worden iſt, wobei jedoch der Ueberſetzer noch oft gefehlt haben ſoll, indem er den Sinn der Plattdeutſchen Ausdrücke nicht recht ergriffen und manchen Wörtern eine andere Bedeutung beigelegt hat, welche ſie nicht haben. Der Sammler und Herausgeber dieſer Rechte, Epke von Repkau, ſoll nach Einigen ein Oberſächſiſcher Edelmann geweſen ſeyn; allein Andere wollen aus dem Namen oder Vornamen Epko ſchließen, daß er ein Niederſachſe von Geburt geweſen ſeyn müſſe, wenn er gleich, auch vielleicht ſeine nächſten Vorfahren, Fürſtl. Anhaltiſche Lehnträger und Staatsdiener geweſen; denn man findet hauptſächlich nur in Friesland und in den nahe herum liegenden Landen die Namen Epko, Aepko, Epke, Eyke, Aicko, Eizo, Eggo,

Ecko, Eio, welches alles Frieſiſche Namen ſind. Der Sachſenſpiegel iſt vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beendiget worden, zu welcher Zeit die Plattdeutſche Sprache im Norden von Deutſchland blühete, das heißt, in den Kanzleien, Gerichtsſälen, Kirchen, in den bürgerlichen Geſchäften ꝛc. Die Plattdeutſche Sprache iſt demnach eine Hauptmundart der Germaniſchen Sprache, alſo auch der Nordiſchen, und wenn oben, unter Sprache (Deutſche), S. 459, angeführt worden, daß die Plattdeutſche Sprache die Mutter der jetzigen Nordiſchen Sprachen ſei, ſo will dies ſoviel ſagen, daß, außer dem gemeinſchaftlichen Stamme, der Celtiſchen Sprache, den die Mundarten aller Nordiſchen Völker Europas haben, alſo auch das Deutſche Volk, die Verbeſſerungen der Nordiſchen Mundarten von der Germaniſchen ausgegangen ſind; denn die alten Germanen oder Deutſchen ſtanden nicht nur in Handelsverbindung mit den Schweden, Dänen ꝛc., ſondern viele Deutſche zogen auch hinüber in die genannten Länder, und ſiedelten ſich daſelbſt an, ſo daß die meiſten Anſiedler oder Koloniſten Deutſche waren, mithin mußte auch ihre Mundart auf jene der genannten Völker wirken. Nach der Vereinigung und Sichtung von Allem, was über den Urſprung der Nordiſchen Sprachen geſchrieben worden, ſtände alſo ſo viel feſt: daß der Hauptſtamm der Nordiſchen Sprachen: die Celtiſche oder Celtoſcytiſche Sprache; die Hauptäſte: die Gothiſche und die Cimbriſche oder Scaniſche Mundart; die Nebenäſte: die Moeſiſche und Germaniſche Mundart; Zweige: die Sächſiſche, Fränkiſche und andere Deutſche Mundarten, die Däniſche und Schwediſche Mundart; Nebenzweige: die Isländiſche, Norwegiſche, Holländiſche und Engliſche Mundart ſei. Die jetzigen Dialekte der Nordiſchen Sprachen ſind aus den Vermiſchungen der

Haupt- und Nebenäſte entſtanden; mehr läßt ſich über den Urſprung oder die Abſtammung der Nordiſchen Sprachen nicht ermitteln und aufſtellen. — Von den Nebenzweigen iſt die Holländiſche Sprache oder Mundart, ein Abkömmling der Niederſächſiſchen oder Plattdeutſchen Sprache, ihrem Charakter noch am treuſten geblieben, welches um ſo mehr zu bewundern iſt, da die Holländer, wegen ihres ausgedehnten Handels, faſt mit allen Nationen, nicht nur Europas, ſondern der ganzen Handel treibenden Welt zu thun gehabt und noch zum Theil zu thun haben. Sie hat zwar in den neueſten Zeiten verſchiedene Wörter und Redensarten aus anderen Sprachen aufgenommen; allein dieſes geſchah dennoch unbeſchadet des Hauptcharakters, den ſie behielt; ſelbſt in ihren Kolonien gebrauchen die Holländer bei ihrem Gottesdienſte und andern Verhandlungen nur ihre Mutterſprache. In neueſter Zeit haben mehrere Gelehrte angefangen, auch diejenigen Fremdwörter wieder auszumerzen, wofür ſie Holländiſche beſitzen, um ſo die Reinheit der Sprache wieder herzuſtellen. Die Dichter, wie Cate, Vondel, die Schurman und Andere haben viele Hochdeutſche Wörter in die Holländiſche Sprache gebracht, die auch größtentheils, nach der Analogie und Orthographie der Holländiſchen Sprache umgewandelt, darin geblieben ſind. Was von Franzöſiſchen Wörtern und Redensarten darein aufgenommen worden, iſt zum Theil wieder ausgeſchieden und durch Holländiſche oder Deutſche Wörter und Redensarten erſetzt worden. Was die Holländiſche Grammatik anbetrifft, ſo kommt ſie ſo ziemlich mit der Deutſchen überein; einige Abweichungen abgerechnet, welche man aus der Holländiſchen Sprachlehre erſehen kann. Da oben, unter Sprache (Holländiſche), die Sprachlehren und Wörterbücher der Holländer hierher gewieſen worden ſind, ſo folgen hier einige:

Moerbeck, neue vollkommene Holländiſche Sprachlehre. — Müllers Anleitung zur Holländiſchen Sprache. — Das Königl. Nieder-Hoch-Deutſche und Hoch-Nieder-Deutſche Wörterbuch, von Mathias Kramer. — Deſſen neues Holländiſch-Deutſches und Deutſch-Holländiſches Wörterbuch. 2 Thle. — Kleines ächt Holländiſches Handwörterbuch von F. W. von Halem; deſſelben neues Deutſch-Holländiſches Handwörterbuch. — Neues Deutſch-Holländiſches Wörterbuch von Fr. K. Weidenbach. — Vermiſchte Aufſätze in Holländiſcher Proſa von Johann Lange ꝛc. ꝛc.

Auch die Dänen, Schweden und Normänner haben den Charakter ihrer Mutterſprache treu bewahrt; denn wenn ſie gleich andere Sprachen, vorzüglich die Deutſche, ſowohl Hoch- als Niederdeutſche Sprache, verſtehen und auch ziemlich gut ſprechen können, und die Gebildeten der Nation auch Franzöſiſch reden, ſo ſprechen ſie doch in ihrem Lande durchgängig lieber ihre Mutterſprache, und ſuchen ſolche auch durch errichtete gelehrte Geſellſchaften in ihrer Reinheit zu erhalten; daher trifft man die Nordiſchen Sprachen immer noch am reinſten in dieſen Ländern und in Island an. In Deutſchland ſind, außer der Plattdeutſchen Sprache, ihre Aeſte in den übrigen Deutſchen Dialekten, vorzüglich in dem Hauptdialekte, der Hochdeutſchen, ſchwer aufzufinden, noch vielweniger der Stamm; dieſen, ſo wie die Hauptäſte der Nordiſchen Sprache, findet man in der Isländiſchen, die ſich noch am reinſten erhalten und innerhalb mehreren Jahrhunderten wenig Veränderungen erlitten hat, wie auch ſchon unter Sprache (Däniſche) iſt angeführt worden. Uebrigens vergleiche man mit dieſem Artikel die Artikel: Däniſche, Deutſche, Engliſche, Holländiſche und Schwediſche Sprache in dieſem Regiſter.

Sprache (Oberdeutſche), die verſchiedenen Mundarten im weſtlichen und ſüdlichen Deutſch-

land, hauptſächlich aber die Schwäbiſche Mundart; ſ. oben, unter Sprache (Deutſche).

Sprache (Occidentaliſche), Abendländiſche Sprache. Hierunter verſteht man alle Europäiſchen Sprachen, ſowohl die alten, als neuern, jedoch mit Ausnahme der Griechiſchen und Türkiſchen, die zu den Morgenländiſchen Sprachen gezählt werden. Hierher würden alſo gehören, von alten Sprachen: die Celtiſche, Scythiſche oder Coſtafcythiſche, Moeſiſche, Scantiſche oder Cimbriſche, Gothiſche, Germaniſche und andere ältere Mundarten der Nordiſchen Sprachen; die Lateiniſche und die übrigen alten Mundarten Italiens, wie die Hetruskiſche, Volskiſche, Samnitiſche und andere; die Galliſche, Brittiſche, Schottiſche, Iriſche oder Erſiſche (nur Mundarten der Celtiſchen und Gothiſchen); die Slaviſche Sprache. Von neuern Sprachen: Die Spaniſche, Portugieſiſche, Franzöſiſche, Italieniſche, Deutſche, Engliſche, Holländiſche, Däniniſche, Schwediſche, Polniſche, Ruſſiſche, Böhmiſche, Ungariſche und andere Sprachen und Mundarten der genannten Sprachen; ſ. die Hauptſprachen in dieſem Regiſter.

— (Orientaliſche), Morgenländiſche Sprache, eine Benennung der Aſiatiſchen Sprachen, mit Einſchluß der oben, unter Sprache (Occidentaliſche), ausgeſchloſſenen Griechiſchen und Türkiſchen. Es gehören hierher von alten und neuern Sprachen: Die Hebräiſche, Chaldäiſche, Phöniziſche, Syriſche, Arabiſche, Perſiſche, Chineſiſche, Japaniſche, Indiſche und andere Sprachen und Mundarten der genannten Sprachen, die beſonders in Aſien ſich ins Unendliche verzweigen.

— (Perſiſche), die Sprache, welche im Reiche Perſien als Volks- oder Landesſprache geredet wird, die

gemeine oder Neu-Perſiſche Sprache. Sie wird daher mit dem Namen der gemeinen Sprache belegt, weil der Hof die Türkiſche und die Gelehrten die Arabiſche Sprache reden. Letztere iſt daher die Gelehrten- und Bücherſprache; nach Einigen ſoll ſie auch die Hofſprache ſeyn, doch führen Andere, wie Sauveboeuf, Olivier ꝛc., die Türkiſche Sprache als ſolche an; es iſt daher möglich, daß ſowohl Erſtere als Letztere Recht haben können, indem es vielleicht auf den jedesmaligen Regenten ankommt, welcher von beiden er bei ſeiner Regierung den Vorzug giebt und zur Hofſprache erhebt. Da die Perſer von allen Aſiatiſchen Nationen die gebildetſten ſind, und es daſelbſt keinen ehrenvolleren Titel giebt, als der eines Gelehrten, der zugleich dadurch das Recht erhält, auf alle einträchtlichen Staatsſtellen Anſpruch zu machen, ſo ſollte man auch glauben, daß die eigentliche Perſiſche Sprache, die ſehr mit der Deutſchen übereinkommt, und wahrſcheinlich mit Letzterer einen Stamm, den Celtiſchen oder Celtoſcytiſchen hat, ſehr ausgebildet ſeyn müßte; allein Letzteres iſt nicht der Fall, welches daher rührt, daß der Hof und die Wiſſenſchafter ſich mit der Türkiſchen und Arabiſchen Sprache, wie auch ſchon oben angeführt worden iſt, beſchäftigen, und die Landesſprache dem Volke zur Ausbildung überlaſſen; denn was Volksdichter und Volksſchriftſteller für ſie thun, iſt zu unbedeutend, weil alle Bücher von erhabenem Inhalte in Arabiſcher Sprache geſchrieben worden. Auf ihren Hochſchulen (Madresse's), welche ſehr zahlreich und gut dotirt ſind, ſo daß ſelbſt Arme an dem Unterrichte Theil nehmen können, wird Leſen und Schreiben, die Grammatik, die Arabiſche und Türkiſche Sprache, Rhetorik, Philoſophie und Poeſie gelehrt. Die Sprachkunde wird aber in Perſitn allen Wiſſenſchaften vorgezogen und als der Grund aller Erziehung betrachtet; daher wird

man ſelten einen Wohlhabenden ohne dieſe Kenntniß finden. Nach Olivier ſoll man vorzüglich die Grundſätze des Arabiſchen kennen müſſen, weil es die Sprache der Religion iſt; hierauf folge dann das Türkiſche, als Hofſprache, welches jeder gebildete Perſer, der mit dem Hofe leicht in Berührung kommen kann, erlerne; auch ſprechen die meiſten Bewohner des Nordöſtlichen Theils von Perſien Türkiſch. Die Perſer ſtudieren nur um ſich zu bilden, und durchlaufen daher das ganze hier bekannte Gebiet der Wiſſenſchaften, wenigſtens ſoll keine ihnen ganz fremd ſeyn dürfen.. Wer nach höheren Wiſſenſchaften ſtrebt, legt ſich auf die Philoſophie, die hier in Phyſik, Metaphyſik und Moral eingetheilt wird. Die Phyſik begreift die Mathematik und Medizin, die Metaphyſik die Theologie und Jurisprudenz, oder Alles, was ſich auf den Koran und deſſen Auslegung bezieht; die Moral oder Lehre von den guten Sitten, wird als das Haupt der Erziehung angeſehen, und beſteht in Maximen, Sentenzen, Sprichwörtern, Apologen und hiſtoriſchen Darſtellungen, faſt immer in Verſen; daher begleitet das Studium der Poeſie immer das der Moral. Wer aber von den Perſern nach Aemtern und Vermögen ſtrebt, hält ſich mehr an das Studium der Geſetze, der Aſtrologie und Medizin. Erſteres führt zu Richter- und Lehranſtalten, zu Kirchenwürden, überhaupt zu den höchſten Stellen des Staates; nur leider beziehen ſich alle dieſe Wiſſenſchaften mehr auf die Arabiſche Sprache, als auf die Landesſprache, die Neu-Perſiſche. Da der Koran in der Arabiſchen Sprache hier erklärt wird, und die Schreibart des Korans und mithin der zu Mahomeds Zeiten in Mekka übliche Dialekt von allen Bekennern des Islams als der reinſte und vollkommenſte angeſehen wird, ſo wird auch dieſer vorzugsweiſe in Perſien geredet; er iſt aber von dem heutigen Arabiſchen ſo ver-

ſchieden, daß ihn die Geiſtlichen, ſelbſt in Mekka, als eine todte Sprache, wie bei uns die Lateiniſche und Griechiſche, erlernen müſſen. In dem Arabiſchen, welches die Bewohner der Gebirge Jemens reden, ſoll man noch die mehrſte Aehnlichkeit mit dem Arabiſchen zu Mahomeds Zeiten finden, weil die Bewohner dieſer Gebirge mit Fremden wenig Umgang pflegten, und alſo ihre Sprache beinahe unverändert ſich erhalten haben. Einige Schriftſteller wollen dieſes aber nicht zugeben, weil die Sprache in Jemen von dem Dialekte zu Mekka von jeher verſchieden geweſen ſey, und ſeit eilfhundert Jahren nothwendig noch mehr Veränderungen habe erleiden müſſen. Da die Dialekte der Arabiſchen Sprache im Morgenlande ſo ſehr verſchieden ſind und in Arabien ſelbſt ſo von einander abweichen, wie die verſchiedenen Dialekte in Italien, ſo wird in Perſien nun die Arabiſche Bücherſprache gelehrt und verſtanden, und diejenigen, die aus dem gemeinen Volke Arabiſch ſprechen, folgen der Mundart derjenigen Araber, die ihnen am nächſten liegen und mit denen ſie den meiſten Verkehr haben; denn nach einem Schriftſteller entfernen ſich die Dialekte dieſer Sprache, außerhalb des eigentlichen Arabiens, wie die Spaniſche, Portugieſiſche und die Provenzal- oder Romaniſche Sprache von der Lateiniſchen. So z. B. in Jemen, und ſogar in dem kleinen Staate des Imams von Sana, ſind drei Dialekte. Die Bergbewohner reden anders, als die Einwohner von Tehama. Leute von Stande brauchen Worte und Wendungen, die der Pöbel nicht verſteht, und deſſen Sprache weicht von der Mundart der Beduinen in der Wüſte noch ſtärker ab. Jede Provinz hat ihre eigene Ausſprache; bald werden Buchſtaben, bald ganze Sylben umgeändert und das Wurzelwort wird unkenntbar. Für die Sprachwerkzeuge eines Europäers iſt die Ausſprache der öſtlichen und ſüdlichen Araber weit weicher und leichter als die-

jenige der Aegyptier und Syrier. Der Perſer ſpricht das Arabiſche übrigens ſehr gut aus. — Das Erlernen der Türkiſchen Sprache hat für den Perſer mehr Schwierigkeiten, als das Erlernen der Arabiſchen. Selbſt diejenigen, die ſie an der Quelle, wo ſie geſprochen wird, lernen, erfahren dieſes; denn die Sprache der Türken begreift drei verſchiedene in ſich ganz ungleiche, in Wörtern und grammatikaliſchen Regeln weit von einander entfernte Sprachen in ſich; nämlich die Türkiſche, Perſiſche und Arabiſche; und daher kann der Perſer, der dieſe Sprache nicht auf Schulen lernt, ſie nur durch einen gelehrten Türken oder Kodſcha lernen, der täglich eine Stunde für eine gute Bezahlung kommt. Ein ſolcher Unterricht führt aber mehr zum Leſen und Schreiben, als zum Reden an; dieſes muß denn praktiſch durch den Umgang mit Türken erlernt werden, welches freilich für denjenigen Perſer keine Schwierigkeiten hat, der mit den im Lande lebenden Türkomanen Umgang hat. Was die eigentliche Perſiſche Sprache betrifft, wovon ſchon Einiges oben unter Sprache und Sprachkunſt vorgekommen iſt, ſo wird noch Mehreres davon unter Sprache (Türkiſche) vorkommen. Auch ſehe man den Artikel Sprache (Arabiſche) in dieſem Regiſter nach.

Sprache (Phönizische), Kanaanitiſche oder Kanaanäiſche Sprache, eine der älteſten der uns bekannt gewordenen, ausgeſtorbenen Sprachen des Morgenlandes, die Abraham mit ſeiner Familie in Kanaan redete, von dem ſie auf ſeine Nachkommen fortgepflanzt worden iſt. Nach Einigen ſoll ſie die Mutter der Hebräiſchen Sprache und der damit verwandten Mundarten, nach Anderen die Hebräiſche Sprache ſelbſt ſeyn. In wie fern nun die Erſteren oder die Letzteren Recht haben, iſt ſchwer zu ermitteln. Die Phöniziſchen Charaktere, Schriftzeichen oder Buchſtaben haben zwar Aehnlichkeit mit den Hebräiſchen,

so daß man annehmen kann, daß diese aus jenen entstanden sind. Uebrigens soll auch, so viel man aus alten Denkmalen schließen will, das Phönizische Alphabet nicht Original seyn, sondern von dem alten Chaldäischen herkommen, dem es fast in allen Buchstaben ähnlich, nur verzierter oder ausgeschmückter ist. Es ist hier schwer zu bestimmen: ob man ein mehr gekünsteltes oder verziertes Alphabet, oder ein ganz einfaches, wie z. B. das Hebräische, für älter halten soll. Hierüber scheinen die Alterthumsforscher noch nicht gehörig nachgedacht zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist ein mehr verziertes Alphabet bei den alten Morgenländischen Sprachen wohl als das ältere anzunehmen, und in so fern würde man das Alt-Chaldäische Alphabet, da es nur einfach ist, als jünger, wie das Phönizische ansehen müssen. Denn in der Kindheit der Sprache und der Schreibekunst hat man mehr mit dem Erfundenen gespielt, es also auch mit allen Schnörkeln und Schmuck beladen, um es dadurch recht in die Augen fallend zu machen, wie wir dieses auch bei der Bilderschrift, den Hieroglyphen gewahren; denn je mehr man Ernst und Nachdenken in der spätern Zeit bei Allem anwendete, vereinfachte man auch die erfundenen Gegenstände, warf man allen nutzlosen Prunk oder Schmuck fort, und so ist es auch mit den Buchstaben geschehen; denn alle Alphabete der ältesten Sprachen Asiens und Afrikas sind mit vielen Schnörkeln und Strichen verziert, gleichsam noch eine Art Bilderschrift. Es ist daher zu vermuthen, daß das Phönizische Alphabet das älteste ist, und die übrigen Alphabete Morgenländischer alter Sprachen von ihm abstammen; doch ist noch nicht mit Gewißheit ermittelt, ob die Aegyptische Buchstabenschrift, die man auf Aufschriften der Mumien ꝛc. findet, auch von demselben abstamme, oder jenes von dieser. Die Muttersprache Abrahams war die Chaldäische; da er aber

auf göttliche Eingebung seinen Wohnsitz in Kanaan aufschlug, so nahm er auch die Sprache Kanaans an, welche Sprache von denen der benachbarten Länder nicht sehr verschieden gewesen seyn muß, wahrscheinlich nur Mundarten eines Stammes; denn Abraham konnte mit dem Könige von Aegypten ohne Dolmetscher reden, wie man solches aus dem 1 Buche Mos., 12., ersieht; allein die Mundarten hatten sich zu seines Urenkels Josephs Zeiten schon so verändert, daß man eines Dolmetschers nöthig hatte, wenn man sich verstehen wollte, wie solches in der eben angeführten Stelle der Bibel, 42, 23, zu ersehen ist. Nach dem Jesaias, 19, 18, wird die Hebräische Sprache ausdrücklich die Sprache Kanaans genannt. Betrachtet man die Namen der Städte und Einwohner Kanaans, so wird man finden, daß sie mit der Hebräischen Sprache genau überein kommen, nicht bloß ähnliche Wörte, dergleichen man auch im Syrischen, Hebräischen und Arabischen findet, sondern auch in der Form und Endigung. Jericho, Schalem, Sichem, waren schon bekannte Namen, als Abraham in das Land zog, die Völker, die von den Kanaanitern, erweislich abstammten, hatten eine Sprache, die mit der Hebräischen viel Aehnlichkeit hat. Aus den Fragmenten der Phönizischen Sprache, wenn sie ächt sind, gewahrt man deutlich den Charakter der Hebräischen. Nach dem Hieronymus, der Bischof in Hippo war, wo die Carthaginenser, eine Phönizische Kolonie, wohnten, sollen die mehrsten Phönizischen Worte mit den Hebräischen überein kommen. Sanchuniathon, ein Phönizischer Schriftsteller, hat Phönizische Wörter, die mit den Hebräischen übereinkommen. Hieraus will man nun schließen, daß die Phönizische Sprache die Hebräische ist, oder Letztere nur eine Mundart derselben. In Aegypten wurde diese Sprache im Lande Gosen von den Nachkommen Abrahams sehr

kultivirt, so daß sie zu den Zeiten Mosis am reinsten gesprochen wurde; s. auch Sprache (Hebräische). Da der Handel sehr zur Ausbreitung einer Sprache und zu ihrem Wörterreichthume beiträgt, so läßt sich auch denken, daß die Phönizier ihre Sprache mit Wörtern sehr bereichert haben müssen. Die Phönizier hatten auch ihre Schriftsteller. Sanchuniathon hat eine Phönizische Geschichte in dieser Sprache geschrieben. Nach Josephus Versicherung sollen viele Geschichten des jüdischen Volkes, so wie sie in der Bibel erzählt werden, auch von Phönizischen Schriftstellern vorgetragen worden. Er führt mehrere an, die er in dem Archiv zu Tyrus gefunden hat. Tatian führt auch drei Phönizische Schriftsteller an, die auch in ihrer Sprache geschrieben haben, und deren Geschichte von Chartus in das Griechische übersetzt worden. Hieraus ergiebt sich nun, daß die Phönizischen Fragmente aus der Hebräischen Sprache erklärt werden können. Durch die weitläuftigen Handelsverbindungen der Phönizier und durch die Kolonien, die sie überall, wohin sie handelten, besonders in Afrika anlegten, wurde auch ihre Sprache sehr verbreitet. Ob man übrigens auch daraus ableiten will, daß die Phönizische mit der Hebräischen Sprache nur eins sei, daß Chörillus beim Josephus gegen den Apion, Buch 1, Kap. 22, eine Beschreibung von dem sonderbaren, zu Jerusalem wohnenden Leuten, die mit unter der Armee des Xerxes waren, machen will, und sie als Leute beschreibt, welche Phönizisch redeten; und das Herodot, wenn er von der Beschneidung redet, unter den Phäniziern Niemand anders versteht, als die Israeliten, ist wohl etwas zu unbestimmt. Mehrere Gelehrten, z. B. Swinton, Dudens und Andere haben sich die Mühe gegeben, die Inschriften einiger Phönizischen Marmor und Münzen zu entziffern und haben zwischen diesen Fragmenten der Phö-

nizier und der Hebräischen Sprache die größte Aehnlichkeit gefunden; allein eine Aehnlichkeit ist noch nicht dieselbe Sprache; denn so finden wir zwischen der Deutschen und Holländischen eine große Aehnlichkeit, und doch sind es zwei verschiedene Sprachen. Die in Vielem sehr von einander abweichen, obgleich die Holländische Sprache eine Tochter der Deutschen ist; und eben so wird es auch zwischen der Phönizischen und Hebräischen Sprache der Fall gewesen seyn. Daß selbst die Hebräische Sprache verschiedene Dialekte gehabt hat, geht daraus hervor, daß das ש von den Ephraimiten anders ausgesprochen wurde, als von den übrigen Israeliten. Daß die Gelehrten wegen der Buchstaben, welche die Phönizier und Hebräer gebraucht haben, nicht einig sind, ist schon oben angeführt worden. Man hält die jetzigen Hebräischen Buchstaben für Chaldäisch, und diejenigen, die man auf den alten Münzen findet, für Samaritanische Schriftzeichen, Ob übrigens Jacob und seine Familie schon in Kanaan die Schreibekunst gehabt haben, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, eben so wenig die Meinung einiger Gelehrten, daß das alte Aegyptische und Aethiopische Alphabet von dem Phönizischen abstammen, indem die Schriftzeichen auf den Mumien mit den Samaritanischen auf den alten Münzen, bei der Vergleichung beider, übereinkommen, wie auch schon oben angeführt worden ist. Uebrigens soll diese alte Phönizisch-Aegyptische oder Aegyptisch-Phönizische Schrift diejenige seyn, deren sich die Kanaaniter bedient haben und die man die Samaritanische nennt. Hieronymus will dieses mit einer alten Tradition bestätigen, nach welcher die alten Samaritaner oder Kanaaniter das Tau in Form eines Kreuzes gezeichnet haben. Auch Büttner zeigt in seinen Vergleichungstabellen, daß das Tau in der alten Phönizisch-Aegyptischen Schrift wirklich die angeführte

und daher rühre auch die Ausdauer, weil ihre Begeiſterung nicht nachließ, weil ſie nicht in ihrer Lebensart verweichlicht, weil ihre Zeit nicht mit tauſenderlei andern Dingen zerſplittert war, die jetzt nur Alles in Eile betreiben, nur Alles flüchtig entwerfen und aufführen läßt. Auch war ihr Beobachtungsgeiſt weit ſchärfer, ihre Gefühle weit energiſcher, ihr Wille weit mächtiger, daher dieſe koloſſalen Schöpfungen, die uns ſo mächtig beim Anblicke, ja bei dem bloßen Leſen, ergreifen, und uns die Gegenſtände unſerer Zeit, gegen jene gehalten, nur in Miniatur erblicken laſſen. Proben der Poeſie, ſowohl der Araber, als auch der Indianer, ſind ſchon oben, unter Sprache (Arabiſche) und Sprache (Indiſche), gegeben worden, woraus man den Reichthum an poetiſchen Ausdrücken erſehen wird. Derſelbe Reichthum herrſcht nun auch in allen Nordiſchen Poeſien, nur ſind es ganz andere Bilder, die hier aufgeſtellt werden, wie ſie die Natur des Nordens gegen die ſüdliche giebt. Auch in den neuern Sprachen, ſowohl des Morgen- als des Abendlandes, zeichnen ſich mehrere durch Reichthum an poetiſchen Ausdrücken aus, wie z. B. die Sprache der Afghaniſtaner im Morgenlande, und in den Abendländern die Italieniſche, Spaniſche und auch zum Theil die Deutſche Sprache. Man muß übrigens den Ausdruck: poetiſche Sprache, im rechten Sinne dieſer Benennung nehmen, indem man darunter nicht die Poeſie allein verſteht; denn dieſe hat eine jede Nation, indem mit derſelben ihre Kultur anfängt, ſondern den Reichthum an erfundenen, anziehenden, prachtvollen Worten, welche die erhabenen, auf uns einwirkenden Naturſcenen ſo bezeichnen, daß ſie auf den Leſer gleiche Empfindungen hervorbringen, ohne übrigens eine poetiſche Einkleidung, ein poetiſches Gewand zu erhalten; jede Naturſchilderung in einer blühenden Sprache, ohne Sylbenmaaß und ohne den Reim; denn dieſe

erheben ſchon eine gewöhnliche Sprache, geben derſelben Klang und Fluß. Eine ungebundene Rede kann nur dadurch einen poetiſchen Charakter erhalten, wenn ſie die Empfindungen, die ſie bei dem Hörer und Leſer hervorbringen ſoll, durch ſchöne klangvolle Worte und Ausdrücke, ohne Uebertreibung, gleichſam in uns durch einen Zauberſchlag erregt. Ein Beiſpiel eines Aufſatzes in einer poetiſchen Sprache, iſt ſchon oben, unter Sprache und Sprachkunſt, S. 279, angeführt worden. Hier noch ein Muſter einer poetiſchen Sprache, aus der Reiſe des Grafen Leopold zu Stollberg in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sizilien (Bd. 1, S. 71).

Früh, mit Sonnenaufgang, fuhren wir über die Rheinbrücke von Conſtanz. Heller als in den vorigen Tagen hoben ſich die Berge, auch die entfernteſten. Die Schwaben und Schweizer ſagen alsdann, die Gebirge öffnen ſich und erwarten Regen oder Gewitter. Am Zellerſee hinfahrend, überſahen wir alle Gebirge, die den ganzen Bodenſee kränzen, von den einige Stunden weit vor uns liegenden drei einzelnen Bergen, Hohentwiel, Hohenkreg und Hohenſtoffel, bis zu den entfernteſten Gebirgen des Tyrol. Sehr hell ſahen wir auch eine Kette von Schneegebirgen. Etwa eine Stunde von Schaffhauſen ſahen wir den Rhein im Thale, zwiſchen waldigen Ufern und ſtark rauſchend, mit ſmaragdgrünen und durchſichtigen Wogen, lauter wie Wein, nach ſeinem Bade im Bodenſee. Die Höhe eines Berges im Walde über dieſen Strom, trennt das Deutſche Reich, nicht Deutſchland, eine halbe Stunde vor Schaffhauſen, von der Schweiz. Nahe bei Schaffhauſen iſt der Rhein ſehr reißend und rauſchet über Felſen. Schon in früheren Zeiten ſtanden hier Häuſer, in welche Waaren gelegt wurden, die von den höheren Gegenden, Bünden, Lindau, Conſtanz ꝛc., mit dem Strome gekommen waren, und wegen des nahen Rheinfalles hier ausgeladen wurden, welche Häuſer nachher der Stadt ihren Namen gaben. Am Nachmittage beſuchten wir den Rheinfall. Wie

ſoll ich Dir den beſchreiben! Er läßt jede Beſchreibung weit hinter ſich, jede Vorſtellung, ſelbſt die Erinnerung. Ich ſah ihn zum dritten Male, aber mit eben dem Staunen, mit welchem ich ihn das erſte Mal geſehen hatte. Er überraſchte den Mann, wie er den Jüngling überraſcht hatte. Ich ſcheine Dir etwas zu ſagen, und ich ſage Dir nichts, wenn ich Dir erzähle, wie der breite Strom zwiſchen hohen Felſen, die mit Laubholz bewachſen ſind, in einer ungeheuren Schaummaſſe, durch welche hier und da die grüne Farbe der gewölbten Fluthen ſchimmert, mit betäubendem Getöſe und fliegendem Ungeſtüm, tief herunterſtürzte, wie drei in ungleicher Entfernung mitten aus ſeinem Waſſerfalle vorragende, mit immer erſchüttertem Gebüſche belaubte Felſen, ihm nicht ungeſtraft, ſondern ausgehöhlt und durchlöchert entgegen ſtarren, ſeinen Sturz theilend und verherrlichend. Auf dem minder hohen Felſenufer, zur rechten Seite des Waſſers, ſteht, im Schaffhauſner Gebiet, eine Drahtmühle, gegenüber, im Gebiete des Kantons Zürich, ſteht das Schloß Laufen auf einem weit höheren Felſen. Zuerſt zeigt man Fremden den Rheinfall von der Seite der Drahtmühle, wo ſchon der Anſtaunende freudig geſchreckt wird; dann führt man ihn einen ſchmalen krummen Pfad, unter Bergen, am gerundeten Becken des Stromes hin, bis er, gerade dem Rheinfalle gegenüberſtehend, gewahr wird, daß die Katarakte, welche er eben anſtaunte, nur zwiſchen dem Ufer und einem Felſen, der ſich mitten aus dem Strome emporthürmt, gebildet werde, und etwa den fünften Theil des Waſſerfalls ausmache. Hier ſieht er den ganzen Strom zwiſchen den Felſenufern und drei verinſelten Klippen gedrängt, herunterſtürzen. In einem ſchmalen Nachen wird man dann unten, der Katarakte vorbei, auf tanzenden Wogen, nach der Zürcher Seite hinübergebracht. Hier iſt unter dem Schloſſe Laufen ein Gerüſt bis in den Waſſerfall hineingebaut. Vor einem Thürchen, deſſen Schlüſſel im Laufner Schloſſe verwahrt wird, ſtehſt Du ein Weilchen und hörſt mit Ungeduld den Donner des Stroms, bis das Thürchen geöffnet wird, und Du nun

unmittelbar an dem ſtürzenden Strome ſtehſt. Hier ergreift Dich ein mächtiges Staunen; es iſt Dir, als müßteſt Du hinunter gewirbelt werden in die Tiefe. Von der Eile der ſtürzenden Wogen kannſt Du Dir keinen Begriff machen. Die mit Eile des Blitzes heruntergeſchmetterten Fluten ſpritzen hoch auf. Ein Nebel, dick und weiß, wie der Rauch aus Schmelzhütten, erfüllt die Gegend; weit umher beben und träufeln alle Büſche der felſigen Ufer, und beim Sonnenſchein ſpielen Farben des Regenbogens im Schaum und im aufſteigenden Nebel. Kein Schauſpiel der Natur hat mich je ſo ergriffen. Meiner Sophie wankten die Kniee und ſie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe ſchaute ſtill und unverwandt nach dem Strome hin, welcher auch dadurch, daß er die andern Gegenſtände in aufſpritzende Nebel hüllet, der einzige Gegenſtand des Auges wird. Grauenvolles, doch ſeliges Staunen hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar die gegenwärtig wirkende Gottheit. Mit dem Andenken an die geoffenbarte Macht und die Herrlichkeit Gottes, wandelte mich die Empfindung ſeiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir, als gingen die Herrlichkeiten des Herrn vor mir vorüber, als müßte ich hinſinken auf's Angeſicht, und ausrufen: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig! Wir waren ſchon ziemlich weit auf dem Rückwege, ehe wir unſer Stillſchweigen unterbrachen; und nur als wir uns abgekühlt fühlten von der Glut der Empfindung, warfen wir im Geiſte einen flüchtigen Seitenblick auf den Weltweiſen, welcher den Rheinfall ſah, und mit kalter Bedenklichkeit fragen konnte: wozu er nütze? Ein Weltweiſer beantwortet ſo vieles, was ein Weiſer nicht beantwortet, mag er denn auch fragen, wie ein Weiſer nicht fragen würde: der Menſch lebt nicht von Brod allein, mein Herr! Wenn ſie für höhere Bedürfniſſe, für erſchütternde Wonne beim Anblick der großen Natur keinen Sinn haben, ſo verſöhnen ſie die nützliche Drahtmühle mit einer der herrlichſten Naturerſcheinungen. — Ehe wir von Schaffhauſen abreiſeten, beſuchten wir noch einmal den Rheinfall, und wurden abermals überraſcht von

der Größe des Schauſpiels. Es iſt wirklich von der Art, daß es, je öfter man es ſieht, deſto ſtärker wirkt. —

Die Sprache dieſer Stelle der Stollbergſchen Reiſe iſt poetiſch und dabei doch ganz natürlich, ohne beim Anblick ſo großer Naturſcenen im gerechten Staunen auch der Feder freien Lauf zu laſſen und Bild auf Bild zu häufen, wie ſolches ſo vielen Schriftſtellern wiederfährt, wenn ſie Naturſcenen ſchildern, von denen ſie ergriffen waren; ſie wollen ſie dann dem Leſer ſo vorführen, als der Eindruck auf ſie geſchah, und verfallen dabei in Uebertreibungen, häufen Bild auf Bild, werden ſchwülſtig, ſo daß ihre Beſchreibung dem Leſer keinen Genuß gewährt, eher eine gewiſſe Bangigkeit oder ein Jähnen, leider! Folge der Ueberladung. Die poetiſche Sprache muß daher zwar Bilderreich, aber doch nicht mit Bildern überladen ſeyn, ſie muß keine Härten beſitzen, ſondern leicht und gefällig ſich hören und leſen laſſen. Erfüllt eine Sprache dieſe Anforderungen an dieſelbe, ſo kann man ſie als vollkommen poetiſch nennen; denn darin beſteht die Poeſie, daß ſie bei allem Schmucke doch klar und deutlich den abgehandelten Gegenſtand beleuchtet; Maaß und Reim dienen nur als Rahmen.

Was die eigentliche poetiſche Sprache, die gebundene Rede, betrifft, ſo iſt ſolche unter Dichtkunſt, in D, übergangen und unter Poeſie, in P., nur dem Namen oder die Benennung erklärend berührt worden, obgleich die Poeſie, als zur Kunſtgeſchichte gehörend, ſo gut wie die Redekunſt, Rhetorik, Th. 121, S. 390 u. f., eine weitere Erklärung ihres Weſens und ihrer Wirkung, da ſie doch die hauptſächlichſte Bildnerin der Sprache genannt werden kann, verdient hätte. Hier nur ein Umriß ihres Weſens, was ihre Eigenſchaft und Wirkung anbetrifft, ſo wird das Nöthige darüber unter Volks-

poeſie, in V., vorkommen. Unter poetiſcher Sprache oder gebundener Rede verſteht man eine nach der Länge und Kürze ihrer Sylben abgemeſſene Sprache, welche Abmeſſung man Sylben- oder Versmaaß nennt, und dann hat man noch den Reim, der in den männlichen und weiblichen zerfällt. Man gebraucht in der poetiſchen Sprache ſowohl rhetoriſche, als grammatiſche Figuren. Zu den Erſteren gehören: die Trope oder das Bild; die Metapher oder das fortgeſetzte Bild; die Parabel oder das Gleichniß; die Allegorie; die Metonymie oder Vetauſchung nach der äußeren Verwandtſchaft; die Synekdoche oder Vetauſchung nach der innern Verwandtſchaft; die Metalepſe oder die Vetauſchung des Folgenden mit dem Vorhergehenden; die Proſopopöie oder Perſonendichtung; die Apoſtrophe oder unerwartete Anrede; der Klimax oder die Aufſtufung; die Hyperbel oder Uebertreibung, der Pleonasm oder Ueberfüllung; die Ellipſe oder Auslaſſung; die Periphraſe oder Umſchreibung; das Epithet oder Beiwort; die Hypotypoſe oder Ausmalung; die Antitheſe oder der Gegenſatz; die Anapher oder Wiederholung; die Alluſion oder Anſpielung; die Antonomaſe oder der Namentauſch; die Onomatopöie oder die Tonnachahmung; der Euphemism oder die Milderung. — Zu den Letztern, den grammatiſchen Figuren, gehören: die Apokope oder Verbeiſſung; die Synkope oder Verſchluckung; die Diäreſe oder Verlängerung; die Aphäreſe oder Verkürzung; die Eliſion oder Vereinung; der Archaism oder das veraltete Wort; die Inverſion oder Verkehrung der Wortfolge; die Anaſtrophe oder Veränderung der Wortfolge. Dann hat die gebundene Rede den Rhythmus, welches ein dem Ohre angenehmer Wortfall iſt, wobei die Höhe und Tiefe des Tons in

einer Deutſchen Proſodie (Berlin, 1786), S. 6 u. f. in Beziehung auf den Wortton:

Wenn der erſte Reiz des Affekts vorüber iſt; wenn das ruhige Nachdenken wieder an deſſen Stelle tritt; dann häufe man die Tonhöhe, das Verweilen der Stimme und den Nachdruck auf die bedeutende Sylbe, weil ſich unſere Sprache mehr zum Gedanken, als zum Empfindungsausdrucke neigt. Sie ſchärft die Denkkraft auf einen Hauptpunkt hin und vernachläßiget daher gewiſſermaßen das Umſtehende. Die weniger bedeutenden Sylben kommen dann gegen die bedeutendſten faſt gar nicht mehr in Betracht; die Sprache eilt, ſo ſchnell ſie kann, darüber hinweg, um auf den bedeutendſten Sylben deſto länger und mit deſto mehr Nachdruck verweilen zu können. Sie läßt ſich daher in dieſem ihr eigenen Streben nach der bedeutendſten Sylbe hin, ſich weder durch gehäufte Konſonanten, noch durch einen Doppellaut oder ſonſt irgend einer Schwierigkeit in der Ausſprache aufhalten. Wir ſagen ohne Mühe und Anſtoß: Durchbrechung, und laſſen das durch eben ſo ſchnell und überwegeilend hören, wie das ge in Gewöhnung, obgleich das durch wohl noch einmal ſo viel Zeit zu ſeiner Ausſprache, als die leichte Vorſchlagsſylbe ge zu erfordern ſcheint, oder wirklich ſo viel Zeit erfordert, wenn man genau darauf hört und jeden einzelnen Buchſtaben gehörig austönen läßt; daher klingt auch Gewöhnung beſſer, als Durchbrechung, welches Letztere eine gewiſſe Härte in den Klang des Wortes legt, welche Härte zugleich den Begriff des Wortes ausdrückt, wie z. B. Durchwehen, Durchſäuſeln. Die Sprache ſcheint alſo hier nicht ohne Urſache, die ſchon an ſich rauh klingenden Konſonanten gehäuft zu haben, um das Gewaltſame, welches in dem Begriffe liegt, gewiſſermaßen zu bezeichnen. Uebrigens giebt es dergleichen Wörter in allen Sprachen, welche durch ihren Klang ſcheinbar die Begriffe bezeichnen; auch haben die Dichter jeder Nation von dieſen Wörtern, wo ſie konnten, einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen geſucht. Die Häufung der Konſonanten kann daher in ſolchen Fällen, wo in ihr et-

was Maleriſches liegt, ſogar eine Schönheit des Ausdruckes ſeyn. Wenigſtens hat dieſe Anhäufung der Konſonanten in einem Worte wohl an und für ſich nichts Hartes, ſobald die zuſammengedrängten Laute Zeit haben, gehörig auszutönen, wie dieſes in den alten Sprachen der Fall war, wo man ſich gar nicht an die Bedeutung der Sylben kehrte, ſondern die Stimme auf der Sylbe am längſten verweilen ließ, worauf ſie am längſten verweilen mußte, wenn jeder einzelne Laut gehörig austönen, und weder dem Ohre, noch dem Sprachwerkzeuge die mindeſte Gewalt angethan werden ſollte. Bei uns, den Deutſchen, ſcheint gerade der umgekehrte Fall zu ſeyn; wir kehren uns weder an das Ohr, noch an die Sprachwerkzeuge, ſondern laſſen, trotz beiden, auf der bedeutendſten Sylbe die Stimme am längſten verweilen, wenn ſie auch nach dem Baue der Sprachwerkzeuge in weit kürzerer Zeit ausgeſprochen werden könnte, als die unbedeutenderen Sylben, die neben der bedeutendſten ſo kurz wie möglich ausgeſprochen werden, um dieſe dadurch noch mehr herauszuheben, und dieſes iſt es, was die Härte verurſacht. Unſere Sprache iſt daher eine vortreffliche Sprache für den Verſtand, aber nicht für das Ohr, welches mit einer Menge ganz von einander verſchiedner einzelner Laute, die in eine kurze Sylbe, wie z. B. durch, in Durchbrechung, zuſammengedrängt ſind, auf einmal übertäubt wird, ſtatt daß ihm dieſe einzelnen Laute, eben ſo, wie die Sylben, gleichſam zugezählt werden ſollten, indem man die Sylbe ſo lang tönen ließe, bis ſich die Laute, einer nach dem andern, ohne Mühe aus den Sprachwerkzeugen entwickelten, und ſich auf dieſe Weiſe ſanft in unſer Ohr einſchlichen. Die Alten zählten dem Ohre ihre einzelnen Laute wirklich eben ſo zu, wie die Sylben, zwei unmittelbar auf einander folgende Konſonanten oder zwei zu einem Doppellaute in einander fließende Vokale machten bei ihnen eine Sylbe lang, ſie mochte nun im Anfange, in der Mitte oder am Ende eines Wortes, oder allein ſtehen; ſie mochte bedeutend oder unbedeutend ſeyn; auf Sylben wie durch und keit, hätte bei ihnen in jeder Zuſammenſetzung die Stimme verweilen müſſen. Wenn gleich zuweilen

zu der beſondern Abſicht des Dichters mehrere an ſich hart klingende Konſonanten zuſammengeſtellt wurden, um etwa den Gegenſtand zu malen, ſo mußten ſie doch immer gehörig austönen und dem Ohre zugezählt werden können. Bei uns iſt es aber, wie ſchon bemerkt worden, gerade umgekehrt, wie bei den Griechen und Römern. Die Bedeutung greift bei uns überall ein und zerſtört Verhältniß, Harmonie und Wohlklang; ſie läßt die Stimme über eine unbedeutende Sylbe hinſchlüpfen, hinſchreiten oder hinraſſeln, das Ohr mag dabei zurecht kommen, wie es will; in dieſer unbedeutenden Sylbe mögen nun zwei, oder drei, oder vier Konſonanten unmittelbar auf einander folgen, oder zwei in einen Doppellaut zuſammengefloſſene Vokale, die Stimme mit Gewalt aufhalten, das Alles kommt nicht in Betrachtung, ſobald eine Sylbe zufälliger Weiſe neben einer andern ſteht, die bedeutender iſt ꝛc. Andere neuere Sprachen, wie z. B. die Engliſche und Franzöſiſche, haben doch noch eine große Anzahl ihrer Konſonanten in der Ausſprache unterdrückt, und eine große Anzahl ihrer Doppellaute in einfachtönende Selbſtlaute verwandelt. Wir aber ſprechen alles aus, was wir ſchreiben, und nehmen uns dazu doch nicht die gehörige Zeit, es auszuſprechen. Statt daß wir dieſes auf eine ſanfte, einſchmeichelnde, das Ohr nicht übertäubende Art thun ſollten, laſſen wir die Zunge über drei oder wohl gar vier Konſonanten, um nur je eher je lieber zu der bedeutenden Sylbe zu kommen, hinwegraſſeln, daß einem, der nicht von Kindheit auf daran gewöhnt iſt, nothwendig die Ohren davon gellen müßten, wenn er z. B. hört, daß man die Sylbe durch, in Durchbrechen, mit eben der reißenden Schnelligkeit, wie die Sylbe ge in gelungen, ausſpricht. Iſt es denn etwas anders, was die Franzöſiſche Sprache ſanfter und wohlklingender, als die Deutſche und Engliſche macht, als weil ſie die unangenehme Kolliſion zwiſchen der Bedeutung und dem natürlichen Sylbenmaaße zu vermeiden, und das Ohr mit dem Verſtande auszuſöhnen geſucht hat, indem ſie die Doppellaute au, ei, ai ꝛc. in einfach tönende Selbſtlaute verwandelt, die unmittelbare Folge mehrerer Konſonanten auf einander durch die Ver-

ſchlingung des Letztern häufig verhindert, und das m und n am Ende zu einem ſanft-überfließenden Tone gebildet hat, damit, wenn es ſich fügte, daß eine Sylbe mit einem Diphtong oder einem doppelten oder dreifachen Konſonant, durch die ſo oft unvermeidliche Zuſammenſtellung mit einer bedeutendern verknüpft, und alſo kurz ausgeſprochen wurde, die dadurch entſtehende Härte nicht ſo merklich ſeyn möchte. Deswegen iſt ſelbſt noch die Engliſche Sprache zuweilen ſanfter und wohlklingender, wie die Deutſche, weil ſie ſo Manches verſchweigt, was die Deutſche mit Mühe und Anſtrengung in einer Sylbe, die oft durch die Zuſammenſtellung kurz wird, ausſpricht, wie z. B. das gh in night, die Nacht, daß der Deutſche ſo ſorgfältig hören läßt, damit gar nicht zur Schonung des Ohres etwa ein zu zarter Laut auf Koſten der Bedeutung verloren gehe? Was macht den Versbau der Alten ſo unnachahmlich ſchön, als die ſorgfältigſte Beobachtung des natürlichen Sylbenmaaßes, welches ſich auf die Zahl der auszuſprechenden einzelnen Laute oder auf die leichtere oder ſchwere Artikulation derſelben gründet? Nirgends findet da die Stimme einen Aufenthalt, wenn ſie über kurz auszuſprechende Sylben leicht hinwegſchlüpft, und wo ſie auf einer Sylbe verweilt, ſie es unwillkührlich thut, weil ſie entweder durch mehrfache Konſonanten gehemmt oder durch den laugtönenden Diphtong ſchwebend erhalten wird. Und was bringt ſelbſt in unſere Sprache noch hin und wieder einigen Wohlklang, als die zufällige Beobachtung jener alten Regel des natürlichen Sylbenmaaßes, wie z. B. in Geliſpel, Wonnegeſang! Daß wir Verſe, wie die Alten, in unſerer Sprache machen können, iſt gewiß, nur ſind rauhe Verſe für ein verwöhntes oder gebildetes Ohr ſchrecklich, wenn dieſes gleich ein unverwöhntes und ungebildetes Ohr nicht findet. Wie daher unſere Sprache hat Verſe hervorbringen können, da ſie wirklich kein beſtimmtes Sylbenmaaß hat, iſt ſchwer zu begreifen; denn ohne beſtimmtes Sylbenmaaß laſſen ſich doch keine Verſe oder ein nur wiederkehrender gleichmäßiger Sylbenfall denken, weil Sylbenmaaß und Sylbenklang von einander unzertrennlich ſind. Jede nach ihrem Beſtand-

theile wohlabgemeſſene Sylbe iſt auch wohlklingend, und daher iſt Wonnegeſang auch wohlklingender wie Mutter Natur, weil ſich in dem letztern zwiſchen die beiden kurzen Sylben in der Mitte zwei Konſonanten drängen, welche die ſchnelle Ausſprache derſelben hemmen und erſchweren. Weil nun bei den Alten ſo etwas der Regel nach nicht ſtatt fand, ſo floß Sylbenmaaß und Wohlklang bei ihnen in eins zuſammen, oder vielmehr die Geſetze des Wohlklanges ſchrieben ihnen ſelbſt ihr Sylbenmaaß vor. Bei ihnen würde die Stimme auf der Sylbe ter, in Mutter Natur, wegen der Hemmung durch die beiden unmittelbar auf einander folgenden Konſonanten r und n, eben ſo lange, wie auf der Sylbe mut verweilt haben, und wir würden es eben ſo machen, wenn wir mit unſern Gedanken der Ausſprache folgten, und uns ihr gleichſam überließen, ſtatt daß wir jetzt mit dem Gedanken der Ausſprache vorgreifen und auch den Theil der Zeit auf die bedeutende Sylbe hinnehmen, welche eigentlich einer folgenden Sylbe gebührte, deren einzelne Laute nun nicht gehörig ausklingen können. Das Zeitmaaß der einen Sylbe greift in das Zeitmaaß der andern, daher entſteht das unvermeidliche Harte in unſerm Versbau. Könnten wir uns bei der Ausſprache unſerer Sylben mehr leidend verhalten; könnten wir gleichſam von ſelbſt einen Laut nach dem andern aus den Sprachwerkzeugen ſich entwickeln laſſen, wie in Wonnegeſang, ſo hätten wir das Sylbenmaaß der Alten, wir hätten eine Sprache und einen Vers für das Ohr. Allein unſer immerwährendes gewaltſames Streben, den Hauptgedanken durch das bedeutendſte Wort, und in dieſem Worte wieder durch die bedeutendſte Sylbe auszudrücken, verdirbt Alles, ſobald es auf Harmonie und Wohlklang ankommt. Es macht, daß wir gewöhnlich nicht nur die Länge, ſondern auch zugleich die Höhe des Tons auf die bedeutende Sylbe ſetzen, ſo daß die unbedeutende Sylbe ter in Mutter beinahe ganz verſchlungen wird, indem ſie nur ſchwach und dunkel nachſchallt. Wollten wir nun die Sylbe ter wegen der darauf folgenden beiden Konſonanten auch lang ausſprechen, ſo würden wir dieſes weder gewaltſamer Weiſe thun, indem wir ſie

zugleich aus ihrer ſonſt gewöhnlichen Unbedeutſamkeit herauszuheben ſuchte, und damit würden wir Alles verderben; denn weil wir uns einmal gewöhnt haben, jede Sylbe, welche die Tonhöhe und die Länge zugleich hat, für eine bedeutende Sylbe zu halten, ſo würde es uns ſcheinen, als ob die zweite Sylbe in Mutter gleichbedeutende Kraft mit der erſten erhalten hätte; es würde alſo wider den Verſtand geſündiget, ohne daß das Ohr befriediget worden wäre; denn weil wir die bedeutenden Sylben immer länger dehnen, als es die Anzahl ihrer Buchſtaben erfordert, und ſie nun zum Maaßſtabe der zweiten lang auszuſprechenden Sylbe machen, ſo dehnen wir dieſe auch länger, als wir ſollten, und erhalten dadurch zwei zu lange Sylben, da wir ſonſt nur eine zu lange hätten, deren Zeitmaaß durch die folgenden zwei kurzen Sylben noch einigermaßen wieder ins Gleichgewicht gebracht wurde. Könnten wir uns daran gewöhnen, die Hauptſylbe immer länger und die Nebenſylbe immer kürzer auszuſprechen, als es die leichteſte Bildung ihrer einzelnen Laute in den Sprachwerkzeugen erfordert, oder könnten wir vielmehr mit dem Gedanken und der Empfindung der Ausſprache folgen, und griffen derſelben nicht immer vor, ſo würden wir auch ein natürliches beſtimmtes Sylbenmaaß, wie die Griechen und Römer, haben. Alle unſere Längen haben aber den Fehler, daß ſie zu lang, und unſere Kürzen, daß ſie zu kurz ſind.

Das hier Geſagte, auf unſere Sprache bezogen, ſcheint nicht ganz unrichtig zu ſeyn, wenn der Versbau der Alten bloß mechaniſch in unſerer Sprache nachgebildet werden ſoll; wenn aber poetiſches Gefühl und Empfindung den Dichter leiten, ſo wird auch der Versbau in unſerer Sprache nichts Hartes haben, weil ſchon das dichteriſche Gefühl die richtige Länge und Kürze der Sylben, ohne beſonderen Maaßſtab anzulegen, trifft. Es geht hier dem Dichter, wie dem Landſchaftsmaler, der die Perſpective, ohne ſie theoretiſch ſtudiert zu haben, ohne ſie nach den Regeln der

Theorie conſtruiren zu können, doch durch die Praktik, durch ein praktiſch geübtes Auge und das richtige Gefühl der Natur-Perſpective, richtig in ſeiner Landſchaft anbringt, und ſie oft mit dem Vorgrunde in eine ſchönere Harmonie oder Uebereinſtimmung ſetzt, als der gelehrte Maler oder derjenige Maler, der die Theorie der Perſpective ſtudiert hat; des Erſteren richtiges Kunſtgefühl leitet ihn ganz ſicher in der Fernmalerey. Dieſes ſey aber darum hier nicht geſagt, um die Theorie des Versbaues, ſo wie die Theorie der Perſpective beim Landſchaftsmalen nicht zu wiſſen nöthig zu haben; denn es iſt auch gut, wenn man dieſe Theorien kennt; allein dieſe Theorien ohne Genialität und Beruf anzuwenden, würde nur hölzerne Gedichte und Landſchaften liefern, denen man den Zwang, die mechaniſche Form bei jedem Zuge anſähe; daher kann man den künſtlichen Versbau von dem natürlichen leicht unterſcheiden; Letzterer hat Fluß und iſt das, was er wirklich ſeyn ſoll: ein vom Dichter wahrhaft empfundenes Produkt; Erſterer hat lauter Härten und iſt bloß ein ängſtlich nachgeahmtes Produkt. Eine jede ausgebildete Sprache, ja eine jede Naturſprache, wenn ſie nur artikulirt werden kann, eignet ſich zum Versbaue; auch findet man denſelben bei allen Völkern in der früheſten Jugend ihrer Sprache; alle Bardenlieder oder Bardengeſänge haben mehr oder weniger einen geregelten Versbau; und warum ſollte unſere kräftige Sprache, die Deutſche, ſich nicht zu dem Versbaue der Alten eben ſo gut eignen, wie einige andere neuere Sprachen? Es liegt alſo hier mehr an dem Dichter, als an der Sprache. Die Alten waren ganz Ohr oder hatten bloß Gehör für den abgemeſſenen Vers, die Neuern für den Reim, und hierin liegt wohl hauptſächlich der Grund, daß unſere abgemeſſenen Verſe, beſonders der Hexameter, oft ſo holprig klingt, weil in uns das Gefühl dafür gar nicht geweckt und ausgebildet iſt, wie es bei

den Römern der Fall war. Wir haben nur Gefühl für den Reim. Unſeren Hexametern ſieht man es gleich an, daß ſie ſchulgemäß, aber nicht nach dem Gefühle gebildet worden ſind. Läge das Gefühl für dieſen Versbau ſo in uns, wie in den Alten, ſo würden ſich die paſſenden Füße, das Metrum, ſchon von ſelbſt finden; allein ſo werden ſie dazu wie bei den Haaren herbeigeholt, uud daher fehlt den Verſen immer der gehörige Rythmus. Uns ſtehen die Worte nicht gleich ſo zu Gebote, wir müſſen ſie erſt ſuchen, und da unſer Gefühl, unſer Ohr keine rechte Empfindung für dieſe Versart in der eigenen Sprache hat, ſo fehlen wir auch in den Füßen, und brauchen eine Sylbe da lang, wo ſie kurz, und ſo umgekehrt gebraucht werden ſoll. Machen wir dagegen Verſe in Lateiniſcher Sprache, ſo haben ſie den Rythmus, welches daher kommt, daß uns die Proſodie beim Leſen der Römiſchen Dichter ſchulgemäß gelehrt worden iſt, wir werden daher ganz mit dieſem Versbaue vertraut. Dieſes iſt aber nicht ſo der Fall mit unſerer Mutterſprache, die, beſonders früher, auf den Sprachgymnaſien faſt ganz vernachläßiget wurde, und daher war an eine Deutſche Proſodie gar nicht zu denken. Man überließ es jedem ſelbſt, ſich mit dieſem Zweige der Deutſchen Sprache zu befaſſen, und daher kam es denn auch, daß man den Reim zur Dichtkunſt weit bequemer fand, weil man bei demſelben nicht an ein ſo genaues Metrum gebunden iſt, und ſich hierbei das fließende lyriſche von ſelbſt findet; nicht ſo iſt es mit unſern heroiſchen und elegiſchen Verſen, wenn ſie die Einkleidung wie bei den Alten erhalten, ſie ſind dann immer ſchwerfällig, haben wenig Fluß, welches aber nicht an oder in der Sprache liegt, ſondern an dem Dichter ſelbſt, der den Stoff nicht einzukleiden wußte, kein Gefühl für dieſes Metrum der Alten in eigener Sprache hatte. Man kann alſo hierbei auch nicht

dem Deutſchen vorwerfen, daß er nur den Gedanken feſt halte, an dieſem klebe, und darüber die Empfindung vergeſſe, mit der er ausgedrückt werden ſoll, ihn alſo bloß ganz kalt hinſtelle, und alſo den Gedanken mit der Empfindung nicht zu vereinigen wiſſe, welches in der Sprache liege, die mehr eine Sprache des Verſtandes, als der Empfindung ſey. Dieſer Satz wird auch vollkommen durch die Römer und ihre Sprache widerlegt; denn bei einer Nation, die ſo zu ſagen im Kriege erzogen wurde, deren ganze Staats-Verfaſſung nur unter Kämpfen entſtand und in Kämpfen erhalten wurde, konnte die Sprache doch wohl nur durch den Verſtand ausgebildet werden, nicht durch die Empfindung, wie bei einer ſchwärmeriſchen, ſchwelgeriſchen, nur Wolluſt athmenden Nation, deren Erholung nur in rauſchenden Vergnügungen und Luſtbarkeiten beſteht, und dennoch ſind die Verſe der Römer ſo harmoniſch, beſitzen ſie ſo viel Fluß und Klang. Und wenn wir auch annehmen, daß ihre vorzüglichſten Dichter in einer Epoche auftraten, wo der kriegeriſche Geiſt ſchon ſo ziemlich verraucht, die Nation ſchon verweichlichet war, ſo konnte doch die ſchon gebildete Sprache nicht eben ſo ſchnell einen andern Charakter annehmen, ſich ganz umgeſtalten, und die Poeſie nur aus der Empfindung hervorgehen und den Gedanken nur wie von fern durchſcheinen laſſen, wie Moritz ſolches bei der Poeſie der Griechen und Römer angiebt; nur die durch die ſpäteren ruhigen, den Künſten und Wiſſenſchaften ſo günſtigen, Zeiten mehr geweckten Empfindungen vereinigten ſich mit der Sprache des Verſtandes, und dadurch entſtand der Rythmus in ihrer Dichtkunſt, wozu die Empfindung den Dichter leitete. Auch iſt ſchwer zu begreifen, wie der Gedanke der Empfindung ſo untergeordnet ſeyn ſollte, wie der Text der Muſik; denn die Muſik kann ohne Text beſtehen und auf den Menſchen ergreifend wirken, aber

nicht der bloße Versbau, der Rythmus ohne Gedanken, wohl aber beſteht Letzterer ohne jenen, beide wirken aber vereint auf das Gefühl, wo der Gedanke nur allein den Verſtand beſchäftigen würde. Wenn die Alten bei der künſtlichen Zuſammenſtellung der Sylben, um die Länge und Kürze im Versbaue zu bewerkſtelligen, ſich die kühnſten Verſetzungen der natürlichen Wortfolge erlaubten, ſo kam dieſes bloß auf's Gehör an, ſie waren an dieſe Verkehrung der Wortfolge in Verſen gewöhnt, es geſchah bei ihnen unbeſchadet des Gedankens. Auch bei uns würde dieſes haben geſchehen können, wenn wir gleich beim Anfange der Bildung unſerer Sprache daran gewöhnt worden wären; jetzt ſind wir aber verwöhnt; jede falſche Stellung der Worte empfindet gleich unſer Gehör, ſie macht einen Uebellaut, ſelbſt bei einem noch ſo harmoniſchen Versbaue; dagegen iſt unſere Sprache wieder ſehr reich an Wörtern und Ausdrücken; wir dürfen daher nur mit dieſem Wörterſchatze vertraut ſeyn, um unſere Gedanken mit eben der Empfindung ſo rythmiſch in unſerer Sprachform auszudrücken, als es die Alten in ihrer Sprache durch Verſetzung der Wörter thaten. Wer daher im Versbaue fehlt, wer das Metrum nur ſchwerfällig herausbringt, kennt den Wörterreichthum ſeiner Sprache nicht, weiß ſeine Gedanken, der Empfindung zum Nutzen, nicht einzukleiden; denn nur dadurch iſt eine vollkommen poetiſche Sprache möglich. — Das Weſentliche der poetiſchen Sprache in gebundener Rede beſteht demnach in den mannigfaltigen Verhältniſſen, worin man die kurzen mit den langen Sylben auf eine dem Ohre angenehme Art abwechſeln läßt; der harmoniſche Uebergang von einer Sylbe zur andern. Hebt ſich nun der Vers mit einer langen Sylbe an, auf welche eine kurze Sylbe oder mehrere kurze Sylben folgen, ſo bietet ſich der Maaßſtab der langen Sylbe dar, indem nach dem Ausſprechen

der langen Sylbe die darauf folgende kurze dagegen tönt, ſo bekommt man das Maaß von der verhältnißmäßigen Dauer der langen Sylbe, wonach der Fall, die kurze Sylbe, erfolgt; wird aber der Vers mit einer kurzen Sylbe angefangen, worauf eine lange folgt, ſo geſchieht die Betonung gleichſam mittelſt eines Sprunges, indem man von der kurzen zur langen Sylbe übergeht. Von der langen zur kurzen Sylbe entſteht ein Fall, wie Sänger, und von der kurzen zur langen ein Sprung, weil man gleichſam einen Anſatz nimmt, um zur langen zu kommen, wie Geklirr. Der Fall iſt ſanfter und harmoniſcher, der Sprung dagegen raſcher und lebhafter; der Fall hat etwas Natürliches uud Leichtes, weil er ſich gleichſam von ſelbſt ereignet, der Sprung dagegen etwas Gezwungenes, und entſteht gleichſam durch den Druck, wie eine verborgene elaſtiſche Feder durch den Druck hervorſpringt. So iſt es auch in der Zuſammenſetzung mehrerer Sylben oder mehrſylbiger Wörter. Zwei lange Sylben neigen ſich ihrer Langſamkeit wegen mehr zum Falle, als zum Sprunge, und zwei kurze Sylben ihrer Schnelligkeit wegen mehr zum Sprunge, als zum Falle, ob ſie gleich in Anſehung ihrer Dauer völlig gleich ſind. Die Sprache der Poeſie hat demnach folgende Verſsfüße; an zweiſylbigen: 1) den Trochäus oder Wälzer, auch Choreus genannt, eine lange von einer kurzen Sylbe gefolgt, — ⏑, Liebe, Schimmer; 2) den Jambus oder Schleuderer, eine kurze vor eine lange Sylbe geſetzt, ⏑ —, Gewinn, Geklirr. In dieſen beiden einfachen Versfüßen, der Trochäe und der Jambe, liegen alle übrigen Versfüße oder Sylbenmaaße, ſie mögen zuſammengeſetzt ſeyn wie ſie wollen; daher iſt jede Zuſammenſetzung von Sylben entweder trochäiſch oder jambiſch, neigt ſich entweder zum Falle oder zum Sprunge. 3) Den Spondeus oder Tritt,

zwei lange Sylben, — —, Liebreiz, Feldſchlacht; er neigt ſich mehr zum Falle und nähert ſich dem Trochäus. 4) Den Pyrrhichius oder Läufer, zwei kurze Sylben, ⏑ ⏑, unter; er neigt ſich zum Sprunge und nähert ſich dem Jambus. — Von drei Sylben: 1) Den Trybrachis oder Dreigekürzten, drei kurze Sylben, ⏑ ⏑ ⏑, bitterlich; er neigt ſich wegen ſeiner Schnelligkeit zum Sprunge und nähert ſich dem Jambus. 2) Den Moloſſus, oder Schwertritt, drei lange Sylben, — — —, Sammelplatz; er neigt ſich mehr zum Falle und liegt dem Trochäus näher, als dem Jambus. 3) Den Amphymacer oder Zweilängigten, auch Kretikus genannt, zwei lange und in der Mitte eine kurze Sylbe, — ⏑ —, Vaterland, Seligkeit; er neigt ſich zum Falle, und iſt dem Trochäus verwandt. 4) Den Amphybrachis od. Zweigekürzten, zwei kurze und in der Mitte eine lange Sylbe, ⏑ — ⏑, Gedanke, Gelispel; er neigt ſich zum Sprunge und iſt dem Jambus verwandt. 5) Den Daktylus oder Fingerſchlag, eine lange und zwei kurze Sylben, — ⏑ ⏑, Nachtigall, Glücklicher; er neigt ſich zum Falle. 6) Den Anapäſt oder Gegenſchlag, zwei kurze und eine lange Sylbe, ⏑ ⏑ —, offenbar; er neigt ſich zum Sprunge und nähert ſich dem Jambus. 7) Den Bacchius od. Stürmer, eine kurze und zwei lange Sylben, ⏑ — —, Umarmung, er nähert ſich dem Jambus. 8) Den Palimbachius oder Schwerfall, zwei lange und eine kurze Sylbe, — — ⏑, Allvater; er iſt dem Trochäus verwandt. — Von Vierſylbigen: 1) Den Procelevmatikus oder Doppelſchlag, vier auf einander folgende kurze Sylben, ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, ruhendere; er iſt dem Jambus verwandt und neigt ſich zum Sprunge. 2) Den Diſpondeus oder Doppeltritt, vier auf einander folgende lange Sylben,

— — — —, Umtriebszeitmaaß; er iſt dem Trochäus verwandt und neigt ſich zum Sprunge. 3) Den Choriambus oder Aufſprung, welcher aus dem Trochäus und aus dem Jambus zuſammengeſetzt iſt, und dem man den Namen Aufſprung gegeben hat, weil er ſich vom Falle wieder erhebt; er hat zwei lange und in der Mitte zwei kurze Sylben, — ⏑ ⏑ —, Silbergetön, Wonnegefild, er iſt dem Trochäus näher verwandt, als dem Jambus, und einer der wohlklingendſten metriſchen Füße; denn die beiden kurzen Sylben, welche in der Mitte zuſammenſtehen, meſſen nicht nur die vorhergehende erſte, ſondern auch die nachfolgende letzte lange Sylbe auf die natürlichſte und leichteſte Art ab, oder vielmehr der Choriambus mißt ſich ſelber ab, indem er das Lange vor und nach tönen läßt, und das Kurze in die Mitte bringt. Er hat hierin mit dem oben angeführten Amphymacer oder Zweilängigten einige Aehnlichkeit, der ſich auch durch die kurze Sylbe in der Mitte, aber nicht auf eine ſo vollſtändige Art, wie der Choriambus abmißt. Da ſich in dem Choriambus gerade die beiden Hauptfüße, welchen alle übrigen untergeordnet ſind, vereinigen, ſo läßt ſich aus ihm vorzüglich die Theorie der metriſchen Füße entwickeln, in wie fern ſie ſich mehr zum Falle oder zum Sprunge, mehr zum Jambus oder Trochäus neigen. 4) Den Antiſpaſt oder Gegenzug, zwei kurze und in der Mitte zwei lange Sylben, ⏑ — — ⏑, Gereinigtes; er neigt ſich mehr zum Jambus, weil er mit dem Sprunge anhebt, und die gewaltſamſte und ſchwerſte, ſo wie der Choriambus die natürlichſte und leichteſte Sylbenſtellung ausmacht; er iſt nach Moritz ein wahrer Gegenzug, indem uns der Sprung vorwärts, der Fall aber wieder rückwärts zieht; ſtatt aufs Neue zu ſteigen, wozu wir den Anfang gemacht haben, müſſen wir auf einmal wieder plötzlich ſinken; daher entſteht das Harte, Disharmoniſche und Zwangvolle dieſes metriſchen Fußes; denn

es iſt weit natürlicher ſich vom Falle wieder zu erheben, als aufzuſpringen und zu fallen. In dem Choriambus wird das Steigen durch den Fall gleichſam vorbereitet, welches auch der natürliche Gang des Verſes iſt. Der Choriambus macht daher die größte Harmonie, ſo wie der Antiſpaſt die größte Disharmonie unter den metriſchen Füßen aus. Der Amphibrachis oder Zweigekürzte, ſcheint mit dem Antiſpaſt einige Aehnlichkeit zu haben, weil auch die lange Sylbe in die Mitte und die beiden kurzen an die Enden gebracht worden ſind; allein dieſer Fuß klingt nicht disharmoniſch, wenn man ihn gegen den Zweilängigten oder Amphymacer hält; das macht, weil in dem Amphybrachis das Gewaltſame des Sprunges durch das Sinken in der letzten kurzen Sylbe wieder gemildert wird; denn der Sprung geſchah hier nicht um zu ſinken, wie bei dem Antiſpaſt, ſondern das Sinken in der letzten kurzen Sylbe ſcheint nur der abgebrochene Anlauf zu einem neuen Sprunge zu ſeyn, den der Jambus willig aufnimmt. 5) Den Dijambus oder Doppelwurf, zwei zuſammengeſetzte Jamben, ⏑ — ⏑ —, Beleidigung, Geheimnißkram. Dieſer vierſylbige Fuß hat für das Ohr nichts Widriges, weil nur der erſte Sprung durch keinen Fall vorbereitet iſt, ſondern durch die Vorſchiebung der kurzen Sylbe vor die lange bewirkt wird, der folgende Sprung dagegen ſchon durch ein leichtes Sinken von der langen zu der kurzen vorbereitet, und das Gewaltſame deſſelben dadurch gemildert wird. 6) Den Dichoreus oder Doppelfall, zwei zuſammengeſetzte Trochäen, — ⏑ — ⏑, Trinkgelage, Frauenzimmer; er nähert ſich ſchon mehr der Harmonie des Choriambus, weil er ſich auch mit dem Fall erhebt, und nur die eine kurze Sylbe, die eigentlich in der Mitte ſtehen und eine Aufſchlagsſylbe ſeyn ſollte, ans Ende wirft und zu einer Schlußfallsſylbe macht. 7) Den Jonikus a minori oder

Vorſchläger, zwei kurze und zwei lange Sylben, ⏑ ⏑ — —, Gelegenheit, und den Jonikus a majori oder Nachſchläger, zwei lange und zwei kurze Sylben, — — ⏑ ⏑, entledigen, wovon der Erſte die beiden kurzen Sylben aus der Mitte vorwegnimmt und auf dieſe Weiſe den zuſammenklingenden Schlußfall und Aufſchlag in einen ſchnellen Anlauf verwandelt; der Letztere ſie aber ans Ende ſtellt und den harmoniſchen Schlußfall und Aufſchlag in einen ſchnellen Ablauf verwandelt. Dieſes wären nun alle die Zuſammenſtellungen, welche von zwei kurzen und zwei langen Sylben möglich ſind; da aber auch drei kurze und eine lange, und drei lange und eine kurze Sylbe, jede noch auf vielerlei Art zuſammengeſetzt werden können, ſo bekommt man dadurch acht neue Zuſammenſtellungen von Sylben und metriſchen Füßen, die ſich von den vorangehenden weſentlich unterſcheiden. Dieſe ſind der Peon oder Tänzer, der aus einer langen und drei kurzen Sylben beſteht, die wieder auf viererlei Art unter ſich verſetzt werden können, und der Epitrit oder Dreiſchlag, der aus drei langen und einer kurzen Sylbe beſteht, die wieder auf viererlei Art unter ſich verſetzt werden können, ſo daß die kurze Sylbe in der Ordnung die erſte, die zweite, die dritte oder die vierte iſt, und auf dieſe Weiſe auch der Epitrit oder Dreiſchlag ſich in den erſten, zweiten, dritten und vierten Epitrit, ſo wie auch der Peon oder Tänzer, ſich in den erſten, zweiten, dritten und vierten Peon theilt. Bei dem erſten Peon ſtehen die Sylben: — ⏑ ⏑ ⏑; bei dem zweiten: ⏑ — ⏑ ⏑; bei dem dritten, auch Didymeus genannt: ⏑ ⏑ — ⏑; bei dem vierten: ⏑ ⏑ ⏑ —. Bei dem erſten Epitrit oder Dreiſchlag: ⏑ — — —; bei dem zweiten, auch Karikus genannt: — ⏑ — —; bei dem dritten: — — ⏑ —; bei dem vierten;

— — — ⏑. Hier noch eine Ueberſicht aller oben angeführten Versfüße oder metriſchen Sylben.

Versfüße, die ſich zum Falle neigen.

Der Trochäus — ⏑
" Spodeus — —
" Moloſſus — — —
" Amphymacer — ⏑ —
" Daktylus — ⏑ ⏑
" Polimbachius — — ⏑
" Diſpondeus — — — —
" Dichoreus — ⏑ — ⏑
" Jonikus a majori — — ⏑ ⏑
" Choriambus — ⏑ ⏑ —
" Peon (1) — ⏑ ⏑ ⏑
" Epitrit (2) — ⏑ — —
" " (3) — — ⏑ —
" " (4) — — — ⏑

Versfüße, die ſich zum Sprunge neigen.

Der Jambus ⏑ —
" Pyrrhichius ⏑ ⏑
" Trybrachis ⏑ ⏑ ⏑
" Amphibrachis ⏑ — ⏑
" Anapäſt ⏑ ⏑ —
" Bacchius ⏑ — —
" Proceſevmatikus ⏑ ⏑ ⏑ ⏑
" Dijambus ⏑ — ⏑ —
" Jonikus a minori ⏑ ⏑ — —
" Antiſpaſt ⏑ — — ⏑
" Peon (2) ⏑ — ⏑ ⏑
" " (3) ⏑ ⏑ — ⏑
" " (4) ⏑ ⏑ ⏑ —
" Epitrit (1) ⏑ — — —

Von dieſen Versfüßen ſind im Deutſchen am gebräuchlichſten oder kommen bei Dichtern am häufigſten

vor: der Jambus, Trochäus, Spondeus, Daktylus, Anapeſt, Amphibrachis, Amphimacer, Bacchius, Polimbacchius, Choriambus und der Peon.

Von Versmaaßen kommen am häufigſten vor: 1) das Heroiſche Versmaaß. a) Der Hexameter. An Füßen wechſeln darin Daktylen, Spondeen und Trochäen willkührlich mit einander ab, nur iſt der fünfte immer ein Daktyl, wie z. B. in dem Gedichte von Voß: Der Frühlingsmorgen einer Braut:

Duftig in | lauterer | Bläue zer | floß in | Silber das | Frühroth;
Und ſchon | ſonniger | glomm mit | farbigem | Thaue der | Gärten u. ſ. w.

Zäſuren oder Wortzerſchneidungen durch den Fuß am Ende des zweiten und vierten Gliedes erhöhen den Wohlklang. — b) Der Alexandriner. Sechs bis acht Jamben oder Trochäen, mit einem Hauptabſchnitte in der Mitte, oft mit Reimen, meiſt männlichen mit weiblichen wechſelnd, wie in dem Gedichte von Lichtwehr: Die ſeltſamen Menſchen.

Ein Mann, | der in | der Welt | ſich treff | lich um | geſehn,
Kam endlich heim von ſeiner Reiſe. u. ſ. w.

2) Das elegiſche Versmaaß, in welchem der Hexameter mit dem Pentameter wechſelt. Fünf Füße, vier Daktylen, oder Spondeen, oder Trochäen, in der erſten Hälfte willkührlich wechſelnd, und zwei halbe Spondeen in der Mitte und am Ende. In der Mitte iſt ein Hauptabſchnitt, und die zweite Hälfte hat zwei Daktylen, wie in der Gnome des Hilarius: Die Führer auf dem Strome des Lebens:

Wie die | Sonne der | Welt ſo | harrt auf dem | Strome des | Lebens

Deines goldenen Licht's, Freude! der ſchiffende Menſch.
u. ſ. w.

3) Das lyriſche Versmaaß, welches ſehr mannigfaltige Füße hat. An reinen Füßen, ohne Miſchung, hat man: a) das Jambiſche, wie in dem Gedichte: Mitgefühl, von Sophie Mereau.

Wer nicht, | voll rei | ner Men | ſchenhuld,
Mit ra | ſcher, ſchö | ner Un | geduld
Der Brü | der tie | fes Lei | den ſieht,
Und thä | tig es | zu lin | dern glüht; u. ſ. w.

b) Das Trochäiſche, wie in dem Gedichte: Die Fröhlichkeit, von C. F. Cramer.

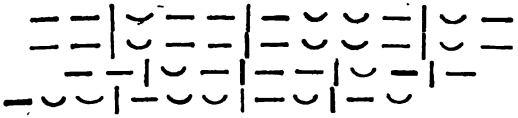
Wem vom | Zauber | des Ge | ſanges
Nicht das | Herz vor | Freude | ſchwillt,
Wem der Reiz des Silberklanges
Nicht die Sinne alle füllt,
Deſſen Seele ſchuf im Grimme
Kalt und fühllos die Natur!
Ihn bewegt der Ehrfurcht Stimme,
Ihn der Glanz des Goldes nur.

c) Das Daktyliſche, wie in dem Gedichte: Sei nicht vorſchnell, von Karoline Rudolphi.

Sende nicht | Worte mit | fliegender | Eile:
Zürnende | Worte ſind | brennende | Pfeile,
Tödten die | Ruhe der | Seele ſo | ſchnell.
Schwer iſt's zu heilen und leicht zu verwunden
Schnell iſt's verloren, doch wiedergefunden,
Wiedergefunden ward nimmer ſo ſchnell.

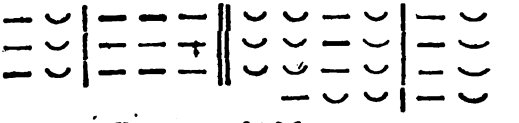
Von gemengten oder gemiſchten lyriſchen Versmaßen hat man: a) das alzäiſche, wie in dem Gedichte: An ſeine Fanny, von Klopſtock.

Wenn einſt | ich todt bin, | wenn mein Gebein | zu Staub
Iſt ein | geſunken; | wenn Du mein Au | ge nun
Lang ü | ber mei | nes Le | bens Schick | ſal
Brechend im | Tode nun | ausge | weint haſt; u. ſ. w.



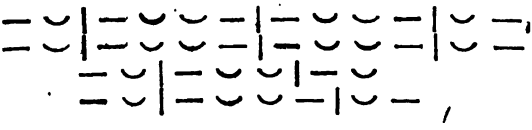
b) Das Sapphiſche, wie:

Bäche | rollt ſanft hin || unter grünen | Zweigen,
Wo des | Hains Nacht jetzt || in den ſchwülen | Tagen
Eure | Fluth ſanft kühlt || und die leiſen | Wellen
murmelnd ſich | brechen.



c) Das Choriambiſche, eine der angenehmſten Versarten, welche der Deutſchen Sprache am angemeſſenſten zu ſeyn ſcheint, wie:

Schön iſt | Mutter Natur | deiner Erfin | dung Pracht,
Auf die | Fluren verſtreut | ſchöner ein froh | Geſicht,
Das den | großen Ge | danken
Deiner | Schöpfung noch ein | mal denkt.



Da ſich, wie Moritz ſehr richtig anführt, unſere Sprache immer lieber vom Falle zum Sprunge erhebt, oder in welcher ſich die aufeinander folgenden Längen nicht gut lange empor halten können, ohne ſich zum Falle zu neigen, von welchem ſie dann wiederum ſo ſchnell, als möglich, emporzuſteigen ſtreben, ſo ſind das jambiſche, trochäiſche, daktyliſche und choriambiſche Versmaaß für den Deutſchen Versbau die leichteſten und natürlichſten, welche ſich, ohne ſehr geſuchte künſtliche Zuſammenſtellungen von Sylben, gleichſam wie von ſelbſt darzubieten ſcheinen. Die häufigen Wörter in unſerer Sprache mit ganz kurzen Endſylben,

als lieben, geben, und mit ganz kurzen Vorſchlagsſylben, als geliebt, vertraut, machen uns die Bildung des choriambiſchen Versmaaßes durch die Sylbenſtellung äußerſt leicht. Daher wäre es ſehr gut für Deutſche Dichter, wenn ſie ſich dieſes Versmaaßes, das unſerer Sprache, der Deutſchen, ſo angemeſſen iſt, am häufigſten bedienten, weil es, wie ſchon oben bemerkt worden, eins der ſchönſten und wohlklingendſten iſt. Ein Mehreres über den Versbau und über das Terzet, Quadrain, der Ottaverime, Dekarime ꝛc., wird unter Verskunſt, in V, vorkommen. — Was die verſchiedenen Dichtungsarten, die didaktiſche, epiſche, dramatiſche und lyriſche Poeſie betrifft, ſo ſehe man darüber die Artik. Volkspoeſie u. Verskunſt, in V, nach.

In der Dichtkunſt der Alten diente der Ausdruck des Gedankens durch die Worte und Sylben, als Längen und Kürzen betrachtet, der Empfindung zur Unterlage, und in der Dichtkunſt der Neuern dienen ihr die Gedanken ſelbſt, in ſo fern ſie als Haupt- und Nebenideen betrachtet werden, zur Unterlage. Statt daß alſo die Proſodie der Alten ſich damit beſchäftigte, die Länge und Kürze der Sylben, nach der Anzahl und Beſchaffenheit ihrer einzelnen Laute, in jener Zuſammenſtellung genau zu beſtimmen, beſchäftiget ſich unſere Proſodie vorzüglich damit, die Verhältniſſe der einzelnen Gedanken gegeneinander, als Haupt- und Nebenideen, in allen Fällen zu beſtimmen, weil die Empfindung in unſerer Poeſie den Ausdruck der Ideen nicht nach den Sylben, ſondern die Sylben nach den Gedanken abmißt. Da nun das Hauptwort, nach Moritz, ſchon an und für ſich ſelbſt in jeder Zuſammenſtellung den Hauptgedanken bezeichnet, ſo ſteht es in proſodiſcher, eben ſo wie in grammatikaliſcher Hinſicht oben an, es kann, wenn es einſylbig iſt, nie eine Nebenſylbe werden, und alſo auch nie kurz gebraucht werden, den Fall ausgenommen, daß es in einem zuſammengeſetzten Worte ſeine eigentliche Würde als Hauptwort verliert und zu einer bloßen Anhangsſylbe wird, wie in Eichbaum, Goldſtaub ꝛc.; ſo oft es allein ſteht und kurz gebraucht wird, iſt es ein Fehler gegen die Hauptgrundregel der gebundenen Rede: das Bedeutendere durch das längere Verweilen mit der Stimme auf demſelben, vor dem Unbedeutenderen heraus-

zuheben, und da nun nichts bedeutender, als das Hauptwort ſeyn kann, ſo muß auch die Stimme länger auf dieſem, als auf dem, was vor oder nach demſelben ſteht, verweilen. Das einſylbige Hauptwort weicht daher in der Sylbenſtellung keinem andern einſylbigen Worte, es ſey von welcher Art es wolle, ſondern es bleibt das vorherrſchende; denn wenn es ſich fügen ſollte, daß ein anderes einſylbiges Wort von gleicher bedeutender Kraft, auf dem die Stimme gleichfalls weilen muß, neben das einſylbige Hauptwort zu ſtehen kommt, ſo kann dieſes doch nie eine kurze Sylbe werden, ſondern beide Sylben tönen dann gleich lang, und machen einen Spondeus aus. Auf das einſylbige Hauptwort folgt das einſylbige Beiwort oder Adjectivum, welches mit dem Erſteren gleichen proſodiſchen Werth hat und mit ihm zwei lange Sylben, einen Spondeus, bildet. Das Adjectivum oder Beiwort wird in dieſem Falle als Nebenwort oder Adverbium gebraucht; denn ſobald es mehrſylbig iſt, wird es ſchon durch ſich ſelbſt in Anſehung der Länge und Kürze der Sylben beſtimmt, und gehört nicht hierher. Nach dem Beiworte folgt nun in proſodiſcher Rückſicht das Zeitwort oder Verbum, nach dieſem das Empfindungswort oder die Interjektion, hierauf das Nebenwort oder Adverbium, dann das Hülfsverbum, darauf die Conjunktion oder das Bindewort, auf dieſes das Pronomen oder Fürwort, dann das Vorwort oder die Präpoſition, und zuletzt der Artikel. Dieſe Rangordnung der Wörter in proſodiſcher Hinſicht iſt ſo leicht und natürlich, daß man nur ſein Gefühl zu Rathe ziehen darf, um ſie jedesmal herauszufinden und das Fehlerhafte in der Sylbenſtellung zu bemerken. Das Zeitwort wird gegen das Haupt- und Beiwort ſtets kurz gebraucht, gegen alle übrigen Sprachtheile lang, und wenn es auch neben dem Haupt- und Beiworte lang bleibt, ſo verkürzt es doch dieſe nicht. Das Empfindungswort iſt gegen das Nebenwort, das Hülfszeitwort, das Bindewort, das Fürwort, das Vorwort und den Artikel lang, und kurz nur gegen das Haupt-, Bei- und Zeitwort, und ſo verhalten ſich auch die übrigen zu einander. — Die Vorſchlags- und Anhangsſylben ſind an und für ſich ſchon durch ihre nothwendige Stellung gegen die Hauptſylbe

kurz und können durch keine Zuſammenſtellung lang werden. Daß übrigens dieſe proſodiſche Schätzung der Sylben oder einſylbigen Wörter nach ihren Verhältniſſen zu einander, in Anſehung der Bedeutung, oder nach ihrer grammatikaliſchen Unterordnung, nicht bloß willkürlich angenommen, ſondern in der Natur der Sache gegründet iſt, beweiſet uns unſer Gefühl; denn Niemand wird z. B. leicht ſagen: Ach, Freund! — ⏑, ſondern: Ach, Freund! ⏑ —, und dieſes aus dem Grunde, weil das Empfindungswort gegen das Haupt-, Bei- und Zeitwort kurz iſt, dagegen lang gegen alle übrigen Redetheile; z. B. Ach da kommt er, — ⏑ — ⏑; gegen das Hülfszeitwort: ach, iſt nun dein Gram entflohn? — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | —; gegen das Bindewort: ach, als noch das Veilchen blühte! — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑; gegen das Fürwort: ach, du warſt mein Freund! — ⏑ | — ⏑ | —; gegen das Vorwort: ach, auf dieſer Flur! — ⏑ | — ⏑ | —, und gegen den Artikel: ach, der Tag erwacht! — ⏑ | — ⏑ | —; gegen die Vorſchlagsſylbe: ach, verzeihe! — ⏑ | — ⏑. Das Haupt- und Beiwort hat mehr Gedankenfülle, als das Zeitwort, weil jenes den Begriff von dem Gegenſtande ſelbſt mit ſeinen Eigenſchaften, dieſes aber nur den Begriff von den Modifikationen und den Veränderungen deſſelben in ſich faßt. Das Nebenwort oder Adverbium hat weniger Gedankenfülle, als das Zeitwort, weil es nicht eine Veränderung oder Beſchaffenheit eines Gegenſtandes, ſondern nur die Beſchaffenheit von der Veränderung eines Gegenſtandes oder einen Nebenumſtand bei dieſer Veränderung bezeichnet, z. B. wie: bald weint aus euch der Schmerz, wo weinen irgend eine Veränderung an einem Gegenſtande, und bald nur eine Beſchaffenheit oder einen Nebenumſtand bei dieſer Veränderung bezeichnet, und daher gegen weint mit Recht kurz iſt. Das Nebenwort hat aber wieder mehr Gedankenfülle, als das Hülfszeitwort, weil es immer irgend eine beſtimmte individuelle Beſchaffenheit oder einen Nebenumſtand bei einer durch das Zeitwort bezeichneten Veränderung ausdrückt.; das Hülfszeitwort dagegen nur eine ganz unbeſtimmte und allgemeine Modifikation der durch das Zeitwort bezeichneten Veränderung anzeigt, als: bald wird nun dein

Gram verſchwinden, wo bald ein individueller und beſtimmter, wird hingegen nur ein ganz allgemeiner und unbeſtimmter Nebenbegriff bei verſchwinden iſt, und alſo weniger Idee oder weniger Gedankenfülle als der Begriff bald enthält. Der Interjektion oder dem Empfindungsworte muß wieder das Nebenwort weichen, weil dieſe mehr als einen bloßen Nebenumſtand oder Beſchaffenheit einer durch das Zeitwort bezeichneten Veränderung in ſich faßt, und ſo geht es auch mit den übrigen, daß immer eins dem andern nach dem Hauptbegriffe weicht. Die Präpoſition wird in unſerer Sprache oft zum Hauptbegriffe erhoben, und die Hauptbegriffe zu bloßen Modificationen erniedriget, als Vorſchlag, — ⏑, wo ſchlag, welches doch einen beſtimmten und individuellen Begriff in ſich faßt, zur Modification eines allgemeinen Begriffes gemacht wird. Moritz ſagt: dieſes liegt ganz in dem Geiſte unſerer Sprache, die uns immer zum abſtrakten Denken nöthiget, und uns von dem Einzelnen und Wenigumfaſſenden, auf das Allgemeine und Vielumfaſſende unwillkührlich hinzieht. Wir wollen in den Wörtern Vortritt, Vorſchlag, Vorgang, uns z. B. die Hauptbegriffe von Tritt, Schlag, Gang lieber als Modificationen von dem Begriffe vor denken, indem wir Hauptwörter zu Anhangsſylben von einer Präpoſition machen, als daß wir vor eine bloße Modification der Begriffe von Schlag, Tritt und Gang ſeyn ließen. Dieſes kommt hauptſächlich daher, daß wir unter der Rubrik vor, mehr als unter der Rubrik Schlag, zuſammenfaſſen können, indem es weit mehr Veränderungen giebt, die ich mir unter der einen Richtung vor denken, als verſchiedene Richtungen, die ich mir bei einer und derſelben Veränderung denken könnte; kurz, weil es mehr Zeitwörter, als Vorwörter giebt. Die Reihe der Vorwörter, womit Schlag z. B. zuſammengeſetzt werden könnte, iſt nicht groß, als Vorſchlag, Anſchlag, Aufſchlag, Zuſchlag, Gegenſchlag ꝛc.; aber größer diejenigen Wörter, welche mit vor zuſammengeſetzt werden können. Man muß daher das Mannigfaltigere und weniger Umfaſſende, unter das Einfachere und Mehrumfaſſendere ordnen, und die Präpoſition zu einem Hauptbegriffe machen. Macht man die Prä-

poſition in der Zuſammenſetzung eines Wortes zum Nebenbegriffe, ſo entſteht ein ganz anderer Sinn, als wenn man ſie zum Hauptbegriffe macht, als: umgehen, und einen Ort umgehen; Jemanden in einem Boote überſetzen, und ein Buch überſetzen; etwas überlegen, und eine Sache überlegen ꝛc. Bei dem Ueberſetzen über einen Fluß iſt das über der herrſchende Gedanke; bei dem Ueberſetzen eines Buches iſt es hingegen nur eine untergeordnete figürliche Idee, und das ſetzen der Hauptbegriff. Zwiſchen überlegen und überlegen iſt eben ein ſolcher Unterſchied; denn bei dem Ueberlegen einer Sache in meinen Gedanken, iſt das über auch nur eine untergeordnete figürliche Redensart, da hingegen das figürliche Legen, oder die Ordnung, worein ich meine Gedanken zu bringen ſuche, der Hauptbegriff iſt. Zwiſchen umgehen und umgehen iſt es eben ſo; denn ich umgehe einen Ort, den ich auch umreiten und umfahren ꝛc. könnte; hier iſt alſo das Gehen der Hauptbegriff, und um nur als eine zufällige Modifikation deſſelben zu betrachten; ſagt man aber zu Jemanden, er ſoll umgehen, ſo will man ihn mehr auf das um, als auf das Gehen aufmerkſam machen, und das um iſt hier der Hauptgedanke und das Gehen nur eine bloße Modifikation; denn es ſoll hier bloß die Krümmung angedeutet werden, welche Jemand ſtatt der geraden Linie wählt, um zu irgend einem Ziele zu gelangen. So wie man die Vorwörter in der Zuſammenſetzung eines Wortes gern zum Hauptbegriffe erhebt, ſo thut man es auch in Anſehung der verneinenden Entgegenſetzung, welche durch un bezeichnet wird; ſo man ſagt undankbar, unfreundlich, ungütig, obgleich man auch wieder ſagt: unendlich, unzählig, unſchätzbar ꝛc., welche die grellſten Gegenſätze bilden. Weil unſere Sprache ſo reich iſt, und ſie ſich mehr zum Gedankenausdrucke, als zur Empfindung neigt, ſo ſuchen wir die Gegeneinanderſtellungen ſo auffallend, als möglich, zu machen, weil hierdurch die Gegenſtände am ſtärkſten verdeutlichet werden. Weil man ſich nun z. B. vor immer im Gegenſatze von nach, in, im Gegenſatze von aus ꝛc. denkt, ſo kommt es auch mit daher, daß wir das Vorwort in der Zuſammenſetzung eines Wortes gern zum Hauptbegriff erheben, und alſo lieber Vorſchlag im Ge-

genſatze von Nachſchlag, und Eingang im Gegenſatze gegen Ausgang ſagen; weil die Gegeneinanderſtellung der Begriffe, die wir gern herausheben wollen, hier nicht durch Schlag und Gang, ſondern durch vor und nach, ein und aus, bewirkt wird. Daher ſage ich auch im Gegenſatze gegen dankbar, undankbar, und hebe die Sylbe un durch den Ton heraus, weil durch ſie die Entgegenſtellung der Begriffe bezeichnet wird; ſie erhält daher auch den proſodiſchen Werth, der ſonſt eigentlich der Sylbe dank zukäme, mit welcher doch eigentlich der beſtimmteſte Begriff verbunden wird. Wenn das Wort undankbar verſylbig wird, als: undankbares Kind, ſo hebt die Sprache des Affekts oder der pathetiſche Ausdruck gern auch die Sylbe bar durch den Ton heraus, um den Nachdruck in dem Worte gleichſam zu verdoppeln:

undankbares Kind.
— ⏑ | — ⏑ | —

In ſo fern nur die Poeſie Sprache der Empfindung oder des Affekts iſt, bedient ſie ſich ebenfalls dieſer Freiheit, daß ſie in einem und demſelben Worte zwei lange Sylben annimmt, und auf dieſe Weiſe die bloßen Modificationen der Begriffe wieder eine gegen die andere heraushebt. Un iſt hier wegen der Gegeneinanderſtellung bedeutender oder mehr ausdrückend, als die eigentliche Begriffsſylbe dank, und bar iſt natürlicher Weiſe bedeutender, als die Endigungsſylbe es, wodurch nichts als der Uebergang oder die nothwendige Verbindung zwiſchen dem Bei- und Hauptworte bezeichnet wird. Der bloße Gedankenausdruck hebt dieſen letzten Unterſchied nicht beſonders heraus; er verkürzt alles Uebrige gegen die Hauptunterſcheidungsſylbe un, und lieſet daher:

undankbares | Kind.
— ⏑ ⏑ ⏑ | —

Wollte ich nun auch ſagen:

das unſchätzbare Glück
⏑ — | ⏑ — | ⏑ —

Wie ich undankbares Kind — ⏑ | — ⏑ | —, ſage, ſo würde dieſes fehlerhaft ſeyn, weil ich wohl undankbar — ⏑ ⏑, aber nicht unſchätzbar — ⏑ ⏑, ſondern unſchätzbar ⏑ — ⏑ ſage, alſo das Versmauß hier den gewöhnlichen Akzent ganz zerſtören würde,

indem es die Sylbe un lang machte, die ſonſt kurz iſt, und die Sylbe ſchätzt kurz machte, die ſonſt lang iſt. Hieraus gewahrt man, wie ſehr die Lehre vom Akzent in die proſodiſchen Regeln unſerer Sprache eingreift. Der Akzent iſt der Nachdruck, den wir auf irgend eine Sylbe im gewöhnlichen Reden legen, wodurch wir ſie vor den übrigen Sylben herausheben, indem wir länger mit der Stimme darauf verweilen. Weil nun dieſer Nachdruck faſt ohne Ausnahme immer auf die bedeutendſte oder eigentliche Begriffsſylbe in einem Worte fällt, ſo dient er dem Sylbenmaaße gleichſam zur feſten Unterlage, weil es in Anſehung der mehrſylbigen einzelnen Wörter durch ihn erſt beſtimmt wird, und ohne ihn ſchwankend und unbeſtimmt ſeyn würde. Dieſes gilt jedoch nur von dem Wortakzente, welcher eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen heraushebt, nicht von dem Redeakzente, welcher beim Herſagen oder Deklamiren eines Gedichts, einer Rede ꝛc. ein ganzes Wort unter den übrigen heraushebt, und darauf einen vorzüglichen Nachdruck legt. Letzterer kommt in dem Sylbenmaaße der gebundenen Rede nicht in Betracht, ſo lange ſich wirklich die Poeſie durch daſſelbe von der Proſa unterſcheidet, und ſo lange das Sylbenmaaß nicht ganz willkührlich ſeyn ſoll; daher kann der ſchwankende deklamatoriſche Akzent nicht den Sylben zur Grundlage dienen, welcher alles übrige gegen das Bedeutendſte verkürzt, und die Stimme unaufhaltſam und flüchtig darüber hineilen läßt. Wenn ſich nun das Sylbenmaaß nach dem deklamatoriſchen Akzent richten ſollte, ſo müßte es mit dem jedesmaligen Gemüthszuſtande des Redenden abwechſeln, und eben ſo veränderlich, wie dieſer Gemüthszuſtand, oder wie das Verhältniß der gegenwärtigen Ideenreihe gegen irgend eine vorhergegangene Ideenreihe ſeyn. Der willkührliche Redeakzent kann daher in der Beſtimmung des Sylbenmaaßes nicht in Betracht kommen, weil er immer erſt ſelbſt durch die Willkühr des Redenden beſtimmt werden muß. Der Wortakzent iſt aber einmal unabänderlich durch ſich ſelbſt beſtimmt, und kann alſo auch zur Beſtimmung des Sylbenmaaßes dienen; er iſt aber wegen der großen Menge der einſylbigen Wörter in unſerer Sprache dazu nicht hinreichend, wir müſſen ihn daher gleichſam fortzuſetzen ſuchen, in-

dem wir mehrere einſylbige Wörter wie die Sylben eines Wortes zuſammenſtellen, und auf dieſe Weiſe den Wortakzent nachbilden, indem wir zuſehen, auf welche Sylbe in dieſer Zuſammenſtellung der Ton fällt. Alles bezieht ſich daher in der gebundenen poetiſchen Sprache auf die Sylbenſtellung, worauf ſich alle proſodiſche Regeln unſerer Sprache gründen; und daher kann auch bei leidenſchaftlicher Ausſprache einſylbiger Worte, der Wortakzent durch den Redeakzent in unſerer Sprache nicht zerſtört werden, weil der Affekt nicht durch die Länge, ſondern durch die Höhe des Tons bezeichnet wird; alſo kann er auf eine kurze Sylbe geſetzt werden, ohne dieſelbe dadurch lang zu machen, weil Ton und Sylbenmaaß hier nicht ineinander fließt. Wir haben uns zwar gewöhnt in der Proſa die Höhe des Tons faſt immer auf die Länge zu ſetzen, weil wegen des deklamatoriſchen Akzents in der Proſa gar kein beſtimmtes Sylbenmaaß beobachtet wird, woher es denn auch kommt, daß wir in der gebundenen Rede, Poeſie, beim Ausſprechen einer kurzen Sylbe mit der Höhe des Tones uns geneigt fühlen, ſie zu gleicher Zeit zu verlängern, wodurch wir dann das Sylbenmaaß ſtören. Dieſes liegt aber bloß in der Angewohnheit und läßt ſich leicht entwöhnen, wenn man fleißig Verſe lieſet, und dabei die Stimme zu einer gewiſſen Biegſamkeit gewöhnt; man wird dann das Sylbenmaaß nicht auf Koſten des Akzents verletzen. Ein Mehreres über die poetiſche Sprache in gebundener Rede, ſ. unter Volkspoeſie und Verskunſt, in V.

(Der Beſchluß dieſes Regiſters der Sprachen im nächſten Theile.)

Ende des hundert und ſechzigſten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krauſe, Adler-Straße Nr. 6.